
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 April, 1879.

# Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder
# Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,
von
D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

## Neunzehnter Band.

Königsberg, 1838.
Gedruckt in der Hartungschen Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

## Zum Neujahr 1838.

Viel Glück zum neuen Jahre!
Du trautes Küstenland;
Vor allem Schaden wahre
Dich Gottes Vaterhand!
Aus Deinen Häfen sende
Viel Wimpel in das Meer,
Dein Strand den Bernstein spende,
Dein Wald ein Mastenheer.

Laß Deinen Honig quellen,
Die Heerden wohl gedeihn,
Die goldnen Aehren schwellen,
Die Seen fischreich sein;
In Deinem Schilfe kreise
Der Biber wieder neu *),
In Deinen Forsten schweife
Das Elen, still und frei.

---

*) Vid. Januar-Heft 1837 p. 58.

Viel Glück zum neuen Jahre,
Du Volk in diesen Gau'n!
Daß Gott Dir stets bewahre
Ein fröhliches Vertrau'n,
Ein kräftig reges Streben,
Den Sinn für Pflicht und Recht,
Ein arbeitsames Leben,
Von Lastern ungeschwächt!

Viel Glück zum neuen Jahre!
Du biedres Preußenland,
Das stets für alles Wahre
Und Große tief empfand;
Das Herder uns geboren,
Das einen Kant erzeugt,
Und nie vor Welschen Thoren
Den graden Sinn gebeugt.

Viel Glück und Gottes Segen!
Du treues Volk und Land,
Um das manch tapfrer Degen
Im heißen Kampfe stand.
Zerfielen auch die Festen
Aus Deiner Ritterzeit;
Es blieben Dir die besten:
Treu' und Gerechtigkeit.

W. v. S.

# I.

## Das Ordenshaus Lochstädt.

(Ein Beitrag zur genaueren Kunde des Samlandes.)

Vom Pfarrer Gebauer zu St. Lorenz.

---

Wer von dem Städtchen Fischhausen her den eine halbe Meile von ihm entfernten Hügel hinter dem sogenannten Rosenbüsche durch tiefen Seesand mühsam erklimmt hat, oder wer auf der entgegengesetzten Seite von Pillaus freundlichem Hafenorte kommend die nach ebenfalls ermüdendem Sandwege erquickenden Schatten des engbegrenzten Hegewaldes verlassen hat, erblickt vor sich altes Gemäuer, das düster auf den Wanderer niederschaut und vergeblich den Retter aus der Schmach sucht, zu welcher es die zerstörende Zeit verurtheilt hat. Es sind die Ueberbleibsel des Ordenshauses Lochstädt, welches einstens glänzender neben dem nun ganz verschwundenen Wirthschaftshofe prangte, ursprünglich aber zu kriegerischem Zwecke als Schutz für die Verbindung des Haffes mit der Ostsee sich erhoben hatte. Jedoch nur kurze Zeit hatte es hiezu gedient, als es seine Räume friedlicheren Zwecken öffnete und der Sitz des Pflegers und des Bernsteinmeisters ward. Jetzt fehlt der Schmuck, der es einstens zierte; nur wenige Ueberreste lassen ihn ahnen; auch haben nur zwei Seiten des Viereckes, welches es einstens bildete, die südliche und westliche, der gänzlichen Zerstörung widerstanden, aber auch sie tragen schon die Spuren derselben in so hohem Maaße an sich, daß ihr gänzlicher Verfall zu fürchten ist, obgleich noch Jahrhunderte vorüber gehen können, ehe auch der letzte Mauerstein verschwunden sein wird *). Mag das Andenken an

---

*) Der verstorbene Mediz.-Rath Hagen nennt zwar den Mörtel zerreiblich, dennoch ist er offenbar sehr fest, da die Mauern noch keine Spur von Zerstörung wahrnehmen lassen. Gewiß sind die fehlenden Schloßflügel

dieses einstens schöne Denkmal einer großen Vorzeit wenigstens durch die Schrift gesichert sein, und machen wir uns zuerst mit seiner Baulichkeit in jetziger Zeit bekannt, ehe wir seiner Geschichte unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Treten wir in den Schloßhof, den kein Pförtner mehr bewacht, keine Thorbude mehr beschützt, ja der nicht einmal mehr einen Ueberrest des einstigen hohen Einganges zeigt, so sehen wir links und vor uns die erwähnten übrig gebliebenen Flügel des alten Hauses; die beiden andern Seiten werden von neueren Wirthschaftsgebäuden zum Theil eingenommen, welche sich über den alten Grundmauern erheben. Der Theil vor uns läßt von außen erkennen, daß er der bewohnbare und bewohnte ist. Freilich nicht mehr in der alten Einrichtung steht er vor uns, denn manches Gemäuer, mancher plumpe Bogenbau und manche Balkenlage ist in späteren Zeiten eingefügt, wo ehemals luftigere Gewölbe sich erhoben. Zur Linken blickt traurig ein ehemals schöner Theil des Ordenshauses uns an. Hier wölbten sich der Konventssaal und andere Prunkgemächer empor *). Neben ihnen war zu frommer

---

abgebrochen. Die Festigkeit des Mauerwerks hätte ihr Bestehen zu jetziger Zeit noch gesichert. Es haben sich indessen darüber keine Nachrichten auffinden lassen. Bemerkenswerth ist, daß der genannte große Chemiker die Bestandtheile des Lochstättschen Mörtels, so wie vieler anderer alter Ordensbauten untersucht hat. Auf 100 Theile giebt er bei diesem 60,2 Sand, 26,1 Kalk, 13,7 Kohlensäure an. Vgl. Beitr. zur Kunde Preußens. Bd. 4. S. 160.

*) Ein geschlossener Ordens-Konvent hat wenigstens in den glücklichen Zeiten des Ordens hier nicht seinen Sitz gehabt, daher wird Lochstätt nicht als Komthurei angegeben, sondern nur als Pflegeramt. Die Pfleger waren wie die Komthure die Vorsteher der größeren Burgen mit Konventen, so die der kleineren und zugleich Verwalter der Ordensdomäne. Lochstätt stand unter dem Ordensmarschall als Komthur von Königsberg, oder unter dem Vogt von Samland. Das Amt des letzteren ging aber

Uebung des Hauses Kapelle gegründet. Sie hebt ihr Dach zur Auszeichnung über das des Hauses empor. Wahrscheinlich würde auch diese wie das des letzteren schadhaft sein, wenn sie nicht ihrer ehrwürdigen Bestimmung zurückgegeben worden wäre, indem sie jetzt den Versammlungsort der Lochstättschen Gemeine bildet, deren Geistlicher zu Tenkitten unfern den Ruinen der alten Kirche St. Albrecht wohnt. Unter ihr liegen tiefe unterirdische Gewölbe, vielleicht die Ruhestätten der entschlafenen Ritter. Wenigstens will man hier vor funfzig oder sechzig Jahren noch die Ueberreste von Särgen und Gebeinen gefunden haben. Die unerschütterlichen Grundgewölbe unter dem Konventssaale, in welchen augenscheinlich die Küche angebracht war, dienen jetzt zu Gelassen für Wagen und Angespann.

Ueber dem Eingange in das vermeintliche Leichengewölbe zeigt sich eine kleine kapellenartige Vertiefung, vielleicht einstens den Platz eines Heiligenbildes, angemessen verziert; daneben in der Mauer noch die Vertiefung einer jener künstlichen steinernen Wendeltreppen, die in den Ordenshäusern die Bewunderung erregen, und von denen wir ein Beispiel auch in Lochstätt in der kurzen Treppe sehen, die auf das Gewölbe der Kirche führt. Ging diese nun verschwundene in die Kirche hinab? oder leitete sie nach jenem Saale in dem abge-

offenbar ein, seit der Hochmeistersitz nach Königsberg verlegt wurde, wie schon früher die Aemter des Vogtes von Natangen und Ermland eingegangen waren. Sie hatten die Oberverwaltung in den Landschaften, ähnlich wie die Komthure in den Burgen. In Lochstätt scheint aber seit dem Frieden vor Thorn ein kleiner Konvent stattgefunden zu haben, wenigstens werden in der Orig.-Urkunde Lochsteto Assumtionis Mariae 1490 Bernhard Talheymer Bernsteinmeister, Herr Michel Targenaw Katbeß Herr, H. Christoph Röder Kosentbrüder genannt. Es waren daher wohl in dieser Zeit, da viele Burgen verloren gegangen waren, die Konvente auch auf die kleineren Häuser vertheilt. Die genannte Urkunde siehe im Geh. Archiv Schiebl. XXXVI. No. 3.

brochenen östlichen Theile des Schlosses, dessen mächtige Bogen sich noch jetzt an der Kirchenmauer abzeichnen? Wer weiß es.

Acht Fensterblenden nehmen die innere Seite dieses Theiles ein, unregelmäßig, wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten eingebaut, alle mit farbigen glasirten Ziegeln einstens eingefaßt, wie jene kapellenartige Vertiefung, die wir links erblicken. Nur zwei solcher Einfassungen sind noch übrig geblieben, und wie die verschwundenen so enthielten auch diese Sprüchlein in gothischen Zügen, deren Entzifferung nunmehr dem Verfasser gelungen ist, obgleich auch sie schon Schaden gelitten. Die vordere lautet:

**Benedigit st der Name Jhesu Christi**

die hintere:

**Mase ist czu allen Dingin gut** *).

Eine prächtige Vorhalle, deren Gewölbebogen auf jeder Seite auf vier Kragesteinen mit Engelsköpfen zusammenlaufen und aus welcher die erwähnte Steintreppe zum Dache führt, erreicht man durch eine später angebrachte Thüre und Nothtreppe. Aus ihr tritt man in die hochgewölbte Kapelle. Die gerade Schluß-

---

*) Es ist mit Fleiß der genaue Wortlaut beibehalten worden, und kann danach die Bemerkung über diese Inschriften in des Verfassers „Wegweiser im Samlande" abgeändert werden. Auch bleibt es zweifelhaft, ob die in denselben aus „Heinrich v. Plauen der Führer durch das Ordenshaus Marienburg" S. 11. aufgenommene Bemerkung richtig ist, nach welcher der zweite Spruch über dem Schenktische des Konventsremters angebracht gewesen sein soll, wiewohl es leicht denkbar ist, daß er an beiden Stellen stand, da sein Inhalt sich wohl mit der Regel des Ordens verträgt, und auch Ursache vorhanden gewesen sein mag, dieselben so oft als möglich zu vergegenwärtigen. An dieser Inschrift fehlt der sechste und achte Buchstabe ganz, konnte jedoch leicht durch s und t ergänzt werden. Hier sei auch zugleich bemerkt, daß die Inschrift in der Kirche jetzt vollständig entziffert ist und danach in dem erwähnten Wegweiser berichtigt werden kann.

mauer, vor welchem der ehemals der Kirche St. Albrecht angehörige, und vom Hochmeister Herzog Friedrich zu Sachsen im J. 1504 gegründete, den Märtyrertod des Bischof Albrecht (Adalbert) bildlich darstellende Altar sich befindet *), wird von einem hohen spitzbogigen Fenster durchbrochen. Zu beiden Seiten in den Ecken erblickt man künstliche Verschlingungen der Bogengerippe, nischenartige Vertiefungen bildend, mit verschiedenen gothischen Schnörkeln verziert **). Jede Seite der Mauer schmücken vier durchaus symmetrische Blenden, von Rippen eingefaßt, welche sich oben in Schnörkel verziehen; einige sind von hohen Fenstern durchbrochen. Zwischen ihnen senken sich die Rippen der zierlichen Gewölbebogen auf Kragsteine herab, welche im Geschmack jener Zeit von Zerrbildern eingenommen sind und wieder meistens in dünnen Halbsäulchen sich bis zum Fußboden hinabsenken, der mit Ziegeln kunstreich ausgelegt ist. Ein sehr wohl erhaltenes in die Ziegel geformtes Weinlaubgewinde umläuft die ganze Kapelle in geringer Höhe. Die Oeffnung eines Ganges ins Innere des Schlosses zeigt sich linker Hand.

Auch in dem Heiligthume tritt dem Beschauer die sinnige Weise entgegen, welche durch Sprüchlein zu ernsteren Gedanken anregte. Hier geziemte die Erinnerung an die Beschützerin des Ordens. Daher lesen wir rechts vom Eingange um den ersten Fensterbogen mit denselben Schriftzügen, als draußen:

**Maria gute haben uns in diner hute,**
hindeutend auf die höhere Idee, daß im Kampfe wie im Gebete der Mensch des göttlichen Beistandes bedarf.

---

*) Siehe die genaue Beschreibung in des Verf. Wegweiser im Samlande S. 93.

**) Hagen im „Dom zu Königsberg" Abth. II. S. 12 sagt: Ungeachtet der viereckigen Gestalt des Chors nimmt man einen künstlichen Gewölbschluß wahr, wie ihn die gothischen Chorenden zeigen.

Gewiss waren ehemals auch diese Schriftzüge in farbigen Ziegeln zu lesen und die Fenstern gemalt.

Ohne Bewunderung der Kunst jener alten Zeit wird man nicht von dem Eingange in die angebaute Sakristei hinweggehen. Er wird von drei mit durchbrochener Arbeit verzierten, auf vier Säulen ruhenden Spitzbogen gebildet und diente ehemals vielleicht zum Beichtstuhle des Burgkaplans, denn unter ihnen ist die Mauer wie zum Sitze vertieft. Eine freundliche Kapelle. Möge sie noch lange bestehen als Denkmal eines edeln helleren Geistes, der in dem Verbande ihrer Begründer waltete und als Zeuge der wahren Begeisterung, die in der Kraft der evangelischen Wahrheit wurzelt, deren Verkündigung, ungetrübt durch den Wahn menschlicher Satzungen sie jetzt bestimmt ist.

Aus der schon bezeichneten Vorhalle tritt man in den gänzlich verfallenen, fast schon dachlosen Theil des Schlosses. Hinter einem kleineren Gemache findet man den ehemaligen großen Konventsremter, aber kein Zeichen mehr, keine Spur mehr einstigen Glanzes zeigt sich dem suchenden Auge. Nur die kahlen Wände stehen da; auf ihnen hin und wieder ein Engelskopf als ehemaliger Kragstein des Gewölbes, das sich darüber baute. Ueberall starrt die Zerstörung entgegen, selbst das Tageslicht dringt durch das gebrechliche Dach in den weiten Raum. Hinter diesem Saale öffnet sich noch ein weiter Raum, eben so unheimlich wie jener. Einige Schießlöcher an einem kleinen daneben liegenden Gange nach dem Haffe hin erinnern daran, daß auch Kriegsgetümmel diese Mauern umtobt hat. Hier schließt sich der westliche Flügel des Hauses an, der wahrscheinlich einst die eigentliche Wohnburg war, im mittleren Geschosse die Gemächer der Ritter des Hauses nebst dem kleinen Remter, in dem untern, das jetzt durch eine hölzerne Hilfstreppe mit dem mittleren verbunden ist, diejenigen der Dienerschaft, in dem oberen aber Schüttungen und Vorrathsgelasse enthaltend. An dem letzteren finden wir noch vermauerte

Luken, ähnlich denen an dem Germauer ehemaligen Schlosse, der jetzigen Kirche.

Dieser Schloßtheil ist wenngleich auch schadhaft so doch noch bewohnbar. Jedoch nur wenige Räume zeigen sich in der alten Gestalt, da sie durch wirthschaftliche Verhältnisse mannigfach verändert sind. Bemerkenswerth sind zwei gewölbte Gemächer nebst einem Korridor. Das Gewölbe des einen von jenen, des kleinen Remters, ruht wie in des Meisters kleinem Remter in der mittleren Marienburg, auf einer zehn Fuß hohen schlanken sechseckigen Granitsäule. In dem unteren Stockwerke giebt es gleichfalls noch einige bewohnte Zimmer. Aus einem derselben ist ein Durchgang in den Garten durchgehauen, der ehemals lieblicher gewesen zu sein scheint, da ein älterer Beschreiber ihn „prächtig terrassirt" nennt *). Jetzt beschatten ihn mächtig Eschen, die über das Dach hinüberragen und die Düsterheit der Ansicht vergrößern.

So steht das einstens belebte und mit erhabener Einfachheit geschmückte Ordenshaus da, jetzt die weite, aber nicht gemüthliche Wohnung harmloser Menschen, die keine Antwort geben können auf die häufige Frage: „Geschieht denn Nichts zu seiner Erhaltung?" Die sie thun, wissen wohl nicht, daß es jetzt Privatbesitz ist und seine Erhaltung eines Privatmannes Kräfte übersteigt, der mühsam seinen großentheils unergiebigen sandigen Acker bauen und sich genügen lassen muß, die noch bewohnbare Gelegenheit des Hauses in nutzbarem Zustande zu erhalten. Was sollte es auch im Grunde nützen, selbst große Summen hier zu verwenden, wenn sie vorhanden wären? Zum alten Glanze vermag ja doch Niemand es wieder zu erheben. Kennt ja doch Niemand die alte Einrichtung. Kein Bauriß ist da, keine Nachricht von der allmählig zunehmenden Zerstörung, aus der sich die ursprüngliche Beschaffenheit entnehmen ließe. Was sollte mithin für die Wieder-

*) Superint. Schäfer im Preuß. Archiv von 1792.

herstellung als Leiter dienen? — Indessen wünschenswerth bleibt es, daß das Vorhandene wenigstens der gänzlichen Zerstörung entrissen werde, und in dieser Beziehung haben die Freunde alterthümlicher Denkmäler mit Vergnügen vernommen, daß jetzt das äußerst schadhafte Dach des südlichen Flügels in baulichen Zustand versetzt werden soll *).

Gäbe es aber eine Veränderung, durch welche man dem verödeten Orte eine neue Bedeutung hätte verleihen können, so wäre es die, daß man den Wohnsitz des Pfarrers von dem nahen Dorfe Tenkitten, wohin er von der St. Albrechts-Kapelle verlegt wurde, hieher versetzt hätte. Dann wohnte er, der jetzt enfernt von jeder seiner beiden Kirchlein (Lochstätt und Alt-Pillau) steht, seinen Gemeinen wenigstens gelegener, indem er dann sich gerade in der Mitte der äußersten Enden befände. Doch ist der günstige Zeitpunkt dazu leider unbeachtet vorübergegangen; jetzt bleibt's ein frommer Wunsch.

Wenden wir uns jetzt zu des Hauses Geschichte, so weit sie sich in wenigen Zügen darstellen läßt, denn zu einem zusammenhängenden Bilde mangelt es zur Zeit noch an genügenden Nachrichten.

Des Hauses Gründung fällt in das Jahr 1264. Seit einem Jahrzehend hatte das mörderische Schwert der Kreuzherren das Samland bezwungen; doch nicht mit einem Male beugte sich der freie Nacken unter das aufgezwungene Joch. In steter Empörung, wenn man den Kampf um das edle Gut der Freiheit und um den heimischen Heerd gegen fremde Unterdrücker so nennen kann, unter stetem Blutvergießen war diese Zeit dahingegangen, besonders seit 1261, wo die Flamme des Aufruhrs mächtiger durch alle Gauen des Preußischen Landes loderte und die neue, freilich nur äußerliche

*) Der Erbpächter ist vertragsmäßig zur Unterhaltung des Schlosses verpflichtet, muß jedoch den hohen Kanon von 300 Thlr. entrichten.

christliche Pflanzung auf dem heidnischen Boden des Samlandes zu verzehren drohte. Da fielen als die letzten und tapfersten Vertheidiger des alten Göttersitzes Romowe die Krieger von Bethen, der heutigen Gegend von St. Lorenz, und erst des Landes Verödung schien Ruhe und Frieden über die sonst zahlreich bewohnten und gesegneten Fluren zu bringen. Dennoch fürchtete der Orden des Volkes verborgenen Grimm, und zahlreiche Burgen oder feste Schlösser stiegen empor, unter ihnen auch Lochstätt; doch bewegte den Orden noch ein anderer Grund zu seinem Baue, wie wir hören werden.

Bekanntlich war durch die am 3. Mai 1258 zu Elbing zwischen dem ersten Bischofe von Samland Heinrich v. Strittberg und dem Vice-Landmeister Gerhard v. Hirzberg (vgl. Gebser Dom zu Königsberg Abth. I, S. 27) das Samland, so weit es unterworfen, in drei Theile getheilt, deren einen sich der Bischof erwählt hatte. Zu diesem gehörte auch Witlandsort, die Gegend des nachmaligen Lochstätt, wo nach Lucas David ein edler Preuße seine Wohnburg hatte und der späteren Ordensburg den Namen gab*). Damals ergoß sich noch der Pregel hier, wo das Haff mit dem Meere in Verbindung stand, das jetzt seichte Wasser des von den Fischern sogenannten Königsbergischen Haffes war noch Land und die Haken von Kamstigall und Balga standen nahe an einander, doch gab es einen zweiten Ausfluß des Pregelstromes, so daß eine Insel sich südlich von Witlandsort gegen Balga hin dehnte, deren in der erwähnten Theilungsurkunde genaue Erwähnung geschieht, wenn gleich die übrigen Grenzbestimmungen dunkel bleiben.

*) So giebt es Lucas David an und die Chronisten folgen ihm alle. Die Meinung, die ich neulich vernahm, als könnte Lochstätt wohl auch von der Oertlichkeit seinen Namen haben, gleichsam die Stätte des Seetiefs (Loches), führe ich hier an, natürlich ohne sie bestätigen oder verwerfen zu können.

Zu wichtig war unter solchen Umständen den Ordensrittern die Gegend von Witlandsort, besonders da eine bittere Erfahrung ihnen die Schwierigkeit fühlbar gemacht, die Verbindung mit den Burgen der südlicheren Landschaften zu unterhalten, wenn die Ausgänge des Haffes und des Pregels ihnen nicht offen ständen. Es war im Jahr 1263, während der Grimm der Samländer gegen die Zwingburg des Ordens Königsberg tobte, als ihr thätiger Bundesgenosse Swayno, ein Reiks der Nehrung, um die Zufuhr dahin abzuschneiden, etliche Fahrzeuge bewaffnete und mit ihnen das Haff und die Ausgänge des Pregels besetzt hielt und so die Noth der Belagerten aufs Höchste steigerte. Vergeblich hatte damals ein Lübischer Bootsmann, der sich mit unter den von den Grafen von Jülich und von der Mark hieher geführten Kreuzfahrern befand, in nächtlicher Fahrt, von einigen getreuen Preußen begleitet und durch deren Sprache täuschend sich den feindlichen Fahrzeugen genähert, sie angebohrt und versenkt *). Es konnte nicht gehindert werden, daß die Preußen den Pregel unfern Königsberg mit einer Brücke und mit Wehrschanzen befestigten und so jenen verzweifelten Kampf um Leben und Tod hervorriefen, in welchem der ritterliche Muth des Ordensheeres den blutigen Sieg errang, aber auch viele Opfer zählte. Swayno war gefallen; von Rache erfüllt, landeten die Ritter auf der Nehrung und zerstörten seine Burg.

Zu fühlbar war die bittere Erfahrung gewesen, als daß sie ohne Folge hätte bleiben können. Hier mußte eine Burg ihr schützendes und drohendes Haupt erheben. Doch gehörte, wie gesagt ist, die Gegend von Witlandsort, welche allein dazu geeignet war, dem Bischofe, der eben damit umging, seine neue Wohnburg statt der abgetretenen zu Königsberg in dieser Gegend wieder aufzubauen. Man unterhandelte daher mit ihm

*) Vgl. Schütz Historia rerum Prussicarum fol. 30. Voigt Gesch. Preußens Bd. III. S. 223.



und er ließ sich willig finden, gegen Ersatz der 3 Hufen Landes, die er abtrat, und gegen den dritten Theil des Bernsteingewinnes zu Witlandsort, wofür er die Kosten tragen wollte, seinen neuen Wohnsitz in Schönewick, dem nachmaligen Bischofshausen oder Fischhausen zu nehmen. Im Juli 1264 geschah dieser Tausch, der durch Urkunden von Seiten des Bischofs Heinrich v. Strittberg und des Hochmeisters Anno v. Sangerhausen verbrieft wurde. Rasch stieg der Bau empor *) auf einem siebzig Fuß hohen Hügel, den die Fluthen des Haffes und der Ostsee bespülten, anfangs noch Witlandsort genannt, später erst mit dem Namen Lochstätt bezeichnet.

Fortan ward die Burg der Sitz eines Pflegers, dessen Verwaltungsbezirk anfangs nur unbedeutend war, ehe er sich in späteren Zeiten durch Hinzuziehung von Ländereien erweiterte. Doch verlor sich bald der Hauptzweck ihrer Gründung, die Beschützung des Seetiefes. Denn im Jahre 1311, wie Henneberger berichtet, versandete dasselbe nach einem anhaltenden Seesturme so sehr, daß die Durchfahrt den Schiffen ent-

---

*) Herr Reg.-Rath Wutzke in unsern Bl. Bd. 3. S. 443 giebt an, daß „die deutschen Ritter unter specieller Leitung des Landmeisters Helmreich das Schloß Lochstädt im Jahre 1265" gebaut hätten. Wenn auch über die angegebene Jahrzahl nicht gerechtet werden soll, da der Bau unstreitig im Jahre 1264 nicht mehr vollendet wurde, so scheint doch die Angabe der speciellen Leitung des Landmeisters Helmreich nicht gegründet zu sein. Helmerich v. Rechenberg, der jedenfalls damit nur gemeint sein kann, kam (nach Voigt Gesch. Bd. III. S. 203) als neuer Landmeister in Stelle des entsetzten Hartmud v. Grumbach 1262 aus Franken an, fiel aber im Sommer 1263 in der heißen Schlacht bei Löbau. Gegen Ende desselben Jahres trat, nachdem Johannes v. Wegeleben wahrscheinlich nur stellvertretend das Amt verwaltet hatte, Ludwig v. Baldersheim dasselbe an und behielt es bis 1269. Mithin ist Lochstätt zu Zeiten dieses Landmeisters erbaut. Vgl. Voigt a. a. O. S. 243.

zogen wurde und endlich 1395 völlig mit Sande so belagert war, daß jetzt menschliche Tritte gingen, wo einstens die Fluthen des Meeres ihre wogende Bahn gehabt hatten. Weiter südlich, Balga schrägegegenüber, hatte sich die Nehrung geöffnet (nahe dem jetzigen Orte Alt-Tief) und ein Seetief gebildet, das sogenannte Balgasche. Später versandete auch dieses. Eine neue Durchfahrt öffnete sich 1456 bei Alt-Pillau und blieb bis 1510, in welchem Jahre diese sich verschüttete und der bei Pillau Raum gab *). So gelangte Lochstätt nicht mehr zu seiner ursprünglichen Bestimmung, vielmehr ward ein neuer Ordensbeamter hergesetzt, ein Bernsteinmeister, auch Bernsteinherr genannt, seit man die Wichtigkeit des Bernsteingewinnes an der Samländischen Ostseeküste mehr und mehr erkannt. Er führte die Aufsicht über die Arbeiten zur Gewinnung des Bernsteins in dieser Gegend, sammelte ihn und sandte ihn dem Großschäffer in Königsberg zu, wie die übrigen Beamten, die mit der Sammlung beauftragt waren, der Bischof in Fischhausen, der Abt von Oliva, der Hauskomthur zu Balga, die Fischmeister zu Elbing und Scharfau **). Den weiteren Handel mit den Bernsteindreher- oder Paternoster-Gewerken zu Lübeck und zu Brügge in Flandern besorgte der Großschäffer; die oberste Leitung stand dem Ordensmarschall zu.

Als den ersten Bernsteinmeister in Lochstätt, dessen Erwähnung geschieht, finden wir Hermann v. Arfenberg, dessen Name schwerlich noch bewahrt wäre, wenn die Chronisten nicht an seinen Namen die bekannte Fabel von dem weichen Bernstein geknüpft hätten. Im Jahre 1332 soll nämlich dieser Mann ein Stück solchen Bernsteins gefunden und in dasselbe ein Brieflein mit seinem Namen und einigen erläuternden Worten ein-

---

*) Wutzke in den Pr. Prov.-Bl. Bd. 3. S. 441 ff.
**) Hagen in den Beiträgen zur Kunde Preußens Bd. 6. S. 7 ff.

geschlossen, alsdann es in die See geworfen haben „umb Erfahrung willen“, wie es bei Schütz heißt. Dieses Stück soll im Jahre 1498 wieder von der See ausgeworfen und eingesammelt sein. Das Fabelhafte ist genügend von dem verstorbenen Medizinalrath Hagen nachgewiesen.

Als nach der Unterjochung der Preußischen Gauen der Kampf des Ordens sich gegen die Litthauer gewendet hatte, und länger denn hundert Jahre wüthete, bis er den Untergang des Ordens herbeiführte, stand unser Haus in friedlicher Ruhe da. Wenn gleich die Litthauer zu verschiedenen Malen Samlands Gefilde zerstörend überfielen, so lag es doch zu fern von der Grenze, als daß es bei solchen Zügen hätte leiden können. Freilich sandte es seine Bewohner und Angehörigen stets mit in den Kampf, wie denn z. B. bei dem heißen Kampfe bei Rudau 1370 nebst den übrigen Samländischen Kriegern auf Lochstätt die seinigen auf die Wahlstatt gesendet hatte. Auch war es damals ein freundlicherer Wohnsitz noch als jetzt. Seine Umgebung war schattige Waldung und fruchtbares Gefilde; nördlich dehnte sich das Land noch tiefer ins Meer und untergegangene Ortschaften blühten noch in seiner Nähe. Erst spätere Zeiten haben die schützende Waldung vertilgt und den aus der Tiefe des Meeres ausgewühlten Sand über das Land getragen, das jetzt kaum dem Gräschen eine spärliche Nahrung vergönnt. Auch die Gegend jenseits des alten Seetiefs deckte noch Wald und fruchtbares Gefilde. Es war der Wald von Wogryn, wie ihn die erwähnte alte Urkunde bezeichnet. Jetzt hat der Name Wogram nur noch die Gegend bewahrt, in der er einstens gestanden. Sie gehörte mit zum Bezirke des Pflegeramtes in Lochstätt, wie denn dieser sich über den westlichen Theil des Samlandes erstreckte und die Kammerämter Germau und Sudau in sich begriff, so daß selbst Warnicken am Nordstrande noch Walddienste für Lochstätt zu leisten hatte.

Aus diesen glücklicheren Zeiten haben sich keine geschichtlichen Nachrichten erhalten. Aus ihnen stammte aber gewiß was von Schmuck am Hause sich befand, denn in denn folgenden Zeiten finden wir stete Klagen über des Hauses Armuth und baulichen Verfall. Es waren die Zeiten, in denen die Blüthe des ganzen Ordens gebrochen der allmähligen Zerstörung entgegen welkte.

In dieser Zeit ist auch Lochstätt merkwürdig geworden. Als nämlich mit dem Falle des kriegerischen Hochmeisters Ulrich v. Jungingen und seiner edlen Ritter und Knechte auf der Ebne bei Tannenberg am 15. Juli 1410 die Macht des Ordens gebrochen war, wurde er völliger Vernichtung nur durch schnelle und kühne That Eines Mannes entrissen, dessen Name mit unvergänglichen Zügen in den Büchern der Geschichte glänzt. Durch ihn sollte unser Ordenshaus geschichtliche Bedeutung gewinnen. Eben jener kühne Held, der das Herz des Ordensstaates, die schöne und mächtige Marienburg an den Ufern des Nogatstromes vor der Eroberung durch barbarische Horden unter Polnischer Fahne gerettet; der dann durch die dankbare Bewunderung der Brüder und die Noth der Zeit mit dem Herrscherstabe geschmückt; der in dieser freilich ernstere Maßregeln ergriffen hatte, um die hohe Idee, welche ihn begeisterte aber für kleine Seelen zu hoch und unbegreiflich stand, auszuführen; der in dem Samlande mehr als in den übrigen Theilen des Landes Anklang gefunden und diesem seine Anerkennung durch die Verleihung des kostbaren Samländischen Privilegiums (Dienstag nach Cantate 1413), das noch bis auf unsre Zeiten von der größesten Wichtigkeit gewesen ist, bezeugt hatte; — dieser Mann, Heinrich Graf v. Plauen, sollte thatenlos und durch Kummer gebeugt, hier seine letzten Lebensjahre vollbringen, ja das Zeitliche segnen. Wo ist das Gemach, in welchem Du edler Held Dein müdes Haupt zur ewigen Ruhe legtest? Vergeblich suchen wir es. Vierhundert

Jahre mit ihrer zerstörenden Gewalt haben uns jede Spur davon verwischt.

Bekanntlich ward Heinrich Graf v. Plauen am 14. Oktober 1413 seines Hochmeisteramtes entsetzt, um es seinem Widersacher Küchmeister v. Sternberg zu überlassen und seine Tage in den öden Mauern zuerst der dürftigen Engelsburg (hier noch als Komthur) und dann in der Brandenburg (hier als Gefangener) zuzubringen, bis sein unversöhnlicher Feind der Last des freventlich erworbenen und bei dem Drucke der Zeiten unerträglichen Amtes unterliegend diesem entsagte. Des edlen Paul v. Rußdorf als neuen Hochmeisters erste That (1422) war die, daß er unsern Heinrich v. Plauen frei nach Lochstätt sandte, dieses ihm zum Aufenthaltsorte und mit ihm ein Jahrgehalt anwies, zu welchem die Gebietiger des Ordens beisteuern mußten. Hier lebte er still und eingezogen, nicht ohne Kränkung zu erfahren, da ihm sein Jahrgehalt entzogen, auch andere schnöde Behandlung zu Theil wurde, doch geschah dieses ohne des Meisters Wissen, denn dieser blieb ihm bis zum Ende mild gesinnt. Indessen sollte der Spätabend seines Lebens sich ihm noch erheitern. Es war im Jahre 1429, als ihm noch das Pflegeramt von Lochstätt ertheilt wurde. Er trat es am 25. Mai an; doch war Reichthum und Glanz verschwunden und bittere Armuth herrschte im Schlosse. Er klagte bei der Uebergabe, daß das Haus baufällig, ohne Pferde und Vieh wäre. Dieser traurige Zustand war noch die Folge des Krieges, der das Mark des Landes ausgesogen hatte. Vielleicht hatte aber auch sein Bruder gleiches Namens mit ihm, welcher um die Zeit hier das Pflegeramt verwaltete, als er selbst auf der Engelsburg sich aufhielt, dieses aber heimlich verließ, um zu den Polen zu flüchten, mit dazu beigetragen, da er das beste Geräthe mit sich genommen. Nicht lange jedoch war es dem gebeugten Helden beschieden, die Gunst des Schicksals zu genießen, denn schon am Schlusse desselben Jahres

entschlief er zu einem bessern Leben. Der Tod sühnte völlig den Vorwurf aus, den feindlicher Sinn ihm aufgebürdet. Seine Leiche ward nach der Marienburg gebracht und in der hochmeisterlichen Ruhestätte, der St. Annengruft beigesetzt, wo sein Grabstein noch jetzt die ernste Kunde bewahrt *).

In der Zeit, als dieser berühmte Mann sich zu Lochstätt befand, erhob sich ganz in der Nähe dieses Ortes zwischen den Jahren 1422 und 1425 ein neuer Bau. Wir meinen die Adalberts-Kapelle, welche der Ordensmarschall Ludwig v. Lanse an der Stelle gründete, auf welcher die Sage den Preußischen Märtyrer Adalbert (oder Albrecht) von Prag 997 seinen Tod finden ließ. Schon jetzt erwähnen wir dieser Kapelle, weil Lochstätt später ihre Bestimmung übernahm. Jetzt ist kaum noch eine Spur derselben zu finden, die einstens weit entfernt vom Meeresstrande lag, jetzt nur ein paar hundert Schritte noch, und deren Ueberreste vielleicht bald die Wellen des Meeres zu ihren Füßen sehen. Ernst mahnend erhebt sich ein eisernes Kreuz an dem letzten Reste der nördlichen Mauer und weiset dem Wanderer die geheiligte Stätte.

(Beschluß folgt.)

---

*) Siehe Faber in den Beiträgen zur Kunde Preußens Bd. I. S. 89 f., wo einige Briefe des alten Meisters aus Lochstätt, die rührend sind, nachgelesen werden können. Außerdem Voigt Gesch. Pr. VII. S. 218 und 426.

II.

## II.

## Entgegnung und Berichtigung des Aufsatzes im December-Heft der Prov.-Blätter: „Wie läßt sich die Einführung eines neuen Gesangbuches am zweckmäßigsten befördern?"

Es ist wahrscheinlich noch nicht vorgekommen, daß ein Werk vielfache und ungerechte Beschuldigungen und Angriffe auf den Besitzer der Offizin, in der es gedruckt ward, enthält, als es eben jetzt geschehen ist. Herr Pfr. Krause hat in gewiß guter Absicht den Aufsatz niedergeschrieben. Wenn aber der Setzer und Corrector der Prov.-Blätter in unerklärlicher Verschwiegenheit mir von dem Manuscripte nichts vor dem Abdrucke sagten, so ists erklärlich, daß ich erst am 4. Dec. beim Lesen des Heftes als Abonnent dieses Blattes Kenntniß davon erhielt, und also nicht im Stande war, früher den Herrn Herausgeber zu ersuchen, meine Berichtigung dem Hrn. Verf. vor dem Abdruck einzusenden. Hr. Pfr. Krause hätte dann seinen Aufsatz gewiß entweder ungedruckt oder doch den Verleger der Gesangbücher ungekränkt gelassen.

Das deutsche Gesangbuch anlangend wird jetzt sowohl das alte Rogallen Gesangbuch, als das neue von dem verstorbenen Hrn. Superintendenten Weiß u. m. umgeänderte neue Rogallen Gesangbuch, ganz so wie das alte und neue Quandtsche Gesangbuch gedruckt und ist käuflich zu haben. Die im neuen Gesangbuche enthaltenen „Zusätze" sind nicht vom „Buchdrucker zusammengestoppelt," sondern ebenfalls von den Herren Herausgebern des neuen Gesangbuchs angeordnet. — Von der nahe bevorstehenden Herausgabe eines neuen deutschen Gesangbuchs kann ich noch nicht genaue Angabe des Inhalts geben, da bis diesen Augenblick die Bewilligung des hochw. Consistoriums dazu noch nicht erfolgt ist. Diese Ausgabe wird wahrscheinlich im Jahre 1838 erscheinen und den Ansprüchen des

Hrn. Pfr. K. genügen. Ich muß bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß die Genehmigung des hochw. Consistoriums wohl bei der Herausgabe eines jeden Gesangbuchs zum Kirchengebrauch in allen Preuß. Landen unerlaßlich ist und keine Zusammenstoppelung so leicht durchgehen kann.

Was das litthauische Gesangbuch anbetrifft, so ist die Beschuldigung, daß der Verleger des alten litth. Gesangbuchs sich der Einführung und Verbreitung des neuen Ostermeyerschen Gesangbuchs 1780 widersetzt habe, ganz grundlos. Mein Vater verlegte selbst die vom Hrn. Pfr. Ostermeyer herausgegebene litth. Grammatik und dessen Gesangbuch. Letzteres fand nie Eingang und, so viel ich weiß, auch nicht die Bewilligung der Behörden. Es mußte die Auflage, da kein Absatz möglich war, als Makulatur verbraucht werden. Ein gleiches Schicksal hatte das 20 Jahre später erscheinende Mielkesche neue Gesangbuch. Die Heringsche Buchdruckerei veranstaltete davon Auflagen mit kleinen und größern Lettern zu gleicher Zeit. Das Scheitern dieses kostspieligen Unternehmens führte den Ruin des Verlegers herbei. Die Buchdruckerei kam mit den Verlagswerken zum Verkauf. Das Gesangbuch wurde als Makulatur verkauft, da mehrfache Ausbietungen keinen Absatz bewirkten. Als Käufer der Buchdruckerei hatte ich zugleich das Verlagsrecht mit-erstanden, und gab mir Mühe, die in andere Hände übergegangenen Verlagsbücher, worunter auch die litthauischen Gesangbücher waren, zurück zu kaufen. In 5 Jahren wurden aber nicht 6 Exemplare davon abgesetzt, und auch dieser Versuch, ein besseres litthauisches Gesangbuch einzuführen, scheiterte.

Auf Grund der Rüge, daß das alte litth. Gesangbuch so viele Druckfehler enthalte, war der verstorbene Hr. Cons.-Rath Keber so gütig, eine Revision des Gesangbuchs zu übernehmen, und ich ließ dies von noch zwei andern Correctoren genau durchgesehene Buch mit stehenden Lettern drucken. Ja, noch mehr, ich

ersuchte Hrn. C.R. Keber einen Anhang zum litth. Gesangbuch aus den besten Ostermeyer- und Mielke-schen Liedern zusammensetzen zu wollen. Dieser Anhang, leider viele andere, als die erbetenen Lieder enthaltend, kam schon 1832 heraus, und ich gab, um die Einführung zu erleichtern, die 5 Bogen zu 1 Sgr. her, obgleich ich an Hrn. C.R. Keber bedeutende Zahlungen für Honorar und Correctur gemacht hatte. Dieser Anhang ist jetzt im Gange, und es ist so eben eine neue Auflage mit Benutzung einer sehr gründlichen Correctur davon erschienen. Dieser Anhang ist, um das Einschleichen von Fehlern bei neuen Auflagen zu vermeiden, ebenfalls mit stehenden Lettern gedruckt. Auch dieser Anhang enthält, wie allgemein geklagt wird, viele Lieder, die nicht als eine Bereicherung des Gesangbuchs angesehen werden können. Vielleicht wird meine am 1. Novbr. 1832 schon gemachte Bitte jetzt mehr Eingang finden und die Herren Prediger mir Ihre Meinung schriftlich mittheilen,

welche Lieder aus dem alten Gesangbuch gar nicht mehr gesungen und gebraucht werden, also ganz ausscheiden dürfen?

welche Lieder daraus zur Privatandacht noch dienen und also in den 2ten Theil kommen müßten?

eben so vom Anhange,

welche Lieder ganz unpassend sind und fortbleiben dürften?

und welche Lieder von Ostermeyer, Mielke ꝛc. in diesen 2ten Theil des Gesangbuchs (der Name Anhang bliebe dann fort) aufgenommen werden sollen?

Eben so wünsche ich, daß die Herren Prediger hinsichts der litth. Postille die Bitte, die ich 1832 ohne Erfolg that, erfüllen und mir zur Herausgabe des Werks behilflich sein möchten.

Die gütigen Nachrichten und Zusendungen von Manuscripten erbitte ich mir directe mit der Post und werde gerne das Porto tragen.

Die am 1. Nov. 1832 an sämmtliche Herren Prediger in Litthauen gesendete Zuschrift lautete wörtlich so:

„Anzeige, die neuen litthauischen Lieder als Anhang zum litthauischen Gesangbuch betreffend.

Es ist seit 50 Jahren allgemein die Klage geführt worden, daß das litthauische Gesangbuch, das in meinem Verlage erscheint und das allgemein in den litthauischen Kirchen gebraucht wird, so viele veraltete und unbrauchbare Lieder enthalte.

Um diesem Vorwurfe abzuhelfen und den an alten Sitten und Gebräuchen mit großer Liebe hangenden Litthauern auch nicht das alte Gesangbuch zu rauben, habe ich durch Güte des Herrn Cons.-Rath Keber ꝛc. in Gumbinnen einen Anhang neuer Lieder veranstaltet, der mehre treffliche Gesänge enthält und allgemein ansprechen dürfte.

Um den Litthauern diesen Anhang in die Hände zu spielen, ohne ihnen große Kosten zu machen, soll derselbe von Januar 1833 ab mit kleinen Lettern zu dem kleinen Gesangbuch passend, also in 12mo, für 1 Sgr. bei den Buchbindern zu haben sein, und dadurch wird das Gesangbuch nur um 1 Sgr. im Preise erhöht werden.

Wenn die Lieder im Laufe zweier Jahre schon hin und wieder werden Eingang gefunden haben und in den Kirchen selbst werden gebraucht werden, wünsche ich sie unvermerkt in das alte Gesangbuch einzuschalten, und dagegen alte, gar nicht brauchbare, fortzulassen. — In Stelle der aus dem Anhang scheidenden Lieder beabsichtige ich stets neue zu geben, und hoffe auf gütige Mittheilung solcher Gesänge durch die verehrl. Herren Prediger in Litthauen. Nächstdem erlaube ich mir auch die Bitte an die Herren Prediger in Litthauen, mir gefälligst durch Einschluß der Buchbinder und durch die Meltzersche Buchdruckerei in Gumbinnen oder directe an mich die Nachweisung der Lieder zukommen zu lassen, die in ihren Kirchen nicht mehr gesungen und füglich ganz fortgelassen werden können.

Erhalte ich auf diesem Wege auch neue Lieder, so wird es mich gewiß sehr erfreuen. Auch das Gesangbuch muß mit der Zeit mitgehen. Vorsicht aber ist dabei nöthig.

Ich beabsichtige überdem im Jahre 1833 eine neue litthauische Postille, von den in litthauischen Kirchen gehaltenen Predigten herauszugeben, da die Milkesche bereits vergriffen ist und auch wohl nicht mehr anspricht. Eine Sammlung solcher Original-Predigten würde aber den Studirenden und Herren Cantoren gleich willkommen sein, und hat auch für den Litthauer, der die Kirche zu besuchen abgehalten wird, größeres Interesse.

Ich werde nächstens meinen Plan und den Herrn Redakteur dieser Postille namhaft machen, und bitte schon vorläufig um rege Theilnahme und Beachtung.

Königsberg, 1. Nov. 1832. G. F. Hartung."

Der harte Angriff gegen den Verleger des alten litth. Gesangbuchs zerfällt in nichts, und die herrlichen Phrasen der Anmerkung, die Ketten und Fesseln lösen sich von selbst. Mein Vater würde schwerlich die Kosten für Druck und Papier und wahrscheinlich auch Honorar an ein Gesangbuch verwendet haben, um dessen Einführung zu hintertreiben.

Hr. Pfr. Krause in Niebudschen möge nun, als eine mir schuldige Genugthuung, recht thätig behilflich sein

mir gute Lieder zuzuweisen und mitzutheilen,

und mag es mir überlassen, diese auf die einzig mögliche Weise (nämlich im 2ten Theil des litth. Gesangbuchs) in die litth. Gemeinden einzuführen. Eben so wolle er bei seinen hochwürdigen Amtsbrüdern die Einsendung von Predigten oder die Uebersetzung anerkannt guter Predigten ins Litthauische bevorworten und veranlassen und sich zur Redaktion bereit erklären. Nur so kann die vielfache Schmach, die Hr. Pfr. K. meinem Vater und mir unverdient angethan, getilgt werden. G. F. Hartung.

## III.

## Kirchengeschichte der Stadt Konitz.

Von N. G. Benwitz.

(Fortsetzung.)

§. 6.

Der evangelische Gottesdienst wurde schon seit 1618 — wie vorher gemeldet — in der Hospitalkirche zum heil. Geist gehalten, der einzigen den Protestanten noch verbliebenen, welche nebst dem Spital der Rath, weil diese Gebäude baufällig waren, und die jetzt geschehenen Dinge schon lange vorher ahnend, im Jahr 1610 hatte abbrechen und etwas erweitert neu bauen lassen. Da aber der Raum der kleinen Kirche die jetzt schon sehr zahlreiche Gemeine der damals stark angebauten und sehr bevölkerten Stadt unmöglich in sich fassen konnte, so wurde auf obrigkeitliche Veranstaltung, nach Art und Gewohnheit verschiedener anderer Städte in Preußen, das Rathhaus, ein mitten auf dem Markte stehendes Gebäude, von starken Mauern und weiterem Umfange, zum öffentlichen Gottesdienste außersehen. Anfänglich bereitete man den oberen Stock desselben dazu, und weihete es im J. 1620, am Sonntage nach Bartholomäi, zu Ehren und unter dem Namen der heil. Dreifaltigkeit, welches der damalige ev. Prediger Kaspar Schumann in seinem Hauskalender eigenhändig angemerkt hatte. Wie nun in folgender Zeit ein anderes, obgleich kleineres, ebenfalls massives Rathhaus neben der neuen Kirche aufgeführt worden war, richtete man das ganze Gebäude zur Kirche ein. Um mehrer Sicherheit willen bewarb sich die Obrigkeit bei dem in Danzig 1623 anwesenden Könige Sigismund dem Dritten um die Bestätigung des auf dem Rathhause öffentlich angelegten und ausgeübten Gottesdienstes. Es erhielten zwar derselben Abgeschickte, der Rathsverwandte Daniel Schumann und der

Notar Andr. Buchholz, eben so wenig als vorhin andere kleine Städte eine schriftliche Erklärung darüber; nichts desto minder ließ sich der König, im Beysein des Kronsekretairs und eines Hofbedienten, gegen dieselben dergestalt in mündlicher Antwort aus, „daß die Bittsteller sammt ihren Nachkommen die Kirche auf dem Rathhause, nach dem rechten Augsp. Glaubensbekenntnisse, in allen zukommenden Zeiten gebrauchen sollten.“ Ueber welche Handlung und Verrichtung die Abgeordneten sogleich, den 13. Juli 1623, einen schriftlichen Rezeß verfertigten, und solchen durch Unterzeichnung des gen. Hofbedienten und Maltheserritters Nowodworski, als eines dabei zugegen gewesenen glaubwürdigen Zeugen, befestigen ließen.

Auch ließ der Rath 1621 einen neuen Kirchhof anlegen, welcher späterhin, 1643 vergrößert wurde [10]).

Nunmehr war die evangel. Gemeine im Besitz und Genuß beider Kirchen gesichert, bis die betrübten Zufälle während des zweiten Schwedisch-Polnischen Krieges eine bedauernswürdige Aenderung verursachten. Denn es ward die Hospitalkirche zum heil. Geist, nebst der ganzen Schlochauischen Vorstadt 1656 am 16. Mai durch Polnische Kriegsvölker eingeäschert; auch die Katholiken verloren auf dieselbe Art am 14. Mai ihre Georgenkirche [11]) und Hospital, wobei zugleich die ganze Danziger Vorstadt verbrannte; und bald darauf ging die evangel. Kirche in der Stadt, nebst der ganzen Stadt, in der allgemeinen Feuersbrunst am 16. Decbr. 1657 gleichfalls verloren, so daß nur ein kleines Häuschen auf der Stadtmauer übrig blieb, wie in Gödtke's

---

10) Der noch jetzt darauf befindliche älteste Leichenstein trägt die Jahreszahl 1629, und deckt den damals an der Pest verstorbenen Bürgermeister Martin Luder.

11) Diese nebst dem Hospital wurde nicht wieder aufgebaut. Auch im J. 1627 am 10. April verlor die Stadt ihre 1618 erbaute evang. Schule, 84 Wohnhäuser, 3 Stadtthürme und die Glocken im Schlochauischen Thore durch Feuer.

Geschichte der Stadt Konitz §. 6. S. 44 u. 45 zu lesen ist [12]). Bei dergleichen kläglichen Umständen mußte der Gottesdienst in dem gleichfalls abgebrannten neuen Rathhause eine geraume Zeit kümmerlich eingerichtet und gehalten werden, bis man durch auswärtig gesuchte milde Beiträge wohlthätiger Leute, 1665 am ersten Pfingsttage die Kirche zur heil. Dreifaltigkeit wieder gebrauchen konnte [13]). Mit der andern Kirche, zum heil. Geist, dauerte es hingegen sehr lange, indem dieselbe, in Ermangelung nöthiger Mittel, nicht eher als 1697 den 26. August eingeweiht werden konnte, und die Taufe an 3 Kindern dabei vollzogen ward. Die vorher erwähnte Stadtkirche erhielt nach und nach ihre Ausschmückung, und 1739 ein ansehnliches neues Orgelwerk von 30 Registern.

In dem am 20. Oktbr. 1733 erfolgten Brande, wo allein in der Stadt 49 Häuser abbrannten und die Pfarrkirche ausbrannte, blieb die Schule und die beiden evangel. Kirchen verschont [14]), aber in der am 15. April 1742, in der Nacht vor dem Sonntage Jubilate, entstandenen entsetzlichen Feuersbrunst, wo fast die ganze Stadt eingeäschert wurde, brannte auch die Schule

---

12) Das Jahr 1657 war wohl das furchtbarste für Konitz seit seiner Gründung, denn am 11. Januar wurde die Stadt von den Schweden mit Sturm genommen und geplündert, und von Pfingsten bis Advent starben dort über 2500 Menschen an der Pest, wie aus Gödtkes Gesch. der Stadt Konitz S. 47. zu ersehen ist.

13) Ueber diesen Kirchenbau findet sich nicht die mindeste Nachricht noch Rechnung.

14) Zwar fing die Thurmgallerie der Dreifaltigkeits-Kirche an zu brennen, jedoch wurde das Feuer gelöscht. Es soll ein schrecklicher Anblick gewesen sein, wie die Leichname in 2 Gewölben der Pfarrkirche, 3 Tage nach dem Brande noch brannten. Auch das Archiv des Schlochauischen Landgerichts, welches seit uralten Zeiten sich auf dem Rathhause befand, aber im 18. Jahrh. während des Schwedenkrieges dorthin, hinter dem Altare, gebracht worden war, verbrannte damals.

und die Dreifaltigkeitskirche, bis auf die steinernen Mauerwände ab. Man verlegte bald darauf die kirchliche Versammlung in die vorstädtische Kirche zum heil. Geist. Hatten aber unsere Vorfahren beide Kirchen ohne die geringste Einrede der Gegner [15]) aufs Neue erbauen können (sagt Gödtke), so erfuhren wir zu unsern Zeiten derselben heftigen Widerspruch. Denn da wir kaum einen kleinen Anfang zur Herbeischaffung einiger Baumaterialien machten, fand sich sogleich eine unverhoffte Hinderung ein. Der Erzbischof von Gnesen, Christoph Anton Szembok, welcher sich gegen die auf dem Senatus-Consilium zu Fraustadt gegenwärtigen Abgeschickten der verunglückten Stadt, 1742 am 15. Mai so gnädig herausgelassen, daß er dieselben, in Absicht auf die eingeäscherte Römischkathol. Pfarrkirche, wie auch auf die evangel. Stadtkirche, seiner Fürsorge selbst versicherte, bezeugte gleich danach in der That, daß er ein scharfer Verfechter der alten väterlichen Religion sei, mit welcher Benennung Janozki, in polonia literata nostri temporis, lib. 2. num. 43. pag. 132 ihn beehrt hat, indem er ein schriftliches Verbot gegen die Wiederaufbauung unserer Kirche unter dem 30. August 1742 durch den hiesigen Kommendarius Mielinski am 19. Sept. unter der angedrohten Strafe von 1000 Dukaten und des Kirchenbannes, einreichen ließ. Aller bei dem Könige selbst und bei den Kanzlern der Krone geschehenen schriftlichen Vorstellungen ungeachtet, blieb es dennoch bei dem untersagten Bau, ja es versicherten große angesehene Mitglieder des Reichsraths, sowohl geistl. als weltl. Stan-

---

15) Ohne Zweifel soll wohl auf diese Gegner hingedeutet werden, wenn der Schüler J. F. Tischer in seiner noch vorhandenen Rede bei Einweihung der neuerbauten ev. Stadtschule am 12. März 1744 sagt, „daß Gott durch seine Macht bewirkt habe, daß der Satan — der sich durch List, Gewalt und Bosheit alle mögliche Mühe gegeben habe, den Bau der Schule zu verhindern — dennoch besiegt wurde.

des, daß die von dem Erzbischofe gemachte Hinderung bei dessen Leben aufzuheben, durchaus unmöglich wäre. Es ward indessen die völlige Herbeischaffung aller zu dem Kirchenbau nothwendigen Dinge wohlmeinend angerathen, um solche bei der Hand zu haben und damit sogleich den Bau anzuheben, wenn der alte abgelebte Prälat würde von der Welt gegangen sein. Man besorgte deshalb allmälig alle Erfordernisse zu dem vorhabenden Bau, und erwartete in Geduld den herannahenden Tod des Erzbischofes; und als man die Nachricht erhalten hatte, daß solcher am 6. Juli 1748 erfolgt war, ward nach vorhergegangenem Ehrengeläute und abgewarteter Ankunft des neuen Propstes, Jak. Kolbiecki, mit Abräumung der Kirchenmauer am 29. August ein Anfang gemacht. Es erging hierauf bald nachher aus dem Kaminschen Konsistorium am 9. Sept. ein Verbot gegen diesen Bau, und da man sich daran dennoch nicht hindern lassen wollte, erfolgte schon der Kirchenbann, welcher am 21. des Monats in den Römischen Kirchen öffentlich verlautbart wird. Man fuhr nichts desto weniger mit dem angefangenen Bau fort, und siehe, es zog der Generaladministrator des ledigen Erzbischofthums, Jos. Ant. Iwanski, vermittelst eines am 2. Okt. gelegten schriftlichen Verbots, die Sache an das General-Konsistorium nach Lowicz, vermöge dessen die Fortsetzung des Baues bei Strafe von 2000 Dukaten gehemmt und der Kirchenbann aufs Neue angedroht ward. Man ließ sich durch dieses harte Verfahren von dem Kirchenbau keinesweges abschrecken, es ward vielmehr derselbe mit desto größerem Eifer dergestalt muthig und mit aller Macht weiter fortgesetzt, so daß man die Kirche unter das Dach gebracht, mit Thüren und Fenstern versehen, auch inwendig das Nothwendigste veranstaltet, die Einweihung derselben am 1. Decbr. 1748 öffentlich begangen, und die beiden Thürme gleichfalls aufgeführt hatte, wie die Kundmachung des großen Kirchenbannes, am 3. April 1749, allererst geschah. Und diese mit vielen

Ungemächlichkeiten verknüpfte Kirchenzensur konnte, nach allen angewandten Vermittelungen, nicht eher gehoben werden, bis man sich zu einem gewissen Vorschlage verstanden hatte. Der nächste Nachfolger im Erzbischofthum Gnesen, Adam Komorowski, ein wegen seiner ausnehmenden Klugheit, besonderen Redlichkeit und vieler andern unvergleichlichen Eigenschaften berühmter Prälat, wie ihn Janozki, im Lexikon der jetzt lebenden Gelehrten in Polen Th. 1. S. 70. benennt, trug selbst, in eigenhändigen Briefen, die äußerliche Ausbesserung der 1733 am 20. Oktbr. im Brande beschädigten und des Daches beraubten großen Pfarrkirche, als das einzige und bequemste Mittel an, von dem bisher anhaltenden Bann und ganzen Prozeß gänzlich befreit zu werden. Er trug selbst dem Offizial von Kamin, Joseph Jakob Chylinski, die Vermittelung der Sache auf, und bevollmächtigte ihn zu völliger Abthuung dieses langwierigen Geschäftes. Es ward demnach der ganze Streit, sammt dem bis in das dritte Jahr beständig fortwährenden Kirchenbann, am 18. August 1751 unter gewissen verabredeten Bedingungen [16]) auf einmal gehoben, wie denn auch der vorbenannte hiesige Propst, Jakob Kolbiecki, die Obrigkeit von dem geführten ganzen Prozeß vor den Kaminschen Konsistorialbüchern am 20. des jetzt gemeldeten Monates und Jahres vollkommen frei und los sprach. Von da an konnte denn auch die Kirche

---

16) Die Bedingungen, unter welchen der Kirchenbann aufgehoben wurde, waren: daß die Stadt die ausgebrannte Pfarrkirche auf ihre Kosten wieder völlig ausbauen sollte, weil man ihr andichtete, daß der Brand derselben durch ihre Schuld geschehen sei. Man mußte sich wohl dazu verstehen, und dieser Bau kostete der Stadt 10,700 Gulden Preuß. Aber damit noch nicht zufrieden, verlangte man 1757 den Ausbau des Thurms, welcher abermals viel Geld kostete, und 1759 neue Fenstern und Thüren. Das Holz zu dem ganzen Bau, gab der Starost von Schlochau, Fürst Radziwill, her.

eigentlich frei und ungehindert benutzt werden[17]). Die Aufhebung des Kirchenbannes geschah auf folgende Art (vgl. Gödtke's Tagebücher, und S. 208 im Sept.-Heft 1829 der Pr. Prov.-Bl.):

Der Offizial von Kamin, Chylinski, ging in Begleitung des Kastellans von Danzig, Grabowski, und des Konitzer Propstes, Kolbiecki, mit den drei deputirten Magistratspersonen in die zweite Stube des Rathhauses, woselbst er sich mit bedecktem Haupte hinsetzte, ohne daß ein Crucifix hergebracht werden durfte, oder die excommunicati deputati niederknieen durften — denn der ganze Rath war evangelisch — und redete sie, wie folget, an: „Quia vos antea contumaces existentes, jam vere decretis ecclesiae subjecistis, id circo ego facultate mihi desuper facta, ab omnibus censuris ecclesiasticis vos absolvo, et in communionem ecclesiae iterum recipio, in nomine Patris, Filii, et Spiritus Sancti, amen." Worauf er sich sogleich vom Stuhle erhob, sein Haupt entblößte, die Deputirten freundlich empfing, und nach der von ihnen geschehenen Danksagung, sie nebst der ganzen Stadt seiner beständigen Wohlgewogenheit bestens versicherte u. s. w.

Der Rath gab ihm nachher zum Dank 20 Dukaten und ein Anker Franzwein, und seinem Notarius Kiodrowski 3 Dukaten, einen Hut Zucker und ½ Anker Wein. Kurz vor der Einweihung der wieder aufgerichteten Stadtkirche zur heil. Dreifaltigkeit, fand der Rath für gut, einen gemeinsamen Schluß am 22. Nov. 1748 abzufassen, nach welchem der nachmittägige Gottesdienst an Sonntagen und hohen Festen in der Hof-

17) Die Dreifaltigkeitskirche ist 112 Fuß lang, 44 F. breit, und 33 F. hoch, und der Thurm ist 115 Fuß hoch bis an die Fahne. Sie kostete ohne die innere Ausschmückung 15,431 Gulden Preuß. Im Siegel derselben befinden sich Sonne, Mond und Sterne, mit einer auf die Dreieinigkeit Bezug habenden latein. Inschrift, jedoch ohne Jahrzahl.

pitalkirche zum heil. Geist, immer zu und beständig, von uns und unsern Nachkommen sollte gehalten werden, und zwar zum dankbaren Andenken der großen unschätzbaren Wohlthat des Allerhöchsten, daß diese Kirche in dem letzten Brande unbeschädigt geblieben, und wir darin bisher unsere kirchlichen Versammlungen ohne alle Hinderung und Störung anstellen können. Sie erhielt jetzt, nachdem man ihre kleine Orgel in die Stadtkirche genommen, eine andere kleinere. Gegen das Ende des 18. Jahrh. wurde die heil. Geistkirche sammt dem Spital schadhaft, und daher 1793 beides — die Kirche 104 Fuß lang, 40 F. breit u. 23 F. hoch — neu erbaut, und 1797 mit einem 83 F. hohen Thurm versehen. Die beiden nach dem Brande von 1742 neu erbauten massiven Predigerhäuser wurden von den ev. Predigern Hewelke und Hanisch 1744 und 1752 bezogen. Auch ward 1743 eine neue Schule aufgerichtet, und 1783 erhielt die Stadtkirche eine neue große Orgel.

Mit Wenigem ist noch zu erwähnen, daß auf obrigkeitliche Verordnung im J. 1717 am 31. Oktober, hier, am 23. Sonntage nach Trinitatis, das 200jährige Andenken der von Dr. Martin Luther zu Wittenberg angefangenen Kirchenreformation öffentlich gefeiert wurde, wie auch 1730 am 25. Juni, am 3. Sonntage nach Trinitatis, das zweite Jubelfest, wegen des zu Augspurg übergebenen Glaubensbekenntnisses, imgleichen das 200jährige Gedächtniß der hier 1555 angenommenen Augspurger Konfession, vom ersten Adventssonntage 1754 und durch das ganze folgende Jahr bis zu demselben Sonntage 1755 erneuert; so daß in allen Hoch- oder Amtspredigten die Geschichte u. Lehren derselben vorgetragen, Nachmittag aber, von Ostern bis Michael, solche katechetisch durchgegangen sind. Es wird auch nunmehr die Kirchweihe der neu erbauten Dreifaltigkeitskirche am ersten Adventssonntage jährlich wiederholt. Auch 1817 den 31. Oktober und 1830 den 25. Juni, wurden die beiden zuerst genann-

ten Reformationsfeste hier öffentlich gefeiert und hoffentlich wird man wohl dafür sorgen auch das dritte, Konitz selbst betreffende, im J. 1855 ebenfalls zu feiern. Ob dasselbe 1655 gefeiert wurde, wie auch die beiden andern Feste, darüber finden sich keine schriftlichen Nachrichten vor; es geschah aber wahrscheinlich nicht, weil 1655 der Schwedisch-Polnische Krieg, zwischen Karl Gustav und Johann Kasimir hier wüthete, und 1617 mag es wohl der Kirchenstreit mit der kath. Geistlichkeit, welcher bereits im vorigen §. vorgetragen worden ist, verhindert haben; 1630 aber wurde es gefeiert.

Merkwürdig ist, daß 1518 die Augustinermönche zu Konitz ihr Kloster und Kirche verließen, nachdem sie ihre Kirchengüter und besonders die Kelche durchgebracht hatten; sich zwar nachher wieder einfanden, aber 1530 aufs Neue davongingen und bis 1555 wegblieben. Ob dieses wohl im Zusammenhange mit den vorher erwähnten drei Reformationsfesten von 1517, 30 und 55 stehen mag, und sie vielleicht an irgend einem andern Orte ihrer bisherigen Religion entsagten und sich zur Lehre ihres früheren Ordensbruders Luther wandten? —

Ehe wir nun zur Beschreibung des evang. Gottesdienstes übergehen, wie solcher hier im J. 1734 und nachdem später und bis jetzt, 1837, gehalten wurde, wollen wir auch noch Einiges darüber aus dem 16. und 17. Jahrhundert anführen, und auch einige merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben der damaligen ev. Prediger unserer Stadt, welche in den Preuß. Liefer. S. 599—608 gar nicht oder doch nur wenig berührt sind, und noch weniger in Rhesa's im ersten § näher erwähnten Werke S. 17—19.

## §. 7.

Seit 1567, dem Anstellungsjahre des zweiten ev. Predigers, des Kommendarius Peter Taubenheim, predigte dieser und der Pleban Chr. Berent jede Woche wechselsweise, und von hier an muß man auch

rechnen, daß zwei Prediger zugleich bei dieser Gemeine gehalten wurden. Taubenheims Nachfolger (er starb 1590) Bernhard Alfter, wurde 1568 als Pleban hierher berufen und zur sonntäglichen Hoch- oder Amtspredigt ausdrücklich bestellt: wie denn auch verordnet wurde, daß an allen Sonntagen eine Frühpredigt gehalten werden müßte. (Er starb 1600.) [18]) Die Vesperpredigten in der heil. Geistspitalkirche an jedem Sonntage, wurden wahrscheinlich schon vor 1635 gehalten, denn bei der hier 1635 von dem Offizial Trebniz, von Seite der Römischkatholischen, gehaltenen Kirchenvisitation, findet man in dessen Verzeichniß nachfolgende Worte: „Est etiam Ecclesia S. Spiritus in sub urbio ante portam Schlochoviensem, quam tenent Haeretici, ibique suam devotionem horis pomeridianis quolibet die dominico, solent habere." Und auf diese Weise hielt man in dieser Kirche die Andacht, bis sie 1656 abbrannte, wie im vorigen §. gemeldet wurde.

Auch in einem Bericht der kath. Geistlichkeit vom J. 1619, welcher sich in einem alten Pfarrkirchenbuche befindet, wird diese Kirche eine „Synagoga moderna haereticorum" genannt.

Die Gewohnheit vom Kirchenthurme und andern Thürmen zu blasen, und den Kantor auf dem Chor zu unterstützen, ist hier schon sehr alt. Es findet sich nämlich in einem alten Gerichtsbuche von 1609—1648 die Bestallung des hiesigen Kunstpfeifers Hans Riesenbrock aus Westphalen, vom J. 1610. „Er wird darin zum Thurmpfeifer ernannt, erhält 100 Mark, freie Wohnung, 4 Fuder Holz, freie Hökerei, muß täglich zweimal vom Rathsthurm blasen, und in der Nacht von 10—3 Uhr stündlich auf dem Zinken; auch

18) Ihm wurde 1580 der seit 1560 bei der hiesigen ev. Stadtschule gewesene Rektor David Roß adjungirt, von welchem als merkwürdig anzuführen ist, daß er der erste hiesige ev. Rektor war. Er starb 1588.

Feuers wegen wachen; kann auch auf Hochzeiten blasen, muß aber am Sonntage, wenn der Kantor auf dem Chor ist, ihm mit seinen Gesellen und Jungen musiciren helfen. Actum 1610."

Aus einem alten Buche, Kirchenrechnungen enthaltend, aus den Jahren 1627 ff., erfahren wir, daß schon 1630 auf dem evang. Kirchhofe vor dem Danziger Thor, sowohl Feld- als auch Leichenpredigten gehalten und Bänke dazu angeschafft wurden [19]. Gödtke sagt hierüber Folgendes: „Eine geraume Zeit hatten die evang. Pfarrer in Ermangelung der 1656 abgebrannten h. Geistspitalkirche, auf dem Kirchhofe vor dem Danziger Thor zuweilen im Sommer unter den grünen schattigen Bäumen, am Sonntage zur Vesperzeit, Feld- wie auch Leichenpredigten gehalten. Die Kanzel war an einer großen Linde befestiget. Als aber dieselbe, bei Einweihung der neu erbauten Hospitalkirche, im J. 1697 abgenommen und dorthin gebracht wurde, predigten sie vor einem Tische, welcher ebenfalls unter einem großen Baume stand. Solche Feld- und Leichenpredigten sind aber seit 1704 gänzlich eingestellt worden, so daß jetzt — 1734 — bei Beerdigungen, dann und wann die Prediger nur Leichenreden halten;" und so wird es denn auch noch in diesem 1837. Jahre gehalten.

Auch findet man, daß — von 1735 bis 1790 — wenn Standespersonen gestorben waren, man dieselben im Sarge in die Kirche brachte und vor den Altar hinstellte, und daß dort der evang. Geistliche eine Leichenrede hielt, und nach derselben der Trauerzug sich mit der Leiche zum Kirchhofe verfügte. Den dahin füh-

19) In diesem 1630. Jahre raffte die Pest in Konitz über 900 Menschen hin, wie Gödtkes Gesch. dieser Stadt S. 47. berichtet. Ob dieses Ereigniß vielleicht zu den Predigten auf dem Kirchhofe 1630 Veranlassung gegeben haben mag, ist nicht nachzuweisen. 28 Jahre vorher, im J. 1602 nahm die Pest hier auch 750 Menschen weg.

führenden sogenannten Todtengang legte der hiesige Bürgermeister Esaias Senff in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an.

§. 8.

Das Merkwürdigste aus dem Leben der hiesigen evang. Prediger des 17. und 18. Jahrhunderts wäre Folgendes: Es befanden sich unter ihnen nur 3 geborne Konitzer, nämlich I. Kaspar Schumann, geb. 1566, ordin. 1591, gest. 1639. II. Valentin Lycäus, geb. 1582, ordin. 1620, gest. 1645. (Beide mußten Substituten annehmen, Letzterer 1644 und Ersterer schon 1609.) III. Johann Wilk, geb. 1682 den 8. Juni, ordin. 1707 den 15. Novbr., gest. 1737 den 6. Dezbr.

Zur Zeit der beiden ev. Prediger Johann Pischelius — von 1611 bis 1631, und Christian Gröning — von 1613 bis 1620, mußte die Pfarrkirche 1616 und die Georgkirche und ev. Stadtschule 1618 den Katholiken abgetreten werden [20]), wie im 5. §. erzählt worden ist. Gröning blieb unverheirathet und bekleidete beide Aemter, an der Kirche und Schule zugleich. Er starb am 26. Juli 1620. In einem hiesigen Rathsbuche von 1544—1622 sind die zu seinem Begräbnisse hergegebenen Kosten vermerkt, und dabei manche für unsere Zeit sonderbare Gerichte. Nach der Masse derselben zu urtheilen, waren bei dem Trauermahl gewiß viele Theilnehmer. Sein Nachlaß war für einen ledigen Mann jener Zeit nicht unbedeutend, indem er allein an Gold und Silber 124 Mark, mehre Ringe, Knöpfe u. s. w. von edlem Metall besaß, wie auch eine angemessene Zahl von Kleidern, Wäsche und Hausrath. Seine Büchersammlung bestand aus 97 gedruckten Büchern und aus einem Hefte geschriebener

---

20) Merkwürdig ist, daß die kathol. Geistlichkeit bei Erbauung der neuen ev. Stadtschule, gleich nach 1618, kein Hinderniß in den Weg legte, wie sie es 1742 u. 43 that. (Vgl. §. 6. Anm. 15.)

Glossen. Der Leser verzeihe mir diese genaue Schilderung; sie soll zum Vergleichen jener und unserer Zeit dienen. Der Prediger Georg Melchior Gerhenser — von 1631 bis 1657, wurde vom Rath 1645 nach Thorn geschickt, um dem Colloquium charitativum dort beizuwohnen. Er starb in Konitz am 8. Aug. 1657 an der Pest, wie auch sein Kollege Christian Tech am 1. Septbr. [21]). Dieser war 1644 ordinirt worden und erhielt den Prediger Christian von Holzen zum Nachfolger — von 1657 bis 1663, welcher das Amt bis 1659 ganz allein verwaltete, in welchem Jahre Michael Glogau sein Kollege wurde, welcher aber nicht nur mit dem ev. Prediger zu Friedland Martin Banselow, sondern auch sogar mit seinem nachherigen Kollegen Daniel Sibert — von 1663 bis 1667, und zuletzt mit dem hiesigen Bürgermeister M. Chr. Hoppe verfiel, wovon in Gödtke's Gesch. der Stadt Konitz S. 58. 59. und in den Preuß. Lieferungen S. 602. und 3. Etwas zu lesen ist. Es kam endlich dahin, daß er obwohl unschuldig — wie Gödtke meint — 1667 abgesetzt wurde. Erst 1673 erhielt er die Pfarre im Dorfe Niederczeren, wo er am 5. Februar 1684 in einem Alter von 66 Jahren starb. Der Prediger David Spilenberger — von 1668 bis 1704, war der erste aller seit 1555 hier angestellten ev. Prediger, welcher einen schriftlichen Beruf erhielt. Es ist die erste Vokation die sich in den Rathsbüchern vorfindet, und nach dieser ist erst wieder die erste, welche dem Prediger Joh. Wilk 1707 ertheilt wurde, aber verschiedene nachtheilige Bedingungen enthielt. Nach dieser finden sich die Vokationen der spätern Prediger alle vor. Die für Spilenberger vom 26. Mai 1668, hat die Form eines Briefes und von Außen hatte er folgende Worte verzeichnet, mit welchen er zu erkennen gab, daß er diese Schrift für seine

21) Auch 2 Bürgermeister, 2 Rathsherren und 6 Schöppen fanden damals ihren Tod.

rechtmäßige Vokation angesehen und gehalten: Vocatio ad munus ecclesiasticum rite sub eundum legitimo more et modo mihi tradita ab Amplissimo Senatu Conitzensi." Ein solches gegenseitiges Vertrauen dürfte in unserm 19. Jahrh. wohl selten mehr gefunden werden [22]). Der sonderbare Styl dieser Vokation veranlaßt mich solche als Gegensatz zu dem unserer Zeit hier wörtlich mitzutheilen.

„Ehrenvester, Vorachtbahrer und Wohlgelahrter Herr undt Freundt.

Wir geben ihm hiemitt wollmeinende zu wissen, daß bey dieser Stadt annoch eine Predigerstelle an unsr Evangelischen Kirche vaciret. wan dan nun nicht allein die Gewohnheit dieseß Orteß, sondern auch die Nothwendigkeit selbsten erheischet, daß dieselbe wiederumb müsse ergäntzet werden. Dannenhero wir auch tragender obrigkeitlicher Fürsorge halber auff eine qualificirte Person bedacht gewesen, undt nun Er sich bey uns ein undt das andermahl hören lassen, also daß so woll die Gemeine alß wir selbsten mitt seiner Person vergnüget gewesen. Alß seindt wir durch unseren gemeinen Rahtschluß resolviret, Seine Person zu vociren, massen wir Ihn dan hiemitt undt Krafft dieseß würklichen beruffen, allhier bey unß zu lehren, und die heiligen Sacramenta zu administriren, nach Inhalt der umgeenderten Außspurgischen Confession, damitt also der Gottesdienst bey unß wiederumb wie vorhin völlig möge bestellet werden. So wie wir ihn nun hiemitt beruffen haben, alß wolle Er auch in Got-

---

22) Und auch ein Rektor unserer Zeit würde wohl nicht so leicht — besonders 29 Jahre nach seinem Abgange von der Schule — der hiesigen ev. Stadtkirche einen großen silbernen, vergoldeten, mit Smaragden besetzten Kelch, von 97 Loth Gewicht, verehren, wie es zu jener Zeit der ehemalige hiesige Rektor Peter Henning, 1650—1660, im J. 1689 aus Hermannstadt in Ungarn — seiner Vaterstadt — that, wohin er 1660 zurückgekehrt war. Dieser Kelch ist noch jetzt, 1837, vorhanden und im Gebrauche.

teß Nahmen diese unsere vocation annehmen, undt nach erhaltener ordentlicher ordination den Kirchendienst bey unß antreten, undt sich wiederumb ungeseimbt anhero gestellen. Womitt wir ihn Gotteß Bewahrung anbefehlen. Datum Conitz, den 26. Monahtßtag Maji, Anno 1668.

Bürgermeistern undt Rath der Stadt Conitz.
Dem Ehrenvesten, Vorachtbaren und Wolgelahrten Herren David Spielenberg, S. S. Theolog. Studioso etc. unserem günstigen Herren undt Freunde." (L. S.)

Spilenberger hatte öfter Gelegenheit sich mit den hiesigen Jesuiten über streitige Glaubenslehren zu unterhalten, und ihnen einige Bücher zum Nachschlagen mitzutheilen, welche sie ihm mit beigeschriebenen anzüglichen Anmerkungen wieder zurückschickten. Weil er sich nun dagegen wohl zu vertheidigen wußte, ward er darüber in einen Prozeß vor das Konsistorium in Kamin gezogen, und gerieth sogar in den Kirchenbann, jedoch der Führung seines Amtes unbeschadet. Ueber seinen und seines Kollegen Georg Stephani — von 1667 bis 1681 — späteren Streit mit der kathol. Geistlichkeit, im J. 1672, kommt das Nähere im 10. §. vor. Er starb 1704 am 4. Mai, im 61. Jahre des Lebens.

Denselben Unfall, in den Kirchenbann zu gerathen, hatte auch sein Kollege Christian Gödtke — von 1681 bis 1705 — wegen eines von der ev. Religion zur Römischen Kirche übergetretenen Menschen, jedoch ohne Nachtheil seines Amtes. Er starb an der von den Schweden hierher gebrachten ansteckenden Seuche, am 26. März 1705, in seinem 51. Lebensjahre[23]). Er war mit einem so außerordentlich starken Gedächtniß begabt, so daß wenn er drei bis vier Seiten in einem Folianten, z. B. in Chemnitii locis theologicis, oder examine concilii tridentini, nur

---

23) An dieser Krankheit starben in Konitz über 127 Menschen, ungerechnet die Katholiken und Soldaten.

ein Mal mit Bedacht überlesen, solche alsobald ohne Anstoß hersagen konnte. Er war der Vater des Verfassers der Kirchengeschichte von Konitz.

Durch die hier 1711 und 12 abermals herrschende Pest, an welcher über 1000 Menschen starben, mußte auch der ev. Prediger Johann Seidel — von 1705 bis 1711 — am 1. Oktober 1711, und der Konrektor der Stadtschule Joh. Melchior Agricola am 30. Oktober (nebst 3 Rathsmitgliedern) erliegen.

Auch muß noch des Predigers Joh. Valentin Bieweg — von 1712 bis 1753 — erwähnt werden, welchem die kath. Geistlichkeit, abermals hervortretend, im J. 1736 Gotteslästerung über Verehrung der Bilder beweisen wollte; der Prozeß wurde aber als unerwiesen aufgehoben. Hierüber sind im Rathsarchiv 3 Dokumente befindlich.

Endlich darf nicht übergangen werden, was noch 1761 dem Prediger Daniel Hevelke — von 1738 bis 1785 — geschah. Er wurde durch den Offizial von Kamin Jakob Rolbiecki vor das Konsistorium in Gnesen gefordert, weil er zur Zeit der letzten Predigervakanz, auswärtige Prediger hier hatte predigen lassen, Im J. 1737 hatte der hiesige kathol. Pfarrer Platern dieses auch nicht zugeben wollen, sich aber zufrieden stellen lassen; jetzt wurde die Sache aber in folgender Art abgemacht: Der Rath gab dem Offizial Rolbiecki ein Geschenk von 6 Dukaten und dem Notarius des Konsistoriums Schulz 1 Dukaten und etwas Zucker und Thee. Ersterer bewirkte darauf die gänzliche Aufhebung der Sache. (Vergl. Gödtkes Tagebuch Jahr 1761 S. 34.)

Im 10., 11. und 12. §. soll noch weiter gezeigt werden, mit welchen fortwährenden und ausschweifenden Forderungen von der hiesigen kath. Geistlichkeit — mit Einschluß der Augustiner, die hier seit 1365 eine Kirche und Kloster besaßen, und der hier 1620 sich eingenisteten Jesuiten — sowohl die ev. Geistlichkeit und Schullehrer, als auch der Rath und die Stadt, im

17. und 18. Jahrh. stets heimgesucht wurden[24]), damit die jetzigen Bewohner von Konitz und ihre Nachkommen sehen mögen, wie gut sie unter einer gerechten und weisen Regierung daran sind, und was ihre Vorfahren dagegen unter der so lange dauernden drückenden Polnischen Regierung, gegen alles Recht und Billigkeit dulden mußten. Happelius hat solche in seinem 1711 herausgegebenen Werke „das verwirrte Polen" genugsam geschildert, und Karl Gustav, König von Schweden, sagt selbst in einem aus Freistadt am 2. Dezember 1656 an seinen Kommandanten in Konitz gerichteten Briefe — dessen Abschrift noch im hiesigen Stadtarchive befindlich ist — „daß von dem hierbevor zur Zeit des Polnischen geschwebten Unwesen, Konitz sehr viel hätte ausstehen müßen, u. s. w.," welches sich aber nachdem noch leider lange genug, bis 1772, unserm Befreiungsjahre durch Friedrich den Großen, in der Schwebung erhielt, und in den letzten Zeiten der Konföderationen seinen höchsten Punkt erreichte[25]). Es war eine langwierige Last, die über

---

24) Dieses anzuzeigen, scheint mir um so mehr recht und billig zu sein, weil sie ihre Thaten ja nicht heimlich, sondern öffentlich verübten, und auch nie um Verschweigung derselben angetragen haben. Im J. 1657 am 11. Jan., als die Stadt von den Schweden erstürmt und geplündert wurde, ängstigten solche die in der Pfarrkirche befindlichen kathol. Priester mit entblößten Degen, wie die in der 5. Anmerk. bezeichnete Jesuitenchronik berichtet. Etwas Aehnliches mag wohl oft von den evangelischen Schweden, bei ihren Besuchen in Konitz 1656, 57, 58, 59 und 1705, 6, 7, geschehen sein, und diese sie, wie auch die Jesuiten und Augustiner, für die der evangel. Geistlichkeit, dem Rath und der Stadt unaufhörlich zugefügten Beleidigungen und unverschämten Forderungen zuweilen scharf gezüchtigt haben, welches sie aber dennoch nicht besserte, sondern nur noch grimmiger und verfolgender machte. Im 16. §. soll noch mehr von dem Polnischen Unwesen des 17. Jahrh. berichtet werden.

25) Man lese im April-Hefte 1830 der Pr. Prov.-Bl. S. 338 u. 39 in der Anm. eine Probe von den Thaten

drei Jahrhunderte dauerte und besonders die Protestanten furchtbar drückte, indem die kath. Geistlichkeit in ihren Bedrückungen derselben fast immer Recht erhielt. Aus vielen Deutschen wurden in dieser Zeit Polen, wie ihre jetzt noch beibehaltenen deutschen Familiennamen, neben den damals angenommenen Polnischen beweisen; ja sogar manche verließen ihre väterliche Religion. Selbst eine große Menge Dörfer mit deutschen Namen erhielten die Polnische Taufe in jener Zeit, wie aus den alten Handfestenbüchern der Komthureien Tuchel und Schlochau sich ergiebt. Dort hat eine spätere Hand die neuen Polnischen Namen neben die ursprünglich Deutschen hingeschrieben, z. B. neben Festwitz Wiesczig, neben Schönhain Liskowo, neben Bansomir Bendzemirowicz, neben Mandelmeier Mendromirß, neben Arendsnest Orlik, neben Ywitz Ywiteczno, neben Linde Gostoczin, neben Sellin Zalno, neben Bellin Wielle, neben Kofalisches Dorf Koschlinka, u. s. w. Daß ich hier nicht von den alten Wendischen Namen der Dörfer spreche, die schon vor Ankunft des D. Ordens hier bestanden (z. B. von Dresdzenicz im 13. Jahrh., jetzt Drausniß) versteht sich von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

---

des Unmenschen Rostkowski, eines konföderirten Anführers, in Jastrow, Tarnowko und Konitz, und seine hier erfolgte Gefangennehmung in einem Kamine, durch die Bellingschen Preußischen Husaren.

## IV.

## Entwurf zu den Statuten eines Enthaltsamkeits-Vereins.

Vom Pfarrer Krause zu Niebudschen.

Die Stiftung der Mäßigkeits-Gesellschaften in Nordamerika und in Folge dessen auch in andern Ländern, fängt nunmehr nach gerade immer mehr an die Aufmerksamkeit zu erregen und Beachtung Vieler auf sich zu ziehen. Die Schrift von Baird hat dazu nicht wenig beigetragen. Ein Auszug daraus im August-Hefte des Pr. Archivs, welcher Auszug auch einzeln gedruckt und vertheilt worden ist, die Rezension der Bairdschen Schrift in der Evangel. Kirchenzeitung und manches andere Wort hie und da mit Muth und Entschlossenheit gesprochen, dürfte doch wohl nicht ohne Segen gesprochen sein und nicht ganz verloren gehen. Guter Saame auf Hoffnung und im Vertrauen auf die Macht und den Segen Gottes ausgestreut, bringt gewiß tausendfältige Frucht. —

Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des menschlichen Lebens, die Cholera, die großen Fortschritte in den mechanischen Erfindungen, die Eisenbahnen, die Dampfschiffahrt, und die Stiftung der Mäßigkeits-Vereine sind so großartig und geheimnißvoll, daß man kaum die Folgen ahnen kann, wenn man der Gabe der Weissagung entbehrt. Das menschliche Geschlecht zeigte sich immer in widersprechenden Erscheinungen; riesenartig und klein; erhaben und niedrig. Während der eine Mensch als Weiser sich zu den Sternen erhebt und die Größe des Weltalls bewundert, liegt ein anderer im Rinnstein, oder neben der Straße, seiner Sinne beraubt und seiner hohen Würde unbewußt. Einer begeistert von der Größe des Weltalls, der Andere trunken von Fusel.

Die Mäßigkeits-Vereine sind eine seltene, großartige Zeit-Erscheinung. Die darüber erschienenen

schriftlichen Nachrichten haben auch zu mancherlei mündlichen Besprechungen veranlaßt. Da meint denn wohl der Eine, es sei mit der Sache nichts; Uebertreibung, nichts als Exzentricität sagt ein Anderer. Ja selbst sehr liberale und denkende Männer urtheilen, die Sache passe z. B. für unser Litthauen nicht. Unser Arbeitsmann, im rauhen Klima, bei Wind und Regen, bei Anstrengung und starker Bewegung, bedürfe durchaus der Auffrischung der Lebensgeister; ein Schnaps sei dem, meinen sie, bei dem die Organe und Glieder an eine gewisse Rauhheit von Jugend auf gewöhnt sind, unentbehrlich.

Was dem Einen Recht ist, ist dem Andern billig. Warum giebt es aber doch Personen, die sich des Branntweins gänzlich enthalten? — eben das, und wohl besser leisten, was die Schnapser, erst aufgeregt durch Weingeist, vollbringen? In meiner Bekanntschaft leben 3 Personen, ein Schulz, ein Bauer, ein Arbeitsmann; alle 3 enthalten sich gänzlich dieses Getränkes. Sie sind nicht stark, aber reell und gewissenhaft in ihren Geschäften. — Ein Mann, der bei mir in hoher Achtung steht, der Amtsrath —r., versichert, er sei in der Französischen Kampagne, während alle seine Kameraden einen tüchtigen Schnaps nahmen, mit einem Glase Wasser zufrieden gewesen; freilich seien dann seine Gefährten aufgeregt, lustig, und dem Anschein nach mehr erwärmt gewesen, als er. Aber bald habe sich das Blatt gewendet; alle Andern wären still, erfroren und gleichsam zusammengekauert dahin geritten, während er, gegen die Uebrigen schon in vorgerücktem Alter, dann sich immer gleich geblieben sei. Aber, wird man sagen, eine Schwalbe macht keinen Sommer! Und doch, sie ist es, die das Oelblatt des Friedens bringt und die Hoffnung des Frühlings.

Der Verfasser des kleinen Büchleins, das schon hie und da zur Volksschrift geworden, ich meine das Goldmacherdorf von Zschokke, hat im Laufe dieses Jahres eine kleine ähnliche, allgemein verständliche

Volksschrift ausgehen lassen, welche dem geehrten Leser gewiß schon bekannt ist. Sie führt den Titel:

Die Branntweinspest. Eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre für Reich und Arm, für Alt und Jung; von Heinrich Zschokke. Aarau, bei Sauerländer. 1837. 15 Sgr.

und ist eine Schrift, die es verdient, in jedem Hause, in jeder Familie, in jeder Bibliothek vorhanden zu sein. Wer von Gott mit Gütern so gesegnet ist, daß er etwas entbehren kann, der kaufe, vertheile und verschenke dieses Büchlein. Aber er lese es auch selbst und überzeuge sich von der unbedingten Nothwendigkeit dieser Menschenpflicht. Denn es ist wahrhaft Zeit, hohe Zeit zu rufen: Hört, hört! Hört, leset und beachtet, ihr Väter der Völker und Familien, ihr Lehrer und Verkündiger himmlischer Güter, was für ein berühmter Schriftsteller, ein guter Vater, ein geachteter Gemeindevorsteher, was Heinrich Zschokke in seinem Goldmacherdorf und seiner Branntweinspest verkündet. Schon der erste Abschnitt, betitelt: der Reisegefährte, wird Euch sagen, wo es hinaus will; der 2te Abschnitt, die zwei traurigen Briefe, und der 16te vom Sauf-Jochem, und der 18te, die Waisen der Selbstmörder, noch mehr. Hier heißt es:

„Durch des Henkers Hand kann ein Schuldloser sterben; aber wer durch eigne Hand stirbt, ist jederzeit Verbrecher. Sein Mord tödtet nicht nur ihn selbst, er mordet auch, nach seinem Tode, Frieden, Freude, Ehre und Leben der armen Hinterbliebenen! So etwas verwischt sich nie! — O! sagt die Sprecherin, als gute Tochter: mein Vater war gewiß ein guter Mann, bis der erste Trank des Fluchs über seine Lippen ging, den das Feuer der Hölle destillirt hat."

In einer andern Stelle sagt der Sauf-Jochem, als er sich bekehrte und dem Enthaltsamkeits-Verein beitrat:

„Ich weiß wohl, sonst war ich ein braver Kerl, so gut, wie irgend Einer. Das Schnapstrinken aber

hat mich endlich, ich weiß es wohl, zum Vieh gemacht; hat meiner armen Frau schon tausend Thränen gekostet, und meine Kinder gehören leider zu denen, die auch nackt und blos gehen. Ich habe seitdem weder Muth noch Lust, etwas zu schaffen, zu thun; bin weder krank, noch gesund, und ein elender, bedauernwürdiger Kerl geworden. Ich habe viel auf dem Gewissen; Gott weiß es; Gott möge mir verzeihen und helfen. Aber Gott wolle auch denen verzeihen, die mich zum Branntweintrinken verleitet haben. Das sind alle die, welche mir, wenn ich bei ihnen, als Tagelöhner, in Arbeit stand, Branntwein einschenkten. Die gewöhnten mich allmählig dazu! Aber verflucht sei von nun an jeder Tropfen von dem Höllentrank, der über meine Zunge geht."

Und Joachim hielt Wort! O mögen es bald viele Tausende machen, wie er! Mögen sie bald zur Erkenntniß der Gefahren kommen, in welchen unser Geschlecht schwebt; es sind allgemeine, große Gefahren.

In allgemeinen Landesgefahren kann kein Regent, kein Gesetzgeber, kein Richter, selbst kein stehendes Kriegsheer helfen. Da muß das ganze Volk selbst aufstehen, sich ermannnen und sich selber retten, wenn noch Tugend und Muth der Vaterlandsliebe in ihm vorhanden ist. Helfe, wer helfen kann und will; es thut noth in dieser Zeit der Branntweinspest.

Nicht doch! nicht doch! wird man rufen; es ist nur Uebertreibung, es sind überspannte Ideen; wir sind in solcher Gefahr nicht!

O wenn ich in manchem kleinen Orte von Haus zu Haus laufen und fragen wollte: wie viel glückliche und zufriedene Familien giebt es hier? ich glaube, ich brächte kein Dutzend zusammen.

Wie geht's mit Wohlstand und Vermögen? — Antwort: selten vorwärts, bei den Meisten schief und rückwärts. Ueberall ist beinahe die Hälfte der Einwohner ziemlich verarmt; ein Theil zwar bemittelt, aber verschuldet; der Reichen haben wir Wenige.

Wie steht's mit der Religion und Sittenzucht? Besser als sonst. — So? — Sonntags Morgens singt man in der Kirche, Abends in den Wirthshäusern! Zänkereien und Stänkereien, Schlaghändel und Prozesse giebt es überall in Hülle und in Fülle. An Bankerotten im Großen und Kleinen, an Subhastationen und Auktionen fehlt es nicht; an Selbstmördern leider auch nicht; an unehelichen Kindern auch nicht; und mancher wandert ins Zuchthaus; die Strafanstalten sind genugsam besetzt. — Sind das die Früchte der Religion? Das sind die Früchte des Teufels, die er seinen Freunden bringt.

Wo hat wohl der Teufel gewöhnlich und für die Meisten seinen Thron aufgeschlagen? bei seinen Freunden oder bei seinen Feinden? Bei den Erstern! er sitzt neben ihnen, wie auf dem Pfropfen der Branntweinflasche! Das hat wohl Mancher noch nicht gewußt. Branntwein ist Gift; in allem Branntwein ist Gift, das hab' ich von den Doktoren gehört, und gesehen habe ich, wie der Brenner aus der Blase einen großen Ballen Grünspan kratzte. — Branntwein ist Weingeist, Spiritus, und das ist das Giftige. Es brennt in blauen Höllenflammen, wenn man es anzündet. Dieser Weingeist wirkt auf Blut und Galle und erzeugt Leberkrankheiten. Er vermischt sich nicht mit andern Säften des Körpers, sondern bleibt, wie er ist; er geht in die Muttermilch, er geht in das Blut des Kindes und verändert seine Natur nicht. Fraget nur einen Arzt, der ein wahrer Menschenfreund ist. Er wird Euch sagen: das Blut eines Säufers, dem man zur Ader gelassen, brennt, wenn man es destillirt, in blauen Weingeist-Flammen. Dieser Weingeist kann sich sogar im menschlichen Leibe selbst entzünden, daher hört man in allen Ländern von Menschen, die von selbst in Flammen ausgebrochen und zu Asche verbrannt sind. In allem Branntwein ist Gift, Grünspan, Blausäure, diese besonders im Kirschbranntwein, worin die Kerne destillirt sind; ein Tropfen Blausäure, aus den

Pflaumensteinen gezogen, tödtet einen jungen Hund. Ist in manchem Branntwein nicht befindlich: Alaun und Bleiauflösung, Kirschlorbeerblätter, Pfeffer, bittere Mandeln und andere aufreizende und betäubende Mittel? — Trinker werden nie alt! Fragt nur die Herren Doktoren. Manche Säufer können viel trinken und thun sich darauf viel zu gut. Ach die Elenden! innerlich sind sie zerfressen, Milz, Leber und Magen sind wurmstichig. Sie verdauen schlecht, haben keinen Appetit; der Magen ist zusammengeschrumpft und durchlöchert. Mancher treibt es lange. Ich kannte einen Mann, den der Schlag plötzlich rührte; die Aerzte, welche ihn untersuchten, sagten: der hätte 100 Jahre alt werden können, wenn er nicht gesoffen hätte; der Bau seines Körpers war in hohem Grade robust, und doch mußte er unterliegen! Und gedenket der Nachkommen, die den Keim des Elends schon mit auf die Welt bringen. Alle Kinder im trunkenen Muthe gezeugt, sind dumm und stumpfsinnig. Ich kannte einen Schulz, der immer trunken war; er hatte viele Kinder, aber nicht eins lernte mit Leichtigkeit das ABC, das Gedächtniß fehlte ihnen ganz, die zehn Gebote faßten sie niemals.

Wer durch Branntwein seine Portion Gift im Leibe hat, den nimmt jede Krankheit ärger mit. Gedenkt nur der Cholera! wen griff sie, besonders 1831, am meisten an? — Hier ist keine Uebertreibung, hier ist mehr als Cholera; ich spreche nach dem Zeugniß berühmter Aerzte. Lange fehlte es an Erfahrung; jetzt hat man sie. — Wohl dem, der darauf achtet, als auf ein ernstes Wort der lebendigen That, als auf ein Licht, das da scheinet im dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in den Herzen Aller! —

Viele Jahre, über ein Vierteljahrhundert, habe ich das göttliche Wort verkündet, den Weg zur Seligkeit gezeigt, mit innigem Eifer, ohne Unterlaß. Wohl sah ich zuweilen Regungen der Andacht, fromme Hingebung

des Gemüths. Aber der Ruf Gottes an die Seelen war doch umsonst geblieben. Das schlug den Muth nieder; fehlt es Dir nicht an Kraft und Tüchtigkeit? Gott weiß es! — Aber ist es nicht die Branntweins-pestilenz, die alle guten Eindrücke verlöscht? sie verzehrt, Tugend und Geistesfähigkeit, Lebens- und Vermögens-kräfte! Diesem Uebel steuern nicht Schulen und Kirchen, Apotheken und Verordnungen; nicht Gefängnisse und Strafanstalten!

Ein ausländisches Sprichwort sagt: kein Gift ist ärger als mit Weibermilch. Das gilt recht von der Branntweinspest! Kein Verderbniß ist so tiefgreifend, als dies; sobald die Mutter entbunden, reicht man ihr die Branntweinflasche; so wird das häusliche Leben in der Wurzel zerstört. Wer Augen hat zu sehen, der sehe selbst. Meine innige Bitte gehet daher aus: leset fürs Erste, liebe Mitbürger, Zschokkes Goldmacher-dorf und Zschokkes Branntweinspest mit Ernst und Nachdenken. Leset die Rede des Gemeinde-Vorstehers an das Volk. Leset die rührende Geschichte von den Waisen der Selbstmörder, und dann hebe immerhin den Stein gegen mich, der sich ganz rein weiß, und überführe mich der etwa schuldigen Uebertreibung. Aber ich denke doch, Hilfe thut noth, dazu sei hier ein kleiner Anhang, durch Mittheilung folgender Vorschläge:

Alle edeln, rechtschaffenen, christlich denkenden Hausväter, welche sich stark genug fühlen, der Enthaltsamkeit ein Opfer zu bringen, mögen sich zu einem Vereine zusammenthun! nicht zu einem Mäßigkeits-Verein, nein, zu einem Enthaltsamkeits-Verein. Enthaltsamkeit ist leichter, als Mäßigkeit, denn das rechte Maaß ist immer relativ, d. h. unbestimmt; Vermeidung des Mißbrauchs schützt nicht für immer. Aber Enthaltsamkeit ist der Talisman, der dem Teufel überall die Thür verschließt; faßt er dich nur erst bei einem Haare, so hat er dich bald ganz.

Man schließe also einen Verein unter folgenden Bedingungen:

„Wir Endesunterschriebene, die wir durch vielerlei Unglücksfälle belehrt und überzeugt worden sind, daß das Laster der Trunkenheit eins der verabscheuungswürdigsten vor Gott und Menschen sei, und daß besonders das Trinken jeder Gattung Branntweins, welchen Namen sie haben möge, die Gesundheit zerrütte, Leib und Seele verderbe, Müßiggang und Wollust, Armuth, Zank und Streitsucht bewirke, ja oft zu schweren Verbrechen verleite: — — wir haben uns feierlich, mit unsern sämmtlichen Haushaltungen, zu einem christlichen Enthaltsamkeits-Verein verbunden, und geloben vor dem Angesichte Gottes und in Gegenwart aller unsrer Mitbürger, welche von der Sache Kenntniß nehmen, folgende Verpflichtungen treu und gewissenhaft zu halten:

1. Wir erklären und geloben, von nun an, keinerlei gebrannte Wasser zu trinken, noch sie Frau und Kindern zu gestatten, noch sie unsern Freunden anzubieten, oder sie denen zu geben, die bei uns in Arbeit, Lohn und Dienst stehen, noch auch Verkehr und Handel damit zu treiben; sondern vielmehr unsre Freunde und Bekannte zu bewegen, sich dieses giftigen Getränkes gänzlich zu enthalten.

2. Wir erklären und geloben, von nun an, mit keinem bekannten Trunkenbolde, sei es in Wirthshäusern oder an andern öffentlichen Orten, beisammen zu bleiben, und uns sogleich zu entfernen, wo Jemand durch einen Wein-, Bier- oder Branntweinsrausch den Gebrauch der von Gott verliehenen Vernunft verliert.

3. Wir erklären und geloben, daß wir dem christlichen Enthaltsamkeits-Vereine das Recht ertheilen, jeden von uns, der obiges Versprechen nicht erfüllt, aus der Gemeinschaft zu verstoßen, und in seinen öffentlichen Versammlungen, als Wortbrüchigen, namentlich bekannt zu machen.

4. Alle Jahre einmal soll eine öffentliche Versammlung des Vereins gehalten, in ihm Präsident und Sekretaire, so wie ein engerer Ausschuß von 9 Mit-

gliedern, zur Besorgung der Vereins-Angelegenheiten, gewählt, auch über den Fortgang dieser christlichen Verbindung umständlicher Bericht erstattet werden.

5. Wer Neigung und ernsten Willen hat, kann sich jeden Tag, durch Einschreibung seines Namens beim Präsidenten oder Hauptvorsteher des Vereins, als einer christlichen, moralisch-religiösen Verbindung, zum Mitgliede aufnehmen lassen."

* * *

Einfach und kurz sind diese Statuten und leicht können sie in Ausübung kommen. Es wird dadurch Keinem zu nahe getreten, es ist dabei durchaus keine tadelnswerthe Absicht, es ist nur von Befreiung aus einer Gefahr, in welcher das Menschengeschlecht schwebt, verkrüppelt, verkümmert, schwächlich und kraftlos zu werden, die Rede. Jedes große Ereigniß hatte in der Regel einen kleinen Anfang. Die Folgen eines solchen Schrittes sind freilich unberechenbar. Aber wir müssen es auch aufrichtig gestehen: hier ist mehr als Cholera, mehr als pädagogischer Streit über zu Viel- oder zu Wenig-Lernen, mehr als Hader über Supernaturalismus und seichten Rationalismus, mehr als Zank und Kampf über Vollblut in hippologischen Blättern, mehr als Nutt'sche Bienenzucht und Runkelrüben-Zuckerfabrikation. Niemand glaubte bisher an absolute Schädlichkeit weingeistiger Getränke, der arme Landmann läßt sich am allerwenigsten davon etwas träumen. Aber der Stimmen werden immer mehre, die Warnungen werden immer durchdringender, denn das große Elend wird immer deutlicher. — O wie viele Schänkladen sind in Amerika schon geschlossen! wie viele Tausende haben dort dem Genusse entsagt; auch bei uns stellen die Königl. Remonte-Depots-Oekonomien die Brau- und Brennereien ein. Mäßigkeit ist nicht genug, Entsagung allein rettet. Entsagung ist in jeder Hinsicht leichter, als Mäßigung! Entsagung dieses Uebels, völlige Entsagung sei das Loosungswort! — 2 Petri 1. V. 5—16.

---

V.

## V.
## Beitrag zu den Statuten der Mäßigkeits-Vereine.

I. Der Mäßigkeitsverein hat den Zweck: der herrschenden Unmäßigkeit im Genusse geistiger Getränke, vorzüglich der gebrannten Wasser Grenzen zu setzen.

Wer gleich das Höchste verlangt, erhält in der Regel nichts: nur stufenweise wird das Ziel, zwar langsam aber desto sicherer erreicht. Der Sprung zur Spitze hinauf (plötzlicher und gänzlicher Nichtgenuß der gebrannten Wasser) führt allerdings schnell zum Ziele, nur Einzelnen jedoch gelingt, den Meisten mißglückt er, und das Mißglücken lähmt das Selbstvertrauen und die Kraft. Zum Wagen und Gelingen eines solchen Sprunges gehört überdem eine Kühnheit und Kraft, die nicht künstlich und augenblicklich hervorgebracht werden, sondern nur die Frucht einer außerordentlichen äußern oder zureichenden innern Nöthigung sein kann. Durch das gänzliche Verbot der gebrannten Wasser würde der Verein unter den Angesehenen und Begüterten Viele, denen der mäßige Genuß dieser Wasser für gewisse Zeiten ein unentbehrliches Bedürfniß geworden ist, zurückschrecken, obschon ihnen der Wein zur Erquickung und Stärkung bleibt, und unter der ganz vorzüglich ins Auge zu fassenden niedern und ärmern Volksklasse, der mit dem Schnapse nicht bloß das gewohnte, sondern auch einzige erschwingliche Erquickungsmittel genommen wird, fast gar keine Mitglieder finden; ohne eine bedeutende Zahl von Mitgliedern aus allen Ständen kann jedoch nichts Erhebliches gewirkt werden. — Also weg mit jenem Verbote, und besonders weg mit den Stuhmschen Ausnahmen, die den Säufern viele bequeme Hinterthüren eröffnen und die Trunkenheit eher nähren, als beschränken! — Hat der Verein es dereinst dahin gebracht, daß die Zahl der Saufgelage und

Söfflinge geringer geworden ist — dann, aber auch nur erst dann mag er an eine, den Umständen angemessene, Höherstellung seines Zwecks denken.

II. Die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks sind:

1) ein musterhaftes Beispiel.

Ein solches Beispiel ist unerlaßlich, theils wegen des, allen und vorzüglich ungebildeten Menschen inwohnenden Nachahmungstriebes, theils und hauptsächlich, weil die Masse ihre Sünden und Laster mit dem Beispiele der höhern Stände entschuldigt und rechtfertigt. Die Gegenwart stellt unstreitig ein grauenvolles Bild der Unmäßigkeit vor Augen, einer Unmäßigkeit, die keine heiligen Tage und Stunden mehr kennt und ehrt — Nächte in Tage verwandelt — nur noch arbeitet, um die zur Befriedigung der Gelüste erforderlichen Mittel zu erwerben. — Wenn nun Dieser oder Jener deßhalb gelegentlich zur Rede gestellt und zur Besserung ermahnt wurde, so erwiederte er gemeinhin: „Machens die Herren denn besser? ärger machen sie es! — das — das 2c. Trinken wir über den Durst und jubeln bis in die Nacht, so werden wir gleich Söfflinge, Ruhestörer genannt; die Herren aber sind nur vergnügt."

2. sorgfältigste Vermeidung des geringsten Anscheins von Unmäßigkeit.

So unschuldig auch das Gesundheittrinken, das Klirren mit den Gläsern, das laute Vivat und der fröhliche Gesang bei den Gastmahlen der Gebildeten öfters sein mag, so hält die Menge das Alles für eine Frucht der Trunkenheit, weil das bei ihr der Fall ist und sie nicht anders als von sich auf Andre schließen kann.

3. Belehrung, Ermahnung und Warnung, die jedoch erst durch die beiden angeführten Mittel Geltung und Kraft erhalten.

4. Bemerkbare Auszeichnung des Mäßigen und ernste Fernhaltung der Unmäßigen; diese darf indessen nie in Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit ausarten.

Anmerkung. Mit der Besserung und Unterstützung einzelner Trunkenbolde darf der Verein sich

durchaus nicht befassen, theils weil man bei dem Einzelnen nur zu leicht das Ganze aus den Augen verliert, theils weil es ungerecht wäre, den hundertsten retten zu wollen und 99 Preis zu geben, theils endlich, weil es Pflicht der Commune ist, den durch den Soff Verarmten vom Trinken ab- und zur Arbeit anzuhalten, ihm Axt, Spaten rc. in die Hand zu geben und den nothdürftigsten Unterhalt zu verabreichen, in so weit diese vom Verdienste nicht bestritten werden kann. Der Verein darf nur darauf sehen, daß die Communen ihrer Verpflichtung nachkommen wird und ihnen darin mit gutem Rathe beistehen. Demungeachtet bleibt es jedem Vereinsgliede unbenommen, für seine Person ein Uebriges zu thun.

III. Hieraus fließen für die Vereinsglieder folgende Hauptverpflichtungen:

1. Alle geistigen Getränke und vorzüglich die gebrannten Wasser höchst mäßig zu genießen, daß auch nicht der schwächste Schein von Unmäßigkeit sich zeigt.

2. Dem Trunke ergebne und unverbesserliche Dienstboten, Arbeiter, Einwohner rc. zu entlassen und den Grund im Dienstscheine zu vermerken.

3. Dem Vereine zuverläßige Mitglieder, besonders aus dem niedern Stande zuzuführen.

4. An den Vorabenden der Sonn- und Festtage, an den ersten Feiertagen, am Bußtage, Charfreitage und Todtenfeste keine Gesellschaften, Bälle rc. zu geben und zu besuchen.

5. Zu Gesellschaften, Bällen rc. sich früh zu versammeln und bald nach 10 Uhr dieselben wieder zu verlassen, wobei das Vergnügen nichts an Zeit verliert, die Gesundheit und die Geschäfte des folgenden Tages aber gewinnen.

6. Die Gasthäuser an den ersten Feiertagen, am Bußtage, Charfreitage und Todtenfeste gar nicht, an den andern gottesdienstlichen Tagen jedoch erst nach 4 Uhr zu besuchen.

7. Die polizeilichen Verordnungen in Bezug auf Gast- und Schankhäuser und auf Betrunkene resp.

4*

selbst gewissenhaft zu handhaben und zu befolgen und auf ihre Handhabung und Befolgung sorgfältig zu halten.

Anmerkung. Hat der Verein erst eine solche Verbreitung gewonnen, daß in jedem Dorfe sich Mitglieder befinden, und bemühen diese sich ernstlich die angedeuteten Hauptpflichten treu zu erfüllen: so steht mit Zuverläßigkeit zu erwarten, daß die Wirksamkeit des Vereins bald sichtbar hervortreten werde.

IV. Gesetzt es gelänge dem Vereine die Trunkenheit gänzlich auszurotten, so wäre doch immer nur ein, freilich dankenswerthes, Etwas für die menschliche Wohlfahrt geschehen. Lüge, Betrug, Diebstahl, Haß, Rachsucht rc. sind eben so mächtige, auch wol noch mächtigere Feinde des häuslichen und bürgerlichen Wohls, als der Soff, und es müßten, um dem menschlichen Geschlechte ganz zu helfen, eben so viele Vereine ins Leben treten, als es Sünden und Laster giebt. Da aber alle menschlichen Verirrungen aus einer gemeinschaftlichen Quelle im Menschen selbst entspringen und deßhalb unter einander zusammenhängen und in Wechselwirkung stehen: so leuchtet es ein, daß alle denkbaren Vereine sich auf Einen zurückführen lassen, von dem eine umfassende und gründliche Hülfe erwartet werden könnte. Diese Hülfe wird er auch zuverläßig gewähren, nur er muß nicht auf den Sand der vielköpfigen und veränderlichen subjectiven Vernunft und der äußern Nützlichkeit und Schädlichkeit sich fußen, sondern den Felsen der objectiven Vernunft, der ewigen Wahrheit zur Basis erwählen. Ein solcher Verein darf nicht erst mühsam gesucht werden, er ist mit den vollständigsten Statuten längst vorhanden; Jesus Christus hat ihn gestiftet.

Das Christenthum nimmt den ganzen Menschen in Anspruch. Es erleuchtet seinen Verstand rc., erwärmt sein Herz für alles Wahre und Gute rc. und pflanzt in sein Gemüth Ruhe, Stärkung und Hoffnung; mithin begnügt es sich nicht, einzelne Blätter des Unkrauts abzureißen, wie etwa die Vereine beabsichtigen, sondern gräbt es mit der Wurzel aus und

veredelt und beseeligt den Menschen durch und durch. Daß diese Wirkungen des Christenthums so häufig und schmerzlich vermißt werden, liegt ganz allein an den Christen selbst. Das Christenthum Vieler gleicht nämlich einem abgetragenen Rocke mit vielen kleinen und großen, offenbaren und verborgenen Löchern, in dem sie sich unmöglich wohl befinden können. Zu den offenbaren großen Löchern gehört der Soff. Mitleid und Besorgnisse mancherlei Art stehen nun im Begriffe, auf dieses Loch einen Lappen zu flicken (Mäßigkeits-vereine), und das ist gerade nicht tadelnswürdig; aber den Bedauernswürdigen wird im Ganzen doch nur sehr wenig und auf nicht lange geholfen werden. Sturm, Nässe und Kälte wirken schon überhaupt durch den mürben Rock und insbesondere durch die vielen andern Löcher auf den Körper nachtheilig ein und aufgeflickte Lappen fallen bekanntlich bald wieder ab und machen das Loch dann noch größer.

Für den Augenblick immerhin geflickt! aber auch eben so angelegentlich und ohne den mindesten Verzug für einen neuen Rock gesorgt!

d. h.

Ihr Verständigen und Bessern unseres Geschlechts, Ihr, die Ihr durch Eure Stellung, Verhältnisse rc. im häuslichen und bürgerlichen Leben die Blicke Vieler, sehr Vieler auf Euch zieht — erwachet! und bestrebt Euch vor den Augen der Welt wahre Christen zu sein und immer besser zu werden! Lasset Euer Licht leuchten vor den Leuten! und diese werden sich aufgefordert, ermuntert und gestärkt fühlen, Eurem musterhaften Beispiele nachzuahmen. Schon diese Wahrnehmung und noch mehr Euer eignes Fortschreiten in der Christlichkeit wird Euch um so williger und geschickter machen, wahres Christenthum durch alle Euch zu Gebote stehenden Mittel in Eurem größern und kleinern Kreise mit Eifer und Treue zu verbreiten.

V. Daraus ergiebt sich endlich, daß die Mäßigkeitsvereine um so wirksamer sein werden, jemehr sie sich zu christlichen Vereinen erheben. R—l.

## VI.

## Beiträge zur Fauna der wirbellosen Thiere Preußens.

Von Dr. C. Th. v. Siebold in Danzig.

---

Indem ich von der ersten Zeit meines Aufenthalts in Preußen an (seit 1831) mich in den Mußestunden vielfältig mit der Fauna Prussica beschäftiget, und dabei auch die wirbellosen (niedrigeren) Thiere nicht außer Acht gelassen habe, so konnte es nicht ausbleiben, daß ich dabei auf manches neue und unerwartete stieß, besonders da über die in Preußen einheimischen wirbellosen Thiere nur wenige litterärische Vorarbeiten existiren. Außer den Beiträgen, welche sich in Bock's „Versuch einer wissenschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen" (1785) befinden, sind über die Preußische Fauna der niederen Thiere nur noch folgende Materialien von besonderer Wichtigkeit: 1) Eichhorn (Prediger an der Kirche zu St. Catharinen in Danzig): Beiträge zur Naturgeschichte der kleinsten Wasserthiere, die mit keinem bloßen Auge können gesehen werden und die sich in den Gewässern in und um Danzig befinden (Ende des vorigen Jahrh. in Danzig erschienen). 2) Verzeichniß der Käfer Preußens, entworfen von Joh. Gottl. Kugelann (Apotheker in Osterode), ausgearbeitet von J. K. W. Illiger. Halle 1798. 3) Baer: Beiträge zur Kenntniß der niederen Thiere (Nov. Acta Caesar. Leopold. Carol. Natur. Curios. Vol. XIII. P. II.). 4) Kleeberg: molluscorum Borussicorum Synopsis. Regiomont. 1828. Von diesen genannten Werken sind nur No. 2 und No. 4. systematisch bearbeitet. Ich gedenke, meine Erfahrungen über das Vorkommen der wirbellosen Thiere in Preußen von Zeit zu Zeit in diesen Blättern bekannt zu machen, und hoffe dadurch die Aufmerksamkeit der Naturfreunde in der Provinz auch auf

diesen Gegenstand der vaterländischen Naturgeschichte zu lenken; würde mir dann von Seiten dieser Naturfreunde fleißige Unterstützung zufließen, so könnte mein Vornehmen mir zugleich sehr erleichtert werden. Wenn Preußen seines nördlichen unbequemen Klimas wegen in einem nicht besonderen Rufe steht, und in Deutschland zuweilen gar als ein Siberienartiges Land verschrieen wird, so ist dies jedenfalls übertrieben; wenigstens zeugt unsre Fauna der niederen Thiere mit kräftigen Beweisen gegen diese Verläumdung. Ich gestehe, daß ich selbst deshalb mit einigem Bangen nach Preußen zog, wurde aber in den freundlichen Gegenden Ermelands bald inne, daß dieses Land keinesweges so stiefmütterlich von der Natur behandelt worden ist, und seitdem ich mich ernstlicher um die entomologischen Erzeugnisse Preußens bekümmerte, erfuhr ich, daß die Preußischen Insekten weder einer rein Lappländischen noch rein Siberischen Fauna angehören, und daß wir unsere Insektenfauna noch immer mit einer Deutschen Fauna messen können. Ja, ich hatte vor kurzem die Genugthuung, als ich einem auswärtigen Freunde der Entomologie, welcher gerne mit den Käfern Preußens genauer bekannt sein wollte, einige Sendungen hier gesammelter Coleopteren zuschickte, von demselben die Antwort zu erhalten, daß, wenn ein anderer als ich ihm so manchen Käfer der Sendungen als einen Preußen hätte präsentiren wollen, er es sehr übel genommen hätte, ihm so etwas aufbürden zu wollen, in einzelnen Fällen selbst wäre er dennoch schwankend, ob nicht meinerseits ein Irrthum im Spiele sei und Süddeutsche Käfer durch ein Versehen und ohne mein Wissen sich den Preußischen zugesellt hätten. Fürwahr eine große Aufmunterung, den Preußischen Insekten nur noch fleißiger nachzuspüren.

## 1. Preußische Mollusken.

In Kleeberg's Synopsis mollascorum werden 25 Mollusken-Gattungen mit 73 in Preußen einhei-

mischen Arten aufgezählt. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft muß die Gattung Balanus, so wie die ganze Familie der Cirrhopoden oder Rankenfüßer, welcher Balanus angehört, aus der Klasse der Mollusken in die Klasse der Krustaceen verwiesen werden. Die einzige in der Ostsee wohnende hiehergehörige Art, welche Kleeberg (pag. 34) als unbestimmt aufführte, ist die auch im Atlantischen Ocean und Mittelländischen Meere sehr verbreitete Art, Balanus minutus (Thompson). Da außerdem nach den neuesten Untersuchungen Mytilus polymorphus als eine neue besondere Gattung von Mytilus getrennt werden muß, so bleibt die oben angeführte Zahl der Gattungen unverändert, und nur die Zahl der Arten muß hiernach auf 72 verringert werden. Der Mytilus polymorphus hat von Anfang an das Schicksal gehabt, verkannt zu werden, daher sich die Synonymie desselben so sehr vergrößert hat. Pallas beschrieb diese Muschel zuerst unter dem Namen Mytilus polymorphus, Chemnitz übersah dies, und machte sie als Mytilus Wolgae von neuem bekannt; noch später wurde sie durch Baer zu einem Mytilus Hagenii umgetauft. Im Jahre 1835 erkannten endlich Prof. Roßmäßler in Tharand und ein Belgischer Doktor Vanbeneden fast zu gleicher Zeit diesen Mytilus für eine besondere Gattung, und so erhielt derselbe von ersterem den Namen Tichogonia Chemnitzii und von letzterem den Namen Dreissena polymorpha *). Es läßt sich vermuthen, daß keine dieser beiden Benennungen sich behaupten wird; man wird nämlich den Gattungsnamen Tichogonia als eine wissenschaftliche (vom Baue der Schalen entnommene) Bezeichnung **)

---

*) Es würde hier nicht am Orte sein, die noch übrigen Synonymen anzuführen. Siehe darüber Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte 3ter Jahrgang pag. 50.

**) Roßmäßler: Iconographie der Land- und Süßwassermollusken Heft 1. pag. 112.

vorziehen, indem ein gewisser Apotheker Dreissens, nach welchem Vanbeneden die besprochene Muschel genannt hat, (meines Wissens) kein anderes Verdienst hat, als diese Muschel an Vanbeneden zur Untersuchung gesendet zu haben *); dagegen wird aber die Roßmäßlersche Trivialbezeichnung aufgegeben und der älteste Specialname wieder hergestellt werden, so daß also Tichogonia polymorpha der bleibende Name dieser Muschel zu werden verdient.

Die Tichogonia polymorpha ist übrigens in den hiesigen Festungsgräben sehr häufig anzutreffen. Professor Wiegmann erwähnt in seinem Archive **), daß diese Muschel in der Berliner Gegend erst seit wenigen Jahren so ungemein zahlreich geworden, vielleicht durch das Flößholz aus Ostpreußen eingeschleppt sei. Ich habe jedoch die Tichogon. polymorpha im Jahre 1829 schon sehr häufig in dem großen mit der Havel zusammenhängenden Tegeler See angetroffen und dieselbe auch, was noch stärker gegen obige Vermuthung spricht, in dem ganz abgeschlossenen größeren See des Grunewalds (ohnweit Charlottenburg) auf den Schalen der Anodonta ponderosa festsitzend gefunden. Ob dieses Thier aus Rußland durch Flößholz zu uns eingeschleppt sei, mögte ich eben sowohl bezweifeln; ich fand dasselbe nie auf Flößholz aufsitzen, sondern immer mittelst seines Byssus auf Gegenständen befestiget, welche an tieferen Stellen des Wassers auf dem Grunde desselben lagen. Es wird von vielen Schriftstellern das Baltische Meer mit als Wohnort dieser Bivalve angegeben, was ich nach meinen Beobachtungen nicht bestättigen kann. Ich habe nämlich an der hiesigen Ostseeküste unter den Muscheln, welche die Ostsee bewohnen und von dieser häufig lebend auf den Strand geworfen werden, nie eine frische Tichogonia poly-

*) Annales des sciences naturelles. Seconde Série. Tom. III. pag. 196.

**) a. a. O. pag. 50.

morpha bemerkt, habe aber oft die leeren Schalen dieses Thieres in der Nähe der Ausmündung der Weichsel am Strande mit anderen Süßwassermuschel-Schalen aufgelesen, so daß sie also wohl nur zufällig durch die Weichsel dorthin gelangt sein konnten.

Zu den von Kleeberg aufgeführten 72 Arten Preußischer Mollusken kann ich jetzt noch 15 andere in Preußen einheimische Arten hinzufügen, worunter 5 Arten zweien von Kleeberg noch nicht erwähnten Gattungen angehören, so daß also gegenwärtig 87 Arten Preußischer Mollusken in 27 Gattungen bekannt sind. Ich bin überzeugt, daß auch diese Zahlen noch nicht den ganzen Reichthum unserer Mollusken umfaßt, und daß erst nach fleißigeren Forschungen derselbe ganz wird übersehen werden können.

Ich kann nicht umhin, hier für die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher der Gutsbesitzer, Herr von Tiedemann, zu Russoczyn, der sich auf eine höchst erfreuliche Weise für Naturgegenstände interessirt, und auf dessen schöne Schmetterlingssammlung ich späterhin noch einmal zurückkommen werde, den Vorrath seiner um Russoczyn gesammelten Conchylien mittheilte, öffentlich zu danken. Herr von Tiedemann fand nämlich nach einem im vorigen Jahre stattgefundenen Austritte der bei Russoczyn vorüberfließenden Kladau eine zahllose Menge Conchylien auf den diesem Bache angränzenden Feldern zurückgelassen, welche derselbe in reichlicher Menge und verständiger Auswahl einsammelte. Es wiederholte sich im vorigen Jahre dieselbe Ueberschwemmung, wodurch mir durch die Aufmerksamkeit dieses Naturfreundes die Gelegenheit ward, den Reichthum an Conchylien-Schalen, welche dieser Bach mit sich führte, mit eigenen Augen zu bewundern und meine Sammlung wieder um mehre neue Preußische Conchylien zu vermehren. Es befanden sich unter den eingesammelten Schalen nicht bloß solche von Wassermollusken, sondern auch die Gehäuse vieler Landschnecken, welche höchst wahrscheinlich durch den schmelzenden

Schnee auf den Bergen der Buschkauer Gegend, von wo die Kladau ihr Wasser erhält, vom Boden mit fortgerissen wurden, so daß also in jener von Danzig etwa 3 Meilen entfernten Gegend, wo sich bekanntlich einer der höchsten Punkte von Westpreußen befindet, der Wohnsitz der von der Kladau ausgeworfenen Land-Conchilien zu suchen wäre.

I. Helix. Zu dieser Gattung kommt als neu hinzu:

1. H. ericetorum.
Pfeiffer: Land- u. Wasserschnecken. I. pag. 38. Taf. 2. fig. 23.
Roßmäßler: Iconographie. Heft 1. pag. 67. fig. 17.
Nilsson: historia molluscorum sueciae. pag. 118.
An den Ufern der Kladau einige Gehäuse gefunden.

2. H. lapicida.
Pfeif. I. pag. 40. Taf. 2. fig. 26. 27. Roßmäßl. Heft I. pag. 63. fig. 11. Nilss. pag. 28.
Diese durch ihren scharfen Kiel und ihre umgestülpte Mündung der Schale ausgezeichnete Schnecke fand ich öfters als lebende Exemplare hinter Pelonken unter Laub und Moos der dortigen Hainbuchen-Wälder.

3. H. rotundata.
Pfeif. I. pag. 44. Taf. 2. fig. 33. 34. Nilss. pag. 30.
Dieses niedliche Schneckchen war hier und da von der Kladau ausgeworfen worden.

4. H. bidentata.
Pfeif. III. pag. 17. Taf. 4. fig. 13. 14. Roßmäßl. I. pag. 65. fig. 14.
Das Gehäuse dieser Schnecke, dessen Mündung von zwei starken Vorsprüngen sehr verengert wird, wurde ziemlich häufig ebenfalls an den Ufern der Kladau eingesammelt.

2. Pupa.

5. P. costulata.
Nilss. pag. 51.

6. P. vertigo.
Nilss. pag. 53.

7. P. antivertigo.
Nilss. pag. 52.
Diese drei kleinen Moosschrauben wurden nebst einigen anderen hieher gehörigen Arten, welche ich aber noch nicht habe bestimmen können, an der Kladau aufgelesen.

3. Planorbis.

8. P. marginatus.
Pfeif. I. pag. 75. Taf. 4. fig. 1. 2.
Roßmäßl. I. pag. 102. fig. 59.
Nilss. pag. 80.
Diese Tellerschnecke kommt in allen stehenden Gewässern Preußens so häufig vor, daß ich glauben muß, Kleeberg habe dieselbe nur aus Versehen in seine Synopsis nicht mit aufgenommen.

4. Achatina (testa cylindraceo-conoidea, alba, laevi, nitida: anfractu infimo spiram subaequante. Nils.)
Eine von Kleeberg in der Synopsis nicht aufgeführte Gattung.

9. A. acicula.
Pfeif. I. pag. 51. Taf. 3. fig. 8. 9.
Nils. pag. 38.
Das zarte Gehäuse dieses unter Moos, Steinen und selbst unter der Erde lebenden Schneckchens fand sich an den Ufern der Kladau sehr häufig vor.

5. Clausilia (testa fusiformis, gracilis, vertice obtusiasculo; apertura sinistrorsa, subovata vel pyriformi peristomate continuo subreflexo; ossiculo lamelliformi elastico fauces imas claudente. Nils.)

Auch die Gattung Clausilia fehlt in Kleeberg's Synopsis gänzlich. Wenn nach Roßmäßler (Iconogr. I. pag. 76) Dalmatien das Land der Clausilien sein soll und diese Thiere überhaupt der Mehrzahl nach in felsigen Gebirgsgegenden wohnen, so freut es mich um so mehr, daß doch Preußen nicht ganz so arm an Arten dieser interessanten linksgewundenen Schneckengattung ist, denn außer den vier gleich zu nennenden Arten besitze ich noch drei hier gefundene, aber von mir noch nicht bestimmte Clausilien-Arten.

10. C. bidens.
Pfeif. I. pag. 60. Taf. 3. fig. 25.
Roßmäßl. I. pag. 76. fig. 29.
Nilss. pag. 43.
Wurde von mir in den Pelonken'schen Hainbuchen-Wäldern unter Laub und Moos entdeckt, fand sich auch einzeln an den Ufern der Kladau vor.

11. C. plicata.
Pfeif. I. pag. 61. Taf. 3. fig. 26.
Roßmäßl. I. pag. 78. fig. 31.
War häufig von der Kladau ausgeworfen worden.

12. C. ventricosa.
Roßmäßl. II. pag. 9. fig. 102.
Einige Gehäuse fanden sich an den Ufern der Kladau vor, und in Pelonken entdeckte ich das lebende Thier.

13. C. plicatula.
Pfeif. I. pag. 64. Taf. 3. fig. 31.
Roßmäßl. I. pag. 79. fig. 32.
Nilss. pag. 45.
Zwei Gehäuse an den Ufern der Kladau gefunden.

6. Cyclas.

14. C. calyculata.
Pfeif. I. pag. 122. Taf. 5. fig. 17. 18.
Nilss. pag. 99.
Wurde von mir im hiesigen Stadtgraben lebendig aufgefunden.

7. Pisidium.

15. P. obliquum.

Pfeif. I. pag. 124. Taf. 1. fig. 19. Taf. 5. fig. 19. 20.

Nilss. pag. 99.

Ebenfalls frisch im hiesigen Stadtgraben von mir angetroffen.

Danzig, den 4. Dezember 1837.

---

## VII.

## Berichtigungen und Zusätze zu des Herrn Oberlehrer Bujack's Naturgeschichte der höheren Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

---

### Lutra vulgaris, der Fischotter.

Dieses Thier ist bei uns, nicht nur in einigen Gegenden, sondern überall verhältnißmäßig sehr häufig und thut großen Schaden an Fischen und Krebsen, und da auch sein Fell in einem hohen Preise steht und stets sehr gesucht ist, so ist es wirklich zu verwundern, daß man ihm nicht eifriger nachstellt und ihn hauptsächlich durch Schießen zu vermindern sucht. So leicht der Otter auf dem Anstande im Sommer und Winter zu schießen ist, so beschäftigt man sich mit seiner Jagd sehr wahrscheinlich nur darum so wenig, weil er angeschossen, dem Jäger sehr häufig im Wasser entgeht und nicht gefunden wird. Ich halte es daher für zweckmäßig, hier ein Mittel anzugeben, wodurch diesem Uebel gründlich vorgebeugt wird. Dieses Mittel wird der Jäger, der bei der Jagd des Otters glücklich sein will, für sehr gut finden und es wohl anwenden müssen, auch wird mir derselbe hierbei einigen Dank wissen.

Weil der Otter ein zähes Leben hat und weil das Schrot, wenn es nicht etwas stark ist, nicht gut durch das starke, feste Fell eindringt, so geschieht es, daß er seltener nach dem Schusse sogleich todt ist, ohne noch die Kraft zu haben, das Wasser zu erreichen. Will nun der Jäger ihn davon abhalten und läuft, wie gewöhnlich, so schnell als möglich hinzu, um seine Beute zu nehmen, so springt das Thier, selbst halbtodt, ins Wasser und stirbt, auf diese Weise verfolgt, in demselben und ist daher, nach der Beschaffenheit des Wassers, sehr häufig verloren. Im Winter auf dem Eise geschossen, kommt er häufig unter dasselbe und stirbt daselbst ganz nutzlos. Dagegen verhalte sich der Jäger nach dem Schusse so ruhig, als vorher. Ist der Otter verwundet, und er wird nicht gestört, so geht er nie in's Wasser und stirbt jedesmal außer demselben. Springt derselbe aber bei einem etwaigen Geräusche doch hinein, so kommt er, bei gehöriger Ruhe, gleich wieder heraus, schwimmt auch wohl durch den Fluß auf das andere Ufer und geht an's Land. Daher ist es sehr gut, wenn der Jäger nach dem Schusse, in jedem Fall, sich nach einer Seite hin ganz still entfernen kann, wo er den Otter durch kein Geräusch stört; ist dieser tödtlich getroffen worden, so wird der Jäger ihn am Morgen sicher finden, und so den reichlichen Lohn seiner Mühe ernten. In starken Tellereisen fängt sich der Otter oft. Man legt sie etwas unter das Wasser, da, wo er oft aussteigt und aufs Land geht. Der Fischotter hält sich sowohl in kleinen und großen Flüssen als auch in Teichen und Seen auf, die mit jenen in Verbindung stehen, oder nicht sehr weit entfert sind.

Wenn vom Otter behauptet wird, daß er nach der Marder Weise mehr Thiere tödte als verzehre, so ist dies, nach meiner Erfahrung durchaus ein Irrthum. Erstlich sind es nur seltne Fälle, wo man einen vom Otter getödteten Fisch findet, und dann sind es gewöhnlich große Fische, die er nur aus dem Grunde liegen läßt, weil er entweder dabei verjagt wird,

oder weil ihm die ganzen Fische zu einer Mahlzeit zu groß waren. Ich bin so glücklich gewesen, zwei solche Fische zu finden. Einmal fand ich an einem grössern Flusse, auf einem großen Geschiebe von Sand und Steinen, dicht am Wasser, einen besonders großen noch ganz frischen Aal, dem der Otter nur den Kopf abgefressen hatte. Sodann fand ich am hiesigen See einen, ebenfalls ganz frischen, sehr großen Karpfen, wovon der Otter auch nur den Kopf verzehrt hatte. Der Aal lag nahe an einer großen Brücke, die eine sehr lebhafte Straße verband, und der Karpfen auf einem sogenannten Wasserfloß, wo ein großer Theil der Stadt all' sein Wasser holt. In beiden Theilen war der Otter sehr wahrscheinlich verjagt worden, ohne den Fisch mitnehmen zu können. Sonst ist mir bei langer und sehr genauer Erfahrung hierin, nichts vorgekommen.

Von der Setzzeit wird gesagt: „Man hat behauptet, durch Beobachtung habe sich der Mai, Juni, August, December, ja selbst der Januar als Setzzeit herausgestellt. Döbel versetzt die Ranzzeit in den Febrnar und läßt die Otterweibchen 9 Wochen trächtig sein." — Döbel hat hier wie ich glaube, ganz richtig beobachtet. Einer meiner Bekannten war einmal so glücklich, zwei sich paarende Fischottern, ein Männchen und ein Weibchen, im Winter auf dem Eise, auf einem Schusse auf der Stelle zu tödten, und ich habe nicht allein unzählige Mal im Frühling die ganz jungen Fischottern am Wasser gespürt und mehrmals gesehen, sondern fand auch noch vor einigen Jahren am hiesigen See, Anfangs Juni, 4 junge Ottern, die recht gut einen Monat alt sein konnten. Ueberdies bemerkt man die Spuren sehr junger Ottern nur allein im Frühling, was hier genug beweiset.

Daß das Fell des Otters bei Nacht im Wasser leuchte, und dadurch ihn dem Jäger verrathe, scheint wohl nur eine Fabel, die ich aus der genauesten Erfahrung vielfach widerlegen kann. Zu bemerken ist noch, daß das Fell des Otters im Sommer so gut und theuer

theuer als im Winter ist und die Haare nie ausgehen. Die Winterfelle sind nur etwas dunkler, als die Sommerfelle. Sie werden besonders zu Mützenbrämen verarbeitet, die in manchen Gegenden von Deutschland häufig getragen werden. Ein Fell von einem erwachsenen Otter wird bei uns dem Jäger von dem Kürschner mit 5—6 Thlr. bezahlt, soll aber im Handel viel theurer sein.

### Meles Taxus, der Dachs.

Es wird zwar von seiner Höhle gesprochen, aber nicht davon, wo dieselbe zu finden ist. Bei uns fängt man den Dachs an manchen Orten auch leicht so, daß man im Herbste, spät in der Nacht, durch die Felder reitet, wo ihn die Hunde stellen, und man ihn mit Stöcken tödtet. Im Herbste wird er sehr fett und kann sehr schlecht laufen. Ein Bekannter von mir kam des Abends um 9 Uhr von einem andern Orte durch einen Wald. Ganz unerwartet macht in einiger Entfernung ein Thier, das er der sehr großen Dunkelheit wegen kaum als solches erkennen kann, ein starkes Geräusch und bleibt im Wege stehen, so daß er sehr erschrickt. Sich schnell wieder fassend, schreit er ihm stark entgegen, worauf er dasselbe beim Weggehen, an den weiß schimmernden Flecken als einen Dachs erkennt, den er leicht einholt und mit Hülfe seines guten Stockes tödtet. Der Dachs hat ein außerordentlich zähes Leben.

### Erinaceus europaeus, der Igel.

Von ihm wird gesagt, daß er seinen Winterschlaf in einer von ihm selbst gemachten Höhle halte. Dies ist nicht richtig. Eine freie Höhle, wie andere Thiere, als der Dachs, Fuchs, Hamster, macht er sich nie, sondern immer dient ihm dabei ein Gebüsch, ein dichter Zaun, ein Baumstamm oder Wurzeln zum Schutz. Mehrmals habe ich ihn auf Feldern und Hölzern in geringen Vertiefungen gefunden, die er sich unter freiliegenden Wurzeln großer, oft trockener oder abgehauener Bäume zum Winterlager nothdürftig ge-

macht hatte. Sodann fand ich ihn öfters an dichten lebendigen Zäunen, mit deren herabgefallenem Laube er sich, oder an gemachten Zäunen von trockenen Dornen, wo er sich von trockenem Grase, aber ganz auf der Oberfläche, ein nicht besonderes, kugelartiges Nest gemacht hatte. Fast jedesmal fand ihn, sowohl im ersten Frühling, als im späten Herbste, zufällig ein Hund und verrieth ihn durch Bellen in seinem Winterlager. Hier überwintert er also, und dies sehr häufig, ganz über der Erde. Von seiner Fortpflanzung sagt der Verf. kein Wort. Ich habe 1—4 Junge gefunden; die letztere Zahl mag die gewöhnliche sein. Sonderbar ist die Art, wie die Jungen saugen. Die Mutter legt sich dann, wie ich dies im Freien gesehen habe, ganz auf die Seite, fast auf den Rücken, so daß die Jungen zu den Zitzen kommen können.

Talpa europaea, der Maulwurf.

Es heißt von seinen Jungen: „und nicht viel größer, als eine Arabische Bohne sind", im Gegensatz mit der allgemeinen Bestimmung der Gattung: „das zwar schmale, aber offene Becken gestattet ihm ziemlich große Junge zu werfen." — Weiter heißt es: „Sein Arbeiten und Aufwerfen von Haufen in der ersten Hälfte des Märzes in unsern Gegenden berechtigt zu der Hoffnung, daß ein starker Frost nicht mehr eintreten werde." Diese Berechtigung gründet sich um diese Zeit eher auf die Nähe des Frühlings, als auf das Aufwerfen von Haufen; denn der Maulwurf wirft zu jeder Jahreszeit Haufen auf, wenn er vor dem Froste es kann, oft auch im Januar und Februar, so daß dies nichts weiter anzeigen kann, als daß die Erde um diese Zeit gerade ziemlich vom Froste frei war. Der Maulwurf sucht selbst im Winter die Oberfläche, so daß ich ihn lebendig öfters auf Eis und Schnee sahe, wo für ihn kein Eingang mehr zu finden war. — Daß die Maulwürfe bei trockenem Wetter besonders in Röhren gefangen werden können, die zu einem Wasserbehälter führen und daß man daraus beweisen könne, daß der Maulwurf

auch Wasser bedürfe, scheint nicht richtig; es scheint vielmehr, daß er, bei seiner weichen Nahrung, das Wasser nicht suche, denn Millionen Maulwürfe können, besonders in Deutschland, wo sie auf trockenen Feldern sehr häufig sind, bei trockener Witterung nie zum Wasser gelangen. Bei einer Ueberschwemmung fliehen die Maulwürfe und retten sich durch Schwimmen, worin sie eine große Ausdauer und Fertigkeit haben, wie ich oft gesehen. Nach einer Ueberschwemmung eines weiten Wiesenthals sahe ich in Deutschland auf einer ganz einzeln stehenden, starken alten Weide eine Menge todte Maulwürfe, die sich dahin geflüchtet hatten.

Daß seine Gefräßigkeit ungeheuer sei, weiß Niemand, sie wäre im Gegentheil der Größe des Thiers nicht angemessen. Wenn diese Gefräßigkeit aber auf die große Furcht der Regenwürmer vor dem Maulwurf gegründet werden soll, so steht dieser Beweis ebenfalls auf sehr schwachen Füßen, weil diese Furcht erweislich gar nicht stattfindet. Wenn z. B. die Erde in der Nähe des Wurmes erschüttert wird, so flieht er, ohne den Maulwurf zu fürchten. Stößt man einen Pfahl in die Erde, oder nimmt einen Blumentopf, der lange an seinem Platze gestanden, weg, und setzt ihn etwas unsanft nieder, so kommen gar oft Regenwürmer hervor, um sich davon zu machen, sicher nicht aus Furcht vor dem Maulwurfe.

Sciurus vulgaris, das Eichhörnchen.

Schwarze sind in Preußen sehr selten, dagegen in Thüringen sehr gemein; ich habe dergleichen mehre hunderte gesehen. — Was der Verf. von den warmen Nestern sagt, deren jedes Paar mehre haben soll, wohin es sich sowohl bei großer Hitze, als Kälte wendet, verhält sich nicht so. Nur im Frühling, wenn das Eichhörnchen Junge hat, baut es sich aus Moos ein gewölbtes, warmes Nest, mit einem engen Eingang an der Seite, welches aber bald nachher verfällt und nicht mehr reparirt wird. Nicht einmal die Jungen trifft

5*

man, sobald sie das Nest verlassen können, mehr darin an, und findet es dann immer leer. Ehe die Jungen ziemlich sich helfen können, findet man sie im Neste beisammen, hat man aber im ersten Frühling diese Zeit nur etwas versäumt, so kann man hundert Nester untersuchen, man wird sie alle leer finden. In Thüringen findet man sehr oft in einem Neste ein schwarzes, seltner auch zwei, neben den übrigen rothen.

Auch gegen die Schwüle des Mittags suchen die Eichhörnchen nie das Nest und halten kein Mittagsschläfchen. Ein zähes Leben hat das Eichhörnchen, wie angegeben wird, durchaus nicht, vielmehr ein weiches, und wenn eins noch den Baum hinauf läuft, nachdem ihm die Hinterbeine abgeschossen sind, so ist das nicht mehr, als wenn ein tödtlich verwundeter Hase noch ein Stück fortläuft ehe er fällt, oder wenn ihm beide Hinterbeine abgeschossen sind, wie ich gesehen, und derselbe noch auf den freien Knochenröhren versucht zu entkommen und noch lange nicht von selbst stirbt. Zähes Leben haben der Marder, Iltiß, Dachs, die Katze rc.

## Cricetus vulgaris, der Hamster.

Von ihm wird berichtet: „Stört man ihn bei vollgepfropften Backentaschen, so erleichtert er sich zuerst, indem er mit seinen Pfoten darüber hinfährt, um mit der Waffe seines mächtigen Gebisses zur Vertheidigung bereit sein zu können.“ Das habe ich nie bemerkt. Die Sache verhält sich vielmehr so. Gegen Abend, wenn es anfängt ein wenig dunkel zu werden, findet man den Hamster, nach der Ernte, auf dem Stoppelfelde, wo er seine Löcher hat, häufig, und kann dann mit einem Stocke in kurzer Zeit viele erschlagen, oder durch Hunde tödten lassen. Sobald der Hamster einen Menschen erblickt, so flieht er, was er kann, um ein Loch zu erreichen; gelingt ihm dies aber, wie sehr oft, nicht sogleich, wenn er verfolgt wird, so kehrt er sich, wenn ihm der Feind auf 10—12 Schritte nahe

gekommen ist, sogleich um, läuft ihm wüthend und knurrend entgegen, und würde, wenn man ihn im Laufe nicht erschlüge, unfehlbar an die Beine kommen und stark beißen. Dabei behält er aber, was er gerade hat, viel, wenig oder nichts in seinen Backentaschen. Will man den Hamster tödten, um die dafür ausgesetzte Prämie zu erhalten, die indeß lange nicht überall ausgesetzt ist, wo der Hamster sehr häufig vorkommt, so ist nicht die gewöhnliche Methode, ihn im Herbste auszugraben; dies wäre der ganz verkehrte Weg und würde schlecht lohnen, indem man bei der angestrengtesten Arbeit es in einem Tage kaum auf ein halbes Dutzend bringen würde; an einem einzigen Abende aber kann man leicht mit einem Stocke in der Hand, 20—30 Stück erschlagen, auch alle Hunde beißen sie sehr gerne todt. — Wenn berichtet wird, daß ein einziger Hamster oft über einen Centner Getreide eintrage, so möchte dies, wenn es ja jemals vorkommt, nur höchst selten geschehen. Im Anhaltschen habe ich oft Leute gesehen, die dem Hamster seine Vorräthe im Herbste lange nach der Ernte abnahmen, besonders Weizen, aber immer bemerkt, daß in einem Loche gewöhnlich etwas weniger und etwas mehr als ein Viertel, zuweilen wohl gegen ein halber Scheffel gefunden wurde.

### Mus decumanus, die Wanderratte.

Zu ihrer Verminderung empfiehlt der Verfasser ein originelles Mittel. „Mehrere eingefangene abzusperren und ohne Nahrung zu lassen, worauf sie einander aufzehren und die nun Uebriggebliebene dann laufen zu lassen, scheint zweckdienlich zu sein, weil die an Fleischnahrung gewöhnte, der beste Rattenfänger wird.“ Es scheint dies Mittel sehr problematisch.

### Mus Rattus, die schwarze Ratte.

Der Verf. bemerkt, daß es Bastarde von dieser und der vorhergehenden geben soll. Dies ist bei der

Feindschaft beider Thiere gegen die Natur. Ueberhaupt hat der Verf. überall mit Bastarden viel zu viel zu thun. Wenn es in der Thierwelt so leicht Bastarde gäbe, wie der Verf. will, so müßten wir täglich neue Arten der Thiere entstehen sehen. Hierbei wird auch des Rattenkönigs gedacht und der Verf. erklärt die Sache so: „Der Rattenkönig entsteht nämlich dadurch, daß, wenn die jungen Ratten, die nämlich weich und haarlos geboren werden, in einem engen Loche dicht beisammen sitzen, ihre nackten und haarlosen Schwänze bei der Verwickelung in Folge der Eiterung mit einander verwachsen. Ein solcher Rattenkönig, der sich natürlich nicht selbst helfen kann, wird aber von den Alten verpflegt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Congregation bald stirbt. Nie hat man irgend wo anders dergleichen Rattenkönige gefunden, als da, wo 100, ja 1000 von Ratten in Gesellschaft bei einander vorkommen. Ein Rattenkönig aus 27 Stück, der in der Samml. der naturf. Gesellsch. zu Altenburg aufbewahrt wird, besteht aus mehreren Bruten." — Ohne mich auf genauere Erörterung jedes einzelnen Satzes jetzt einzulassen, frage ich nur: wo sollen wir bei Erforschung der lebenden Natur hinkommen, wenn wir nicht allein alle Erfahrung, sondern auch jede Spur von Anatomie und Physiologie verleugnen wollen? — Könnten wir uns mit solchen Erklärungen über natürliche Gegenstände, wie die über den Rattenkönig beruhigen, so wäre dies die größte Schmach für die Wissenschaft und es könnte nicht fehlen, daß wir Alles wieder verlören, was seit einer nicht so langen Reihe von Jahren mühsam gewonnen worden ist. Daß der sogenannte Rattenkönig ein Unding ist, und es sein muß, scheint mir hiernach unzweifelhaft. Ein Exemplar dieser Ratte, das ich in Königsberg fand, kam in's Museum, außerdem habe ich sie hier einmal erhalten und einige mal beobachtet.

Hypodaeus terrestris, die Schermaus, habe ich hier bei Gerdauen aus großen, trockenen Gärten, wo sie ausgegraben wurde, auch erhalten.

Sus Scropha, das wilde Schwein.

Es wäre wünschenswerth gewesen, über dieses Thier, welches in Preußen häufiger als in den allermeisten, ja wohl allen deutschen Ländern vorkommt und sich namentlich seit 1818 unter den, vom Orkan im genannten Jahre überall zahllos niedergeworfenen Waldbäumen, beispiellos vermehrt hatte, jetzt vermindert hat, jedoch noch immer ziemlich häufig ist, besonders genaue Nachrichten durch Forstbeamte einziehen und sich nicht auf das zu beschränken, was man in andern Werken fand, und was um so beschränkter sein muß, je seltner das wilde Schwein schon allgemein in Deutschland ist und je weniger bequem und genau es also daselbst in neuerer Zeit beobachtet werden kann, und dies um so mehr, da dieses kräftige Thier auch bei uns schon anfängt abzunehmen. Weil bei uns die Jagd in vielen Königl. Forsten jetzt verpachtet ist, wo auch die wilden Schweine sonst sichere Ruheplätze fanden, das ungeheure Lagerholz in den Wäldern längst aufgeräumt ist und die Bevölkerung wächst, mit ihr die Cultur des Bodens, die Lichtung der Wälder zunimmt: so möchte die Zeit gekommen sein, wo dieses Thier auch bei uns mehr und mehr abnimmt und nicht mehr oft seine vollkommene Größe erreicht, zumal die wilden Schweine, bei dem Schaden den sie den Feldfrüchten zufügen, jetzt auch außer der Jagdzeit geschossen werden dürfen. Das wilde Schwein erreicht eine ungemeine Größe und das Exemplar des Museums in Königsberg, dessen Höhe der Verf. von 1 Fuß 8 Zoll angiebt, ist noch sehr gering. Vor mehreren Jahren war unter zwölf Schweinen, die in einem Winter auf einem Gute bei Zinten (diese Zahl wurde hier und in den andern Gütern der Gegend jedes Jahr erlegt) geschossen wurden, der größte Eber vollkommen 3 Fuß 6 Zoll hoch. Das

Fell (ich stopfte es) mit welchem noch die Schädel- und die untern Fußknochen, nachdem alles Fleisch entfernt war, etwas verbunden waren, wog frisch über 100 Pfd. Das Thier war sehr stark, lang und gestreckt, und die Borsten waren kurz und lagen glatt an. An den beiden Seiten war die Haut 2 bis 3 Finger dick, so hart als wie von Knochen, und so unbiegsam wie ein Brett (die Jäger nennen dies das Schild); aber von außen war sie eben so rein und die Borsten eben so glatt und vollständig als überall. Es hatte auf dem einen Hinterschenkel einen alten Schuß von grobem Schroot, wovon noch mehrere Körner in der Haut steckten, was auch auf der Seite mit 2 starken Rehposten der Fall war. Es wurde kurz vor Weihnachten geschossen.

Die Jagd der wilden Schweine ist einfach und fast stets ohne Gefahr, sie wurde auf erwähntem Gute mit vielem Erfolge betrieben. Zur Schweinsjagd wurde gewöhnlich ein sehr stürmischer Tag gewählt, an dem es zugleich viel schneite, weil alsdann die Schweine fester lagen. Im Walde angekommen, ging ein Jäger, der 2 kleine Dachshunde hatte, mit ihnen ab, um die Schweine, die etwa im Revier lagen, aufzusuchen, die sie dann sehr gut fanden. Sobald sich die Hunde hören ließen, schlossen die Jäger, gewöhnlich 3 bis 6 an der Zahl, einen Kreis um die Hunde und stellten sich ruhig an. Die Schweine, die die kleinen Hunde nicht beachteten, blieben ruhig liegen. Indeß ging der Jäger den Hunden immer nach und beim Lager angekommen, war er zuweilen so glücklich sogleich 2 Stück zu tödten. Nun brach die Rotte los und in wenig Augenblicken war die ganze Jagd vorbei. Was an den ruhig stehenden Schützen auf der Flucht vorbeikam, wurde geschossen; da aber das große hauende Schwein welches die Rotte begleitet, stets in einiger Entfernung allein liegt, so wird es nur seltener mit eingeschlossen und entkommt meistens.

Erwähntes großes Schwein, welches die erfahrenen Jäger auf 6—7 Jahre schätzten, und welches auch allein gelegen hatte, aber in der Verwirrung in falscher Richtung geflohen war, kam auf einen ruhig stehenden Jäger, der es verwundete, so daß die Kugel, in einer Entfernung von 10—15 Schritten in der Schulter stecken blieb. Nachdem es noch über 500 Schritte weit gelaufen war, indem der Jäger im Weiterlaufen gar nicht bemerkte und nicht glaubte, daß er es getroffen habe, waren ihm die Hunde nachgekommen, weil es nicht weiter konnte.

So stark nun schon dieses Schwein war, so war es doch noch sehr gering, der Fährde nach zu urtheilen, gegen ein anderes, welches in der ganzen Umgegend stets nur und zwar immer ganz allein gespürt (es hielt sich zu keiner Rotte) aber Jahre lang niemals gesehen wurde und welches eine Fährde hatte, wie ein Rind. Alle andere Fährden von großen Schweinen im Schnee, waren gering gegen die, von diesem mächtigen, einzigen Schwein, so daß Jeder, der seine Fußtritte sahe, staunen mußte. Beim Beschauen dieser Spur erzählten die alten Jäger oft von einzelnen, wenigen Schweinen von ungeheurer Größe, welche früher zuweilen in ihren Revieren erlegt worden waren. Ein so starkes Schwein mögen vielleicht die Wälder von Preußen jetzt nicht mehr aufzuweisen haben. Dieses sehr große Schwein soll nach der Zeit in dem Jagdrevier des Hrn. Majors v. S. auf B. glücklich erlegt worden und wirklich von ungewöhnlicher Größe gewesen sein. Es ist höchlich zu bedauern, daß ein solches mächtiges Schwein nicht zur höchsten Zierde des zoolog. Museums erhalten worden ist. — Auch hier in Gerdauen waren noch vor wenig Jahren, wie fast allgemein, wo die Wälder dazu geeignet sind, die wilden Schweine ungemein häufig und mitunter sehr stark, sind auch noch nicht selten. Noch vor nur einigen Jahren wurden hier auf der Schloß Gerdauenschen Jagd 20 bis 30 Schweine

jährlich geschossen; jetzt sind sie nicht mehr so häufig, fehlen aber nicht.

Was die sehr dicke, unbiegsame Haut der beiden Seiten betrifft, so hat sie wohl jedes sehr starke hauende Schwein, nicht die Bachen, ohne daß sie durch Reiben an Bäumen entsteht, wovon keine Spur zu bemerken ist; sie ist vielmehr eine Eigenthümlichkeit im Baue dieses Thieres.

Die zahmen Schweine paaren sich mit den wilden Ebern sehr leicht und häufig, besonders in den Jahren, wo es Eicheln giebt und die zahmen Schweine in den Wald gehen. Zu solcher Zeit kommen die wilden Eber unter die Heerden zahmer Schweine und besuchen sie, ohne die Hirten besonders zu scheuen, täglich. Ich habe oft Ferkel von zahmen Schweinen gesehen, die eben so braun gestreift waren als die wilden, und von ihnen nicht zu unterscheiden waren; man wußte aber auch, daß sich die Schweine mit wilden Ebern im Walde gepaart hatten. So habe ich auch erwachsene Schweine gesehen, die ganz den Bau der wilden, besonders des Kopfes, der kurzen, breiten, runden Ohren und ganz dieselbe dunklere, fahle Farbe der Borsten mit etwas helleren Spitzen hatten, wie die wilden: daher ohne allen Zweifel von den wilden abstammten. Solche Thiere sind nicht zu verkennen. Ich kenne hier seit einigen Jahren sogar eine Zuchtsau ganz von der eben angegebenen Beschaffenheit, die ihre Abkunft deutlich verräth und jedes Jahr Ferkel wirft, wenn gleich mit zahmen Ebern gepaart, die den wilden mehrentheils durchaus gleichen. Braun gestreift sind sie in der Regel, der Länge nach, alle.

Nicht allemal sind bei einer Rotte auch Frischlinge; vor einigen Jahren sahe ich hier beim ersten Froste im Herbste 9 sehr starke männliche und weibliche Schweine, die zusammen lagen, demnächst zusammen liefen und sich zusammen hielten.

Cervus Capreolus, das Reh.

Von ihm wird gesagt: „Nur wenn der Bock weggeschossen ist, gesellt sich die Ricke zu einer andern Familie.“ Dies ist dahin zu berichtigen, daß die Ricke gewöhnlich auf ihrem Standort bleibt und sich bald einen andern Bock aus einem fremden Jagdrevier verschafft und dies selbst mehrmals thut, wenn die Böcke geschossen worden sind. Ferner wird von den jungen Rehen gesagt: „Gleich nach der Geburt werden sie oft eine Beute der Raubvögel.“ Dies ist keineswegs der Fall und geschieht, so lange die Mutter lebt, zu dieser Zeit nie. Wer die Raubvögel in der Natur kennt, wird nicht eine so übertriebene Meinung von ihrer Stärke und Raubgier haben, wie dies neulich der Fall war, wo ein Jagdstückchen von einem Adler angeblich erster Größe aus der Gegend von Stettin, in der Zeitung stand.

Capra Hircus, die Hausziege.

Von ihr wird nichts als der Name angeführt, da doch der Artikel von ihr recht interessant hätte werden können und sollen, deren Nutzen*), besonders von der sehr milchreichen westphälischen Ziege, bei uns noch sehr verkannt wird; weshalb unsre Ziege viel eher einen ehrenvollen Platz in solchem Buche verdient hätte, als die tibetanische oder Kaschmirziege. — Daß übrigens die Franzosen die ächte tibetanische Ziege eingeführt haben, kann man wohl annehmen und ihrer Kenntniß zutrauen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Weshalb verschweigt ihn der Hr. Einsender? Wir hätten das Interessante von der Ziege gerne gelesen.
D. H.

## VIII.

## Meine Behandlung des Weinstocks.

Von F. Heydenreich in Tilsit.

Seit zehn Jahren ziehe ich an meinem Hause zwei Weinstöcke, die mir jährlich eine Menge reifer Trauben liefern. Auch in diesem so ungünstigen Weinjahre habe ich von dem einen Stocke schon in der Mitte September reife und sehr wohlschmeckende Trauben gehabt, von dem andern im November. Nahen und fernen Bekannten habe ich Reben und Anweisungen der Behandlung mitgetheilt. Fremden wäre wohl auch damit gedient, denn wer mehrt nicht gern seine Genüsse, besonders wenn sie so wohlthuend sind und es so mühelos ist sie zu beschaffen. Darum lege ich hier in diesem so vielgelesenen Archive eine etwas ausführliche Beschreibung meiner Behandlung des Weinstocks nieder. Ich lernte sie zuerst aus einer kleinen Schrift „der praktische Weinbau" von Recht, dann durch eigne Beobachtung und Erfahrung. Wenn ich hiebei etwas ausführlich und genau bin, so geschicht es um derentwillen, welche diesen Theil des Gartenbaues noch gar nicht kennen, aber doch eines günstigen Erfolges sicher sein wollen. Der Aufsatz zerfällt daher in fünf Abschnitte, indem ich im ersten von den beim Weinstocke gebräuchlichen Kunstausdrücken handle; im zweiten von der Anzucht; im dritten von der Behandlung in den ersten Jahren; im vierten von den verschiedenen Arten ihn zu ziehen und im fünften von der Bearbeitung des erwachsenen Weinstocks. Im Anhange beschreibe ich dann die wenigen Sorten, die ich als der Anzucht werth aus eigner Erfahrung kenne.

### Erster Abschnitt.

#### Von den Kunstausdrücken beim Weinbau.

Zuerst muß ich wohl einige nothwendige Kunstausdrücke erklären, die a) beim Weinstocke selbst und

b) beim Anbau desselben vorkommen. Ich will dabei die Namen beibehalten, die Herr Recht in Berlin in seiner Schrift „der prakt. Weinbau" vorgeschlagen hat.

a. Die Theile des Weinstocks sind: 1) der Stock selbst, 2) die Reben (Schenkel, Zapfen), 3) die Ruthen, 4) die Ableiter (Geiz), 5) die Gabeln (Ranken), 6) die Augen (Frucht- und Holzaugen), 7) die Wasserruthen, 8) die Blüthen und Trauben, 9) die Senker und Stecklinge, 10) der Wurzelstock und die Wurzeln.

b. Die Kunstausdrücke bei dem Weinbau selbst sind: 1) das Beschneiden, 2) das Ausbrechen, 3) das Geizen, 4) das Anheften, 5) das Senken oder Ablegen und 6) das Verjüngen.

Die meisten Pflanzen kann man bekanntlich in zwei Theile eintheilen, in den Theil über der Erde und den Theil unter der Erde; den ersten nennt man in der Pflanzenkunde den aufwärtssteigenden und den andern den abwärtssteigenden Stock. Von dem aufwärtssteigenden Stocke nennt man bei dieser hier zu beschreibenden Pflanze den Weinstock, das über ein Jahr alte Holz; die einjährigen Triebe desselben, also die im vorigen Sommer aus dem Stocke gewachsenen Schösse, heißen Reben. Werden diese auf fünf bis acht Blätter, oder an diesen befindlichen Knospen geschnitten, so heißt eine solche Rebe ein Schenkel. Werden nur zwei Knospen daran gelassen, so heißt sie ein Zapfen. Die aus den Reben wachsenden Triebe, die also noch nicht ein Jahr alt sind, heißen Ruthen, treiben sie aber aus dem Weinstocke selbst, so heißen sie Wasserruthen. An den Reben und Ruthen sind im Herbst und Frühling Knospen, welche man Augen nennt. Diese sind reif, wenn sie fest und hart sind und die Rebe, an der sie stehn, gelbbraun oder braun ist. Sind die Augen dick und stumpf, dann nennt man sie Fruchtaugen, sind sie spitz und dünn, so heißen sie Holzaugen. Aus jenen treiben die Fruchtruthen, die mit Blüthen besetzt sind, aus diesen die Ruthen. Neben den Augen der

Ruthen treiben in demselben Sommer noch andere kleinere Zweige aus, die man sonst gewöhnlich Geiz oder Gaiz nannte, und unverständigerweise sorgfältig, sobald sie sich nur zeigten, wegbrach; nach richtigern Erkenntnissen von der Natur des Weinstocks aber jetzt ungestört den Sommer über fortwachsen läßt, und sie ihrer Bestimmung gemäß passender Ableiter nennt. Eben so erscheinen an den Ruthen die Gabeln oder Ranken, durch die sich die Pflanze an andere Gegenstände anheftet, und welche sich, wenn diese fehlen, um die Ruthen selbst aufs festeste schlingen und den Wachsthum derselben hindern. Senker oder Ableger nennt man die Reben, welche man in die Erde hineinsenkt, damit sie daselbst Wurzeln schlagen; Stecklinge, wenn man sie vom Stocke abschneidet, und zu demselben Behufe in die Erde steckt. Der abwärts steigende Stock heißt der Wurzelstock und besteht aus einer Pfahlwurzel mit einem oder mehren Knoten (Kopf) und den Saugwurzeln, die aus diesem Kopfe herauskommen; oben aus dem Wurzelstocke kommen die sogenannten Thauwurzeln.

Was nun die Kunstausdrücke bei der Bearbeitung des Weinstocks betrifft, so nennt man Senken, wenn man die ganze Rebe, oder einen Theil derselben, ohne sie vom Stocke zu schneiden, mit Erde bedeckt, und durch einen Haken daselbst befestigt; ablegen aber, wenn man dieses mit der abgeschnittenen Rebe macht. Unter Beschneiden versteht man das Wegnehmen oder Verkürzen der Reben, unter Ausbrechen oder Kappen das Verkürzen der Fruchtruthen während des Sommers, und unter Geizen das Ausbrechen des Geizes, oder der Ableiter. Was Verjüngen ist, soll späterhin gezeigt werden.

## Zweiter Abschnitt.
### Vom Erziehen der Weinstöcke.

Für unser nördliches Klima sind nur die früh reifen Weinsorten zu empfehlen und zu erziehen. Der

bemittelte Gartenfreund wird schon bewurzelte Stöcke von einem bewährten Handelsgärtner beziehen, der Unbemittelte aber sich im Frühjahr, oder im Herbst, Stecklinge von dem benachbarten Gutsbesitzer, Pfarrer oder gemeinnützigen Gartenfreunde erbitten. Als bewährte Handelsgärtner empfehle ich in Hinsicht der Weinstöcke vorzüglich die Nathusiussche Gewerbeanstalt in Althaldensleben bei Magdeburg. Unbemittelten bin ich bereit unentgeltlich Stecklinge im Herbste, auch wohl im Frühlinge, mitzutheilen, wenn sie sich bei mir persönlich melden, oder durch einen Bekannten abholen lassen.

Die Stelle, wohin der Weinstock gepflanzt werden soll, ist nun zuerst zu berücksichtigen. Für unser Klima ist eine geschützte Lage nach Mittag die einzig taugliche. Wenn man also Trauben zu ziehn wünscht, so pflanze man den Weinstock nur an der Mittagsseite eines Gebäudes, einer Mauer oder eines dichten Zaunes. Hat derselbe Ritzen und Zwischenräume, so leidet der Wein sehr durch den durchströmenden Zugwind, daher diese aufs beste verkleidet werden müssen *). In neuerer Zeit hat man selbst auf die Farbe der Wände Rücksicht genommen und vielfältig erwogen, ob die schwarze oder weiße Farbe derselben für das Reifen der Früchte vortheilhafter wäre. Sehr schätzbare Beiträge zur Ermittelung dieser Erfahrung sind in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus geliefert worden. Für diesmal übergehe ich aber diese Untersuchung, und will nur bemerken, daß es wichtiger ist, den Boden sorgfältig vorzubereiten, also ihn wenigstens 2 Fuß tief und wohl 3 bis 4 Fuß breit gut zu rajolen und einzudüngen. Zur Erziehung des Weinstocks kann man sowohl im Herbst, als auch im Frühling Anstalt

*) Am 10. Mai 1836 erfroren alle an Zäunen, die auch dicht verwahrt waren, stehenden Weinstöcke, und brachten keine Trauben; die meinigen litten sehr wenig und brachten zur gewöhnlichen Zeit die Trauben zur Reife.

machen; im Herbste kann man ihn durch Stecklinge und Samen, im Frühjahr durch Stecklinge, Senker und Augen erziehn.

A. Zu Stecklingen nimmt man gewöhnlich einen Fuß lange, gesunde Reben, die reife Augen haben, die also braun und fest, nicht grün sein müssen. Dann stößt man mit einem Stocke ein Loch schief in den Boden beinahe von gleicher Länge, und steckt die Rebe hinein, so daß nur ein Auge über der Erde bleibt, tritt das Loch fest mit dem Fuße zu und hält die Erde etwas feucht. Eine bessere Art soll nach Recht die sein, daß man vier bis fünf Fuß lange Reben in die Erde wohl einen Fuß tief einlegt, so daß das letzte Auge noch einen Zoll unter der Erde bleibt, die Erde wohl antritt und über der eingegrabenen Rebe eine kleine Vertiefung läßt, wohin sich der Regen und das fleißig angegossene Wasser sammelt und die Erde stets feucht erhält. Will man dies im Frühjahr thun, so bewahre man sich die Reben in der Erde oder im frostfreien Keller auf und lege sie noch 14 Tage vor dem Stecken in lauwarmes Wasser, im Herbst kann man sogleich sie an ihren Ort einlegen. Eine genaue Anweisung zur Vermehrung des Weinstocks durch Stecklinge giebt Hr. Tintelmann in den Berliner Verhandlungen Lief. VI. S. 211.

B. Senker oder Ableger macht man im Frühlinge, wenn man schon angewürzelte Stöcke hat. Man gräbt nämlich vom Stocke aus in der Richtung, in welcher der neue Stock stehen soll, einen 1 Fuß breiten und eben so tiefen Graben, von der Länge der Rebe, senkt diese behutsam hinein, daß noch drei Augen über der Erde zu liegen kommen, wirft lockere, fette Erde drüber und vergißt bei trockener Zeit das Gießen nicht. Dieser Senker macht den Sommer über viele Wurzeln und kann im Herbste vom Stock abgeschnitten werden. Sehr viel Vergnügen gewährt ein solcher Ableger im Topf. Man steckt nämlich eine Fruchtrebe im Frühjahre durch das Abzugsloch eines Blumentopfes von unten hinein, so daß vier bis fünf Fruchtaugen über dem obern Rande des Topfes her-

über-

überstehn, füllt nun den Topf mit nahrhafter lockerer Erde an, gräbt ihn so neben dem Stock ein und vergißt das fleißige Gießen nicht. Den Sommer über schlagen die Augen im Topf Wurzeln, die über demselben blühen und setzen reichliche Früchte an. Im Spätherbste schneidet man die Rebe unten am Topfe weg und kann nun den Topf mit den reifen Trauben zur Zierde des Fensters, oder der Tafel hinstellen.

C. Bei der Vermehrung der Weinstöcke durch Augen ist folgendes Verfahren zu beobachten. Man schneide von reifen Reben zolllange Stücke ab, in deren Mitte sich das Auge befindet, spalte diese Stücke der Länge nach, und lege diejenige Hälfte, an der sich das Auge befindet, oben auf einen mit guter Erde gefüllten Blumentopf, drückt das Holz etwas ein und bedeckt solches mit Erde, läßt aber das Auge selbst frei. Nun deckt man ein Senkerglas, oder Glasglocke, drüber und gräbt den Topf in ein Mistbeet ein. Hält man sie schattig, warm und feucht, so werden sie schon nach 10 Tagen vortreiben. Man kann mehre Augen in einen Topf setzen und wenn sie Wurzeln geschlagen haben, einzeln in Töpfe oder in das Mistbeet verpflanzen. Die beste Zeit dazu ist, wenn der Saft in den Weinstock tritt und die Augen anfangen zu schwellen. Doch kann es auch früher geschehn und dann muß man die abgeschnittenen Reben im warmen Mistbeete treiben. Die aus solchen Augen getriebenen Ruthen sollen im ersten Jahr schon eine Länge von 5 bis 6 Fuß erreichen und schon tragbares Holz haben, doch muß man sie im folgenden Winter wohl vor Frost verwahren.

D. Auch kann man den Weinstock durch alte Stöcke vermehren, indem man diese wie die Senker eingräbt und mit Erde bedeckt. Jede Rebe, obgleich noch am alten Stocke befindlich, bildet einen jungen Weinstock und kann nach einigen Jahren von demselben getrennt werden.

E. Endlich müßte auch noch die Vermehrung des Weinstocks durch den Saamen angeführt werden. Daß diese so selten angewandt wird, liegt wohl darin,

daß die andern Vermehrungsarten rascher und sicherer zum Ziele führen. Durch diese könnte man aber neue und vorzügliche Weinsorten erhalten, müßte aber die jungen Pflanzen, so wie die aus Augen erzogenen in dem ersten Jahre im Hause gegen Frost schützen; im Freien sind mir mehre male solche Sämlinge auch bedeckt erfroren. Sonst hat die Art, ihn zu säen, nichts Bemerkungswerthes. S. Verhandlungen, Lief. XIII. S. 338 und 368.

## Dritter Abschnitt.

### Von der Behandlung des Weinstocks in den ersten zwei Jahren.

Um die zweckmäßige Behandlung einer Pflanze zu finden, muß man die Natur derselben genau beobachten und kennen zu lernen suchen, auch den Zweck erwägen, zu dem man sie zieht.

Das Vaterland des Weinstocks ist, so viel wir wissen, das westliche Asien*). Von da kam er nach Griechenland und Rom und von hier an den Rhein, nach Gallien, Hispanien und in andere römische Besitzungen und kann jetzt bis zum 56° nördlicher Breite im Freien gezogen werden. In seinem Vaterlande und den wärmern gleicht er mehr den größten Bäumen, bei uns mehr den Sträuchern. Er gehört zu den kletternden Pflanzen, und macht die üppigsten Triebe am Ende des Zweiges. Sein Wuchs ist sehr lebhaft, so daß er selbst bei uns 12 bis 20 Fuß lange Ruthen in einem Sommer treibt. Je stärker aber sein Holztrieb ist, desto weniger Blüthen und Früchte bringt er, die sich dann erst zeigen, wenn er entweder seine Größe erreicht hat, oder sein ungestümer Trieb zu wachsen sich etwas gelegt hat. Die Blüthen und Trauben setzt er nur an den vorjährigen Reben an, daher bringen die Reben, welche einmal getragen haben, nie wieder Früchte. Uebrigens wächst er bei wenig Pflege auf dürren Felsen und selbst im Sumpfe. Er

*) Eine sehr gründliche Untersuchung über diesen Gegenstand findet man im 1. B. der Vorträge in der phys.-ökon. Gesellschaft in Königsberg von meinem gelehrten Freunde, dem Hrn. Oberlehrer Bujack.

kann viele Jahre die ärgsten Mißhandlungen ertragen, bei guter Behandlung aber soll er mehre hundert Jahre (nach einigen selbst 800 Jahre) alt werden.

Der Zweck, weswegen man ihn wohl im Allgemeinen zieht, ist seine so erquickenden, gesunden und süßen Trauben zu gewinnen, die man in südlichen Gegenden zum Wein keltert, oder zu Rosinen und Korinthen trocknet, bei uns aber gewöhnlich roh verspeiset. Die zweckmäßigste Behandlung desselben wäre nun diejenige, welche in der kürzesten Zeit die größte Menge Trauben, oder diese von der vorzüglichsten Güte, erzielte. Diese wird daher dafür sorgen: 1) daß in der kürzesten Zeit ein großer Raum mit gesunden kräftigen Reben und mit solchen Ruthen besetzt sei, welche für das folgende Jahr tragen; 2) daß der überflüßige Holztrieb abgeleitet und die Kraft des Stockes auf die Ausbildung und Zeitigung der Trauben sowohl, als auch auf die Bildung der Fruchtaugen verwendet werde; 3) daß jährlich die alten Reben, die Früchte getragen haben, so wie die Ableiter und alles unreife Holz abgeschnitten und nur das junge, reife und fruchtbare beibehalten werde. Ich spreche daher zuerst wie man in der kürzesten Zeit einen großen Raum mit gesunden kräftigen Reben überzieht, also von der Behandlung junger Stöcke, ehe sie tragbar sind.

Da wir in unserm Klima nur an geschützten Orten und Spalieren reife Trauben erwarten können, so kann auch nur von diesen hier die Rede sein. Die Gestalt, welche der Weinstock an den Spalieren annehmen kann, ist aber eben so verschieden, als die der Obstbäume; man kann ihn an Mauern und Zäunen in Fächerform, Gabelform oder in Federform und freistehend als Pyramide, Säule oder Geländer ziehen. Jede Art würde einige Eigenthümlichkeiten bei der Behandlung erfordern, alle aber auch einige allgemeine Regeln beobachten. Diese will ich daher zuerst aufstellen.

Gesetzt wir hätten uns durch Stecklinge, wie oben beschrieben, junge Weinstöcke zugezogen, und jeder hätte im ersten Sommer eine mehre Fuß lange Ruthe ge-

trieben, so würden wir diese im Spätherbste bis auf drei Augen wegschneiden und 1 Fuß hoch mit Erde oder Laub gegen den Frost bedecken*). Anfangs April würde nun die Erde wieder fortgeräumt, und, wenn alle Augen frisch geblieben sind, etwa noch ein Auge weggeschnitten; ist aber Fäulniß oder ein Frostschaden zu bemerken, so müßte alles bis zum gesunden Holze weggenommen werden. Aus einem oder aus zwei Augen würden nun starke Triebe hervorkommen und im zweiten Jahre 6 bis 10 Fuß lang werden. Bei diesen wird im ganzen Sommer nichts geschnitten, noch weggebrochen, weder die Blätter, noch die Spitzen, am wenigsten der sogenannte Geiz, oder richtiger Ableiter. Diese bilden sich nämlich in den Blattwinkeln neben den Augen, welche für das dritte Jahr Blüthen oder Ruthen liefern sollen. Sie leiten den übermäßigen Saft ab und befördern dadurch die Ausbildung der Fruchtaugen. Würden sie weggebrochen, so würde entweder der ungestüme Trieb die Knospe für den künftigen Sommer schon sprengen und zum unzeitigen Wachsthum bringen, oder, was am häufigsten geschieht, allen Saft von ihr ab und zur Spitze hinziehn, wodurch sie schwach und unfähig würde, Blüthen zu erzeugen und im künftigen Jahre nur eine schwache Holzruthe triebe. Nachdem also der eine, oder die zwei Triebe im 2ten Jahre ohne Verletzung bis zum Spätherbst hat wachsen lassen, nimmt man dann, also im Octbr. des zweiten Jahres, mit ihm den nöthigen Schnitt vor. Erstlich bricht man nun vorsichtig die Ableiter aus, und nimmt sich dabei wohl in Acht, daß man nicht die dabei stehenden Augen verletze; damit dieses nicht geschehe, kann man auch das letzte Glied daran lassen. Dann schneidet man die Spitze der Ruthe, so weit als sie noch grün und saftig ist, weg, und endlich verkürzt man auch die Seitenruthen, die aus den Blattwinkeln

*) Anfänger in der Gartenkunst können sich anfangs gar nicht oder sehr schwer entschließen, eine künftig tragbare Ruthe wegzuschneiden; diese sind den Eltern gleich, welche ihren kräftigen Kindern jeden auch noch so thörichten Willen lassen.

entstanden sind, zu Schenkel und Zapfen, und zwar so, daß man in dieser Hinsicht abwechselt und die erste Ruthe kurz zum Zapfen, die folgende länger zum Schenkel und so abwechselnd bis zum letzten verfährt. Nun senkt man das Uebrige wieder zur Erde nieder und verwahrt es, wie im ersten Jahre, wohl mit Erde. Früher war es bei den meisten Gärtnern Sitte, diesen Schnitt erst im folgenden Frühjahr vorzunehmen, aber zum großen Nachtheil für den jungen Weinstock, denn durch die frische Wunde floß eine Menge des schönsten Saftes heraus. Das nannte man das Weinen des Weinstocks, und hielt dies für eine nothwendige Ausleerung des überflüßigen Saftes, gerade so wie man es zur Gesundheit des Menschen für nothwendig hielt, daß er vierteljährlich purgiren und zur Ader lassen mußte. Im dritten Sommer wird man schon Früchte von seinem Zögling erwarten können.

## Vierter Abschnitt.

### Von den verschiedenen Arten, den erwachsenen Weinstock zu ziehen.

Nach dieser allgemeinen Behandlung in den beiden ersten Jahren, gehe ich zu den einzelnen Formen über, in die der Weinstock gebracht werden kann. Die einfachste wäre wohl 1. die Federform. Ich nenne diejenige Form so, wo nur eine Hauptrebe sich in der Mitte erhebt, die von beiden Seiten mit Ruthen besetzt ist. Diese Rebe wird aus dem einen stehen gebliebenen Auge des Senkers im zweiten Sommer hervortreiben, und zugleich mit Ruthen und Ableiter sich bekleiden. Sie wird entweder senkrecht oder in Schlangenwindung an das Spalier geheftet und die Ruthe wagrecht angebunden. Im Herbst würde ich folgenden Schnitt vornehmen: Angenommen es zeigen sich 5 Ruthen an jeder Seite, so würde ich das unterste Paar zu Zapfen, also auf 1 bis 2 Augen schneiden, das zweite Paar zu Schenkel auf 6 bis 8 reife Augen, das dritte Paar wieder auf 2 bis 3 Augen, das vierte Paar lang auf 8 bis 10 Augen, das fünfte, so wie die Spitze, kurz wegschneiden. Jeder Schnitt muß aber einen Zoll über dem letzten Auge gemacht werden, so

daß die niedrigste Stelle vom Auge abgekehrt ist. Der so geschnittene Stock wird nun zur Erde gesenkt und bedeckt. Im dritten Jahre werden aus den beiden Augen der untersten Zapfen recht starke Holzruthen treiben. Man drückt die schwächste ab und läßt nur eine wachsen, es sei denn bei sehr stark treibenden Sorten, bei welchen beide beibehalten werden können. Aus dem ersten d. h. untersten Auge der drauf folgenden Schenkel wird auch eine Ruthe wachsen, aus den andern Augen Fruchtspieße; jene läßt man ungehindert wachsen, diese stutzt man 2 Blätter über der Blüthe, ehe dieselbe aufgeblüht ist, ein; eben so verkürzt man auch den Trieb aus dem obersten Auge, damit aller Saft den Trauben zugeführt werde. Auf ähnliche Art behandelt man auch die übrigen Zapfen und Schenkel und wird auf diese Art im dritten Jahre einen Raum von 36 bis 50 Quadratfuß Fläche bekleidet und schon viele recht wohlschmeckende Trauben erzogen haben. Im Herbst des dritten Jahres werden nun die Reben, welche Früchte getragen haben, abgeschnitten, indem sowohl die aus den untersten Augen derselben, als auch aus den Zapfen gezogenen Ruthen im folgenden Jahre wieder die Trauben liefern. Auf diese Art erhebt sich der Herzstamm mit jedem Jahre immer höher, und die Ruthen können immer länger beibehalten werden *).

2. Die Gabelform. Es werden zwei Reben aus dem Senker oder Stecklinge gezogen, und jede einzelne eben so behandelt wie der eine Stamm bei der vorigen Form. Es ist klar, daß man durch diese Form eine größere Fläche bekleiden kann und daß zufällig entstandene Lücken sich leichter ausfüllen lassen. Man giebt den beiden Hauptreben eine Neigung von 45° gegen den Horizont. Auch kann man diese Form gebrauchen, um ein freistehendes Geländer mit Wein zu bekleiden, und sich so eine Weineinfassung bereiten. Man mache nämlich ein Geländer von ungefähr 10 Zoll Höhe, ziehe aus dem Weinstock zwei Reben, die man horizontal an diese Latte befestigt und sie wie oben behandelt.

*) Diese Art zu ziehen giebt viele aber kleine Trauben.

Die Fruchtruthen läßt man aber nicht herunterhängen, sondern windet sie um die Latte und bindet sie ebenfalls wagrecht an. Im Sommer bildet der Stock eine grüne Einfassung und im Herbste einen herrlichen Anblick durch die herabhängenden Früchte, die, obgleich nicht durch eine Mauer geschützt, doch zur Reife kommen können, da sie so nahe der Mutter Erde sind und von ihr Schutz und Nahrung empfangen. Auch hier wird die Rebe, welche Früchte getragen, im Herbste abgeworfen und durch eine neue aus der untersten Knospe ersetzt.

3. Die Fächerform. Diese Form besteht darin, daß 4 bis 6 Reben aus dem Stocke gezogen und in einem Halbkreise ausgebreitet werden. Um sie zu erhalten, muß man die aus dem Senker erhaltenen 2 bis 3 Triebe kurz schneiden, daß aus jedem 2 bis 3 neue entstehn. Diese 4 bis 6 Ruthen werden im folgenden Jahre wieder kurz geschnitten, daß daraus 10 bis 12 Reben hervorwachsen. Nun ist die Form fertig und kann ein Spalier von 10 Fuß Länge und 8 bis 10 Fuß Höhe bekleiden. Um dieses nun im Herbste gehörig zu schneiden, fange man von einer Seite unten an und schneide abwechselnd Zapfen, Schenkel und lange Rebe. Die Zapfen geben die starken Ruthen zur künftigen Frucht, die Schenkeln und Reben liefern die diesjährige Frucht. Auf diese Weise bleibt das ganze Spalier immer bekleidet mit Fruchtruthen und solchen, welche es im künftigen Jahre werden; es ist einestheils immer tragbar und anderntheils immer verjüngt. Bei dieser Form muß man nun vorzüglich darauf sehn, daß man die Ruthen nicht zu dicht stehn läßt, so daß eine jede Luft und Licht in gehöriger Menge empfange. Will man aber den Stock höher ziehn, so läßt man einige diesjährige Reben im Herbste unverkürzt stehen, diese treiben dann an den Spitzen im folgenden Jahre neue Ruthen, ob sie gleich selbst nicht weiter tragen.

4. Mehr zur Abwechselung und des schönen Anblicks wegen, als um Früchte zu gewinnen, dienen hier in Preußen die freistehenden Formen als die Pyramide und Bogenform. Von der erstern will ich

hier nur noch ein Paar Worte hinzufügen, die deutlichere Beschreibung und Abbildung findet man in „Recht praktischem Weinbau." Man wollte also eine freistehende Pyramide vom Weinstock bilden, so müßte man drei Pfähle, jeden etwa 6 Fuß lang, im Dreieck 1½ Fuß auseinander und 1 Fuß tief in die Erde stecken und die Spitzen zusammenbinden. Von dem dazu bestimmten Stock hätte man 2 Triebe zum Zapfen und 2 Triebe auf 4 bis 5 Fuß Länge geschnitten. Die langen Reben windet man so um die Pyramide um, daß sie sich nicht decken und verschatten. Aus den Zapfen sowohl, als aus den untern Augen der Reben zieht man unverkürzte Ruthen zu künftigen Reben und windet diese, während des Sommers um die Pyramide um. Die Fruchtruthen kappt man, so wie immer, vor der Blüthe, zwei Blätter über der letzten Traube und heftet sie, so wie sie weiter wachsen, ebenfalls an. Im Herbste schneidet man die beiden Reben, welche Früchte getragen haben, ganz weg und hat nun für den künftigen Sommer 4 Reben, die eben so zu behandeln sind.

5. Alle diese Arten zu ziehn, halten den Weinstock niedrig; daher weicht diejenige von den vorbeschriebenen etwas ab, welche den Weinstock hoch zu ziehn beabsichtigt. Gesetzt, es wollte Jemand ein zwei Stockwerk hohes Haus mit seinem Weinstocke überziehen, so würde dies nach den eben beschriebenen Methoden etwas langsam gehn und er nach 10 bis 12 Jahren erst seinen Zweck erreicht haben. Aber er kann auch in 4 bis 5 Jahren, vom ersten Anpflanzen an gerechnet, damit zu Stande kommen und zwar auf folgende Weise. Statt bei der Federform die aus dem obersten Auge wachsende Fruchtrebe, wie eben gezeigt wurde, zwei Blätter über der letzten Blüthe zu kappen, läßt man dieselbe unverkürzt den Sommer über wachsen. Diese Rebe empfängt nun nach der Natur des Weinstocks den größten Antheil des Nahrungssaftes; sie wächst sehr kräftig und lebhaft, macht eine Menge Ruthen und Ableiter und erreicht in einem Sommer eine Höhe von 12 bis 20 Fuß. Die unten daran befindlichen Trauben bleiben wohl gegen die übrigen etwas zurück; aber sie reifen doch noch mit denselben. Im

Spätherbste werden nun die Trauben sammt ihren Reben bis am Stocke weggeschnitten, die obere Rebe aber nur so weit verkürzt, als das Holz grün und locker ist, so daß wohl 8 bis 10 Fuß bei starktreibenden Sorten und 4 bis 6 Fuß bei schwachtreibenden davon stehen bleiben. Die an diesen befindlichen Ruthen und Ableiter werden wie gewöhnlich behandelt, die Ruthen nämlich verkürzt und die Ableiter und Gabeln ganz weggeschnitten. Im folgenden Sommer wird nun freilich der alte Stock von Fruchtruthen kahl bleiben, indem diese nur aus dem vorjährigen Holze erwachsen; aber die dadurch entstandene fruchtkahle Stelle wird durch die unteren Ruthen erfüllt und bekleidet; der Stock erhebt sich jährlich um 6 bis 12 Fuß und trägt oben eben so köstliche, ja größere Trauben als unten. In Frankreich ist diese Art, den Weinstock am Geländer zu ziehen, die gewöhnlichste. Die Seitenreben ziehen sie dann in Guirlandenform und bekleiden so ganze Häuser mit einem Weinstocke. Meine beiden Stöcke muß ich jetzt zum Theil auch so ziehen, weil sie unten durch Strauchwerk und Bäume verschattet werden; und gerade oben sind die besten und frühesten Trauben.

## Fünfter Abschnitt.

### Von der Behandlung alter, schon tragbarer Weinstöcke.

Ist der Weinstock von Jugend auf nach der bisher beschriebenen Methode behandelt, so hat die fernere Behandlung in seinem tragbaren Zustande keine Schwierigkeit, indem jede der angegebenen vier Hauptformen ihn zu ziehn, durch den Herbstschnitt beibehalten wird, und der Stock nur jährlich einen etwas größern Raum einnimmt. Bedient man sich der im vorigen Abschnitt unter No. 5. beschriebenen Form, so kann er eine fast ins Ungeheure gehende Größe erreichen. So soll in Portoriko ein Weinstock sein, der sich über eine Laube von 100 Quadrat-Ellen ausbreitet und voller Trauben hängt. In Palästina, berichten die Missionaire, giebts Weinstöcke, deren Stämme wohl 18 Zoll Durchmesser und 30 Fuß Höhe haben. Einer dieser Stöcke bedeckte mit seinen Zweigen und Nebenranken eine Hütte von mehr als 50 Fuß Länge. Die Trauben wiegen oft 10 bis 12 Pfund und die Beeren haben die

Größe unserer Pflaumen. Doch nicht allein in jenem gesegneten und gelobten Lande, wo schon im Alterthum eine Traube von zwei Männern auf den Schultern getragen wurde, sondern auch in unserm deutschen Lande und den nördlichen Gegenden desselben finden sich solche Beispiele von Riesen-Weinstöcken. Eines derselben habe ich schon im 6. Hefte des 2. Bandes der Mittheilungen im Gebiet des Gartenwesens erwähnt und daselbst auch des großen Weinstocks in Berlin gedacht. Dieser befindet sich im Garten des Herrn Recht, der davon in seiner Schrift „der praktische Weinbau" eine kurze Beschreibung liefert. Derselbe bekleidete im J. 1827 einen Raum von 1000 []Fuß und lieferte im J. 1826 schon 4511 reife Trauben und in acht Jahren 18,486, also im Durchschnitt jährlich über 2000 Trauben*).

Es ist also wohl auch andern Gartenbesitzern möglich, solche Riesenstöcke zu erziehen, wenn sie sie nur naturgemäß behandeln, und nicht auf eine so verkehrte Weise mißhandeln, wie es leider aus Unverstand und Mangel an Nachdenken bisher so vielfältig geschehen ist und noch geschieht. Solche mißhandelte Weinstöcke gewähren dann einen ganz andern Anblick und gar keinen Nutzen noch Vergnügen. Sie gleichen verkrüppelten Heckenzäunen, die Mitte ist knorrig und kahl, oben laufen eine Menge dünner, unfruchtbarer Ruthen heraus, die über das Spalier herüberragen und jährlich weggeschnitten werden. Dieses Beschneiden wird spät im Frühjahre vorgenommen, wenn schon der Saft im Stocke ist; dann fließt aus diesen Schnittwunden eine Menge des besten Saftes und mit ihm die Kraft und Fruchtbarkeit des Stockes. „Er weint," pflegt man zu sagen, und wahrlich er hat Ursache, über diese Mißhandlung zu klagen. Ist's dann zu verwundern, wenn er wenige, kleine und saure Trauben trägt, die er gar nicht zur Reife bringen kann. Eine andere Ursache, daß die alten Weinstöcke ein so kümmerliches Aussehn

*) Ich sahe ihn im J. 1832 zwar noch in seiner riesigen Größe, aber nicht mit Trauben bedeckt. Der ihn pflanzte und pflegte war todt und der Sohn nicht dem Vater gleich.

haben und so wenige und schlechte Früchte tragen, liegt darin, daß sie in der Regel viel zu nahe an einander gepflanzt sind. An einer Wand von 16 bis 20 Fuß Länge und 10 Fuß Höhe, stehen nicht selten 6 bis 8 Stöcke, so daß jeder kaum 3 Fuß Platz hat. Da aber der Weinstock sehr viele und lange Wurzeln treibt, so kann es nicht fehlen, daß der Boden bald voller Wurzeln ist, daß ihnen die nöthige Nahrung fehlt, und daß alle Stöcke ein Bild des Hungers und Kummers sind. Wenn es schon bei den Obstbäumen ein nothwendiges Erforderniß ist, daß einer vom andern 18—20 Fuß entfernt ist, so ist dies beim Weinstock noch nothwendiger, da dieser einen weit lebhafteren Trieb hat. Will man also seine alten, unfruchtbaren, krüppelhaften Weinstöcke verbessern, so ist zweierlei nothwendig: erstlich, ihnen den gehörigen Raum zu geben, also die Hälfte oder zwei Drittel ganz fortzuräumen und zweitens, die übrigen zu verjüngen. Das einfachste Mittel zu dieser Verjüngung scheint wohl dieses zu sein, daß man den alten Stock bis zur Wurzel wegschneidet und neue Triebe aus derselben emporwachsen läßt, die man dann, wie junge Stöcke, nach der angegebenen Weise jährlich behandelt. Aber dadurch könnte man oft seinen Weinstock ganz verlieren, so wie man auch seinen Obstbaum verlieren würde, wenn man ihn unten an der Erde abhauen möchte. Eine bessere Art der Verjüngung ist also die in den Wurzeln. Man räumt nämlich die Erde von den Wurzeln behutsam weg, daß dieselben wohl einen Fuß bloß liegen, macht längs dem Spalier einen Graben, der 1½ Fuß breit und tief ist, beugt den alten Stock in denselben sanft nieder, daß er weder bricht noch die Wurzeln zerrissen werden, und bedeckt denselben mit nahrhafter Erde, die man fest antritt und stets feucht erhält. Die auf diese Art in die Erde gesenkten Zweige schlagen nun frische Wurzeln, ernähren die am Stocke gebliebenen Reben und Ruthen zugleich mit den alten Wurzeln und geben dem ganzen einen frischen lebhaften Trieb. Ueberdies hat man noch den Vortheil, daß jeder eingesenkte Zweig im Herbste ein neuer Stock geworden ist, den man dann abnehmen und an andere Stellen einpflanzen kann. Auch wird man wohl thun

seine tragbaren Weinstöcke jährlich im Frühjahr zu düngen, entweder mit altem Kuhdünger oder mit Jauche, oder auch mit Rinderblut. Letzteres habe ich sowohl bei Obstbäumen, als auch beim Weinstock sehr zweckmäßig gefunden, indem ich 1 oder 2 Maaß Blut im Frühjahr in die um den Stamm aufgegrabene Erde gießen ließ. Doch muß man auch nicht zu viel davon nehmen, weil sich dann eine Menge schädlichen Gewürmes darin einfindet. Die beste Decke für den Weinstock im Winter ist Erde, welche nur 6 Zoll hoch darüber geworfen werden darf. Laub, Schewen, Dünger ꝛc. ist nicht so zweckmäßig, weil sich darin leichter Mäuse einfinden und die Rinde benagen, wodurch die Stöcke zu Grunde gehn. Sollte man überhaupt Mäuse daran bemerken, so muß man bedacht sein, sie wegzufangen oder zu vergiften.

## Anhang.

Von den vielen Weinsorten kenne ich bis jetzt nur genauer vier, die ich empfehlen kann.

1. Der frühe blaue August, auch früher blauer Leipziger genannt, mit kleiner, engbeeriger Traube, deren Beeren dunkelblau, fast schwarz, rund, dünnhäutig, sehr süß und Mitte September zeitig sind, dann aber sich theils am Stock, theils abgeschnitten und aufgehängt bis in den November hinein halten. Er wächst lebhaft, trägt aber bei mir nicht sehr reichlich, vermuthlich weil er eine sehr unzweckmäßige Stelle hat.

2. Der blaue Burgunder. Die Traube ist größer, ebenfalls engbeerig; die Beeren rothblau rund, sehr dünnhäutig, überaus saftig und erquickend von Geschmack, reift aber erst im October, und da sie mir mehrmals als im J. 1832 so wie dies Jahr nicht reif wurde, so will ich sie eingehn lassen und dafür

3. den weißen Diamant mehr anpflanzen, die ich erst seit drei Jahren gezogen habe, aber auch in diesem Jahre Ende September reif wurde. Die Traube ist viel größer, als beide vorigen, beinahe 8 Zoll lang, locker; die Beeren fast wie Haselnüsse groß, grüngelb, dünnhäutig rund, sehr süß und saftig. Ich halte sie für die beste der weißen Tafeltrauben; sie ist fruchtbar und sehr kräftig im Wuchs.

4. Der Petersilienwein (Cintat; Raisin de Canada) unterscheidet sich schon durch die feingeschlitzten, fast gefingert gespaltenen Blätter. Die Traube ist lang, locker; die Beeren grüngelb, rund, saftig; reift auch in schlechten Jahren Anfangs Oct.; ist sehr fruchtbar, bleibt aber niedrig.

## I.

## Geognostische Fragmente, Ostpreußen betreffend.

Von J. G. Bujack.

---

Ich werde über zwei Punkte in dieser geognostischen Skizze handeln, nämlich über die Gruppe der Blöcke und Geschiebe, und dann über den vermeintlichen Sandsteinberg in der Nähe von Dzinlken in Lithauen. Zuerst verweilen wir bei unsern Blöcken, die ein so wichtiges Glied der Diluvial-Formation ausmachen.

Auf einer Reise durch Lithauen und Masuren, im Sommer 1834, richtete ich meine Aufmerksamkeit auch auf die hin und wieder zahlreichen, leider aber noch mit Dunkel umhüllten Blöcke und Geschiebe unserer Provinz, und unterließ nicht auf der Tour von Tilsit nach Darkehmen meinen Weg über das Gut Meschken zu nehmen, woselbst sich eine beträchtliche Schüttung solcher Trümmergesteine vorfindet. Schon beim Dorfe Kallwellen ließ die Befriedung der Gärten mit bedeutenden Steinmauern zahlreiche Gesteine auf den dortigen Feldmarken erwarten, bei Raudonatschen aber nahm ihre Zahl beträchtlich zu, und bei Meschken gränzte sie ans Unglaubliche. Ehe ich in das Detail der Beschreibung des erwähnten großen Trümmergesteinslagers, das ich mit Aufmerksamkeit betrachten konnte, eingehe und analoge Erscheinungen anderer Gegenden unserer Provinz berühre, muß ich noch einige Worte über die Localität des genannten Gutes vorausschicken.

Meschken liegt im Ragniter Kreise, im Kirchspiel Krauptschken am linken Ufer der Inster, welche in dem zur Domaine Grumbowkaiten gehörigen Vorwerk Girrehlischken entspringt und von N.O. nach S.W. fließt. In ihrem Laufe wird sie von einem Wiesen-

thale eingefaßt, welches schon beim Vorwerk Milch-bude, das zur genannten Domaine gehört, beginnt, aber nur an wenigen Stellen steile Thalwände auf-zuweisen hat.

Der Boden dieses Gutes und der Nachbarlände-reien ist mit einer großen Menge von Steinen bedeckt, und fast möchte man sagen, daraus aufgeschüttet. So weit das Insterthal jährlich überschwemmt wird, ist kein Block zu sehn, sobald aber in einer Distance von mehren hundert Schritten der Boden ansteigt, zeigen sich schon Steine von verschiedenem Kaliber, die sich höher hinauf bis zum nahen Walde so beträchtlich vermehren, daß ihre Zahl, wie bereits erwähnt, ans Unglaubliche zu gränzen scheint. In einer Entfernung etwa von ¼ Meile vom Insterthale vermindern sich die Steine nach und nach und verschwinden am Ende ganz. Obwohl dieser Steingürtel keine beträchtliche Breite hat und auch der Regelmäßigkeit ermangelt, so erstreckt er sich dennoch mehre Meilen weit längs dem Insterufer, nämlich etwa vom Gute Leßgewang-minnen, Kirchspiels Budwethen, bis zum Kirchdorfe Pelleningken, 2 Meilen von Insterburg entfernt, also etwa 3½ Meilen, ohne sich jedoch auf der ganzen Strecke in gleicher Mächtigkeit und Continuität zu zeigen. Auf den Anhöhen, welche die in ihrem Laufe viele Krümmungen bildende, einst gewiß viel breitere Inster begleiten, liegen die Gesteine zu Tage. Das rechte Insterufer hat diesen Steinreichthum nicht auf-zuweisen, denn auf diesem soll sich nur in der Gegend des Gutes Skoticken, namentlich beim Dorfe Kart-scheningken, ein steiniges Terrain zeigen. Auffallend ist es, daß die Blöcke und Geschiebe erst in beträchtlicher Distance vom linken Insterufer, wo der Boden merk-lich ansteigt, vorkommen, und über die Linie, welche die jährlichen Ueberschwemmungen der Inster bezeichnet, nicht hinausgehn; gleichwohl dürfen wir schwerlich annehmen, daß der Inster-Wiesenstrich ohne alle Trümmergesteine ist, vielmehr ist es mehr als wahr-

scheinlich, daß die Gesteine dieses Strichs durch die Alluvionen des Flusses und durch die Erdkrume, welche die Schnee- und Tagewasser von den Höhen nach und nach herunter gewaschen und ins Thal geführt haben, bedeckt und hierdurch unterirdisch wurden. Nirgends im der ganzen Umgegend ist eine so reiche Fülle von Gesteinen ausgeschüttet, als über die Ländereien Meschkens, und hier wollen wir zuvörderst die ergiebigste Parthie ins Auge fassen. Es ist dieses nämlich ein Weideterrain von etwa 3¼ Culm. Hufen. Dieses steinreiche Terrain scheint dem größeren Theile nach gewissermaßen noch in seinem Urzustande zu sein, und wird, der schwer zu gewältigenden Blöcke und Geschiebe halber, wohl noch Jahrhunderte theilweise darin verharren, da die verschiedenen Lagen Steine, die pflasterartig an manchen Stellen und in mehren Schichten über einander liegen, das Eindringen der Pflugschaar durchaus verhindern und die mühvolle Entfernung der Steine aus dem Boden, Behufs der Kultur desselben, erfordern. Merkwürdiger Weise finden sich jedoch an einzelnen Stellen des in Rede stehenden Terrains ganze Reihen von Steinen, die, Rainen auf einem nicht separirten Dorfacker vergleichbar, durch ihren Parallelismus darauf hinweisen, daß Menschen sie an Ort und Stelle aufgeschichtet haben, und daß zwischen diesen Steinrainen einst geackert wurde. Zwar sieht man hin und wieder zwischen den Parallel-Reihen einzelne Blöcke, diese aber konnten, bei der Aufräumung des Terrains Behufs der Beackerung, ihrer gewaltigen Größe halber, nicht gewältiget werden. Schon bei Raudonatschen war mir der erwähnte Parallelismus aufgefallen. An dieses Phänomen wurde ich auch im Sommer vorigen Jahres aufs Neue lebhaft erinnert, als ich im Osteroder Kreise in den Dölauschen und besonders in den Hasenbergschen Waldungen bis nördlich von Kazcewitz, in der Parallele von Peterswalde, in verschiedenen Distancen Steinhaufen lagern sah', die nicht in Folge einer Naturkatastrophe, sondern

lediglich von Menschen-Händen hier aufgeschüttet sein konnten. Da in einem Walde nicht leicht Jemand hunderte von großen Steinhaufen aufschütten wird, so ist diese Aufhäufung der Gesteine nicht in eine Zeit zu setzen, in der Waldung diesen Landstrich schon deckte; sondern in eine frühere Periode, in der das jetzige Waldterrain noch beackert wurde, und dieses sehen wir auch von Beeten, die durch Furchen erkennbar geschieden sind, auf das augenscheinlichste und unzweideutigste bestätigt werden *).

Doch ich kehre zu unserm Meschkenschen Stein-Terrain zurück. So wie sich dasselbe dem Auge des Beobachters darstellt, darf man wohl annehmen, daß im Ganzen 1/4 der Oberfläche aus allerlei Gestein besteht; jedoch giebt es auch Reviere, die fast zur Hälfte mit Steinen bedeckt sind, wogegen sich auch Räume nachweisen lassen, auf denen die Steine vielleicht nur 1/20 des Raums einnehmen. Eine andere Gestalt gewinnt aber die Sache, wenn man auch nur bis zur Tiefe einer Pflugschaar in die Erde dringt. Dann zeigt sich hin und wieder eine solche Unzahl von Steinen, daß man auf besondere Steinlager zu stoßen glaubt. Jährlich wird ein Stück des genannten Terrains urbar gemacht, indem im Frühjahr die Blöcke mit Hebebäumen aus der Erde herausgehoben und im Herbste beim Blachfrost weggefahren werden. Nach Vollendung der ersten Arbeit hat ein solches Stück

*) Die Zeit, in welcher das einstmalige Ackerland bewaldet zu werden begann, scheinen, zufolge gütiger Mittheilung des Pfarrer Thomasczick, die Akten der Kraptauer Kirchen-Registratur anzudeuten. Ihnen gemäß soll bald nach dem 7jähr. Kriege der damalige Besitzer von Rhein bei der Beschwerde wegen Nichtzahlung des gesetzlichen Decems, sich damit entschuldigt haben, daß er seine sämmtlichen Hufen zu beackern und benutzen außer Stande sei, mithin auf Herabsetzung des Decems antragen müsse, auf welchen Antrag von der vorgeordneten Behörde auch eingegangen wurde.

Land Aehnlichkeit mit einer Straße, deren Pflaster aufgerissen ist, nur sind die ihrer Lagerstätte enthobenen Steine viel größer als Pflastersteine. Diese Terrain-Beschaffenheit beschränkt sich jedoch nicht auf Meschken, im Gegentheil giebt es Ortschaften in dessen Nähe, die ähnliche Terrains aufzuweisen haben und sie gleichfalls nur zur Weide benutzen können.

Das Kaliber der Blöcke unseres Terrains fällt verschieden aus. Die größten messen 6—8′ in der Länge, größere gehören zu den Seltenheiten. Manche liegen 1—2′, andere 3—4′, noch andere noch tiefer im Boden. Hin und wieder überwiegen die größeren. Die große Mehrzahl dürfte etwa 4′ Kubik-Inhalt haben. An kleinen Geschieben mangelt es keineswegs. Stellenweise liegen 5 Schichten Steine über einander, so daß man in eine bedeutende Tiefe zu gehen hat, um sie zu Tage zu fördern. Auch hier sind die Blöcke und Geschiebe nicht nach ihrer specifischen Schwere gelagert, so daß die schwersten zu unterst und die weniger schweren zu oberst liegen, vielmehr sind sie ganz gesetzlos im Boden aufgehäuft.

Die Natur dieser Gesteine anlangend, so ist Granit und Gneiß-Granit vorwaltend, ziemlich häufig sind auch Syenit-Blöcke, und es fehlt nicht an Diorit, Hornblendegestein und Porphyren.

Beachtenswerth erscheint der Umstand, daß der Boden, in und auf welchem diese Gesteine lagern, milder ist, als der benachbarte steinfreie. Das rechte Insterufer, namentlich von Meschken bis Insterburg, enthält strengen Lehm, und dieser zeigt sich auch auf dem linken Ufer der Inster, nicht nur als Untergrund der Wiesen, sondern auch südlich von dem in Rede stehenden Steingürtel. Der mitten inne liegende steinhaltige Strich an der linken Seite des Insterthales unterscheidet sich also wesentlich von den angränzenden Bodenarten und ist milde. Sein Untergrund ist nämlich leichter mit Sand vermischter Lehm. Nur an wenigen Stellen zeigt sich Grus oder Grand, und

der Sand, der sich auf der Oberfläche auch nur sehr spärlich findet, ist sehr fein und enthält Lehmtheile. Dieselbe Erscheinung bot sich mir gleichfalls in jener vorhin erwähnten, von der Inster sehr weit entfernten Gegend des Osteroder Kreises in den Dölauschen und Hasenbergschen Waldungen dar. Hier giebt es ein wildes, aber nichts desto weniger fruchtbares Steinterrain von ähnlicher Beschaffenheit als das Meschkensche. Schon bei Klein-Schmückwalde, zum Theil noch auf der adlig Schmückwaldeschen Feldmark, beginnt dasselbe und geht südwärts fort, indem die Geschiebe an Zahl und Größe progressiv zunehmen, bis über Peterswalde hinaus, wo schon zahlreiche und gewaltige Blöcke zu Tage liegen. Es zieht sich dieses Steinterrain in die so eben erwähnten Waldungen hinein, indem der Boden merklich ansteigt, und sich bei Peterswalde zu bedeutenden Anhöhen, von deren höchster man eine sehr weite Fernsicht hat, erhebt. Das beträchtlich ansteigende Waldterrain wird von tiefen Schluchten durchzogen und besitzt einen bedeutenden Steinreichthum. Nicht nur auf, sondern auch in dem Boden lagern große Geschiebe. Auf den Waldstrichen, die der Besitzer von Dölau hufenweise an Kolonisten*) ausgethan hat, sieht man die Gesteine beim Roden aus dem Boden herausschaffen und theils zur Befriedung der Felder und Gärten, theils zum Häuserbau anwenden.

*) Es sind zur Zeit 30 und einige Kolonisten in den Dölauschen Waldungen. Jeder erhält 30 Morgen und 3 Freijahre. Nach Verlauf derselben hat er jährlich 10 Thlr. zu entrichten. Die Kolonisten liefern hier ein Miniaturbild von dem Kolonistenwesen in seinen Anfängen in Nordamerika. Anfangs hausen sie in Höhlen, dann lehnen sie ein kunstlos gezimmertes Dach an eine Bergwand an, oder erbauen sich Hütten, und endlich aus Blöcken und Geschieben Häuser. Beim Roden ist man hier auf einen mit eichnen Bohlen ausgezimmerten Brunnen gestoßen. Dieses ist gleichfalls ein Beweis für die Entvölkerung dieses Theils der Provinz, wofür auch das wüste Dorf Klonowa im

Daß der thonhaltige Boden dieses wilden geschiebereichen Terrains mild und fruchtbar und vor den steinfreien Nachbarländereien bevorzugt sein müsse, geht schon daraus zur Genüge hervor, daß die Rothbuche hier trefflich gedeiht, und daß im Schatten derselben sich manches niedliche Pflänzchen angesiedelt hat. Recht angenehm wurde ich in dieser Gegend überrascht, mich in Mitten von Rothbuchen-Waldungen versetzt und durch das schmucke Laub derselben eben so sehr, als durch die Höhe und Stärke der Stämme an die stattlichen Buchenwälder des Unter-Harzes erinnert zu werden.

In Masuren, besonders auf der dortigen nicht unbeträchtlichen Hochebene, auf welcher Blandau, Cheichen und Gollubbien liegen, und die bis Mirunsken zu reichen scheint, giebt es ähnliche durch eine Fülle von Trümmergesteinen ausgezeichnete Terrains. Schon beim Kirchdorf Grabowen, 1 starke Meile von Goldapp entfernt, stieß ich bei der erwähnten Reise auf beträchtliche Blöcke und Geschiebe, nicht minder bei Kowalken, besonders aber bei Blandau, wo beträchtliche Steinmauern den ungeheuern Steinreichthum der Gegend bekundeten. Manches interessante Geschiebe gereicht ihnen wahrhaft zur Zierde. Besonders erinnere ich mich eines Glimmerschiefer-Blocks in der Steinmauer des dortigen Kirchhofes, der mit einer Fülle krystallinischer edler Granaten gleichsam überschüttet war. Auf dem Areal dieses Gutes traf ich im Walde unweit der Stelle, wo ich die Potentilla ruthenica Willd. fand, einen Granitblock von einer Größe, wie man ihn jetzt hier zu Lande gewiß selten wahrnimmt. Sein

---

adligen zu Gilgenburg gehörigen Walde einen Beleg giebt, und doch haben wir hier nicht Dünen, wie auf der Kurischen Nehrung, denen wir Kunzens Untergang zuschreiben. Communicationswege sind daher hier höchst nothwendig, damit ein stetiger Verband mit den Centralpunkten des Landes sich entwickeln und eine erleichterte, belebende Circulation entstehen könne!

Umfang beträgt 27 Rheinl. F., und er ragt an dem einen Ende 5' 3", an dem andern 2' 11" über den Boden hervor. Wahrscheinlich liegt er eben so tief im Boden, als seine Erhebung über denselben beträgt. Fleischrother Feldspath ist darin vorwaltend, graulich weißer Quarz und schwarzer Glimmer aber treten gegen den Feldspath ungemein zurück. Das Blandansche Terrain trägt nicht blos eine Menge Gesteine auf seinem Rücken, sondern birgt auch in seinen Eingeweiden einen Reichthum von Blöcken und Geschieben, und spricht sonach zu Gunsten der Ansicht, nach welcher gewisse Striche unseres Bodens mit Schutthalden verglichen werden.

Der Seesker Berg, welcher mit seinem steinarmen Nachbar, dem Goldapper Berge, hinsichts der Höhe ganz gut rivalisiren kann, und den die Kalksteingräber durch das öftere Umwühlen gewissermaßen terrassirt und dadurch leicht ersteigbar gemacht haben, besitzt ebenfalls einen großen Reichthum von Urgesteinen verschiedenen Kalibers, welchem die Kalksteine hinsichts der Menge und Größe nachstehen. Doch hier kann von eigentlichen Steinzonen nicht mehr die Rede sein, sondern man sieht die Trümmergesteine über weit größere Flächenräume als in Lithauen und in manchen Strichen unseres Samlandes mit Unterbrechungen schüttungsweise verbreitet, und in manchen Distrikten, wo der Steinsegen außerordentlich ist, die Terrains aus diesem Grunde noch gewissermaßen im Urzustande, während an weniger steinreichen Strecken des Menschen Hand durch Wegräumung der Gesteine den Urzustand verwischte und den Boden kultivirte. Nirgend aber sah' ich in Masuren, Lithauen und im Samlande den Steinsegen so überschwenglich, als zwischen Glowken und Bodschwingken. Hier sind die Felder nicht nur im eigentlichsten Sinne mit Steinen besät, sondern es treten dem Beobachter auf diesem Terrain wahre Steinschüttungen entgegen, und deshalb ist an solchen Stellen Ackerung unmöglich. Auf andern Feldern sind die

Steine zusammengelesen und zu großen Haufen aufgethürmt; auch längs dem Wege liegen hin und wieder Steine in sehr großer Menge. Man wird sich leicht eine Vorstellung von dem übergroßen dortigen Steinsegen machen können, wenn ich erwähne, daß zu Bodschwingken 7 Hufen mit Steinen bedecktes Unland gehören. Ich füge diesen steinreichen Orten noch Gollubien hinzu, ohne die übrigen Ortschaften des Goldapper Kreises angeben zu können, da sie nicht auf meiner Tour lagen, und beschränke mich nur noch auf die Bemerkung, daß im Bereich des großen Kalksteinterrains dieser Gegend, welches an die fruchtbare Ebene, die Darkehmen umgiebt, gränzt, und sich mehre Meilen fortzieht, nicht selten mit den Kalksteinen zugleich Urgesteine im Boden hin und wieder in beträchtlichen Quantitäten und diverser Größe vorkommen. Auffallend war es mir, an unsern großen Masurschen Seen, am Mauer-, Leventin-, Haaßnen- und Lycker See verhältnißmäßig wenige und nur vereinzelte Blöcke anzutreffen. Geschiebereicher aber sind die Umgegenden von Lahna, an den Quellen der Alle, von Hohenstein, Neidenburg, Orla, Wolka, Lindenwalde, die zum Theil von Trümmergesteinen in einzelnen Districten wimmeln, jedoch walten hier kleine Geschiebe und Gerölle vor, die größten haben nur etwa 3′ im Diameter.

Hier reihen sich füglich die Steinzonen und Steinschüttungen des Samlandes an, deren bisherige mangelhafte Kenntniß ich jetzt einigermaßen zu vervollständigen im Stande bin. Am zweckmäßigsten scheint es, mit dem Kurischen Haff zu beginnen, weil in seinem Bette sowohl, als an seinem Binnenrande theils mächtige unterirdische Steindämme, theils beträchtliche Geschiebelager aufgeschüttet sind. Schon bei Schmiedehnen zeigen sich Steine, werden einige tausend Schritt von Schakswitt theils auf dessen Feldern, theils im Kurischen Haff zahlreicher, und gehen bis Pusterorth, wo sie in beträchtlicher Menge im Haff zu jeder Zeit sichtbar sind; auch bei Willmanns ist im Haff ein

Steinlager, bei Alt-Rinderorth sieht man im Haff ebenfalls viele Steine, ja vom Rossittenschen Haken scheint eine mächtige Steinzone quer durchs Haff zu gehen und beim Fischerdorf Agilla ihren nördlichsten Streifen zu Tage zu legen. Sie theilt das Haff in zwei ungleiche Theile und ist den Fischern sehr wohl bekannt, da sie ihnen beim Fischen hinderlich ist. Die Fischer schreiben ihr in manchen Strichen eine sehr beträchtliche Breite zu, und sind wahrscheinlich durch sie auf die bei ihnen übliche Abtheilung des Kurischen Haffes in zwei Hälften geführt worden. Bei manchem Nachtheil hat diese Zone gleichwohl den Vortheil, mehreren Fischarten passende Laichstellen zu bieten. Da bei der Windenburger Ecke auch ein Steinlager vorkommen soll, so könnte man den Steingürtel nicht nur durchs Haff, sondern auch längs dem Binnenrande desselben bis Memel hin sich fortziehen lassen, weil hier in der Mündung der Dange ebenfalls beträchtliche Blöcke lagern. Zwar hat man sonderbarer Weise diese von einer Danziger Flotte, die 1520 einen Theil der Stadt Memel zerstörte, in ganzen Schiffsladungen hierher bringen, und um die Einfahrt in den Hafen zu verderben, daselbst versenken lassen; indessen ist diese Angabe mit Grund zu bezweifeln, weil beim Herausschaffen jener Gesteine durch künstliche Hebemaschinen, erst in den letzten Jahren, Blöcke von 700—800 Centnern an Gewicht zu Tage gefördert wurden. Unfehlbar sind Blöcke von solcher Größe nicht von den eifersüchtigen Danzigern, sondern ohne alle Eifersucht von jenen gigantischen Kräften, die bei der großen Diluvial-Katastrophe schalteten, hierher versetzt worden. Die in Rede stehende, am Binnenrande des Kurischen Haffs mit Unterbrechungen sich fortziehende, Steinzone dringt in Abzweigungen landeinwärts nach Süden vor, ohne allenthalben in gleichem Grade erkennbar zu sein, weil auf manchen Feldmarken die Geschiebe Behufs der Aufführung von Gebäuden, von schirmenden Steinmauern rc. fortgeschafft sind. Der westlichste dieser

landeinwärts sich ziehenden Gürtel geht von Kranz-kuhren über Mülsen, Laptau, Carmitten, Uggehnen, die Fritzensche Forst, Kleinheide, Tropitten, Lauth, Moosbude, Palmburg nach dem Pregel. Ein zweiter diesem ziemlich paralleler Gürtel scheint von den Steinen im Kurischen Haff, nördlich von Schaksvitt, und bei Pusterorth zu beginnen, und zieht sich über Schmiedehnen, Schaken, Sudnicken, Kirschappen, Ginthiden, Tarpienen, Sudau, Kupkeim, Kuggen, Poggenpfuhl, Schönwalde, Rachsittenthal, Bulitten, Bladau, Rothmannshöfchen, Pr. Arnau nach dem Pregel hin. Mit dem vorigen Gürtel scheint er nach seinem südlichen Ausgangspunkte hin zu convergiren. Nicht nur auf der Arnauschen Palwe zeigt sich noch ein großer Steinreichthum, wie früher bei der Moosbude und bei Palmburg, sondern auch auf andern Strichen, namentlich bei Ginthiden und Tarpienen, ist die Zahl der Geschiebe sehr beträchtlich, und auf den dortigen Weideterrains, nicht bloß auf dem Boden, sondern hier und dort in demselben in verschiedenen Lagen übereinander anzutreffen. Dieses bestätigen auch die kleinen Bäche, welche östlich vom Mühlgraben in nördlicher Richtung züm Kurischen Haff sich ergießen. Ich fand sie nämlich im Herbste 1837, wo ich diesen Strich von Samland in der Gesellschaft des Herrn Amtsrath v. Rode besuchte, trocken gelegt, und sah' nicht bloß auf ihrem Grunde, sondern auch zu beiden Seiten in ihren Ufern große und kleine Geschiebe. Das Steinlager bei Willmanns läßt sich mit Wahrscheinlichkeit auf die Gesteine bei Lablacken beziehn, und geht über Groß-Drosken, Kaymen 2c. ebenfalls nach dem Pregelthale herunter. Das Lager bei Alt-Rinderorth scheint in dem Lager des Deinethales, da sich namentlich auf dem linken Ufer des Flusses viele Steine zeigen, seine Fortsetzung zu haben, und mit diesem zusammen ein Glied der großen Steinzone zu sein, die, vom Rossittenschen Haken beginnend, eine beträchtliche Breite auf dem Lande einnimmt und ihre nördlichsten Gesteine bis

zum Fischerdorf Agilla vorgeschoben hat. Diese dritte Rossittensche Zone, wie wir sie, ihrer beträchtlichen Ausdehnung halber, von ihrem Anfangspunkte nennen wollen, geht nun über das Deinethal auf Petersdorf, Ripkeim und Taplacken ebenfalls nach dem Pregelthale hin.

In Bezug auf das Meschkensche Steinterrain so wie auf ähnliche in unserer Provinz, dringt sich unwillkührlich die Frage nach der Abkunft der erratischen Blöcke und Geschiebe, dieser Fremdlinge unseres Landes, auf, und nicht weniger wünschenswerth erscheint es, zu ermitteln, ob die dermalige Beschaffenheit solcher Gestein-Terrains die ursprüngliche ist, welche ihnen bei der Bildung unseres Bodens zu Theil wurde, oder ob diese sich erst nach und nach herausgebildet hat.

In dem Urtheil über die Herkunft kann uns nur die petrographische Beschaffenheit der Blöcke leiten, wenn im Allgemeinen die nordische Abkunft unserer Geschiebe als entschieden angesehen werden darf. Schon bei einer andern Gelegenheit ist die von Wrede behauptete Abkunft derselben von den Karpathen bezweifelt worden. Pusch hat neuerdings diese Abkunft ebenfalls mit schlagenden Gründen bestritten. Er sagt nämlich in seiner geognostischen Beschreibung von Polen, so wie der übrigen Nordkarpathenländer 1836 Theil II. S. 572: „Wenn man von den Karpathen in die Ebenen Polens herabsteigt, sieht man sich nirgends von Urfelsgerölle begleitet, wie an andern Gebirgen, denn die ganze Nordkarpathen-Kette ist Sandstein, und nur ein einziger Fluß unter allen, die nach Norden laufen, der Dunajec, entspringt im Granitgebirge Tatra, und durchschneidet sodann die Sandsteinkette. Nur wenn man seinem Thale folgt, sieht man Granitgerölle, wovon sich nur wenige Spuren noch um dessen Einfall in die Weichsel finden. Weit umher sieht man dergleichen nicht mehr, und so dürfte die Gegend von Opatowiec und das Weichselbett unterhalb allein nur wenig Urfelsblöcke aufzuweisen

haben, welche aus den Karpathen abstammen. V
jenem Punkte der Weichsel weg gegen Norden, 10
12 Meilen weit, sieht man gar keine Urfelsgerölle;
an dem Ufer der Kamionna und überhaupt am nö
lichen Abhange des Sandomirer Mittelgebirges, z.
zwischen Kielcé und Konski, fangen dieselben an,
je weiter man gegen Norden fortschreitet, desto m
nehmen die Blöcke an Menge und Größe zu."

Wenn wir also durch einen ausgezeichneten G
gnosten aufs Neue von den Karpathen auf den ho
Norden hingewiesen werden, so frägt sich zunächst,
welchem dieser Länder unsere erratischen Blöcke
Abkunft haben. Nach meinen bisherigen Beob
tungen, die aber keinesweges als geschlossen anges
werden können, zeigt sich im Allgemeinen eine n
unerhebliche Uebereinstimmung zwischen den Blö
und Geschieben des Samlandes, Lithauens und
furens; nur scheint der Syenit dort zahlreicher
bei uns aufzutreten. Da Diorite und Porphyre
ebenfalls vorkommen, so ist es schon der Lage n
wahrscheinlich, daß, wenn man die Blöcke des nö
lichen Rußlands bis zum Niemen, ihrer petrogra
schen Beschaffenheit nach, vom Onega-See und
Finnland ableitet, die unsrigen von Schweden
überkommen, und vielleicht nach der Russischen Grä
hin, also in Lithauen, sich mit Finnländischen U
steinen mengen zu lassen, zumal auch bei uns ursprü
lich vorkommende zahlreiche Diorite und Porph
ihrer großen Uebereinstimmung halber, sicher Sch
dischen Ursprungs sind. Bei der Vergleichung uns
nordischen Felsarten mit den in Polen und Rußl
zerstreuten überrascht so manche Analogie, und u
zahlreiche Uebergangskalk mit seinen mannigfaltigen V
steinerungen weist ebenfalls auf den hohen Norden

Um die vorstehende Ansicht zu motiviren dürfte
nicht unzweckmäßig sein, unsere Blöcke und Gesch
einer Musterung zu unterwerfen und sie mit den R
sischen und Polnischen zu vergleichen.

Der Granit *) tritt bei uns sehr zahlreich und in verschiedenen Varietäten auf. Obwohl die Mannigfaltigkeit sehr gross ist und gewiß selten zwei neben einander liegende Blöcke mit einander vollkommen übereinstimmen, so wollen wir dennoch eine Gruppirung der Varietäten versuchen. Wir haben fleischrothen, rothbraunen, leberbraunen und graulich weißen Granit, wenn wir auf die Farbe rücksichtigen; sehen wir aber auf die Structur, so können wir grob- und feinkörnigen Granit unterscheiden. Nicht alle unsere Granite bestehen aus Feldspath, Quarz und Glimmer, manchen, nämlich den sogenannten Halbgraniten, fehlt ein Gemengtheil, der Glimmer, dessen Mangel nicht selten durch einen außerwesentlichen Gemengtheil durch Granaten, Epidot rc. ersetzt wird **). Auch Schriftgranite, in welchen der Quarz prismatoidisch den Feldspath durchzieht, können wir aufweisen.

Der fleischrothe Granit besteht aus vorwaltendem Feldspath. Quarz und pechschwarzer Glimmer treten zurück. Er scheint den rothen Graniten zwischen Friedrikshamm und Helsingfors bei Perno und zwischen Friedrikshamm und Åbo bei Osnasjäro in Finnland, welche wir durch v. Engelhardt kennen gelernt haben, und denen, die Hermelin in Westbothnien und Torneå-Lappmark beschreibt, zu gleichen; auch in Polen findet er sich nach Pusch häufig, wie hier zu Lande. Ein fleischrother feinkörniger Granit mit wenigem Quarz und ohne Glimmer ist reich an erdigem Epidot,

---

*) Da sich im Schoße der Erde beim Hinabgehn in die Tiefe viele Gesteine ähnlicher Art Granit, Gneiß, Glimmerschiefer rc. finden und so manche Schichten aus Geröllen derselben gebildet sind, so ist die Folgerung wohl statthaft, die granitische Form sei diejenige gewesen, welche die Materie beim Festwerden zuerst angenommen hat.

**) An den Granaten hab' ich hin und wieder die Trapezoeder-Form deutlich erkannt; jedoch besitzen sie nur Nadelkopf-Größe.

Hausmann hat eben solchen in Schweden gefunden. In einem fleischrothen Granit fand ich den Glimmer kuglich, in einem andern den Quarz pistaziengrün. In einem hiesigen grobkörnigen fleischrothen Granit traf ich ein einziges mal Turmalin, der auffallend genug in den Graniten der Mark sich häufig vorfindet, in den unsrigen aber als Seltenheit angesehen werden muß.

Der braunrothe porphyrartige Granit besteht aus Feldspath, der seine blättrige Textur eingebüßt hat und also Feldstein geworden ist. Kugliger Quarz und Orthoklas-Prismen sind in die Hauptmasse eingeknetet. Er ist in unserer Provinz seltner als der vorige, aber in Polen ungemein verbreitet. Ich sammelte auch porphyrartigen Granit, in dessen brauner Grundmasse grünlicher Feldspath inne liegt.

Unter unsern Geschieben ist mir auch ein Gestein vorgekommen, das vielleicht für kugliger porphyrartiger Granitsyenit zu halten sein dürfte. Der Hauptgemengtheil ist Feldspath, dessen Fleischfarbe sich ins Oelgrüne und nach dem Rande zu ins Schwärzliche verläuft. Die dunkle Farbe scheint von der quantitativ dem Feldspath sehr nachstehenden Hornblende herzurühren. An Magneteisen sind diese Granite ziemlich reich. Große Blöcke sollen auf ihrer abgeriebenen Oberfläche fast 3" im Durchmesser haltende deutliche Flecke erkennen lassen, die man für ausgeschiedene Kugelmassen hält, welche aber wohl richtiger für Feldspathkrystalle erklärt worden sind. Die weiße Hülle, welche den Feldspath umgiebt, ist an meinen Handstücken nicht zu bemerken. Ich sah nämlich noch keinen Block, sondern nur Bruchstücke eines solchen auf einem Steinhaufen, und bemerke an einem meiner Handstücke nur weiße ziemlich runde Flecke. Dieser Granit ist zwar bei uns selten, scheint aber, wo ich nicht irre, mit dem von Wiborg und Friedrikshamm in Finnland im Ganzen zu harmoniren und könnte vielleicht von diesem abstammen.

Granite aus adularartig schillerndem Feldspath und gelblich grauem Quarz bestehend enthalten Molybdänglanz; auch fand ich zwei Granite, die ächten schillernden Labrador neben wenig pechschwarzem Glimmer zu Gemengtheilen haben, auf unserm Boden. Sie sind Eisenkies- und Magneteisen-hältig. Ohne Zweifel weisen sie auch, so wie der Labrador Ingermanlands, auf den Norden hin, namentlich auf Finnland.

Ich sammelte auch Granite, deren Quarz sich durch eine blaue Farbe auszeichnet, und einen Granit, dessen Hauptgemengtheil körniger Albit ist, von grünem Glimmer in zarten Blättchen durchzogen.

Die grauen und weißen Granite sind ziemlich reich an Granaten. Die Farbe des Feldspaths wechselt. Man findet ihn weiß, blaulich, grünlich rc. Quarz waltet in ihnen nicht vor. Ist der Glimmer anwesend, was nicht immer der Fall ist, so ist er pechschwarz, silberweiß, grün rc. Das Gefüge ist häufiger grob- und groß- als klein- und feinkörnig. Diese durch ein schönes Ansehn sich auszeichnenden Granite haben mehr Aehnlichkeit mit Schwedischen, als Finnländischen. Bei Häufung des Glimmers entstehen streifige Granite, häufiger aber grobflasrige Granitgneiße, die gleichfalls auf den Norden, namentlich auf Schweden, wo sie, wie in unserer Provinz, häufig sind, hinweisen. Epidot kommt in ihnen ebenfalls als Einschluß vor. Wie schwankend übrigens die Gränze zwischen Granit und Gneiß ist, kann auch daraus genugsam erhellen, daß es selbst in Schweden lange zweifelhaft blieb, ob man eine weit verbreitete Gebirgsart dem Granit oder Gneiße zuzählen sollte *).

Gneiß-

*) Die Verschiedenheit unserer granitischen Gesteine bei aller Verwandtschaft wird uns einigermaßen klar, wenn wir auf Finnlands und Skandinaviens Grundgebirge unsern Blick richten. v. Engelhardt spricht sich in seinen Darstellungen des Felsgebäudes Rußlands, erste Liefer. S. 17, in dieser Beziehung folgendermaßen aus: „In den Fels-

Gneiß- und Glimmerschiefer-Geschiebe fehlen in unserer Provinz zwar nicht ganz, sind aber doch verhältnißmäßig selten; auch unsere Gneißgeschiebe enthalten Granaten.

Außer den bereits erwähnten Einschlüssen unserer Granite sind noch zu nennen Eisenglimmer, Eisenglanz, Apatit, Flußspath.

Granit-Syenit sammelte ich auch in unserer Umgegend. Der Feldspath ist röthlich weiß und überwiegt quantitativ die Hornblende nicht sehr, wohl aber den Glimmer. Scheint mit dem Finnländischen identisch zu sein.

Syenite oder Hornblendegranite finden sich ebenfalls unter unsern Geschieben, sind aber, wie wir bereits sahen, nach Osten zu, namentlich in Lithauen, häufiger als im Samlande. Magnetkies hab' ich als Einschluß im Syenit wahrgenommen. Wir unterscheiden weiße und rothe Syenite. Epidot ist mir auch im Syenit vorgekommen. In Esthland und Polen sind die Syenite ebenfalls häufig.

---

gruppe Finnlands setzen Feldspath, Glimmer, Quarz, Hornblende, gemeinsam und theilweise die herrschenden Hauptglieder zusammen. Diese sind daher einander nahe verwandt, obgleich nach ihrem eigenthümlichen Gesteinmassen-Charakter als besondere Felsarten unterscheidbar, welche zwei Familien angehören. In der einen, der Granit-Gneis-Familie, gestalten Feldspath, Glimmer und Quarz durch verschiedene Anordnung und Menge die hierher gehörigen Felsarten, denen die Hornblende nur beigemengt ist; in der zweiten, der Syenit-Familie, walten Feldspath und Hornblende abwechselnd oder zugleich vor, und werden vom Glimmer und Quarz begleitet." Sämmtliche herrschende Hauptfelsglieder Finnlands zeichnen sich dadurch aus, daß sie nie lange in weiter Verbreitung bei ihrem Normalgefüge beharren, sondern im Kampfe ihrer Gemengtheile um die Alleinherrschaft entstanden zu sein scheinen, daher hier Mittelbildungen häufig sind, welche die Eigenschaften zwei oder dreier Felsarten in sich vereinigen und nach ihnen benannt werden.

Trappgesteine sind bei uns zahlreich, stehen doch aber an Größe und Menge den Graniten nach. Wir haben nämlich grob- und kleinkörnige und ganz dichte, schwer zersprengbare Grürsteine oder Diorite. Es wird auch schiefriger Grünstein, Hornblendegestein und Hornblendeschiefer nicht vermißt. Sehr häufig finden sie sich bei Petersburg und sind nordischen Trapparten durchaus ähnlich.

Die Porphyre treten ungefähr in gleichen Verhältnissen als die Trapparten auf. Wir haben rothe, braune und ins Schwärzliche übergehende Porphyre. Orthoklas und gemeiner Quarz sind theils einzeln, theils gemeinschaftlich in ihnen eingemengt. Bei Königsberg finden sich auch kastanienbraune Porphyre, die, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit gezeigt habe, mit den Elfdaler Porphyren Schwedens so übereinstimmen, als wären sie von einem Felsen geschlagen. Ulprecht hat einen zu derselben Formation gehörigen Porphyr bei Gelegenheit der Gradmessung des Herrn ꝛc. Struve auf der Insel Hochland im Finnischen Meerbusen entdeckt. Er bildet hier einen 8 Werste langen Bergrücken, der sich besonders an der Südostküste der Insel erhebt, und hier eine Höhe von etwa 500′ erreicht. Die den Elfdaler so nahe stehenden, so wie die andern Porphyre, die großentheils mit Schwedischen harmoniren, stammen aus Schweden ab. Der ausgezeichnete Grünporphyr kommt auch hin und wieder im Bereich unserer Provinz vor. In einer dichten, dunkelgrünen, aus Feldstein und Hornblende innig gemengten Masse liegen große rhombisch-prismatische Feldspathkrystalle von weißer Farbe, am Rande durch die Hornblende lichtgrün gefärbt. Dieser in mäßigen Geschieben, nicht in großen Blöcken bei uns vorhandene Porphyr findet sich in dieser Größe nach Pusch auch in Polen, nach Hausmann bei Elfdal, nach Strangways um Petersburg. Sein Abstammungsort liegt wahrscheinlich hoch im Norden.

Mandelsteine und Basalte trifft man auch unter unsern Geschieben an. Erstere enthalten mancherlei Einschlüsse, sogar Kalcedon und Achat hab' ich in hiesigen Mandelsteinen gefunden. Unter den Basalten, von denen manche durch ocherartigen Ueberzug und dergleichen Streifen im Innern auf den ursprünglichen Magneteisen-Gehalt hinweisen, fand ich auch Geschiebe, die ein grünliches, glasartig glänzendes, olivinähnliches Mineral wie die Märkischen Basalte enthalten, und von den dortigen, wie es die Vergleichung von Handstücken lehrt, nur durch hellere Färbung der Grundmasse, die ein Resultat der Verwitterung sein kann, sich unterscheiden.

Körniger Quarzfels von fleischrother oder hellziegelrother Farbe, theils dicht, theils feinkörnigen, sandsteinartigen Gefüges, ist nicht gar selten, seltner aber Urfels-Trümmer-Gestein. Bei Königsberg entdeckte ich nur Handstücke auf den Steinhaufen, bei Powarben aber, 2 Meilen von Königsberg entfernt, traf ich einen großen Urfels-Trümmer-Block an. Herr Amtsrath v. Rode hatte ihn nämlich von dem großen Geschiebe-Terrain bei Githiden auf seine Feldmark schaffen lassen, um ihn zu einem Brückenbau zu benutzen. Bei einem Spaziergange mit Herrn v. Rode stieß ich auf diesen Findling, und unterließ nicht, Handstücke für meine Sammlung von demselben abschlagen zu lassen.

Geschiebe feinkörnigen Granits und kuglige Quarzmassen sind hier von einem granitähnlichen Teige umschlossen. Wo diese Urfels-Trümmer-Gesteine her sein mögen, weiß ich nicht zu enträthseln *).

*) Graf Razumovski macht in seinem Coup d'oeil géognostique sur le nord de l'Europe en général etc. mehre Gesteine namhaft, die er hier in Preußen und namentlich bei Memel beobachtet hat. Ich lasse sie mit seinen eignen Worten hier zur Vergleichung folgen.

S. 70. Ce qui est bien plus extraordinaire encore, c'est la découverte que je fits à Memel, de blocs enor-

Auch Sandsteine verschiedener Art finden sich auf und in unserm Boden. Das Bindemittel, welches die Quarzkörner zusammenkittet, ist verschieden; manche führen auch Versteinerungen. Die Zahl der Sandsteingeschiebe ist nicht sehr beträchtlich. Ich unterscheide diese aber von den Sandsteinschollen, die noch heut zu Tage unser Boden in Lithauen erzeugt. Später werden wir auf sie zurückkommen.

---

mes et de Cailloux roulés du superbe grês quarzeux dur rouge, se rattachant au rothe todtliegende des allemands etc.

S. 85 ꝛc. Porphyre glanduleux Feldspathique. Je l'ai retrouvé quoiqu'assez rarement à Memel etc.

S. 86 ꝛc. Granit gris à petit grain. On en retrouve aussi une variété à Memel en Prusse qui ne diffère de celui de Serdopol etc. — Un joli granit à grain moyen offrant deux variétés entierement denué de mica, et composé principalement de Feldspath blanc ou rougeâtre souvent chatoyant comme l'adulaire, et de grains de Quartz, qui se trouve à Memel etc.

S. 90. Un beau granit à grain moyen très distinct ou un peu gros, dont je n'ai rencontré qu'un seul bloc considerable à Memel, renfermant beaucoup de lames et de cristaux mal formés d'un labrador foible, melé aux autres elemens de se granit etc.

S. 91. Syénites à gros et à petit grain. Il en existe sur une etendue de 104 lieues depuis Petersbourg, et plusieurs variétés à Memel, qui semblent très voisines de celles de l'Ingrie et d'Estonie.

S. 92. Schistes argileux. J'en ai vu une espèce rouge à Memel, qui semble se rattacher aux especes les plus anciennes de Schiste. — Trapps Primitifs ou anciens. On en retrouve aussi en Prusse.

S. 93. Porphyre.

J'en ai observé à Memel, un qui est d'autant plus remarquable, qu'il n'est pas rare en Sibirie, c'est une espèce de porphyre à base de Trapp d'un vert foncé, avec des parallelepipides de Feldspath compacte et d'un blanc verdatre, disposes sans ordre dans cette masse.

S. 95. Grès Quarfzeux dur rouge.

Ce beau grès manque entièrement parmi les formations detruits de la Russie, à une variété pâle près, qui ne se retrouve pas en bord de l'Onega, et qu'il se pre-

Weit zahlreicher sind bei uns, besonders im östlichen Theil unserer Provinz, die Kalksteine. Ein Reichthum schöner Versteinerungen Trilobiten, Orthoceratiten, Productus-, Spirifer-Arten 2c. zeichnet sie aus. Sie sind auch in Rußland sehr zahlreich verbreitet und scheinen vom grossen Zuge des Uebergangs-

---

sente au contraire en gros blocs et en cailloux roulés en Prusse à Memel, à plus de 245 lieues par conséquent de l'Onega, ou paroit avoir été son ancien gisement et son point de depart.

Wenn der Herr Graf bei seinen Angaben auch nicht ausdrücklich gesagt hat, daß Memel durch den Handelsverkehr mit Skandinavien verbunden ist, und daß manche der dortigen Geschiebe, wie es bei uns der Fall ist, mit dem Ballast dorthin gelangt sein können, so hat er doch darauf Rücksicht genommen, denn von solchen Gesteinen, die mit dem Ballast aus Schweden eingeführt sein könnten, hat er keins aufgeführt. Ich kenne die Umgegend von Memel nicht aus eigner Anschauung, nur ist es allgemein bekannt, daß sie sandiger Natur ist; aber ein dortiger Freund, dem es nicht an mineralogischen Kenntnissen fehlt, schrieb mir 1834: Er habe die Umgegend von Memel ziemlich durchstrichen und nichts rothes Todtliegendes gefunden und kein anderes weißes, als den dürren Sand. Von Blöcken, die wirklich dieser Gegend angehören, und nicht in dieselbe gebracht worden, sei keine Spur. Einzelne Granitblöcke hin und wieder in einer bedeutenden Entfernung, Gerölle, meistens aus Kieselschiefer, Feuerstein, Hornstein oder weißen Kieseln und Porphyren bestehend, an der Nehrung. Was sich sonsten findet, sei wahrscheinlich mit dem Ballast eingeführt, namentlich die Grünsteine aus Schweden.

Ich will in Beziehung auf diese Differenz nur bemerken, daß sich jene Angaben auch auf die Nachbarschaft von Memel beziehen können, und daß die Mehrzahl des Gefundenen auch in andern Gegenden unserer Provinz vorkommt. Uebrigens sind obige Angaben in das Werk von Pusch übergegangen, und deshalb scheint es nöthig, sie einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Wer die Gegend von Memel als eine geschiebearme kennt, den muß es befremden, diese Stadt in dem erwähnten Werke öfters genannt zu finden.

gebirges beizustimmen, das von Petersburg zur Insel Oesel sich erstreckt, und auch auf andern Inseln der Ostsee, namentlich auf Gothland und Oeland, vorkommt. Unsere Uebergangs-Kalksteine, so wie die Pommerschen und Meklenburgschen, verrathen eine große Analogie mit denen der Inseln Gothland und Oeland, und wahrscheinlich auch mit dem in Livland, Esthland und in der Umgegend von Petersburg anstehenden, der sich nur durch die Chloritlagen und die Chloritkörner, mit welchen seine untern Schichten angefüllt sind, von dem Uebergangskalk anderer Gegenden unterscheidet, nichts desto weniger aber seiner Versteinerungen halber nach Pander als Uebergangskalkstein betrachtet werden muß. Ihre interessanten Einschlüsse liefern, wie die der neptunischen Gesteine überhaupt, nach Brogniart's Bemerkung, einen stärkeren Beweis für die nordische Abkunft, als die Einschlüsse unserer plutonischen oder Urgesteine. Diese Annahme wird dadurch zu einer unzweifelhaften, daß die in Rede stehenden Kalksteine nach Süden zu im eigentlichen Polen fast ganz verschwinden; denn was sich von Kalksteinen in den Flüssen oder hier und dort in Großpolen findet, ist nach Pusch ausgezeichneter Jurakalk, der nicht mit den Urfelsblöcken aus dem hohen Norden kam, sondern Polnischen Formationen angehört *).

Muschelkalk, zum Theil aus Schalthier-Gehäusen zusammengesetzt, ist unter unsern Geschieben ebenfalls vorhanden.

---

*) Der kalkreichste Bodenstrich unserer Provinz scheint südlich von Darkehmen zu beginnen und sich über das sogenannte Steinmasuren ungleichmäßig zu verbreiten; aber auch nördlich von Goldapp bei Rominten, Texeln, Dingkallen, an der Rominte ꝛc. wird Kalk gegraben. Der kalkhaltige Boden ist kiesig mit kleinern und größern Steinen und Lehm gemischt und einer Schutthalde füglich vergleichbar. Er trägt die Pflanzen des Kalkterrains. Die Kalksteine holt man aus verschiedenen Tiefen, wo sie im Gemenge mit Urgesteinen lagern, hervor. Jene sind abgerundet, und diese ihre Form deutet auf gewaltsame und

Den zweiten Punkt, nämlich die dermalige Beschaffenheit der örtlichen Verhältnisse solcher Steinschüttungen anlangend, so kann diese gleich bei der Bildung unseres Bodens gegeben, oder auch viel später und nur nach und nach durch stetig wirkende Kräfte entstanden sein. Blöcke und Geschiebe werden nämlich

---

andauernde Rokung hin. Die vorzüglichsten Ortschaften, in denen Kalk gegraben wird, will ich hier, so weit sie mir bekannt sind, namhaft machen. Es sind vom Kirchspiel Kl. Szabinen folgende: Mazwolle, Alt-Kermuschinen, Alt-gcidschen, Eßerinen, Grisgirren, Jaggeln (?) 2c.; vom Kleßower Kirchspiel: Skallischkehmen, Abschermeningken, Jagutschen, Petrelskehmen 2c. Das Czareiker Kirchspiel, worin der Seesker Berg liegt, wird für das kalksteinreichste gehalten; auch im Dubnikschen, Merunskischen u. Gondskischen Kirchspiel finden sich Kalksteine. Bei Czokollen sieht man viele Kalköfen. In Statzen und im Kirchspiel Kutten bei Jakunowen, Grocziško 2c. wird ebenfalls Kalk gegraben. Blandau und Swentainen liefert in seinen Umgebungen auch eine beträchtliche Ausbeute an Kalksteinen. Auf diese Ortschaften kann ich mich füglich beschränken, und erwähne nur noch, daß die Goldapp, Pissa und Rominte ebenfalls an Kalksteinen ziemlich ergiebig sind, während die Angerapp eine Ausnahme zu machen scheint. Auf Vollständigkeit in diesen Angaben mache ich keinen Anspruch, und das dürfte auch nicht füglich möglich sein, da sich das Kalksteinterrain bis tief nach dem Süden der Provinz zu ziehen scheint. Selbst im Johannisburger Kreise sind mir mehre Ortschaften bekannt, in denen Kalk gegraben wird. Vielleicht aber ist das sogenannte Steinmasuren am ergiebigsten. Zwar fehlt es auch im Samlande nicht an Kalksteinen, denn früherhin waren ja auch in und vor unserer Stadt einige Kalkbrennereien, und noch heut zu Tage werden bei der Moosbude und am Friedländer Thor Kalksteine gegraben, aber im Samlande sind sie großentheils schon ausgebeutet und in großen Quantitäten consumirt. Der Ertrag in dem vorhin erwähnten Striche ist nach den Orten ungleich. Durchschnittlich dürfte ein Mann täglich einen Scheffel Kalksteine graben, es kommt aber auch vor, daß zwei Scheffel täglich gegraben werden. An vielen Stellen ist der Boden schon mehrmals von den Kalksteingräbern umgewühlt worden.

nicht bloß auf sondern auch in unserm Boden, und zwar hier und dort sogar in beträchtlicher Tiefe gefunden. Nicht selten ist diese Beobachtung beim Brunnengraben auch hier zu Lande gemacht worden. Zu Rossitten auf der Kurischen Nehrung stieß man nämlich bei einer solchen Gelegenheit in einer Tiefe von 90—100′ auf ein Lager von Blöcken. Auch weisen manche unserer Schluchten, die einen Blick in das Gezimmer unseres Bodens gestatten, namentlich bei Burtlitten, Warnicken, das Kaupte-Thal bei Kreuzburg, die Thäler der Baude und Passarge, ebenfalls darauf hin. Die bedeutenden Krümmungen mancher unserer Flüsse, besonders der Angerapp und Inster, scheinen von der geognostisch ungleichartigen Beschaffenheit unseres Bodens, vorzugsweise von der reichen Menge großer Blöcke und Geschiebe in demselben herzurühren. Dasselbe Phänomen tritt uns auch hier und dort im sogenannten aufgeschwemmten Lande anderer Erdgegenden, namentlich in den Niederlanden, in Ostfriesland und in der Mark, wo es ebenfalls unterirdische Steinschüttungen giebt, entgegen. Da ferner die in Rede stehenden Blöcke und Geschiebe nicht den Gesetzen der Schwere gemäß, vielmehr gesetzlos im Gemenge mit lockern Massen im Boden lagern und mit jenen gemeinschaftlich denselben constituiren, so läßt sich schwerlich eine momentane Bildung desselben annehmen, vielmehr ist ein periodischer Absatz seiner Schichten schon aus diesem Grunde mehr als wahrscheinlich, mithin die Ursachen der Ablagerung der Geschiebe und Blöcke in und auf unserm Boden mannigfaltiger und verwickelter, als man insgemein zu glauben scheint. Weil zuvörderst auch die sichtbar zu Tage liegenden fremdartigen Urgesteine meistens auf unsern Höhenzügen, oder auf sich mehre hundert Fuß erhebenden Ebenen postirt sind, und zwar nicht selten an den Rändern der Flußthäler, so scheint der dermalige Zustand solcher Lokalitäten bisweilen natürlicher und leichter erklärbar durch später eingetretene Katastrophen,

etwa durch große Ueberschwemmungen, in Folge deren das stark fluthende Wasser die lockern Schichten der Thalgehänge von oben her in die Thäler hinabführte und die nicht zu gewältigenden Blöcke auf diese Weise entblößte und sichtbar machte. Wer begreift es nicht, daß die nachhaltigen Wirkungen der Schnee- und Tagewässer, besonders in Beziehung auf die Thalränder, nach und nach zu denselben Resultaten führen können. Sogar auf den entholzten Sandhügeln unserer Provinz kommen in Folge der Wegführung der obern lockern Schichten durch Wasser und Winde, Blöcke und Urnen, sonst im Schooße derselben verborgen, gemach zu Tage. Schon mittelst solcher Veränderungen werden mancherlei Gesteine, die ursprünglich nicht neben und auf einander lagen, beim Fortführen der lockern Massen in diese Lage kommen, besonders wenn man die fortdauernde Umgestaltung unseres Seegestades und der Ufer unserer Flüsse in Folge des Absorbirens der lockern Massen, namentlich beim Eisgange, bei starken Ueberschwemmungen ꝛc. berücksichtigt. Ich darf nur an die Steinschüttungen bei Brüsterorth, Wangenkrug, Groß- und Klein-Kuren erinnern. Unfehlbar sind diese nach und nach entstanden, indem bei der fortdauernden Absorbtion, die das lockere Gestade der Ostsee dort theils durch die Tagewasser, theils durch den Wellenschlag von Zeit zu Zeit erleidet, die früher in demselben verborgenen Blöcke und Geschiebe herabfielen und sich am Fuße desselben lagerten. Schwerlich wird Jemand im Ernste diese Urgesteine in der historischen Zeit allmählich von Schweden herüberspazieren und endlich an unserer Küste Halt machen lassen; denn wir beobachten hin und wieder unfern des Gestades Blöcke, die sich bei ruhiger See über das Niveau derselben zum Theil erheben, an Untiefen Jahr aus Jahr ein, heftiger Stürme und Brandungen ungeachtet, unverrückt an derselben Stelle. In dem angeführten Fall scheint es also unnöthig, die Existenz der Geschiebelager von der Entstehung unseres Bodens zu datiren.

Mit dem Trümmergestein-Lager in Mischkens Nähe scheint es eine ähnliche Bewandniß zu haben. Es wurde schon früher bemerkt, daß der Untergrund im Insterthale strenger Lehm sei, nicht minder das Lager, welches nach SO. das beschriebene Steinterrain begränzt, von milder Natur dagegen der Boden des dortigen Geschiebe-Gürtels. Wäre es daher nicht naturgemäßer und einfacher, anzunehmen, in Folge einer großen und heftigen Ueberschwemmung, oder in Folge nachhaltiger Jahrtausende fortdauernder Wirkungen der Schnee- und Tagewasser sei die obere Lehmschicht in das Insterthal hinabgeführt und das Geschiebe-Terrain gemach sichtbar und überirdisch geworden, als auf dem bereits gebildeten Boden die Blöcke und Geschiebe durch eine gewaltige Naturkraft plötzlich hergeführt und abgesetzt werden zu lassen. Wo aber die Terrain-Verhältnisse einer solchen Erklärung zuwider sind, wie es deren allerdings manche giebt, da bleibt nichts anderes übrig, als eine gewaltige Naturkraft, etwa eine große Fluth, Behufs der Ablagerung der Blöcke und Geschiebe zu ihrem jetzigen Standort, zu Hilfe zu rufen. Auch der Umstand, daß die Blöcke und Geschiebe nicht sowohl auf den Ebenen, als vielmehr auf Höhen lagern, spricht für diese Annahme. An den höchsten Punkten der Niederung, die als einstmalige Untiefen des Meeres der eindringenden Fluth Widerstand leisteten, brach sie sich zuerst, und mußte daher auch hier die mitgeführten Blöcke absetzen. Ueberhaupt kommen wir, wenn sich auch der dermalige Zustand solcher Terrains hier und dort durch fortwirkende, bis in die historische Zeit hinein reichende, Naturthätigkeit erklären läßt, doch immer zurück auf die Bildung des ungeheuren Materials, aus welchem das sogenannte aufgeschwemmte Land des östlichen Europas aufgehäuft ist, und da sehen wir uns zur Annahme einer gewaltigen Naturkatastrophe unwillkührlich gedrungen. Die natürliche Beschaffenheit unseres Bodens und die Vertheilung der lockern und festen Massen

[illegible] scheint jedoch der Annahme einer einzigen, schnell vorübergehenden Katastrophe zu widerstreiten, vielmehr eine periodische stetige Ablagerung der verschiedenen Schichten nothwendig zu machen. Weit entfernt ein Diluvium überhaupt und eine Trennung desselben vom Alluvium im Allgemeinen leugnen zu wollen; da sich jenes durch die Ueberreste gigantischer Landthiere, die gegenwärtig nicht mehr existiren, hinreichend charakterisirt und das Ende einer erstorbenen Vorwelt bezeichnet, ist doch eine scharfe Trennung der Diluvial- und Alluvialgebilde unstatthaft; da die Natur solchen Trennungen und Begränzungen der Wissenschaft entschieden widerstreitet, demnächst auch manche namhafte Geognosten eine scharfe Sonderung zwischen Diluvium und Alluvium mit gutem Grunde leugnen, und Desnoyers Betrachtungen über die quaternären Gebilde lehren, daß viele der sogenannten ältern Diluvial-Gebilde vielleicht mit den jüngern Tertiär-Gebilden als gleichzeitig zu betrachten sind, auch Prevost eine schärfe Gränze zwischen der vorweltlichen und historischen Zeit entschieden in Abrede stellt.

Die erratischen Blöcke, mit Ausschluß der alpinischen, scheinen, da sie sich auch über den Norden Amerikas verbreiten, einer allgemeinen Ursache in den Polargegenden zugeschrieben werden zu müssen, und sie sprechen im Verein mit den größeren Biegungen der Schichten und sonst wahrnehmbaren Verwerfungen der Gebirgsarten zur Genüge dafür, daß wir außer den stetigen und noch jetzt fortwirkenden Kräften jene gigantischen wilden, die sich beim Emporheben der Gebirge im Schooße der Erde und auf deren Oberfläche besonders im Norden zum Theil durch ungestümen Wogendrang in den Polarmeeren kund thaten, nicht unbeachtet lassen dürfen.

Wir wenden uns zum zweiten Theil unserer Abhandlung, zu dem 90—100′ hohen Sandsteinberge in Lithauen. Hier werden wir uns kürzer fassen können.

In der Topographie des Königsberger Regierungs-Bezirks findet sich eine Stelle, die, so oft ich sie las, mein Erstaunen in hohem Grade erregte. Ich setze sie vollständig hierher.

„Nördlich von Kiauten, in der Umgegend von Didszullen am Romintefluß, befindet sich ein 90—100′ hoher Berg, welcher aus einer graulich weißen Sandsteinmasse von mittlerem Korn besteht. Er ist eine ganz neue Formation, welche um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie ringsum von aufgeschwemmtem Gebirge eingeschlossen wird. Ihre Festigkeit verstattet, sie zu Schleifsteinen anzuwenden. Die Hauptbestandtheile sind graulich weiße Quarzkörner, von schwarzem Kieselschiefer sparsam durchstreut. Das Bindemittel ist Thon- und Kalkerde.“

Ein 90—100′ hoher Sandsteinberg in Litthauen! Eine ganz neue rings vom aufgeschwemmten Lande umgebene Formation! Anstehender Fels im Bereich Ostpreußens! Alles erregte in hohem Grade mein Erstaunen; ich sah' mich aber durch die Darstellung keinesweges so befriedigt, daß ich im Stande gewesen wäre, die unwillkührlich sich hervordrängenden Zweifel niederzuhalten. Was war also natürlicher, als der Entschluß, den neuen vermeintlichen Sandsteinberg Litthauens und die angeblich neue Formation an Ort und Stelle zu untersuchen. Die Gelegenheit hierzu bot sich mir im Sommer 1834 dar. Zu diesem Behuf nahm ich meinen Weg über Kiauten. Hier hatte ich nichts angelegentlicheres zu thun, als mich nach dieser geognostischen Merkwürdigkeit zu erkundigen. Leider konnte ich zu meinem großen Befremden weder von dem dortigen Wirthschafts-Inspektor, noch von den Fabrikarbeitern die gewünschte Auskunft erhalten. Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, und leider ward die Macht meiner Zweifel hierdurch natürlich nicht gebrochen. Es war ein drückend heißer Tag, und mein Fuhrmann, während meines Verweilens in Kiauten, zu meinem großen Verdruß, mir abhänden

gekommen. Bei dem durch die Hitze so sehr erschwerten Bemühen, ihn aufzufinden, kam ich glücklicherweise in die Klautensche sogenannte Mahlmühle zu Herrn Ziehe, dem ich meine doppelte Noth klagte, indem ich mich sowohl nach meinem Fuhrmann als nach dem Wunderberge, von dem die Klauter seltsam genug gar nichts wußten, der aber nicht gar fern von hier sein könne, wenn er wirklich existire, erkundigte. Von meinem Fuhrmann wußte Herr Ziehe zwar nichts, vermuthete aber, was unter dem Sandsteinberge gemeint sein könne, und war sehr bereitwillig, mich an Ort und Stelle hin begleiten zu lassen. Die Freude darüber, dem Ziele meiner Wünsche, nämlich dem Sandsteinberge, den ich mit großem Eifer suchte, nahe zu sein, ließ mich die Hitze und das Ausbleiben des Fuhrmanns vergessen. Glücklicherweise fand auch dieser sich bald darauf ein, und nun setzte ich mich auf, um an Ort und Stelle zu eilen. Herr Ziehe hatte mir einen Führer mitgegeben, der der Gegend kundig sein sollte, aber leider, wie es sich bald auswies, wenig Lokalkenntniß verrieth. Zwar brachte mich dieser in die Umgegend von Didßullen an die Rominte, als ich aber nach meinem heiß ersehnten Goldberge fragte, verstummte er, und konnte ihn, des Hin- und Hergehens und eifrigen Suchens ungeachtet, nicht finden. Sonderbares Schicksal! dachte ich, ein 90—100' hoher Sandsteinberg und doch nicht zu finden, da mein Führer mich wiederholentlich versicherte, wir wären in der richtigen Gegend, und die Rominte, welche zu meinen Füßen ihre spiegelhellen Fluten langsam fortwälzte, seine Aussage zu bestätigen schien. Um nicht unverrichteter Sache zurückzukehren, blieb mir nichts anderes übrig, als trotz der drückenden Hitze, eingedenk des weisen Spruches: Suchet, so werdet ihr finden! die Gegend umher genau zu recognosciren. Einen Berg sahen meine Augen zwar nicht, wohl aber in der Entfernung einiger hundert Schritt von der Rominte Höhen, welche die einstmaligen Ufer des weiland

grösseren Flusses zu sein schienen. Diese haben hier eine Höhe von mehr als 100′ und bestehen zum Theil aus Lehmlagern, hin und wieder aber sind sie von Sand überdeckt. Nur spärlich ist die Vegetation, die sie bekleidet. Ich tummelte mich mit meinen Gefährten in verschiedenen Richtungen umher, ohne irgend etwas mir auffallendes zu entdecken. Auf einmal gewahrte ich in beträchtlicher Entfernung von der Rominte einen Sandstein zu meinen Füßen. Der Mangel an Abrundung fiel mir an ihm besonders auf, und es war mir klar, daß ihn die Rominte beim Uebertritt über ihre Ufer nicht hierher versetzt haben könne. Der Sandstein brauste in Salpetersäure, mit welchem Reagens ich ihn auf der Stelle untersuchte, bedeutend auf, und bekundete dadurch seinen beträchtlichen Gehalt an kohlensaurer Kalkerde. Offenbar mußte er in der Nähe seiner Bildungsstätte liegen. Deshalb wurden die unfern gelegenen Höhen mit Sorgfalt durchsucht, und es zeigte sich bald eine beträchtliche Menge schollenartiger Sandsteine auf einem Abhange derselben. Diese Anhöhe *) war also unfehlbar der vermeintliche Sandsteinberg, um so mehr, da beträchtliche Sandsteinschollen im Sande derselben steckten. Wir machten uns mit Spaten und Hacke darüber her, und hatten die Freude, ziemlich mächtige Sandsteinschollen zu Tage zu fördern. Unter ihnen waren Massen von 2′ Länge und 1½′ Breite, ja von 3′ Länge und 2′ Breite. Sie standen senkrecht im Sande der Höhen, an manchen Stellen sogar mehre neben einander. Ein großer Kraftaufwand zu ihrer Gewältigung war eben nicht erforderlich, und es hielt auch nicht schwer, sobald wir mit Spaten oder Hacke auf sie gestoßen waren, durch Rütteln sie aus ihrer natürlichen

---

*) Behufs der Erleichterung des Auffindens dieser Stelle bemerke ich, daß man den Weg über Texeln bei den beiden Birken nach den Anhöhen hin, ein paar Tausend Schritte links von der Rominte, zu nehmen hat.

Lage zu versetzen. Uebrigens ist der Sand der erwähnten Höhen, den wir als das Hauptmaterial zu dieser Bildung zu betrachten haben, sehr kalkhaltig, da er in Salpetersäure ebenfalls stark aufbraust. Die Sandsteinschollen dieser Höhen sind bisweilen so mächtig, daß sie sich ihrer Größe nach zu Mühlsteinen ganz gut eignen, des Mangels an Härte halber aber verworfen werden müssen. Herr Ziehe hatte selbst vor mehren Jahren derartige Versuche, seiner Mittheilung zufolge, angestellt. Die an der Luft liegenden Schollen waren härter, als diejenigen, welche an ihrem Fundorte im Sande steckten.

Unter so bewandten Umständen, da die sandsteinartigen Schollen kein Continuum bildeten, auch quantitativ gegen die Lehm- und Sandschichten der Höhen sehr zurücktraten, ist hier also wohl nicht an anstehenden Sandstein und an einen Sandsteinberg zu denken, wie der Verfasser jenes Abschnittes der Topographie das Phänomen dargestellt hat, der schwerlich aus eigner Anschauung an Ort und Stelle, vielmehr nach dem fabelhaften Berichte eines Unkundigen darüber die obige Mittheilung machte. Es liegt auf der Hand, daß die neue Bildung, mit der wir es hier zu thun haben, der des Süßwasserkalks oder Kalktuffs ähnlich und in dem Kalkreichthum dieser Gegend begründet ist. Da sich analoge Bildungen am Rombinus, am Lycker See und an andern Orten zeigen, so handelt es sich hier nicht um eine ganz neue Formation, wohl aber um einen vor unsern Augen erfolgenden Bildungs-Prozeß, der in kalkreichen Gegenden nicht selten vorkommt. Hier sind offenbar kalkhaltige Quellen die Bedingungen dieser Bildung. Die Quellwasser lösen nämlich mittelst ihres Gehalts an überschüssiger Kohlensäure den Kalk der Höhen auf und setzen ihn an den Sand, der ebenfalls einen Hauptbestandtheil derselben ausmacht, und an andre Körper ab. Vielleicht trägt zur Entbindung der Kohlensäure und zur Absetzung des Kalkes die Vergrößerung der Oberfläche bei,

woher der Absatz mehr an der Oberfläche und nach derselben hin erfolgt, während die Wasser nach dem Innern des Bodens hin eine mehr auflösende Wirksamkeit äußern. Vielleicht mag auch des verminderten Druckes halber die überschüssige Kohlensäure entweichen, und dieses die Ursache sein, daß der kohlensaure Kalk nun nicht länger im Wasser aufgelöst bleibt, sondern sich aus demselben niederschlägt. Nach dem Verhältniß des Kalks als Bindemittels und des Sandes als des zu bindenden Stoffs wird das Gebilde mehr die Natur des Kalksteins, als des Sandsteins an sich tragen, und diese Verschiedenheit ist auch an anderweitig vorkommenden derartigen neueren Gebilden unserer Provinz deutlich erkennbar. So tritt am Rombinus mehr der Kalk hervor, bei Didßullen mehr der Sand und bestimmt den Charakter, obwohl am Rombinus unter den dortigen vielgestaltigen, Bild- und Schnitzwerke nachahmenden Formen, sich auch solche finden, welche die Natur des Sandsteins an sich tragen. Man sieht auch Formen, welche Röhren oder verzweigte Aeste vorstellen. An den Ufern des Lycker Sees, unweit des dortigen Schlosses, an ziemlich hohen Stellen, beobachtete ich sowohl knolligen Kalktuff, den Gebilden am Rombinus sehr ähnlich, als auch sandsteinartige Massen, die viel Uebereinstimmendes mit denen bei Didßullen hatten. Hieraus ergiebt sich zur Genüge, daß unser Boden durch seinen reichen Kalkgehalt befähigt ist, gleichsam vor unsern Augen neue Mineralprodukte zu erzeugen. Auch der Sand am Ufer des Lycker Sees gab seinen reichen Kalkgehalt durch starkes Aufbrausen in Säuren zu erkennen; sogar der nesterweise am Rombinus, hart an der Memel, vorkommende Töpferthon brauste in Salpetersäure auf. Manche Seen Masurens liefern gleichfalls zuverläßige Belege für den Kalkreichthum unseres Bodens. Vor allen verdient hier der Swentainer See, der mich auch durch seinen Reichthum an Chara latifolia Wild. ungemein überraschte, eine Erwähnung.

Ich

Ich fand nicht nur eine Menge Kalksteine an seinem Ufer, sondern auch einen Reichthum kleiner Geschiebe, namentlich Granit, Porphyr, Diorit ꝛc., aber sämmtlich weiß gefärbt und mit einer Kruste überzogen, die in Salpetersäure braust. Die Kalkquellen, welche von den benachbarten Höhen sich in denselben ergießen, führen den Kalk in den See, und hier schlägt sich derselbe an den Steinen nieder.

Nicht blos an mineralische, sondern auch an organische Körper setzt sich der Kalk selbst in unserer Provinz ab, und es treten Erzeugnisse auf, welche die frühere Zeit mit dem Namen Beinbruchstein, Osteocolla, belegte. Helwing hat zu seiner Zeit bereits auf diese Bildungen in der Nähe von Lötzen aufmerksam gemacht, und die damals im Schwange gehenden Irrthümer berichtigt. Eine Kupfertafel seiner Lithographia Angerburgica stellt auch ein derartiges Phänomen dar. Er giebt darüber eine befriedigende Erklärung. Sie bezieht sich auf die Kalktuffbildung des Berges Rafalska dicht am Leventinsee. Zu Helwings Zeit war dieser Berg mit niedrigen Fichten bewachsen. Nach Ausweis der im Boden steckenden Wurzeln müssen die Baumstämme in früherer Zeit stärker gewesen sein. Die im Sande befindlichen Wurzeln vermodern mit der Zeit, es bleibt aber in demselben eine der Wurzelform ganz gleiche Höhlung, die entweder ganz leer ist, oder in der Mitte einige Ueberreste der Wurzel zeigt. Die Tagewasser dringen in den mit Kalk reichlich gemengten Sand ein, und indem sie jenen auflösen, seigern sie in die von den Wurzeln gemachten Höhlungen hinein. Hier wird das Kalkwasser durch die Holzsubstanz zersetzt und läßt den Kalk fallen, der schichtweise die Wurzeln überzieht. Beim Verwesen der Wurzelreste entstehen Röhren, die aber zuweilen durch den abgesetzten Kalk ausgefüllt werden. Weht der Wind den die inkrustirten Wurzeln deckenden Sand weg, so treten jene hervor und gewähren den Anblick ästiger Korallengebilde. In früherer Zeit

hat man die Osteocolla ihrer Aehnlichkeit mit Knochen halber äußerlich und innerlich in der Medicin angewandt und geglaubt, sie begünstige bei Knochenbrüchen die Bildung des Callus. So weit unser Helwing.

Bei meinem Aufenthalt in Lötzen besuchte ich das Dorf Rafalka, um zu sehen, ob in der Umgegend vielleicht noch Spuren von dem, was Helwing vor 100 Jahren daselbst wahrgenommen, vorhanden wären. Nichts der Art konnte ich aber dort vorfinden. Durch die Entholzung der dortigen Höhen ist dem vormaligen eigenthümlichen Bildungsprozeß des Bodens ein Ende gemacht worden.

Zum Schlusse erlaub' ich mir noch an eine zur Zeit immer fortgehende Bildung zu erinnern, die mit dem Sandstein bei Didszullen manches Analoge zu haben scheint, obwohl sie in einer sehr fern gelegenen Erdgegend vor sich geht. An der Küste von Sicilien, nämlich bei Messina, bildet sich fortwährend ein Sandstein unter dem Meeresspiegel dadurch, daß die von den Wellen herbeigeführten Sandmassen sich durch ein Bindemittel von eisenschüssigem Mergel vereinigen. Dieser Sandstein wird mit der Zeit so fest, daß er an Ort und Stelle gebrochen und zum Häuserbau in Messina verwendet werden kann.

## II.

## Das Ordenshaus Lochstätt.

(Ein Beitrag zur genaueren Kunde des Samlandes.)

Vom Pfarrer Gebauer zu St. Lorenz.

(Beschluß.)

---

Immer ernster ward seitdem die Zeit; vergeblich bemühte sich der mildgesinnte und eines besseren Geschickes würdige Hochmeister Paul v. Rußdorf den unversöhnlichen Feind des Ordens Wladislaw Jagiel zu beschwichtigen, und oft noch mußte die treue Mannschaft des Samlandes zum Kampfe ziehen. So z. B. 1433, wo er mit erneuerter Hitze entbrannte und der Pfleger von Lochstätt, Herzog Konrad von Oels, die Dienstmannschaft seines Gebietes sammelte und sie bis zur Weichsel führte. Erst der Tod des Königs brachte Frieden, doch freilich nicht auf lange Zeit. Denn nur wenige Jahre gingen vorüber, als durch den Abfall der verbundenen Städte und Landesritter jener sogenannte große Polnische Krieg hervorgerufen wurde, ein schwerer Vertilgungskrieg, der dreizehn Jahre lang (1454 bis 1466) wüthete und dem Lande unheilbare Wunden schlug. Die Ritterschaft des Samlandes so wie die Städte Königsbergs Altstadt und Löbenicht kehrten bald zu ihrer Pflicht zurück, und so ward Lochstätt, wie Balga auf dem jenseitigen Ufer, ein willkommener Platz, der die Verbindung mit den südlichen Gegenden des Vaterlandes, in denen der Krieg besonders wüthete, unterhielt.

Zu damaliger Zeit war Graf Hans v. Gleichen (nicht zu verwechseln mit dem gleichfalls in diesem Kriege thätigen Söldnerhauptmann Adolf v. Gleichen) Pfleger auf Lochstätt, ein rüstiger Kriegsheld, der die Geneigtheit der Altstädter benutzend, durch des Bischofs Unterstützung mit einigen Ordensherren sich zu ihnen begab und die nöthigen Vorkehrungen zum weiteren

Kriege machte. Von Lochstätt aus wurden daher die Unternehmungen geleitet, um die widerspänstigen Kneiphöfer zur Demuth zu zwingen, die von der Südseite des Pregels schon durch des Komthurs von Elbing, Grafen Heinrich Reuß v. Plauen, Heeresmacht bedrängt wurden. Von hier führte der Pfleger seine Reisigen dem Komthur zu Hilfe, und es gelang ihrer vereinten Macht, den Kneiphof nach der hartnäckigsten Gegenwehr von vierzehn Wochen endlich zu überwältigen*).

Während dieser Zeit hatten die Danziger als Feinde des Ordens die Herrschaft über das Haff und die Mündung des Pregels zu behaupten gesucht, waren auch ans Land gestiegen und hatten Kamstigall und andere Orte der Gegend zerstört. Auch im darauf folgenden Jahre 1456 umbrauste der Kriegssturm unsre Burg, jedoch ohne sie selber anzugreifen. In ihrer Nähe war bald nach Ostern das Balgasche Tief durch die Danziger verfüllt und verpfählt, um dem Orden die Zufuhr über die See abzuschneiden. Im Herbste um Simonis Judä landeten sie sogar bei Lochstätt selbst. Auch dieses Mal gelüstete sie indessen nicht, das feste Haus zu berennen. Sie überfielen nur die wehrlosen Dörfer der Gegend, beraubten und plünderten und zerstörten sie. Allein die Rache blieb damals nicht aus. Denn am Allerheiligentage eilte der Böhmische Söldnerhauptmann v. Blankenstein, der zu Königsberg lag, hinaus, überfiel sie eilend und tödtete die Meisten; die Uebrigen führte er gefangen daheim. Ein neuer verheerender Ueberfall, und zwar der Polen unter dem Poln. Hauptmann Jonas Schalski aus Frauenburg, stürmte 1562 vorüber. Bei dieser Gelegenheit ging des Bischofs Stadt am Haffe, Fischhausen, in Flammen auf; nur seine Wohnburg und die Stadtkirche

*) Vgl. Schütz Chronik Fol. 216 f., 221 f. Dionysius Runau Beschreibung des grossen Krieges u. s. w., an der geeigneten Stelle, da das Buch weder paginirt noch foliirt ist.

widerstanden der Verheerung. Im nächstfolgenden Jahre 1463 wiederholten sie solchen Verheerungszug ins Samland. Bei Kamstigall traten sie ans Land, stürmten wieder bei Lochstätt vorbei nach der nahen St. Albrechts-Kapelle, in welcher eben Kirchweihe gehalten wurde und sich eine zahlreiche Menge gläubiger Wallfahrer versammelt hatte, unter ihnen der Hochmeister Ludwig v. Erlichhausen selbst. Kaum entging er ihrer stürmischen Eile durch schleunige Flucht; aber neue Verheerungen bezeichneten die Spur der Poln. Barbaren.

Offenbar aus dieser Zeit steter Gefahr und nothwendiger Wachsamkeit schreiben sich die Schießöffnungen gegen das Haff her. Hatte aber schon zu des entsetzten Hochmeisters Heinrich v. Planen Zeiten sich das Haus in ungünstigem Zustande befunden, um wie viel mehr mußte es jetzt nicht sein, da die allgemeine Noth die an sich schon nicht bedeutenden Einkünfte des Hauses verschlang und überall Erschöpfung an allen Mitteln sich zeigte. Daher mag es in gar kläglichem Zustande sich befunden haben, ehe es in dem vorletzten Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen einen edeln Erneuerer fand. Wie sich sein frommes Gemüth in der Ausschmückung der Kapelle zu St. Albrecht aussprach, welcher er 1504 den kostbaren gemalten Altaraufsatz mit dem Martyrium Adalberts verehrte, den noch jetzt die Kapelle in Lochstätt bewahrt, so seine Sorgfalt in der baulichen Herstellung des nahen Ordenshauses, das jetzt wahrscheinlich der Sitz eines kleinen Konventes geworden war, da der ewige Friede von 1466 den Orden so vieler Burgen beraubt hatte. Herzog Friedrich gab die ganzen Einkünfte des Amtes, auch des Bernsteins, der freilich nur 4400 Mark (zu 6 sgr. 8 pf.) brachte, zu diesem Zwecke hin, in der That eine edle Aufopferung, wenn man bedenkt, wie beschränkt damals die Einkünfte des Ordens und des Hochmeisters waren und wie sehr Armuth das ganze Ordensland niederbeugte. Vielleicht verdankte mancher

Schmuck des Hauses seinem Geschmacke und seiner Freigebigkeit ihr Dasein.

Des letzten Hochmeisters Markgrafen Albrecht von Brandenburg edler Sinn, der sich nicht unter das Poln. Lehnsscepter beugen wollte, rief den sogenannten kleinen Poln. Krieg (1519 und 1520) hervor. Noch ruheten überall die Nachwehen jenes großen Krieges auf den verödeten Dörfern, Städten und Fluren. So kurz daher auch dieser Krieg war, er forderte die letzte Kraft und verwandelte diejenigen Gegenden des Landes, in denen er sein Schlachtgetümmel entfaltete, in Einöden, während die entfernteren, besonderes das Samland, ihre rüstigen Hände und Baarschaften hinopferten. Nur einmal ward die Küste des Samlandes bedrohet; doch wehrte die eiligst zusammengezogene Mannschaft der Landung. So blieb Lochstätt auch jetzt unversehrt.

Aus der nun folgenden Zeit des ersten Herzogs von Preußen bewahrt das geheime Archiv eine Menge von Schriften, die Lochstätt betreffen, doch alle beziehen sie sich nur auf die friedlichen Verhältnisse der Verwaltung. Sie geben uns aber Gewißheit, daß damals das Schloß nicht so einsam, wie jetzt gestanden, sondern neben ihm ein Dörfchen sich erhoben. Bald darauf, nämlich 1580, durch die erste Bernsteinordnung trat die Veränderung mit Lochstätt ein, daß der Bernsteinherr seinen Sitz in Germau erhielt, wo er allerdings den ergiebigsten Strandbezirken näher und überhaupt sich mehr in der Mitte der nunmehr geregelteren Verwaltung befand.

Geschichtlich merkwürdig wurde das Schloß Lochstätt wieder im folgenden Jahrhunderte. Als im Sommer 1626 der nordische Held Gustav Adolf von Schweden über das Meer kam, an dem neuen Tief von Pillau, wo er ein Blockhaus vorfand, festen Fuß faßte und von dort aus seine Unternehmungen in dem nun begonnenen Schwedisch-Polnischen Kriege leitete, ward auch sein Name mit in die Geschichte der Zeit

verschossen. So kläglich die Preußische Landmiliz beschaffen war, so wurde der Strand dennoch besetzt, nicht minder unsere Burg mit einer kleinen Besatzung versehen, ja diese im folgenden Jahre noch verstärkt. So hatte es ausdrücklich der unentschlüssige und zaghafte Churfürst Georg Wilhelm, obgleich des Königs Schwager und ein Protestant, befohlen. Wie leicht wäre es diesem gewesen, das ohnmächtige Preußenland sich zu unterwerfen. Es lag ihm aber nur daran — und wir ehren diese zarte Rücksicht, die er gegen Preußen, das Land seines Schwagers und seines protestantischen Bekenntnisses hegte — sich den Rücken in seinen Unternehmungen gegen Polen frei zu erhalten. Er forderte daher gleich bei seiner Ankunft die Neutralität der Preußischen Stände. Die Städte Königsberg nahmen sie an, nur die Regimentsräthe zauderten, da der Churfürst sich in Brandenburg befand und sich mehr zur Polnischen Seite hinneigte. Verschiedene Unterhandlungen wurden gepflogen, ohne den schwankenden Zustand zu ändern. Sie wurden 1627 erneuert, aber versprachen auch jetzt wenig Erfolg. Als gar der Churfürst offener gegen Schweden handeln zu wollen schien, seine Mannschaft am Strande und in Lochstätt verstärkte und die Regimentsräthe nebst den Abgeordneten des Landes sich eben in den sicheren Mauern Lochstätts beriethen, ließ der Schwedenkönig unter dem Schutze der Waldung, die von Wogram bis Lochstätt sich dehnte, seine sieggewohnten Krieger heranrücken. Neben dem alten Tiefe, dem Schlosse gegenüber, warf er Verschanzungen auf und umschloß dasselbe. Am 18. Juni 1627 war es, als der König die erschrokkenen Räthe besuchte und zur Eingehung seiner Wünsche zwang. Was konnte auch die kleine Besatzung gegen das Schwedische Heer schaffen? Der Neutralitäts-Vertrag ward geschlossen, welcher die Landzunge, die südlich nach Pillau sich erstreckt, als Unterpfand für die Dauer des Krieges in seine Gewalt brachte. Doch immer schwankend blieb seines Schwagers Stellung,

den sein Lehnsverhältniß gegen Polen band. Als diese bei Eröffnung des Feldzuges von 1629 wieder drohender erschien, ließ er sofort Fischhausen und die Burg Lochstädt besetzen, um die strengeren Maßregeln anzudeuten, welche er jetzt zu nehmen gesonnen war, jedoch der sechsjährige Waffenstillstand zu Alt-Mark kam zu Stande, der als Unterpfand der Treue den größten Theil des Samlandes unter Schwedische Sequestration brachte. Erst 1635 verließen die Schweden Lochstädt und Samland. Pillau ward noch später geräumt.

Noch in demselben Jahrhunderte ward die Kapelle unseres Ordenshauses ihrer ehemaligen Bestimmung wiedergegeben. Die Kapelle zu St. Albrecht, seit der Reformation zur Mutterkirche des Sprengels gleiches Namens erhoben, stürzte am 24. November 1669 zu Zeiten des Pfarrers Heinrich Basoldt ein, da ein dreitägiger Sturm wüthete, der zugleich die Pfarräcker so sehr versandete, daß der Pfarrer seinen Wohnsitz hinfort in dem nahen Dorfe Tenkitten, seine Kirche aber in Lochstädt erhielt. Ein Manuscript des Tenkittenschen Kirchen-Archivs giebt die Nachricht, daß diese vorher wüste gestanden, und daß sie zur Zeit der Russischen Besitznahme im J. 1760 „von dem damaligen Gouverneur v. Korf aus der Kronkasse inwendig reparirt und verbessert worden, daß sie nunmehr für eine Landkapelle ein besonderes Ansehen hat" *).

Das achtzehnte Jahrhundert war wahrscheinlich dasjenige, in welchem der Nord- und Ostflügel des Schlosses in Trümmer fielen. Zwar giebt es keine bestimmte Nachricht darüber, doch ist so viel gewiß, daß um die Mitte dieses Jahrhunderts sie bereits zerstört waren.

In neuerer Zeit wurde Lochstädt noch einmal von feindlichen Füßen betreten **), nachdem es bereits

*) Der Verfasser ist Pfr. Brokowski und schrieb im Jahre 1773.

**) Hierüber sind mir freundliche Mittheilungen von einem geehrten älteren Freunde in Pillau gemacht, der

aus den Händen der landesherrlichen Verwaltung 1805 ins Privat-Eigenthum übergegangen war. Schon drei Jahre früher waren die Wirthschaftsgebäude nie-dergebrannt. Nachdem sie wiederhergestellt waren, hielt man, und mit ganzem Rechte, diese Domaine für zu wenig einträglich und veräußerte sie als Erb-pachtsgut an den bisherigen Königl. Beamten, der zugleich die Verpflichtung übernahm, das Schloß in baulichem Zustande zu erhalten, eine Aufgabe, die zu lösen er schwerlich im Stande war. Zu Zeiten des Nachfolgers dieses Mannes, im Jahre 1807, als die Franzosen ihr Augenmerk auf das in jedem Kriege, der in dieser Gegend geführt wird, wichtige Pillau, den Schlüssel der Wasserverbindung, richteten und es berennen wollten, nahm der Marschall St. Hilaire mit seinem Generalstabe Besitz vom Schlosse, während seine Truppen in und neben dem nahen Hegewalde bivouaquirten. Der verhängnißvolle Frieden von Tilsit am 9. Juli entfernte die Feinde. Pillau hatte mit Graudenz und Kolberg die damals seltene Ehre, dem Feinde nicht erlegen zu sein. Dennoch blieb es stets ein Zielpunkt der Franzosen. Daher wurde der Eingang zu dieser Hafenstadt und Festung, welcher landeinwärts durch den schmalen Streifen gebildet wird, der sich von Lochstätt südwärts erstreckt, auf Napoleons Veranlassung verschanzt. Noch jetzt sieht man die Ueberreste dieser Werke auf derselben Stelle, auf welcher fast zweihundert Jahre früher Gustav Adolf die seinigen aufgerichtet hatte. Sie wurden 1811 durch den Ingenieur, Kapitain Jagnick mit der größten Anstrengung des Landes und mit bedeutenden Kosten angelegt. Zu ihnen führte von dem Schlosse her eine neue Lehmstraße, die ebenfalls queer durch das Thal

---

eine merkwürdige Fahrt zu dem Französischen Befehlshaber daselbst machte und dadurch bekannt geworden wesentlich zur Erleichterung der Einwohner Pillaus beitrug. Vergl. auch in den Beitr. zur Kunde Preußens Schmidt's vortreffliche Darstellung des Jahres 1812 S. 126 f.

des alten [illegible] gelegt war. Auch ihre Ueberreste treten noch jetzt aus der Sanddecke zuweilen zu Tage. Aber welche ungeheure Anstrengung mußte sie an dieses Stücks und in der armen von Fuhrwerk entblößten Gegend verursachen. Sie gehörte zur zweiten Militairstraße, die Napoleon für seine über Danzig, die Nehrung und Pillau kommenden Heeresabtheilungen bestimmt hatte, als er seinen ungeheuern Zug nach Rußland vorbereitete. Bei dieser Veranlassung bemächtigte er sich auch unter dem Scheinvorwande, daß er in der Convention vom 24. Februar 1812 nicht auf Pillau verzichtet hätte der Festung als nothwendigen Waffenplatzes, wiewohl auch Preußische Besatzung noch darinnen blieb. Im Juli d. J. indessen wurde die Zerstörung der Schanzen bei Lochstätt von Napoleon anbefohlen. Allerdings konnte hinter derselben sich ein bedeutender Heerestheil festsetzen und sich vertheidigen. Der Gewalthaber fürchtete daher, daß sie im Fälle eines unglücklichen Ausganges des Russischen Feldzuges gegen ihn gebraucht werden würden, und so sank die kostbare Arbeit in Trümmern.

Als das Gericht Gottes in den Schneegefilden von Moskwa sein Urtheil gesprochen, der Stolz des übermüthigen Eroberers gebrochen und die traurigen Ueberreste seiner glänzenden Heere das allgemeine Verderben verkündend, der befreundeten Heimath zueilten, war Pillau noch besetzt. Es gehört jedoch nicht in diese Darstellung, ihre Befreiung durch die Vaterlandsliebe und den Muth der Pillauer und der Preußischen Soldaten, so wie die Mitwirkung der Russen zu erzählen. Diese Blätter bewahren schon das Andenken an diese Begebenheit und die ehrenwerthen Männer, welche dabei mitwirkten, in den Jahrgängen von 1833 und 1834. Das nur sei bemerkt, daß am 18. Januar 1813, dem Jubeltage des Preußischen Königthums, die ersten 300 Kosaken als Vortrab Russischer Unterstützung auf den Höhen von Lochstätt erschienen.

So viel von den geschichtlichen Begebenheiten, die sich an Lochstädt knüpfen. Jetzt mögen nun die **Beamten** folgen, welche zu verschiedenen Zeiten hier gewaltet haben. Keine vollständige Reihe war aufzufinden möglich. So viel die reichen Quellen des geheimen Archivs, dessen Benutzung mir geneigtest erlaubt wurde, dargeboten haben, findet sich hier zusammengestellt. Außerdem besitzt die Bibliothek desselben eine Handschrift des verstorbenen Kriegsrath Bolz mit vielen Reihefolgen von Ordensgebietigern und Beamten. Auch die Pfleger von Lochstädt sind darin enthalten. Jedoch haben sich noch einige mehr entdecken lassen. Die von dem Ersten angegebenen mögen durch gesperrte Schrift sich unterscheiden.

## 1. Die Pfleger.

1. **Otto v. Dreylacken** versah 1321 und 27 das Amt desselben und befindet sich als solcher unter den Zeugen bei der Verschreibung des H.M. Werner v. Orseln über die Stadt Kneiphof. Jedoch 1328 am Tage assumtionis Mariae virg. wird

2. **Joannes v. Winningen** als Zeuge unter einer Verschreibung des H.M. über einige Güter im Wargenschen gefunden.

3. 1332 wird Hermann v. Arfenberg als Pfleger und Bernsteinmeister genannt.

4. 1399 am Sonnabende nach Quasimod. wird Albrecht v. Hohenfelde aus dem Amte entlassen. Das Inventarium des Hauses nennt ihn. (Siehe im Geh. Archive Schieblade LVI. Original-Urkunde No. 31.)

5. 1407 erscheint **Cunz Sobeler** als Zeuge bei der Verschreibung des Obermarschalls Ulrich von Jungingen über den Schießgarten im Kneiphofe.

6. 1413 Freitags nach Valentini finden wir Johann v. Ottenbach als Zeuge bei einer Verschreibung des Oberst-Marschalls Küchmeister v. Sternberg über Wogram. (Handvestenbuch der Aemter Rastenburg, Lochstädt u. s. w. S. 599.) Nach ihm

7. muß nun Heinrich v. Plauen, der ehemalige Komthur von Danzig, das Amt verwaltet haben. Er war, wie angedeutet, des entsetzten Hochmeisters Bruder, und verließ das Haus heimlicherweise, als sein Bruder des Komthuramtes in der Engelsburg beraubt wurde, was vor 1422 geschah. Bekanntlich erhielt dieser

8. auch Heinrich v. Plauen genannt, das hiesige Pflegeramt, nachdem er seit 1422 schon sich in Lochstädt aufgehalten hatte. Er fand bei seinem Antritte Sonnabend nach Urbani 1429 das Amt ganz ärmlich, das Haus baufällig, ohne Pferde und Vieh, genoß es indessen nicht lange, da er schon am Schlusse des Jahres starb.

9. Sein Nachfolger war wahrscheinlich schon Herzog Konrad der Jüngere von Oels, welcher vielleicht bis 1440 als thätiger Beamter des Ordens das Amt verwaltete. Er ward ausgesandt, um dem Orden in jenen bedenklichen Zeiten Hilfstruppen zu verschaffen. Von ihm ist ein Brief aus Ritzen am Tage St. Agnes, jedoch ohne Jahr, an den Hochmeister Paul v. Rußdorf gerichtet, vorhanden (G. A. Schiebl. LVI. No. 32.): daß er so bald als möglich ins Land kommen werde; eben so (No. 33.) aus Wolau, Sonntag nach purif., ebenfalls ohne Jahr, worin er dem H.M. meldet, daß der König von Polen sich rüste, jedoch Georg Schellenberg und Kreutzberg dem Orden zu Hilfe kommen würden; endlich noch (No. 30.) vom 30. Aug. 1433, worin er meldet, daß die Bürgermeister der Städte Königsberg noch nicht gegen die Weichsel aufbrechen könnten, auch in der Stadt so wie auf dem Lande viel Krankheit herrsche. Doch habe er aus dem Konvent fünf Herren und etliche Knechte des Marschalls ausgesandt, die früher schon an der Weichsel eintreffen würden.

10. Erwin Huck vom heiligen Berge findet sich 1441 am Tage Jacobi in der vom H.M. Konrad v. Erlichhausen über einige strittige Artikel

der Königsberger Handfeste ausgestellten Urkunde als Zeuge aufgeführt. Aus demselben Jahr ist noch ein Schreiben des Pflegers von Lochstätt vorhanden, welcher sich vom H.M. zwei der ältesten Brüder zweier Konvente zu Schiedsmännern in einer Grenz- und Zinsstreitigkeit mit dem Komthure von Balga erbittet, jedoch ist der Name nicht genannt. (S. Orig.-Urk. im G. A. in der schon angef. Schieblade No. 27.)

11. Helferich v. Ae ist 1443 auf Lochstätt. In seiner Streitsache mit dem Königsberger Bürger Matthias Camstegalbe wegen der Mühle vor Fischhausen erläßt der Bischof Nicolaus einen schiedsrichterlichen Ausspruch am 8. December des genannten Jahres. (Orig.-Urk. in der Schiebl. XXXVI. No. 2.) Wahrscheinlich ist es derselbe, welcher 1444 am Tage Sim. Judä dem H.M. meldet, daß er ihm vorerst nur fünftehalbhundert Rheinische Gulden von den verlangten Geldern zuschicken könne, bald aber mehr ausrichten werde. (Schiebl. LVI. No. 29.)

12. Von 1451 ab finden wir Graf Hans von Gleichen, dessen Thätigkeit im großen Polnischen Kriege vorhin angedeutet ist. 1451 am Tage Matthiä erscheint er als Zeuge zu Balga bei der Verschreibung des H.M. Ludwig v. Erlichhausen über Benekaym im Brandenburgischen; 1452 am Tage nativitatis Jo. Baptistae als Zeuge in einer Verschreibung über Wogram (siehe das angef. Handfestenbuch S. 599); 1455 am Donnerstag nach Urbani zu Königsberg als Zeuge bei der Verschreibung desselben H.M. über die neue Brücke über den Natangischen Pregel durch die Ordenswiesen gegen die Holzbrücke hinter dem Thurm im Kneiphof; in demselben Jahre noch am Tage der h. Dorothea zu Marienburg als Mitunterzeichner der Urkunde über die Verschreibung der Marienburg an die Söldner. Wahrscheinlich ist er es noch, der 1458 von Königsberg am Dienstage nach Himmelfahrt an den Komthur von Elbing, Heinrich Reuß v. Plauen, meldet,

wie viel er zur Bestreitung der Marienburg an Geschoß erhalten habe. Die Einnahme selbst ist noch auf einer besondern Beilage verzeichnet. (Schiebl. LVI. No. 28.)

13. Steffan Streitberger ist nach der Orig.-Urk. in derselben Schieblade No. 31., einem Credenzbriefe des Komthurs von Elbing für seinen Gesandten an den Hochmeister, als Pfleger von Lochstätt genannt.

14. Georg Graf v. Henneberg schreibt 1464 Dienstag vor Michael von Lochstätt an den H. M. wegen der von dem Bischofe verweigerten Geldzahlung und bittet um Verhaltungsbefehle.

15. Wilhelm Geyer befindet sich um Michaelis 1466 mit bei den Friedensunterhandlungen zu Thorn.

16. Erasmus v. Reizenstein verschreibt am Tage prisce virg. 1471 den Krug in Gauthen und am Tage Philippi Jacobi desselben Jahres die Gartengrundstücke daselbst. (Das angef. Handfestenbuch S. 596 u. 597.)

17. Hans v. Koferitz finden wir nach demselben Handfestenbuche am Tage des h. Adalbert in einer Verschreibung von Kamstigall.

18. Oswald v. Schauemburg ist nach einer Verschreibung in der Schieblade XXXVI. No. 3. vom Tage assumtionis Mariae 1490 über den Krug und die Schmiede in Lochstätt Pfleger. Als Zeugen stehen dabei: „Bernhard Talheymer, Bernsteinmeister; Herr Michel Langenau, Karbeßhere; Herr Christoph Röder, Kosentbrüder" u. s. w.

19. Leo v. Waiblingen schließt die Reihe der Pfleger. Jedoch soll von ihm erst unter den Beamten aus der herzoglichen Zeit gehandelt werden.

## 2. Bernsteinmeister bis 1580.

Von diesen haben sich nur folgende wenige Namen auffinden lassen. Zu manchen Zeiten ist ihr Amt wohl auch mit dem der Pfleger vereint gewesen. So scheint

es namentlich in der frühesten Zeit, bevor man eine regelmäßigere Verwaltung des Bernsteingewinnes einrichtete, der Fall gewesen zu sein.

1. Hermann v. Arsenberg ist 1332 oben bereits als Bernsteinmeister erwähnt. Nur aus dem 15ten Jahrhunderte sind noch die Namen aufbehalten, die hier folgen. Sie stehen als Zeugen in den Urkunden angeführt, welche bei den Pflegern in den anzugebenden Jahren vorkommen.

2. Arnold v. Dusenbach 1452; 3. Hans v. Raschau 1471; 4. Eberhard v. Weissenfels 1476; 5. Bernhard Thalheymer 1490. Nach diesem hat 6. Leo v. Waiblingen wahrscheinlich das Amt erhalten, denn es werden um 1513 seine vieljährigen treuen Dienste erwähnt. Er hat dasselbe bis zu diesem Jahre geführt. Ihm folgte 7. Hans Fuchs, dessen Begräbnißtafel noch in der Kirche zu Lochstätt mit folgender Inschrift vorhanden ist: „Anno 1568 den andern tagk aprilis ein viertel nach achten des abends ist der Edle und Ehrenfeste H. Hans Fuchs F. D. zv Preussen Oberster Börnsteinmeister, nachdem er solch Ampt in die 55 Jahr treulich verwalthet zv Lochstädt in Gottseliglich entschlafen, dem der allmächtige Gott eine fröliche Auferstehung verleihe." Nach des Hans Fuchs Tode übernahm 8. Sigismund Fuchs, des vorigen Vetter, 1568 das Bernsteinamt, und führte es noch, als es seinen Sitz 1581 in Germau erhielt. Von beiden, wie von dem Waiblingen, bewahrt das Geh. Archiv noch mancherlei Handschriften.

### 3. Sonstige Inhaber des Hauses seit der Zeit des Markgrafen Albrecht.

Hier müssen wir zuerst auf den schon mehrmals erwähnten Leo v. Waiblingen zurückkommen. Wie gesagt, hatte er schon seit mehren Jahren das Bernsteinmeister- und Pflegeramt in Lochstätt verwaltet. Er scheint sich schon dem Alter genähert zu haben, als

ihm und seinen beiden Brüdern Adrian und [illegible] gemeinschaftlich das Amt Lochstätt zur Benutzung auf Lebenszeit von dem damaligen Hochmeister, nachmaligem Herzoge von Preußen, Albrecht von Brandenburg, übergeben wurde. Schon 1512, als der Hochmeister sich nicht im Lande aufhielt, hatten die Regenten es ihnen vorläufig durch den Ordensherrn Quirin Schlick auf Sonnabend nach h. Kreuzes Erfindung überweisen lassen (Handfestenbuch der Aemter Rastenburg, Lochstädt u. s. w. S. 594), doch ertheilte ihnen der Meister selbst am Sonnabende nach Miser. Dom. 1513 die Verleihungs-Urkunde, die als Original in Schieblade XXXVI., als Abschrift in einem Convolut: „Lochstättsche u. a. Sachen“ vorhanden ist. Diese drei Brüder, sämmtlich Brüder des Deutschen Ordens, erhielten „das Schloß Lochstet, welches fast baufällig, sambt demselbigen Gebiet ihr Lebenlang zu besitzen und es für ihre Firmarey (Versorgung im Alter) zu gebrauchen,“ zur Anerkenntniß ihrer langen treuen Dienste frei ohne Beschwerung, nur mußten sie sich verpflichten, das Haus in baulichen Zustand zu setzen. Von ihnen starb Leo zuerst, doch ist es ungewiß wann. Im Jahre 1535 *) traten die beiden übrig gebliebenen das Amt wieder gegen den Grundzins der beiden Städte Kneiphof und Löbenicht ab, den ihnen der Herzog Sonnabend nach Katharinä (Orig.-Urk. in Schiebl. XXXVI. No. 6.) urkundlich verschrieb. An diesen also, noch in demselben Jahre am 18. December wurde Lochstätt dem Antonius v. Borke, laut der noch vorhandenen Artikel, eingeräumt, es so zu nutzen, wie es die Herren von Lochstätt gehabt haben, außer der Mühle in Germau. Wie lange er dasselbe inne gehabt, läßt sich nicht entscheiden. Er war Hauptmann in Fischhausen und wurde 1575 mit

*) Im Jahre 1525 hatten sie pachtweise es einem v. Schwalbach überlassen, worüber noch der Kontrakt vorhanden.

mit der Stelle des Landhofmeisters bekleidet *), starb jedoch schon am 22. December dess. Jahres (nach dem Epitaphium im Dome zu Königsberg. Vgl. Gebser und Hagen Beschreibung desselben Abth. II. S. 235). Wahrscheinlich behielt er das so wenig einträgliche Amt nicht bis an sein Lebensende, denn vom 16. April 1563 erhielt der Amtschreiber Hans Peizinger für Lochstätt seine Bestallung. Ihm folgte dann ein gewisser Schollchs 1569, und diesem, nach der vorhandenen Instruktion vom 10. März 1581, Georg Moderzizken, der letzte, dessen Name aus jener Zeit aufzufinden war.

Der letzte Königl. Beamte war Amtmann Krüger, der seit 1805 Besitzer wurde, bald darauf starb und seiner Wittwe das Gut überließ, die einen gewissen Röber heirathete. 1811 kaufte es der Polizeidirektor Flach, aus dessen Hand es ein gewisser Kuhr 1822, später Wachsen, übernahm, bis es seit 1830 in den Besitz des Herrn Göring aus Pillau kam, dem es noch gehört.

Mögen nun noch zum Schlusse ein paar Nachrichten folgen, die sich an den Namen unseres Ordenshauses knüpfen.

1. Ursprünglich gehörten nur 3 Hufen Kulmisch zu Lochstätt. Nach einem alten Abrisse des Ackerbaues aus dem 15. Jahrhunderte gehörten damals 11 Hufen 29 Morgen 245 Ruthen dazu. Scharwerkspflichtig waren 1581 Tenkitten, Kalkstein, Ligeinen, Dameran, Pillau, Kamstigall, Wogram, Scheut, letzteres mit sechs Fischern. Von einigen andern Orten, die ehemals dazu gezählt waren, heißt es: „Die andern sind mit Sand betrieben.“ Sie lagen alle ganz in der Nähe des Schlosses. Zur Zeit der Ordensherrschaft

*) Bekanntlich ordnete Albrecht 1525 in Stelle der bisherigen obersten Ordensgebietiger, den Großkomthur, Oberstmarschall, Oberstspittler, Trappier und Treßler vier höchste Aemter an, das des Landhofmeisters, Oberburggrafen, Kanzlers und Obermarschalls, aus welchen der Regierungsrath des Herzogs bestand.

hatten aber auch viele entferntere Orte entweder Scharwerks- oder andere Burgdienste und Zinsleistungen. In dem oft erwähnten Handfestenbuche findet sich ein Verzeichniß derselben und wir lesen dort die Orte: Linkau, Korjeiten, Gudenick, Rodimst, Grebitten, Powayen, Salkenith, Balbenick, Kraxpellen, Bardau, Dorbenick, Manatkeym, Katzkaym, Marscheyden, Kratlauken, Wilkau, Lenkenit, Kripeine, Pokalkstein, Warnicke, Kram. So hatte Warnicken nur Walddienste und half das Schloß mit Holz versorgen; Kram Wiesendienste u. dergl. Schade, daß nirgend die Hufenzahl angegeben ist, sondern nur stets dem Rathmann (Dorfschulzen) zwei Freihufen angerechnet stehen.

2. Man pflegt nicht leicht von Lochstätt zu sprechen, ohne auch den Namen Peter de Sers zu erwähnen. Dieser Mann war vor länger als hundert Jahren Königl. Preußischer General-Major und Kommandant der Festung Pillau; sein Leichnam ruht noch unter dem Gewölbe der Kirche zu Lochstätt. Er hatte unter dem 30. September 1727 sich von der Kriegs- und Domainenkammer zu Königsberg die Genehmigung erbeten, daß einstens nach seinem Tode seine Leiche in einem der Keller Lochstätts beigesetzt werden würde, ohne die Gründe solches sonderbaren Begehrens anzugeben. Der damalige Beamte Kluge ward zur Berichterstattung aufgefordert und zeigte an, „daß Keller und Gewölbe zur Genüge vorhanden, dies (nämlich erbetene Gewölbe unter der Kirche) wüste und ledig sei, auch von andern Kellern und Gewölben ganz abgesondert stehe, ja zu vermuthen sei, da man in selbigem hie und da todte Knochen auch verfaulte Bretter von Särgen sähe, daß es bereits in vorigen Zeiten ein Leichengewölbe der ehemaligen Ordensherrn gewesen."

Während der weiteren Verhandlungen darüber starb de Sers wirklich im December 1727, und die Wittwe, die den Tod dem Könige meldete, erhielt vom Hofe selbst unter dem 13. März 1728 die Erlaubniß

zur Beisetzung der Leiche an dem erbetenen Orte. Da sich dieselbe bis zum Mai verzögerte, so war es nothwendig gewesen, den Leichnam zu seiner Erhaltung einzubalsamiren. Daher ist es gekommen, daß derselbe noch als Mumie vorhanden in seinem dunkeln Gewölbe vorhanden ist. Es wäre ihm endlich eine bessere Ruhestelle zu gönnen. Von Freundeshand wurde dem Verfasser auch die Nachricht, daß bereits im Jahre 1822 Herr General v. Wrangel bei seinem Aufenthalte in Lochstätt behufs des Seebades die vorhandenen Ueberreste in einen eichnen Sarg hätte legen und der Erde übergeben lassen. Allein Herr Pfr. Hoffmann in Tenkitten sagt in einem Antwortbriefe darüber, daß der verfallene, einbalsamirt gewesene Leichnam noch immer in einem schlechten hölzernen Sarge in dem Gewölbe unter der Kirche vorhanden sei.

3. Es hat ehemals in Lochstätt eine Wasserleitung bestanden, von welcher jetzt freilich keine Spur mehr vorhanden ist, die jedoch der Erinnerung wenigstens werth erscheint, da ja unser Land eben nicht sehr großen Ueberfluß an solchen Werken besitzt. Der geneigte Leser nehme daher noch mit einer kurzen Beschreibung vorlieb. Sie wurde im September 1754 zu bauen angefangen und im nächsten Jahre beendet. Ihr Baumeister war Dubendorf, derselbe, der später ein schöneres Werk derselben Art bei der Abtei Oliva baute. Die Leitung war unter der Erde angelegt und hatte den Zweck, das Haus und die Wirthschaft mit Wasser zu versehen, welches mit großer Mühe nur auf die Höhe geschafft werden konnte. Denn so häufig auch bei andern Ordenshäusern tiefe, bewundernswürdig angelegte und ausgeführte Brunnen sich finden, so wenig wissen wir von einem solchen in Lochstätt, suchen auch vergeblich nach einer Spur. Eine Abhilfe war daher ganz nothwendig. Dubendorf ließ unter der Erde Wasserbehälter ausgraben, sie durch Gräben mit einander verbinden, legte sie mit Steinen aus, und nahm, wo es nothwendig war, hölzerne Röhren zu Hilfe.

Dreihundert Fuß vom Brauhause entfernt befand sich das sogenannte Haupt-Reservoir, ein Wasserbehälter von 77 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 7½ Fuß Tiefe. Bis zu ihm war eine hölzerne Röhrenleitung angebracht, das Wasser erhielt er jedoch aus drei Hauptrigolen oder Gräben, die mit fünf vertieften Schlemmkasten versehen waren, um durch Abziehung des Sinkstoffes das Wasser zu reinigen. Diese drei Zuleitungen kamen von verschiedenen Seiten her und betrugen zusammen weit über tausend Fuß. Woher diese ihre Speisung empfingen, ist ungewiß. Dubendorf soll sehr geheimnißvoll bei dem Werke verfahren sein; daher weiß man nicht, ob eine Quelle ihr Wasser hinein ergoß. Man hat dieses mit Recht bezweifelt und das Ganze nur für eine Sammlung des Erde- und Regenwassers angesehen. Die ganze Leitung war mit Erde überdeckt; nur eine Pumpe auf dem Schloßhofe und zwei Stöcke waren äußerlich bemerkbar. Durch jer. ward das Wasser ohne Mühe in die Malzstube und ins Brauhaus gebracht.

Nach Schäfers Mittheilung im Preuß. Archiv von 1792 war damals das Werk noch in gutem Zustande. Wahrscheinlich ist es bei dem Brande der Wirthschaftsgebäude im Jahre 1802 zerstört worden; vielleicht hat es sich auf die Länge auch nicht als dauerhaft erwiesen und man hat es beim Verfall nicht wiederherstellen mögen.

# III.

## Kirchengeschichte der Stadt Konitz.

Von N. G. Benwitz.

(Fortsetzung.)

---

### §. 9.

Jetzt wollen wir zur Beschreibung des evangel. Gottesdienstes übergehen, wie solcher hier im J. 1734, nachdem später, und bis heute, 1837, gehalten wurde und wird.

Gödtke sagt Folgendes darüber: „An Festtagen, wie auch sonntäglich, von Ostern bis Michael, wird von dem großen Thurm der Dreifaltigkeitskirche auf verschiedenen Instrumenten geblasen, und ist hier ein freier, öffentlicher, ungehinderter Gottesdienst. Bei demselben wird die Pommersche Agende beibehalten, auch werden die gewöhnlichen adiophora, als der Exorcismus, bei der Taufe (erst im ersten Fünftheil des 19. Jahrh. abgeschafft) angewandt, die brennenden Lichter bei der Kommunion, Trauungen u. s. w., und die weißen Chorröcke, auf der Kanzel und vor dem Altar, gebraucht [26]). An jedem Sonntage wird dreimal gepredigt, ausgenommen daß von Dom. Quasimod. bis Michael, statt der Vesperpredigt, die öffentliche Katechisation gehalten wird. In jeder Woche sind zweimal Betstunden, nämlich Dienstag und Freitag, am Mittwoch aber ist Wochenpredigt, wenn nicht ein Feiertag in derselben Woche einfällt, und am Sonnabend wird nach der Beichtvesper die Beichte der Leute aus der Stadt, und am Sonntage unter der Hoch-

---

26) Im J. 1676 trugen hier die evangel. Geistlichen Amtsmützen von Plüsch, und 1730 von Sammet, wie ein Buch, Kirchenrechnungen jener Zeit enthaltend, erwähnt. Die noch jetzt, 1837, übliche Ausschmückung der Kirche am Pfingstfeste, mit Kalmus und grünen Sträuchern, war schon 1735, 36 und 72 gebräuchlich.

predigt die der fremden Leute vom Lande gehört. — Außer den drei hohen Festen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, — welche jedesmal drei Tage nach einander gehalten werden, — und den sonst gewöhnlichen Feiertagen, Neujahr, heil. drei Könige, Bekehrung Pauli, Mar. R., Mar. Verk., Christi Himmelfahrt, Joh. des Täuf., Mar. Heimf. und Michael; desgl. allen Aposteltagen, die man hier insgesammt mit einem Frühsermon und Hochpredigt begeht, werden auch noch einige andere Feste mit der Römischkathol. Kirche zugleich gefeiert, als da sind die Tage Alberti, Stanislai, Fronleichnam, Mar. Magdal., Laurentii, Mar. Himmelf., Mar. Geburt, aller Heiligen und Mar. Empf.; alle diese aber nur mit einer Hochpredigt. Außerdem begeht man hier in der Martiniwoche das Gedächtniß Dr. Martin Luthers und der Reformation, welches jährlich in einer ordentlichen Mittwochspredigt zu geschehen pflegt. Die Einsegnung der Kinder geschieht am Palmsonntage auch noch jetzt im J. 1837, wie früher 1734."

„Am 22. April 1742 wurde der erste Bettag, wegen des am 15. April deff. Jahres geschehenen Brandes, gefeiert, und am 30. März 1743 durch Rathsschluß festgesetzt, daß zum Andenken dieses Brandes jährlich ein Bet- und Fasttag gefeiert werden sollte, aber nicht gerade an diesem Tage, sondern stets am Sonntage Jubilate, weil an demselben der Brand erfolgte. In der Predigt wurde dann dieses und auch der früheren Brände, von 1627, 1656, des allgemeinen von 1657, und des von 1733 erwähnt, wie auch der vielfachen Pest- und Kriegszeiten, welche die Stadt so hart mitnahmen." Späterhin, als ein allgemeiner Bettag von der höheren Behörde für ganz Preußen festgesetzt wurde, vereinigte man ihn mit diesem Tage, und trug an demselben die erwähnten Schicksale der Stadt vor. Diese löbliche Gewohnheit wurde auch bis zum J. 1831, — dem Todesjahre des hiesigen Predigers und Superintendenten Orthmann, — bei-

behalten, seitdem aber unterlassen. Hieraus folgt, daß jetzt wenige Einwohner die Geschichte der früheren Drangsale ihrer Vaterstadt kennen lernen, welches, besonders der Brände wegen, nützlich wäre, zur besseren Achthabung auf Feuer und Licht. In andern Städten dagegen werden solche nützliche Einrichtungen nicht abgeschafft, sondern vielmehr angefrischt. Zwar ist mir wohl bekannt, daß die Prediger schon seit längerer Zeit nicht mehr wie früher nöthig haben, der Gemeine Stadt- und Kreisverfügungen weltlichen Inhalts von der Kanzel herab bekannt zu machen, welches aber auch etwas ganz Anderes ist, als eine jährliche Erinnerung an die genannten früheren harten Schicksale der Stadt, welche die höhere Behörde gewiß nicht verweigern, sondern billigen würde.

Im J. 1811 wurden hier die weißen Chorhemden der ev. Prediger abgelegt, und der Talar nebst Baret eingeführt [27]), und die Preußische Agende am ersten Pfingsttage 1825.

Seitdem der zweite ev. Prediger Mützell von hier 1811 abgegangen war, wurde diese Stelle nicht mehr besetzt, sondern nur ein Prediger verwaltet von da an das Amt, und ist seitdem im Gottesdienste, — was die Früh- und Wochenpredigten, Betstunden, Beichtvesper und Nachmittagsandacht an den Sonntagen betrifft, — viel verändert u. vermindert worden. Schon seit 1772 wurde der dritte Feiertag der hohen Feste abgeschafft, wie auch alle andern vorher angeführten Festtage, bis auf Neujahr, Charfreitag, Himmelfahrt und den zur Gedächtnißfeier der Gestorbenen bestimmten Tag, welchen zu feiern aber erst in neuerer Zeit verordnet wurde.

---

27) In Pr. Friedland sind noch jetzt drei Meßgewänder von drei verschiedenen Farben, mit goldenen Tressen eingefaßt, an den drei hohen Festen beim Altardienste gebräuchlich. Sie werden über den Talar angelegt.

„Das jus patronatus der Kirchen (fährt Gödtke im J. 1734 fort) steht bei dem Rathe, welcher die Kirchensachen besorgt, indessen hat die ganze evangel. Bürgerschaft unserer Stadt bei der Predigerwahl ihre Stimme zu geben, jedoch behält der Magistrat allein für sich das jus praesentandi et confirmandi, so daß weder des Capitanei loci, noch des (Poln.) Königes Approbation hier stattfindet, und der frühere hiesige Prediger Glagau wohl ehemals hat schreiben können: „„es stünde das summum jus episcopale hier beim Rath."" Vor demselben ist auch der ev. Prediger forum competens, und müssen sie daselbst in ihren Amtssachen belangt werden; von ihm erhalten sie allein ihre Vokation zum Predigtamte, nach welcher sie verbunden sind, das reine Wort Gottes, laut der heil. Schrift, der ungeänderten Augsp. Konfession, formulae concordiae, und anderer evang. Glaubensbücher zu lehren, nächstdem die heiligen Sakramente, nach Christi Einsetzung, ohne veränderte Zeremonien auszuspenden, wie auch die nützliche Katechisation mit der Jugend zu halten, und die evangel. Schule fleißig zu besuchen und zu visitiren, wozu sie als Schulinspektoren verordnet sind. Das ganze Schulwesen, in Berufung, Beförderung und Abstellung der Schulbedienten, beruht ganz allein auf dem Rath, aus welchem das Schulkollegium besteht. Der ganze Rath, sammt dem ganzen Stadtgericht, keinen Einzigen in beiden Kollegien ausgenommen, sammt den meisten Einwohnern der Stadt und Vorstadt, sind evangel. Christen, wie auch der größeste Theil des Gesindes, und daher geschieht es, daß jährlich die Zahl der Kommunikanten, — Stadt- und Landleute, — bis über 6000 anwächst."

„Von der Bürgerschaft wurden vor wenigen Jahren sieben Bürger, wegen gewisser begangener Verbrechen, katholisch, und vier Bürger wurden mit gebrauchter Gewalt zur Annahme der Römischkathol. Religion gezwungen."

„Im Stadtarchive befinden sich noch die Konfirmationen aller Freiheiten und Privilegien dieser Stadt, und auch die über die freie Ausübung der evangel. Religion, nach dem Augsp. Glaubensbekenntnisse, von August II. vom 10. Juni 1724, und von August III. von 1739. Die von den früheren Polnischen Königen gleichfalls dort vorhandenen, seit der in Konitz 1555 angenommenen Reformation ertheilten Privilegien berühren den Artikel über die freie Ausübung der evang. Religion nicht."

Wie das Einkommen der ersten evang. Prediger hier beschaffen gewesen, ist im 4. §. gemeldet worden; wie es sich aber nach und nach bis zum 18. Jahrh. vermehrt hat, kann ich nicht anzeigen; nur so viel ist gewiß, daß ihnen die Vorstädter jährlich 20 Scheffel Brotkorn am Tage Martini geben mußten, nach dem schriftlichen Befehl des Schlochauischen Burggrafen Bartholom. Dorengowski, Datum Schlochau 1584 am 3. Septbr.; auch waren die Vorstädter verpflichtet, ihnen sowohl als auch den ev. Schullehrern jährlich zur Winterzeit Holz anzufahren. (Vgl. Gödtke's Gesch. der St. Konitz S. 28.) Ferner erhielten sie ihren Antheil von den Zinsen der 26 Legate, welche über 2000 Thaler betragend, von gutgesinnten Bürgern der Stadt, für die Prediger, Lehrer und Spitalarmen von 1627 bis 1756 gestiftet wurden. Auch führen Gödtke's Tagebücher an, daß 1761 durch einen Rathsschluß das Einkommen der ev. Prediger verbessert wurde. Es hatte bis dahin nur in 140 Gulden Pr. bestanden, und in 45 Gulden als Entschädigung des im J. 1747 aufgehobenen persönlichen Umganges, mithin in 185 Gulden im Ganzen. Jetzt wurde es auf 300 Gulden erhöht, dagegen fiel aber das einem jeden Prediger in seiner Vokation bestimmte Holz- und Heugeld von 15 Gulden von da an weg. Seit 1811, dem Abgange des zweiten Predigers, dessen Stelle, wie schon erwähnt, einging, genießt der Prediger an festem Einkommen 300 Thaler Kompetenz,

67 Thaler Legatzinsen und 46 Thaler aus der Kirchenkasse, mithin 423 Thaler baar.

Zur Feier des ev. Gottesdienstes gehören auch noch zwei große Glocken, die auf dem Schlochauischen Thorthurm hängen, und eine kleine, welche sich auf dem kleinen Thurm der Dreifaltigkeitskirche befindet. Die beiden großen sind seit 1835 in Ruhestand versetzt worden, weil man gefunden haben will, daß wenn mit ihnen geläutet würde, der Thurm einstürzen könnte. Hierüber wurde ein Bericht erstattet und angefragt, ob die Glocken im Thurm hängen bleiben könnten, wenn ein neuer, den Thurm seitwärts nicht berührender Glockenstuhl hineingebracht werden möchte, oder ob man einen Glockenstuhl anderweitig aufsetzen solle? Die Entscheidung hierüber wird, wie man versichert, noch immer erwartet. Das zum Glockenstuhl bestimmte Bauholz liegt bereits da, und es wäre nun wohl zu wünschen, daß die Entscheidung darüber endlich — nach zwei Jahren der Anfrage — einginge, damit die evang. Gemeine nicht weiter nöthig hätte, das Geld für das Läuten bei Sterbe- und Begräbnißfällen ihrer geliebten Angehörigen einer Kirche anderer Konfession einzuschicken, und ihrer eigenen Kirche eine beträchtliche Einnahme dadurch zu entziehen, die sie wahrlich nicht entbehren kann.

Vor dem Schlusse dieses §. will ich noch drei die geborenen Konitzer interessirende Nachrichten mittheilen.

Nach dem großen Brande von 1657 (vgl. §. 6.), der die Dreifaltigkeitskirche auch zerstörte, wurde 1672 eine neue Orgel in derselben aufgestellt, aber 1739 eine andere an deren Stelle gebracht, welche mit 30 Registern, 2 Klavieren und Pedal, nebst Tremulant, Pauken- und Cymbelzug versehen, — mit Aufsetzen und Ausstaffirung, — 5421 Gulden Preuß. kostete. Diese ging in dem abermaligen bedeutenden Brande am 15. April 1742 sammt der Kirche verloren. Nach dem Wiederaufbau derselben wurde das alte Positiv aus der heil. Geistspitalkirche im J. 1749 hineingebracht.

Es hatte nur sechs Züge, befand sich 1759 noch dort, und vermuthlich auch noch 1783, in welchem Jahre es der jetzigen Orgel weichen mußte. Die in der heil. Geistkirche 1749 aufgestellte neue Orgel von 9 Zügen, nebst Pedal, Zymbel- und Paukenzug, kostete 973 Thlr. Preuß. Im Brande von 1627 gingen die beiden der ev. Gemeine gehörigen Glocken verloren, welche auf dem Schloch. Thorthurm hängen, und wurden 1629 durch neue ersetzt, von welchen die eine 1727 umgegossen werden mußte; es ist die größeste, sie wiegt 18 Ztr. 80 Pfd. und kostete 2423 Gulden Pr. Die kleine Glocke auf dem kleinen Thurm der Dreifaltigkeitskirche wurde 1755 aufgebracht, sie wiegt 136 Pfd. und kostet 163 Gulden Pr. Die beiden Glocken der Pfarrkirche, 1744 gegossen, übertreffen die unsrigen an Schwere; ihr Gewicht ist 11 und 21 Zentner. Im J. 1630 besaß Konitz schon eine Stadtuhr, und wahrscheinlich wohl noch früher. Die im Brande von 1742 verloren gegangene wurde 1749 durch eine neue, noch jetzt vorhandene, ersetzt, ein Geschenk des Kaufmanns zu Danzig, Joh. Theodor Schnaase, eines geborenen Konitzers. Bis dahin mußte, nach Beschluß des Rathes, der Glöckner die kleine Glocke auf dem Schloch. Thorthurm, mit einem besonders dazu angefertigten Hammer, jede Stunde anschlagen, und zwar im Sommer von 4 Uhr früh bis 10 Uhr Abends, und im Winter von 5 Uhr früh bis 10 Uhr Abends, und erhielt dafür aus der Stadtkasse jährlich 18 Gulden Preuß.

(Fortsetzung folgt.)

---

## IV.

## Bitte an die Herren Forstmänner und Gutsbesitzer.

Von Ernst Meyer.

Man pflegt anzunehmen, die Rinde der Bäume leite den im Holze emporgestiegenen Saft zur Wurzel zurück, und werde durch diesen zurückfließenden Saft ernährt. Zum Beweise dafür beruft man sich auf die Erfahrung, daß die Rinde nach stärkern Verletzungen in der Richtung von oben nach unten zu leicht vernarbt und dabei eine Anschwellung bildet, die oft einen beträchtlichen Theil des entblößten Holzes wieder bedeckt; während in entgegengesetzter Richtung, von unten nach oben zu kein Ersatz, überhaupt kein Wachsthum der Rinde stattfinden soll. Wichtig sind daher für die Physiologie der Bäume die seltenen Fälle, in denen man beobachtete, daß der Stumpf abgehauener Bäume sich vom Rande her allmälig mit Rinde überzog. Sie scheinen äusserst selten zu sein; aber einen vollkommen mit Rinde überwachsenen Stumpf einer, wenn ich mich recht erinnere, etwa dreißigjährigen Tanne habe ich in der Blumenbachschen Sammlung zu Göttingen selbst gesehen; ein zweiter Fall derselben Art soll in einem der frühern Jahrgänge von Hartig's Forst- und Jagdarchiv von und für Preußen beschrieben sein. Von einem dritten Fall hörte ich nie. Eine mikroskopisch-anatomische Untersuchung der auf so ungewöhnliche Art neugebildeten Rinde fehlt, wenn ich nicht irre, gänzlich, und wäre doch höchst wünschenswerth, indem sie uns nicht allein über die Entstehung dieser merkwürdigen Anomalie, sondern über das Wachsthum der Bäume überhaupt aufzuklären verspricht. Daher meine angelegentlichste Bitte an die Herren Forstmänner und Gutsbesitzer unsrer waldreichen Provinz, auf das Vorkommen solcher Baumstämme zu achten, und wenn

sich dergleichen finden, sie zur Aufbewahrung und genauern Untersuchung der Sammlung des meiner Leitung anvertrauten Königl. botanischen Gartens gegen augenblickliche Erstattung aller Kosten überlassen zu wollen.

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient ein anderes, nicht so seltenes, Phänomen. Wenn Einschnitte in einen Baumstamm so tief gemacht werden, daß nicht nur die Rinde ganz durchschnitten, sondern zugleich auch das Holz verletzt wird, so verwächst bekanntlich die Rindenwunde nach und nach, die Holzwunde aber nicht. Sie wird von den folgenden Jahresringen zwar bedeckt, zeigt sich aber wieder, sobald man das Holz spaltet; und wenn eine Jahreszahl eingeschnitten war, pflegt die Menge der seitdem verflossenen Jahre mit der Menge der Holzringe überein zu stimmen, welche die verletzte Stelle überkleiden. Lehrreiche Stücke dieser Art fehlen dem hiesigen botan. Garten noch ganz. Ohne Zweifel werden auch bei uns nicht selten Bäume mit stark überwachsenen, doch noch kenntlichen Inschriften gefällt und verbrannt. Wie viel besser wäre es, dergleichen durch Mittheilung an eine öffentliche Sammlung zu erhalten. Es genügt, eine Scheibe aus dem Baumstamm schneiden und aus ihr einen Keil ausspalten zu lassen, dessen breites Ende die unverletzte Rinde mit der Inschrift enthält, und dessen Schärfe das Mark berührt. Es wäre gut die Scheibe so dick zu nehmen, daß unter und über der Inschrift etwann noch ein Stück gesunder Rinde von einem Zoll übrig bliebe, und das Aufsuchen der innern Verletzung, welches viel Vorsicht erfordert, mir gütigst überlassen zu wollen.

Seltner findet man Nägel, Kugeln oder andere feste Körper tief im Holze, und vermuthlich nur deshalb seltner, weil die Wunde der Rinde, durch welche dergleichen Körper eindrangen, früh unkenntlich wird, und folglich das Wiederfinden solcher Körper bloß vom Zufall abhängt. Doch auf den Zufall muß ein-

Sammler stets rechnen, und noch mehr auf die Güte derer, die der Zufall zunächst begünstigt; und wie richtig die Rechnung sei, dafür bietet unter andern öffentlichen Anstalten auch der hiesige botan. Garten die schönsten Beläge dar. Möchten doch diese wenigen Worte recht bald Anlaß geben, jene Behauptung aufs neue zu bestätigen, und mir die angenehme Pflicht aufzulegen, den gütigen Gebern den wärmsten Dank zu zollen.

---

## V.

## Vorläufiger Bericht über Berendt's Werk: die im Bernstein vorkommenden organischen Ueberreste der Urwelt.

Von Dr. C. Th. v. Siebold in Danzig.

Als Einleitung zu diesem Berichte schicke ich die folgenden Worte des berühmten Mineralogen Gustav Rose voraus *).

„Die Mineraliensammlung der Universität (Königsberg) enthält eine besondere Sammlung von Bernsteinstücken mit eingeschlossenen Insekten, die sich, wie noch ein Theil der übrigen Mineraliensammlung selbst, von dem verstorbenen Medizinalrath Hagen herschreibt. Diese Sammlung wird, so viel ich nach einem flüchtigen Ueberblick beurtheilen kann, ziemlich von gleicher Größe sein mit der, welche sich in der Königl. Sammlung in Berlin befindet; aber sie, wie

---

*) Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Caspischen Meere, auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Rußland im Jahre 1829 ausgeführt von A. v. Humboldt, G. Ehrenberg und G. Rose. Mineralogisch-geognostischer Theil und historischer Bericht der Reise von G. Rose. Berlin 1838, pag. 3.

auch die Berliner, stehen an Schönheit und Vollständigkeit derjenigen sehr nach, welche der Dr. Berendt in Danzig, der auch als Schriftsteller darüber bekannt ist, besitzt. Sammlungen der Art haben gewiß einen großen wissenschaftlichen Werth, da die Einschlüsse in dem Bernstein die einzigen Ueberreste von Insekten einer der jetzigen vorhergegangenen Schöpfung enthalten. Es wäre daher gewiß sehr wünschenswerth, wenn diese geognostisch merkwürdigen Formen einer gründlichen Untersuchung unterworfen würden, und eben so wünschenswerth wäre es, wenn diese Untersuchung, die ein Produkt der Preußischen Küste betrifft, auch von Preußen ausginge; was leicht nicht der Fall sein könnte, da eben so wie in Preußen sich auch werthvolle Sammlungen im Auslande, namentlich in England befinden. Eine Vereinigung des gesammten in Preußen an mehren Orten zerstreuten Materials wäre dazu gewiß der zuerst nöthige Schritt; denn gute der Bestimmung fähige Exemplare unter diesen Einschlüssen gehören zu den großen Seltenheiten und sind nur unter einer großen Anzahl von Stücken zu finden."

Mit der größten Freude kann ich jetzt die Nachricht mittheilen, daß endlich in diesem Jahre die Herausgabe des vom Dr. Berendt hierselbst versprochenen Werkes über die im Bernstein vorkommenden organischen Ueberreste der Urwelt zu Stande kommt. Es wird hiemit eine Lücke in den Naturwissenschaften ausgefüllt werden, deren Leere sowohl von Geognosten, als von Botanikern, Zoologen und besonders Entomologen lange schon gefühlt wurde; je willkommener einem jeden die Hoffnung auf ein größeres Werk dieser Art, zu welcher Dr. Berendt in seiner 1830 herausgegebenen Schrift (die Insekten in Bernstein) Veranlassung gab, erscheinen mußte, um desto ungeduldiger waren seitdem alle Blicke nach unserer Bernsteinküste gerichtet, der günstigen Welle harrend, welche endlich das Verheißene ans Licht werfen würde. Wenn die Geduld der Harrenden dabei auf die Probe gestellt

worden ist, so hat das wohl darin seinen Grund, daß, so wie die werthvollsten Stücke des Bernstein-Sortiments nicht als Spiel der Wellen auf den Strand geworfen werden, sondern bekanntlich immer nur mit Mühe, Zeitverlust und größeren Kosten ausgegraben werden müssen, eben so ein Werk über die organischen Einschlüsse des Bernsteins, welches den Anforderungen der jetzigen Zeit genügen sollte, nur durch mühsame Arbeit, großen Zeitaufwand und bedeutende Geldopfer zu Tage gefördert werden konnte. Nachdem Herr Dr. Berendt eingesehen, daß das von ihm unternommene Werk die Kräfte eines Einzelnen überstieg, so verfiel derselbe auf den glücklichen Gedanken, die Arbeit zu theilen, und sich des Beistands der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Entomologen zu versichern. Es war erfreulich zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit die deutschen Gelehrten diesem Unternehmen ihre Theilnahme anboten; Dr. Behrendt konnte auf diese Weise die Bearbeitung der verschiedenen Kerfordnungen so vertheilen, daß die einzelnen Zweige der Bernstein-Fauna immer in die Hände solcher Gelehrten gegeben wurden, unter deren Pflege die mit jenen verwandten Zweige unserer heutigen Insekten-Fauna bereits die schönsten Blüthen und Früchte getragen haben. Dr. Berendt hat neben seiner überaus reichen Sammlung noch mehre andere Sammlungen benutzen können, namentlich haben ihm die Sammlung der Königlichen Universität zu Königsberg, die der physikal.-ökonom. Gesellschaft dortselbst und die ehemals Sendel'sche Sammlung *), jetzt Eigenthum des Kön. Mineralien-Ka-

*) Es ist dies dieselbe Sammlung, aus welcher das zu seiner Zeit wichtige Sendel'sche Werk hervorging: historia succinorum corpora aliena involventium et naturae opere pictorum et caelatorum ex regiis Augustorum cimeliis Dresdae conditis aeri insculptorum conscripta a Nathanaele Sendelio D. medico regio et physico elbingensi ordinario. Lipsiae 1742. Fol.

Kabinets zu Dresden, zur liberalsten Benutzung zu Gebote gestanden, auch aus der Sammlung des Hrn. Stadtrath Ayke hat derselbe einiges zur Ansicht erhalten; freilich hat sich in allen diesen Sammlungen nur wenig vorgefunden, was die Berendt'sche Sammlung nicht besessen hatte. Was nun den Werth der Arbeiten ganz besonders heben wird, ist der Umstand, daß Berendt die kostspielige Sorge trug, den in Deutschland zerstreut wohnenden Mitarbeitern die Originalstücke in die Hände zu liefern, woraus bei den Untersuchungen und dem Bestimmen der einzelnen Insekten die größten Vortheile erwachsen mußten, welche weder durch Uebersendung der genausten Beschreibung noch durch Mittheilung der treusten Abbildungen dieser Gegenstände hätte gewonnen werden können. Es verdient hier wieder als lobenswerth anerkannt zu werden, daß Berendt, was mancher nicht über sich vermogt hätte, seine Schätze so weit und so lange aus den Händen lassen konnte, aber Berendt sammelte auch nicht, um ein Raritätenkabinet zu besitzen, sondern um eines wissenschaftlichen Zweckes willen, zu dessen Erreichung derselbe kein Opfer scheute. Was helfen solche Sammlungen, welche der Besitzer in Kästen auf immer verschlossen hält? Ist es am Ende nicht einerlei, ob ein Bernsteininsekt, welches für die Eigenthümlichkeit einer untergegangenen Insekten-Fauna ein ganz besonderes Zeugniß ablegen könnte, noch im tiefsten Grunde der Ostsee verborgen liegt oder in dem Kasten einer unzugänglichen Sammlung abgesperrt ist?

Aus den Resultaten, welche die angestellten Untersuchungen der Bernstein-Fauna bis jetzt ergeben haben, theilte mir Dr. Berendt folgendes mit. Es finden sich unter den im Bernstein eingeschlossenen Kerfen verhältnißmäßig wenige ganz neue Gattungen vor, dagegen sind alle bis jetzt aufgefundenen Arten neu und unbekannt, nur eine einzige weiter unten anzuführende Art mögte vielleicht auch der heutigen Fauna

noch angehören. Es verdient als besonders merkwürdig hervorgehoben zu werden, daß von mehren Gattungen die noch jetzt existirenden Arten nicht Europa, sondern Brasilien und Neu-Holland zum Vaterlande besitzen. Herr Dr. Berendt wird sein Werk in sechs Heften (Fol.) mit vielen Steindrucktafeln erscheinen lassen, von denen die drei ersten Hefte in diesem Jahre ans Licht treten sollen. Das erste Heft wird die vegetabilischen Ueberreste im Bernstein, von Dr. Berendt bearbeitet, enthalten, während die fünf folgenden Hefte für die Bernstein-Kerfen bestimmt sein sollen. Um einen kurzen Ueberblick des Reichthums zu geben, welchen diese letzten Hefte enthalten werden, will ich hier die Bernstein-Fauna, wie sie in der Berendt'schen Sammlung vorliegt, systematisch kurz aufführen, in ähnlicher Reihefolge wird sie der Besitzer derselben in seinem Werke herausgeben.

Das zweite Heft nämlich wird die Crustaceen, Arachniden und diejenigen Kerfe enthalten, welche man in die Ordnung der Apteren gewöhnlich unterzubringen sucht. Die Bearbeitung dieses Heftes hat Herr Forstrath Koch zu Regensburg übernommen. Nach seinen Untersuchungen finden sich im Bernstein aus der Ordnung der Isopoden einige Onisciden und aus der Ordnung der Apteren verschiedene Scolopendriden, Juliden, Poduriden und Lepismiden. Sehr interessant ist die Entdeckung eines Lepisma im Bernstein, welches Koch als Lepisma saccharina bestimmt hat, es wäre dies das einzige Insekt, welches diese untergegangene Schöpfung mit der jetzigen theilte, was um so mehr überrascht, da der auch bei uns einheimische Zuckergast aus Amerika eingewandert sein soll. Indessen zweifelt selbst Koch noch an der vollständigen Identität beider Lepismen, da die Artkaraktere bei dieser Gattung überhaupt äußerst schwer herauszufinden sind. An Menge und Mannigfaltigkeit der Formen ragt die Klasse der Bernstein-Arachniden ganz besonders hervor. Die meisten aufgefundenen Arachniden mit einigen ganz

neuen Gattungen gehören in die Ordnung der Lungen-arachniden, unter denen eine höchst merkwürdige Form allgemeine Bewunderung erregen wird; Koch sah sich genöthigt, aus ihr die einzige Art einer neuen Gattung unter dem Namen Archaea paradoxa zu bilden und sie sogar als eine ganz isolirte Familie (Archaeidae) aufzustellen. Aus der Ordnung der Trancheenarachniden wurden Pseudoscorpii (ein Chelifer, ein Obisium), Opilioniden und Acariden entdeckt.

Das dritte Heft wird den Hemipteren und Orthopteren, vom Herrn Professor Germar in Halle bearbeitet, gewidmet sein. Aus den Untersuchungen dieser beiden Insektenordnungen, so weit sie bis jetzt angestellt wurden, haben sich ebenfalls viele interessante Resultate ergeben. Aus der Ordnung der Hemipteren wurden von Germar Aphididen, Cicadiden, Cercopiden, Hydrometriden (mit einer Gerris) und Phytocoriden (mit verschiedenen Phytocoris-Arten) im Bernstein erkannt, auch wurden folgende den drei zuerst erwähnten Familien angehörige Gattungen aufgefunden, nämlich Aphis, Lachnus, Typhlocyba, Bythoscopus, Jassus, Tettigonia, Aphrophora, Cercopis, Cixius, Pseudophana und Pöocera, von allen diesen Gattungen ist Pöocera die einzige, deren noch jetzt lebende Arten nicht in Europa sondern nur allein in Brasilien zu Hause sind. Diesem dritten Hefte werden vielleicht noch die Lepidopteren beigefügt werden können.

Im vierten Hefte werden die Neuropteren und Hymenopteren beschrieben werden, während das fünfte und sechste Heft die Dipteren und Coleopteren aufnehmen sollen.

Daß die letzten Hefte den ersten an Reichhaltigkeit des Stoffes nicht nachstehen werden, kann man aus der Uebersicht einsehen, welche Burmeister von den im Bernstein eingeschlossenen Kerfe giebt *). Wenn

*) Burmeister: Handbuch der Entomologie B. 1. 12. Kapitel. Kerfe der Urwelt. pag. 635.

derselbe aussagt*), daß sich im Bernstein nur Glieder solcher Kerf-Familien vorfinden, die in Wäldern und an Bäumen angetroffen werden, so wird noch hinzugefügt werden müssen, daß der Bernstein auch solche Kerfe aufweist, deren jetzt lebende verwandte Arten meistens auf der Erde, unter Moos, Steinen und selbst unter der Erde ihr Leben hinbringen. Das Bedenken, wie diese Kerfe in den Bernstein haben gerathen können, wird sich jetzt leicht heben lassen, seitdem man nicht mehr genöthigt ist, anzunehmen, der Bernstein sei bloß aus Baumstämmen hervorgeflossen, und Herr Stadtrath Aycke hierselbst es höchst wahrscheinlich gemacht hat**), daß der Bernstein auch aus Wurzelfasern hervorgequollen ist. Noch neulich habe ich Gelegenheit gehabt, die in der schönen Bernsteinsammlung des Hrn. Aycke aufbewahrten von Bernstein umflossenen Wurzelfasern bewundern zu können, und unwillkürlich mußte ich beim Anblicke solcher Belagstücke Aycke's Worten beistimmen***): „wenigstens scheinen mir von der überirdischen vegetabilen Entstehungsart des Bernsteins, zwar vielfältigere, aber kaum triftigere Andeutungen, als von dieser unterirdischen, in den Archiven der Natur, sich darzubieten."

Dies möge genügen, um auf ein vaterländisches wissenschaftliches Unternehmen aufmerksam zu machen, welches gewiß die verdiente Anerkennung finden wird. Hat sich Preußen seit den ältesten Zeiten durch den bloßen Besitz seiner Bernsteinstüke einen klassischen Ruf erwerben können, so wird ihm jetzt auch der Ruhm bleiben müssen, den Bernstein, dieses schöne Geschenk der Natur, nicht bloß zu einem merkantilischen Zwecke verbraucht, sondern auch zu dem höheren Zwecke benutzt zu haben, einen tiefen Blick in die Geheimnisse der Urwelt zu thun. — Danzig, den 12. Januar 1838.

---

*) Ebenda pag. 634.

**) Siehe dessen interessante Schrift: Fragmente zur Naturgeschichte des Bernsteins.

***) Ebenda pag. 29.

## VI.

## Der Prachtgarten im Kleinen.

(Geschrieben im November 1837 von J. H.)

---

Dahin ist die Pracht und Herrlichkeit des Jahres; verhüllt ist der Himmel; trübe Nebel decken weit umher Auen und Höhen. Verhallt ist jeder Ton des Lebens; nur ein eisiger Wind durchsaust die dürren Kronen der Bäume und rauscht in dem entfallenen Schmucke derselben. Mit inniger Wehmuth und ahnungsvoller Trauer schaut der Freund der belebten Natur auf diese Bilder der Auflösung und des Todes. Aber es belebt sich sein Blick, er vergißt die trübe Gegenwart, wenn vor seinem innern Auge lieblichere Bilder aus der Vergangenheit auftauchen. Wer wollte es ihm verargen, wenn er, erheitert durch diese Erinnerungen, es unternimmt, sie durch Worte festzuhalten, und mit dem Wunsche, auch andern einen trüben Augenblick zu erheitern und zur Anschauung derselben einzuladen, diese Beschreibung unserm vaterländischen Archive übergiebt.

Die Erinnerung, welche aus dem verflossenen Sommer am lebhaftesten mir vor die Seele tritt, ist der Garten des Herrn Präsidenten **Bertram** zu Insterburg, den ich im Anfange des Juli d. J. zu sehen das Glück hatte. Zwar ist er klein an äußerer Ausdehnung, aber reich an innerm Gehalte und schön, wie keiner von den vielen, die ich schon sahe. Seine anmuthige Lage, mehr aber seine kunstgerechte Anlage, die größte Ordnung und Sauberkeit, die in demselben herrschen, und der Reichthum und die Vollkommenheit aller darin enthaltenen Gewächse müssen ihn für jeden Freund des Schönen, besonders aber für jeden Gartenfreund höchst anziehend machen. Freilich wird der verwöhnte Geschmack, der nur am Fremden und Weithergeholten Wohlgefallen findet, der also nur dann einen Garten schön und prächtig findet, wenn Gewächse

aus fernen Welttheilen in Scherben ein kümmerliches Dasein fristen: dieser wird allerdings manches vermissen, was der geläuterte Geschmack des Hochgebildeten mit Absicht wegließ. Wer aber ein Feind aller Künstelei und Halbheit, dagegen Freund der Natürlichkeit und der wahren Kunst ist, der findet hier volle Befriedigung und wahren Genuß. Besonders aber muß er es dem Gründer dieser Anlage Dank wissen, daß dieser bei dem Entwurfe es sich zum Grundsatz gemacht zu haben scheint: ohne künstliches Bauwerk, ohne exotische Gewächse das Muster eines Schloßgartens aufzustellen. Man macht keinen Schritt ohne anziehende Unterhaltung, angenehme Ueberraschung, freudiges Erstaunen und kräftige Erhebung. Alles grünt hier, und blüht, und duftet, und hebt sich in freudiger Kraft, und scheint sich mit innigem Behagen seines Daseins zu freun und den Beschauer zum Vollgenuß des Lebens aufzufordern. Und ist dieses nicht der Zweck eines Gartens? Was die Natur durch Einfachheit, Erhabenheit und Unendlichkeit bewirkt, das soll der Garten durch Reichthum, Zierlichkeit und Gemüthlichkeit erreichen.

Wie soll ich aber durch todte Worte diese freundlichen Bilder, die ich in diesem Garten empfing, in die Seele des theilnehmenden Lesers führen? Wie diese Frische und diese Fülle, diesen Duft und diese Farben, diese Mannigfaltigkeit und diese Einheit darstellen, daß sie auf den Leser eben so wohlthätig wirken, wie auf den Beobachter selbst? — Einfach und schmucklos nur will ich beschreiben, was ich sah, und was ich fühlte, und jeden Freund der schönen Gartenkunst dadurch veranlassen, sich die Erlaubniß zu erbitten: selbst zu schauen diesen Prachtgarten im Kleinen.

Aus dem Geräusch der Straße und dem geschäftigen Treiben des Gerichtshofes treten wir ein in sein herrliches Grün. Gleich neben dem Eingange empfängt den Eintretenden, als vorläufiger Ruheplatz, eine schattige Veranda von Hedera quinquefolia und Aristo-

wohin Sipho über leichtem Gitterwerk gebildet. Gerade über derselben umrankt Rubus fruticosus fl. pleno mit seinen reichen Blüthenbüscheln das Fenster der Gärtnerwohnung. Einige Schritte weiter begrüßt uns ein mächtiger Rosenbaum, zehn Fuß bis zur Krone. Von seinem hohen Haupte nicken uns herrliche Rosen in drei Farben freundliches Willkommen entgegen und erfüllen mit balsamischen Duft den großen Raum des Blumenparterres. Unwillkürlich bleiben wir stehn vor diesem erhabenen und doch so lieblichen Pförtner, und bewundern seinen kerzengeraden mehre Zoll starken Stamm, seine kräftige Blätterkrone, mehre Fuß im Durchmesser, seine unzähligen Blüthen, von denen vorzüglich die Vilmorin-Rosen (R. carnea major) durch Größe und zarte Röthe sich auszeichnen. Seinen Fuß umgiebt ein Rund, das mit gefüllten Levkojen in den mannigfaltigsten Farben und von seltener Größe erfüllt ist, und mit seinen Rosenlocken scheint der West mit inniger Lust zu tändeln. Schwer entreißt sich das Auge seines fesselnden Anblicks, und wird durch seinen Zauber noch oft zur Höhe gezogen, wenn mächtige Farbenmassen und zierliche Gestalten es gewaltsam hinabziehen zu den beiden Blumengruppen. Die vordere kleinere bildet eine Sonnenblume nach. Die Mitte derselben nimmt ein mächtiger Korb voll immerblühenden Rosen ein. Er ist wohl zwölf Fuß im Durchmesser und erhebt sich zwei Fuß mit seiner zierlichen, weißen Umfassung über das kräftige Grün und die lebhaften Farbenmassen, die ihn umgeben. Von dünnen Eisenstäben aufs dauerhafteste zusammengefügt, ergötzt er das Auge schon durch seine einfachen wohlgefälligen Windungen, mehr noch durch seinen köstlichen Inhalt. Denn aus seiner geräumigen Rundung schwellen immergrünende und immerblühende Rosenbüsche, die lieblichsten und seltensten Sorten, in hellen und dunkeln Farben empor: die blasrothe Noisettenrose, mit ihren hundertblüthigen Dolden, die zierliche Guirlandenrose und dazwischen der dunkle Eremit. Von dieser Mitte

breiten sich zwölf eirunde Beete, wie die Strahlenblättchen der Sonnenblume aus, jedes zierlich in niedrigem Buchsbaum gefaßt, jedes nur mit einer niedrigen Sommerblume erfüllt. Leider vergaß ich, mir die Sorten zu bemerken, die in dichter Blumenfülle, oder in kräftigem frischen Grün einen überaus lieblichen Anblick gewährten. So viel ich mich erinnere waren zwei mit der großblumigen Sinnviole (viola tricolor grandiflora) geschmückt, zwei mit Glockenblümchen (campanula prevulum und carpatica) eines mit der zierlichen Silene picta, eines mit der niedlichen Meerstrandslevkoje (Malkolmia maritima) mit Kaulfuszia amelloides und Lobelia erinoides. Diese anspruchlosen niedlichen Blümchen, in roth und blau, und weiß und gelb machen durch ihre Masse und Dauer und Zierlichkeit einen äußerst wohlthätigen und überraschenden Eindruck, daß ich mich daran nicht satt sehen konnte. Sie schienen mir einer Gruppe kleiner niedlicher Kinder zu gleichen, die im lieblichen Ringeltanze um die freundliche Mutter sich drehen. Sie spielen und scherzen, sie tändeln und lächeln in Unschuld und Freude, und entzücken das Herz auch des kältesten Geschäftsmannes. Damit nun diese schäkernden Kinder der Flora nicht aus ihrem Bereiche entlaufen, umschlingt sie ein breites Rasenband, welches sich an ihre zierlichen Formen anschmiegt und dem Ganzen eine wohlgefällige Abrundung verleiht. So einfach und natürlich diese Blumengruppe erscheint, so schwierig ist es doch sie auszuführen: Zwölf Sommerblümchen nämlich aufzufinden, die alle kaum zehn Zoll hoch, mannigfaltig und abstechend in Farben und Gestalten, durch lange Blüthendauer und selbst Gleichzeitigkeit derselben sich empfehlen. Man versuche es nur und wird dann erst der wohlgelungenen Ausführung die sich hier jährlich zeigen soll, seine Bewunderung nicht versagen. Vor allen Blümchen gefiel mir ganz besonders Viola tricolor grandifl., das ich noch nie in dieser Größe und Mannigfaltigkeit der Farben und

Zeichnung gesehn hätte. Schon seit einigen Jahren war es bei der Blumenausstellung des Berliner Gartenvereins rühmlichst hervorgehoben; hier lernte ich es in seiner ganzen Preiswürdigkeit kennen. Diese Größe — es war fast zwei Zoll im Durchmesser — dieser Seidenglanz, dieser Farbenreichthum vom tiefsten Sammetschwarz bis zum blendendsten Goldgelb und reinsten Himmelsblau durch alle Schattirungen und Zusammenstellungen und Zeichnungen von braun und gelb, und blau und weiß und schwarz, und endlich diese Ewigkeit fast der Blüthe macht sie gewiß zum bleibenden Lieblinge jedes Blumenfreundes.

Aber noch haben wir uns nicht satt geschaut an dieser einfachen Gruppe bescheidener Sommerblümchen; so reißt uns der Glanz und die Pracht der größern unwiderstehlich zu sich hin. Drei mächtige, sich umfassende Kreise umschließen hier allen Reichthum und Fülle und Lieblichkeit unsrer schon so reichen Gartenflora und bieten alles dar, was nur Anziehendes in diesem großen, jährlich sich erweiternden Gebiete sich zeigt.

Wer zählte die Arten, nennt die Namen,
Die fernher hier zusammenkamen;
Von Göthes Stadt, vom Nordseestrand,
Von Braunschweig und vom Niederland;
Von Engelands entlegner Küste,
Von allen Gärten kamen sie
Und blühn hier, ohne Schaugerüste,
In wohlgefäll'ger Symmetrie.

Hier auf diesem Blumenstücke bietet jede Jahreszeit ihren schönsten Schmuck dar. Der Frühling läßt hier den ganzen Reichthum der Niederlande in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Zwiebelgewächse erscheinen: die Crocus und Narzissen und Hyazinthen und Tulipanen, die Amaryllis und Frittillarien und Martagon. Jetzt grünten und blühten im bunten harmonischen Gemisch die Staudengewächse mit duftenden und zierlichen Sommerblumen gemischt, die Lilien und Lychnis die Iriden und Kampanulen die Ranunculaceen und

Papaveren die Paeonien und Phlox die Labiaten und Personaten, jedes in seiner Vollkommenheit und Schönheit. An den Eingängen erhoben sich Rosenbäume, auf denen die mannigfaltigsten und schönsten Sorten dieser Königin aller Blumen veredelt waren. Hier winkte die weiße, dort die rothe Moosrose, hier lächelte R. unica alba dort R. holosericea obscura; hier blickt verschämt das zarte Mädchenerröthen (R. carnea minor) aus dem dunkeln Laube, dort strahlte die feurige Glanzrose (R. bicolor und fulgens); hier entfaltete sich das Damenröschen (R. centifolia minor oder dijonensis) dort die belgische Büschelrose (R. belgica multifl.). In den mittlern Kreisen sproßten schon kräftig und frisch die Georginen empor, um mit ihren Prachtblumen den Herbst zu schmücken. Eine ganz neue Erscheinung zog hier meine Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke von der einzig schönen Blumengruppe ab. — Ein Pfau schritt stolz daher und, gleichsam eifersüchtig auf die Farbenpracht der Blumenwelt, entfaltete er die seinige. Der Gebieter gestattete ihm und seiner Familie den freien Zutritt und sie verdienten diese Begünstigung durch die Bescheidenheit, mit welcher sie sich an einem Paar Erdbeeren begnügten, ohne sonst erheblichen Schaden zu thun. Lächelnd blickte ich ihm nach und überschaute dann noch einmal das Blumenfeld. Obgleich alle Kreise mit Gewächsen überdeckt waren, so war doch nirgends Ueberladung, nirgends wirres Durcheinanderwachsen, nirgends wurde eine Schönheit durch eine andere neidisch verdeckt. Jedes Blümchen, jedes Pflänzchen hatte ihren nöthigen Raum und die Stelle, wo es am besten in die Augen fiel; die größte Mannigfaltigkeit war mit wundervoller Harmonie vereinigt. Bemerkenswerth fand ich noch die Einfassungen der Kreise; auch hier herrschte Abwechselung, Zierlichkeit, lange Blüthendauer und Seltenheit. Einen Theil bildete die große gefüllte Federnelke (D. plumarius fl. pleno engl. Pink) einen andern viola tricolor flor. atro;

wieder einen Rosa semperflorens Laurentii, mit ihren allerliebsten kleinen dunkelrothen Blüthen. Einen der innern Kreise umfaßte Oxalis tetraphylla, das in vieler Hinsicht empfehlungswerth ist. Nicht allein, daß seine dichte Blättermasse und seine vom frühen Sommer bis zum späten Frost stets sich erneuernden Blüthen dem Beete ein überaus frisches Ansehn verleihen, sondern auch die Wurzeln liefern ein sehr wohlschmeckendes feines Gemüse, das die märkischen Rübchen wohl noch übertrifft. Schon vor mehreren Jahren lernte ich dies nette, nützliche Pflänzchen bei Herrn Präsidenten kennen und habe es jährlich immer lieber gewonnen. Wohl könnte zu diesen Einfassungen auch noch Hepatica triloba flore pleno rubro hinzugezählt werden, welches früh im Frühling, sobald der Schnee verschwunden ist, mit seinen unzähligen Blüthchen prangt und den Sommer hindurch mit seinem dichten Blätterschmucke kräftig die Gränze bezeichnet ohne je darüber hinaus zu wuchern. — Bei diesem Blumenstücke habe ich am meisten die Einsicht, die Emsigkeit und die Ordnungsliebe des die Befehle seines hohen Herrn ausführenden Gärtners bewundert. Er war es, der mich herumführte, mir seine Versuche erzählte und seine Schätze enthüllte. Er ist ein geborner Pole von nicht gemeiner Bildung, der besonders schöne botanische Kenntnisse besitzt, vorzüglich aber einen Eifer und eine Liebe fürs Gartenwesen, wie sie allen Gärtnern zu wünschen ist.

Von der Menge und der Reichhaltigkeit der Anschauungen und Eindrücke in diesem kaum 60 Schritt haltenden Raum fast ermüdet, sehen wir uns nach einem Ruheplätzchen um, um von da aus den wohlthätigen Eindruck des Ganzen zu empfangen. Auch dafür hat der Umsichtige gesorgt. Ein behaglicher Ruhesitz an einem Gebäude, das nach Mittag hin den Garten begränzt, geziert mit einer buntfarbigen Draperie in Form eines Königsmantels, ladet uns freundlich ein. Hat man vorher in der Anschauung des

Einzelnen sich vertieft, so erhebt man sich von hier aus durch den Ueberblick des ganzen schönen Blumenfeldes. Zur Seite der entzückende Rosenbaum, dicht vor uns der wundernetteste Rosenkorb mit den lieblichen Sommerblümchen, weiterhin der reiche Blumenteppich mit seinen glänzenden Farben und ringsum das herrlichste frischeste Grün und die Blüthen der mannigfaltigsten Ziersträucher. Ja hier mag wohl oft der hohe Pfleger der Gerechtigkeit ausruhn von dem gehässigen Streit der Leidenschaften, den zu schlichten sein hoher Beruf ist; hier in der Kühle des Abends mögen die Zephyre dann seine heiße Stirn kühlen und der Rosenduft und das freundliche Blinken der Blumensterne hier unten ihn entrücken der Welt voll Qual, die der Mensch nur sich schafft durch eigne Schuld! — Zum Schutze gegen die Mittagsschwüle kann die Drapperie zu einem Zelte ausgezogen werden, das sich vorn an drei Säulen stützt, an welchen sich Blumenpyramiden von zierlichen Topfgewächsen erheben. Dies sind die einzigen exotischen Gewächse des Gartens, und auch diese sind so [illegible] gewählt, daß sie entweder sehr leicht in irgend einem Kabinette überwintert, oder jährlich aus dem Saamen angezogen werden können. Ich muß es auch hier bedauern, daß ich mir die Namen nicht angemerkt habe; so viel weiß ich aber, daß sie sich ganz besonders durch Feinheit und Zierlichkeit auszeichneten. Rechts und links von diesem Sitze neben dem Gebäude erhebt sich ein fast zwei Fuß hohes Beet, in welchem 3 bis 400 Aurikelpflanzen gereiht stehen. Welch' einen entzückenden Anblick muß der Frühling diesem Beete verleihn, wenn er sein ganzes Füllhorn mit verschwenderischer Huld hier ausgeschüttet hat, und hunderte von Blüthenaugen uns entgegen leuchten! — Doch es ist Zeit, daß wir diesen zauberischen Ruhesitz verlassen, um uns noch in den andern Theilen dieses Prachtgartens umzuschauen. An dem Saum der Strauchgruppen, die die Blumenstücke umschließen, bemerken wir im Vorbeigehn eine Auswahl der schönsten Rosensorten in niedrigen Büschen,

jede mit ihrem Namen bezeichnet. Nun treten wir neben einer mehr als hundertjährigen Linde, die fast schon erliegt unter der Fülle der Jahre, in einen schattigen Laubengang ein. Der Baum ist bis zur Krone mit Geisblatt umzogen, und zwar auf eine so originelle Weise, daß man vor dem schaffenden Talente sich unwillkürlich beugen muß. Der Laubgang ist zwar nur kurz, aber voll von erfrischender Kühle und reicher Unterhaltung; denn die seltensten und hier in Litthauen fast gar nicht anzutreffenden Bäume und Gesträuche sind hier vereinigt, als: Glalitschia triacanthus, Ptelia trifoliata, Pyrus spectabilis, Amygdalus fl. pleno, Cytisus purpureus, Robinia hispida und viscosa, und an Schlingpflanzen: Glycine chimensis, Lithospermum sandens, Eccremocarpus scaber, Rhodochiton volubile und sehr viele andere mehr. Bald öffnet er sich und eine weite Aussicht stellt sich unsern überraschten Blicken dar. In der Nähe, doch tief im Grunde, erheben sich die niedrigen Wohnungen der Vorstädter aus dem ehemaligen Burggraben, ärmlich und klein; ihren Mißstand wird bald die in der Tiefe aufstrebende Baumpflanzung verdecken. Weiterhin breiten sich Fluren und Felder aus; rechts erheben sich aus diesen die weitläuftigen Gebäude der neuerbauten Strafanstalt in alterthümlichen Formen, und im Hintergrunde blickt aus hohen Bäumen das stattliche Schloß der alten Georgenburg und der Kirchthurm dieses adl. Gutes hervor; links hin öffnet sich das weite Thal der Inster und des Pregels, in welchem man hie und da die weißen Seegel der Flußfahrzeuge erblickt. Dicht an diesem schönen Gange läuft eine Rabatte voll schöner Gartennelken, die jetzt mit ihren starken kräftigen Knospen die Erwartung des Blumenfreundes erregen, und unmittelbar daneben senkt sich jäh der Abhang, an dessen Fuße sich ein großer freier Rasenplatz ausbreitet. Der vorher beschriebene Theil des Gartens liegt auf der Westseite des ehemaligen Schlosses, und jetzigen Oberlandesgerichts, der,

in welchem wir uns jetzt befinden, nimmt die Nordseite desselben ein. Der Theil desselben vom Gange rechts bis zum Schlosse ist mit alten kräftigen Laubbäumen dicht besetzt, die demselben den Charakter des Ernsten und Erhabenen geben. Ein einfacher Sitz zur Seite einer Grotte, deren Eingang durch eine Thür im gothischen Geschmack geschlossen ist, ladet zum ruhigen Beschauen dieser weiten, durch alterthümliche Rückerinnerungen merkwürdigen Gegend ein. Die Grotte selbst ist umrankt von Callistegia soldanella, einem zierlichen noch wenig bekannten Schlinggewächs. — Folgen wir dem Gange, so führt er uns rechts in die Fruchtpartie an der Ostseite des alten Schlosses. Hier sind die Treibereien, hier die Gemüsebeete, Stachel- und Johannisbeerbäume und die Obstspaliere; — alles gediegen, alles ausgezeichnet. So sahe ich z. B. Stachelbeerbäume von 12 bis 15 Fuß Höhe; doch am ausgezeichnetsten sind die Fruchtspaliere, die dicht an der hohen Schloßmauer und auf den Terrassen sich erheben. Die meisten dieser Spaliere sind zwanzig Fuß hoch und eben so breit. Unter andern köstlich war eine doppelte Maikirsche, die von unten bis oben überall mit reifen vollsaftigen Früchten bedeckt und mit einem Netze gegen unberufene Näscher überzogen war. Eben so reich besetzt erschien eine Reine claude und erregte meine ungetheilte Bewunderung. Wer sich vielfältig mit der Spalierzucht beschäftigt hat, wird die Schwierigkeiten kennen, die ihm besonders das Steinobst bei der Behandlung entgegenstellen. Der Harzfluß, das theilweise Absterben einzelner Aeste und Zweige, der ungestüme Wuchs nach oben und in die Laubäste machen es dem Gärtner fast unmöglich, den ganzen Raum *regelmäßig* zu bekleiden und mit Früchten zu besetzen. Hier erscheinen alle diese Hindernisse glücklich überwunden und alle Spaliere in einer wahren Pracht und Vollendung. Alle aber übertraf eine Colmar-Birne, die in Fächerform gezogen war. Der Herzstamm ging kerzengerade aufwärts, von

beiden Seiten höchst regelmäßig mit völlig wagrechten Seitenästen besetzt, die vom Ausgange an bis zur Spitze nicht allein kräftig belaubt, sondern auch möglichst stark mit Früchten besetzt war. Dieser bot einen wahrhaft entzückenden Anblick dar, und lieferte einen sprechenden Beweis von der unablässigen Aufmerksamkeit und der ausgezeichneten Geschicklichkeit des Kunstgärtners. Denn nicht allein, daß diese Form sehr schwierig zu erziehen ist, so pflegen auch im Lauf einiger Jahre die untern Aeste bald schwach zu werden und abzusterben, dahingegen sie hier gerade die stärksten und fruchtbarsten waren. Die Spalierzucht wird verhältnißmäßig noch in wenigen Gärten Ostpreußens getrieben, gewiß weil man noch Raum genug hat, um hochstämmige Obstbäume zu pflanzen; auch ist nicht zu läugnen, daß ein majestätischer Obstbaum, der eintausend Quadratfuß Fläche beschattet, der seine mächtigen Arme unbeschränkt empor zum reinen Aether heben darf und in seinem Blüthenreichthum und seiner Fruchtfülle dem sinnigen Beobachter zuruft: „schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist;“ — daß dieser Fruchtbaum ein erhebenderes Bild der kräftigen Natur sein mag, als ein an Lattenwerk angehefteter und gefesselter Spalierbaum. Aber nicht jeder Garten hat Raum für jenen ungebändigten Natursohn, und daher gehört die Zwergobstzucht und das Spalier ganz eigentlich in die kleinen Zier- und Prachtgärten.

In diesem Theil des Gartens ist die Anlage terrassenförmig. Die Fruchtspaliere erheben sich auf den Terrassen und an der alten Schloßmauer und bekleiden diese wohl zwanzig Fuß hoch. An dem breiten Gange daneben sind die Stachelbeerbäume mit Rosenbüschen untermischt; tiefer unten die Gemüserabatte und die Frühbeete mit ihren Melonen und andern Treibereien. Auch von hier aus übersieht man die tieferliegende Stadt, den Strom und die Umgegend; doch ist der Anblick hier nicht so malerisch, als auf der Nordseite. Aber einen ganz neuen Reiz empfängt auch dieser Theil

des Gartens durch ein Balkon, das am Ende des obern Ganges sich erhebt. Von hier überschaut man die volksbelebte Straße, die ganze Stadt, den Schloßteich mit seinen Gärten in der Nähe und seinem malerischen Hintergrunde in der Ferne. Welcher Garten kann wohl einen solchen Reichthum der An- und Aussichten darbieten?

Wenden wir uns nun zurück und abwärts zum tiefer liegenden Rasenteppich. Hier treffen wir zunächst auf einen köstlichen Rosenmantel. Wenn keinem Theile dieses schönen Gartens die Königin der Blumen fehlt, so erscheint sie hier in einer eigenthümlichen wunderlieblichen Zusammenstellung. Dünne weiße Stäbe sind in einem Halbkreise von 12 bis 16 Fuß Durchmesser in die Erde gesteckt, regelmäßig gekrümmt und oben in einer Höhe von 12 Fuß in einem Spitzbogen zusammengezogen und durch ein Flechtwerk von Eisendraht mehrmals in gleichen Entfernungen gehalten. An diesem leichten und gefälligen Gitterwerk erheben sich mehre Rosenstöcke von lebhaft treibenden Sorten, als R. turbinata, scandens etc., die mit ihren wuchernden Zweigen bis zur Spitze hinaufklommen und den ganzen Mantel mit blühenden Rosen überdeckten. Wer die Pfaueninsel bei Potsdam zur Rosenzeit sah, wird beim Anblick dieser glücklichen Nachbildung der daselbst befindlichen einzig schönen Rosenlauben lebhaft an jenen lieblichen Königssitz erinnert, wo unser allverehrte erhabene Monarch nicht in blendender Majestät, sondern in anspruchloser Ländlichkeit sich erholt von den Bürden des Herrscheramtes. Hier auf dem Ruhesitze dieser Rosenlaube ist man gänzlich abgeschieden von allen die Sinne zerstreuenden Gegenständen; der Einsamkeit und der ernsten Betrachtung scheint dieser Ort geweiht zu sein. Vor uns breitet sich der wunderschöne Rasenteppich aus, den man früher von oben übersah, und den ein schöner Kiesgang in gefälliger Windung umgiebt. Ringsum hohes Laubwerk und stilles Gesäusel in den hohen Blätterkronen; nur links auf-

aufwärts blicken einige Fenster und die Zimmer des hohen Schlosses hervor, sonst alles stille, heilige Natur. Gewiß ein köstliches Plätzchen! jedem ein Bedürfniß, der vielen ein Herrscher, vielen ein Wohlthäter sein soll! — Hier und da erblickt man in einzelnen Ausschnitten des Rasen Blumen und seltene Pflanzen; so der Laube gegenüber eine Zusammenstellung der Beta Cicla Brasiliensis, mit ihren kräftigen buntrippigen Blättern — ein sehr passender Schmuck dieser der Einsamkeit geweihten Stelle; sie unterbrechen nur etwas die Eintönigkeit der grünen Umgebung, ohne doch den Charakter des Ganzen zu stören. In der Mitte des Rasens erhebt sich eine eben so kräftige, als schlanke, über 100 Fuß hohe Pyramidenpappel, die ihr besonderes Gedeihen einem von Feldsteinen eingefaßten Wasserbecken verdankt. Das Becken ist von Gesträuchen verschiedener Art umgeben, unter denen besonders ein Paar Exemplare von fraxinus pendula und crategus fl. rubro auf Sorbus aucuparia gepfropft eine besondere Erwähnung verdienen. Interessanter noch ist auf dieser wiesenähnlichen Rasenfläche ein zweites Gebüsch, von dem des Wasserbeckens nur durch einen Weg getrennt, welches aus amerikanischen u. a. sonst für zärtlich gehaltenen Gesträuchen besteht, welche gleichwohl bereits seit 6 Jahren durchwintert sind. Es befinden sich darunter verschiedene Sorten Rhododendron, Azaleen, Kalmien und Andromeden. An der entgegengesetzten Seite prangen die Ausschnitte mit glänzenden Ranunkeln und Anemonen. Hat man nun diesen Platz umgangen, so erhebt sich der Gang in sanfter Steigung durch blühendes und duftendes Gesträuch bis wieder hinauf zum Blumenteppich. Noch einmal erfreut man sich an dem Glanze der Farben, an dem Reichthum der Arten, an der Lieblichkeit der Zusammenstellung. Der einzig schöne Rosenbaum winkt uns freundlich einen Abschiedsgruß zu, und man scheidet aus diesem kleinen Raume erfüllt von den wohlthuendsten Eindrücken, voll von den

lebhaftesten Gefühlen der Bewunderung gegen den Gründer dieser Anlagen, der aus einem mit wirrem Gestrüpp und verkrüppelten Obstbäumen besetzten Abhange ein so freundliches Plätzchen und einen wahren Prachtgarten im Kleinen geschaffen hat. —

---

## VII.

## Bemerkungen über die im Januar-Heft 1837 der Preuß. Provinzial-Blätter enthaltene Vertheidigung des vereideten Schiffsmäklers Jacob Liefke, Ritter des rothen Adlerordens, gegen die Bemerkungen der Königl. Hafenpolizei-Kommission, seine Vorschläge, die Verbesserung der Pillauer Hafen-Angelegenheiten betreffend.

---

Die oben erwähnte sogenannte Vertheidigung des vereideten Schiffsmäklers Herrn Jacob Liefke, Ritter des rothen Adlerordens, enthält mehre Punkte, woraus den hiesigen Lootsen der Vorwurf gemacht werden könnte, daß sie theils Gebühren, die ihnen gar nicht, theils mehr Gebühren, als sie ihnen wirklich zustehn, erheben. Es hat dieserhalb im Auftrage der hohen Regierung von der unterzeichneten Behörde eine nähere Vernehmung sowohl der Lootsen, als des vereideten Schiffsmäklers Herrn Jacob Liefke selbst stattgefunden, deren Resultat in Kürze zur näheren Beleuchtung der erwähnten, sogenannten Vertheidigungsschrift hier wiedergegeben werden soll.

ad XIII. ist behauptet worden, daß die Gebühren für die Verholung eines Schiffes im Hafen ohne Unterschied, ob dieselbe vom Schiffer beantragt oder auf

Befehl der Behörde verlangt ist, erfordert worden! Die Vernehmung der Lootsen hat aber ergeben, daß solche nur im ersteren Falle, der gesetzlichen Bestimmung gemäß, gefordert und bezahlt werden, welches auch Herr Lietke ad protocollum vom 13. Juni c. hat eingestehen müssen. Außerdem scheint Herr Lietke bei diesem Punkte sich noch zum Verdienste anrechnen zu wollen, daß die Ermäßigung der Gebühren für Schiffe unter 30 Last auf 15 Sgr. in Folge seines im März-Hefte des Jahres 1832 dieser Blätter abgedruckten Aufsatzes erfolgt ist; solches ist aber bereits im Jahre 1819 geschehen, und dürfte daher wohl nicht den Bemühungen des Hrn. Lietke angerechnet werden.

ad XVI. wird bemerkt, daß der Schiffer keinesweges die Verpflichtung hat, den ihn hinausbringenden Lootsen zurückzuschaffen, er wird vielmehr nur in Uebereinstimmung mit der Einrichtung in Memel zu seiner eigenen Sicherheit bei Durchsegelung des Seegattes angehalten, eine Hilfsjolle mitzunehmen, welche sodann von dem ausbringenden Lootsen zu seiner Rückkehr mitbenutzt wird. Die Nothwendigkeit einer solchen Hilfsjolle ist von dem Vorsteheramte der Kaufmannschaft anerkannt und diese Einrichtung durch die Regierungs-Verfügung vom 20. October 1835 genehmigt worden. Demnach ist dieser Punkt von dem vereideten Schiffsmäkler Herrn Lietke unrichtig aufgestellt worden.

ad XVII. Das Unterhakgeld ist durch die Verfügung der Königl. Regierung vom 20. August 1834 gänzlich abgeschafft worden, und hat die von dem rc. Lietke verlangte Vernehmung der Lootsen dargethan, daß solches Geld von denselben seit der Zeit auch niemals eingefordert ist, wenn gleich sie zugestanden haben, daß ihnen einigemal von den Spediteuren, und namentlich von rc. Lietke selbst, ein Douceur für das Unterhaken freiwillig gegeben worden ist. Herr Lietke hat bei seiner Vernehmung auch zugestanden, daß nicht in allen, sondern nur in einigen Fällen von

ihm Unterhaltgeld gezahlt worden sei; es kann also auch die Ausgabe nicht für eine feststehende angenommen werden.

Was die von Herrn Lietke aufgeführten Emolumente der Lootsen anbetrifft, so wird wegen des Verholgeldes ad 2. XIII., wegen des Unterhaltgeldes ad 3. auf XVII. verwiesen.

Das Schiffsrhedebringegeld ad 4., das Signalgeld ad 8. ist durch die erwähnte Regier.-Verfügung ebenfalls aufgehoben und das Nachtliegegeld ad 7. auf 15 Sgr. ermäßigt worden, und haben die vernommenen Lootsen bekundet, daß sie, seitdem ihnen die gedachte Verfügung bekannt gemacht, derselben auch durchaus nachgekommen sind, indem sie gar nichts, resp. nicht mehr als 15 Sgr. gefordert haben, daß ihnen auch für die Post ad 4. nie, für die ad 8. jedoch bisweilen, und namentlich von rc. Lietke, ein Douceur z. B. für die ad 7. 1 Thlr. gegeben worden ist, ja daß sogar rc. Lietke ihnen solches aufgedrungen habe. Auch bei diesen Punkten hat rc. Lietke ad protocollum eingestehn müssen, daß sie nur in einigen Fällen von ihm bezahlt worden sind.

Dieses wird genügend sein, die Angaben des rc. Lietke in das gehörige Licht zu stellen und den Leser in den Stand zu setzen zu beurtheilen, auf welche Gründe dieselben gestützt sind.

Pillau, den 31. October 1837.

Königl. Hafenpolizei-Kommission.
Flach. Fischer. Kuhn.

## VIII.

## Pädagogische Mittheilung.

„Polichinell, ein dramatisches Feen-Märchen für „kleine und große artige Kinder. Von J. P. Lyser. „Mit George Cruikshank's (kleinen) Originalholz„schnitten (18 an der Zahl). Stuttgart," ohne Jahr, aber 1837, ein zierlich gedrucktes und gebundenes Bändchen in breitem Oktav.

An diesem artigen Büchlein finde ich nichts zu tadeln als zwei Sylben des Titels, nämlich das Wort „kleine," wobei ich voraussetze, daß unter den „großen Kindern" Erwachsene zu verstehn sind, die sich auf eine kindliche, auch wohl kindische Weise unterhalten wollen. Diesen Tadel will ich jetzt begründen. Hr. Lyser, ein dem Publikum rühmlich bekannter Autor, berichtet nachschriftlich, der Verleger habe ihn aufgefordert zu Cruikshank's „köstlichen Fratzen" ein dramatisches Märchen „mit moralischer Unterlage meist für die Jugend" zu schreiben. Aber Hr. Lyser bemerkt selber: „Cruikshank zeichnete durch„aus nicht für Kinder, sondern für den englischen „John Bull, Polichinells Zwillingsbruder, Punch, „den argen Raufbold, Händelmacher und Schlagtodt, „— der bloß zum Spaß alles um sich her todtschlägt, „und roh und grausam, dumm und fernwitzig, den „Charakter der Grundsuppe John Bull's reprä„sentirt." Zwar fügt Hr. Lyser hinzu, manches, was der Jugend boshaft erscheinen mußte, habe er durch den treuherzigen Wiener Dialekt ausgeglichen und sich neben der Person Polichinells einiger allegorischen Personen bedient, wie des Neides, der Bosheit, der Schadenfreude, welche Polichinell alle umbringe. Allein ich bekenne frei, daß mir diese wunderliche Ausgleichung das Uebel nur zu verschlimmern scheint. Denn die nackte Bosheit, wie alles Hassenswerthe, wenn es unverschleiert erscheint, erweckt Abscheu, in einer zugleich treuherzigen, pfiffigen und lachenerregenden Ein-

kleidung aber ermangelt es keinesweges des Reizes und der Verführung. Grade diese äußere Beschönigung des Schlechten ist es ja, was Kotzebue's Schauspiele so verwerflich macht und selbst in einigen von Hebel's naiven Erzählungen, namentlich in den Geschichten vom Zundelfrieder, auf den Charakter der Jugend nachtheilige Wirkungen äußert. Auch zeigen Hrn. Lyser's Entschuldigungen, daß ihm das Bedenkliche seiner Aufgabe nicht entging, und er die Kinder wohl überhaupt nur seinem Verleger zu Gefallen beachtete. Denn wie Brandwein auch in den niedlichsten Fläschchen und Gläschen doch kein Getränk für Kinder wird, so ließ sich auch aus diesen höchst rohen Elementen keine geistige Nahrung für sie bereiten; sondern wie man Kinder physisch mit Milch, Brod, Gemüse und mäßigem Fleische nährt, so muß auch ihre geistige Nahrung durchaus einfach und unschuldig sein. Alle Karikaturen (Zerrbilder) sind daher den Augen der Jugend zu verbergen; selbst die meistens schlecht gezeichneten und nicht einmal naturgetreu illuminirten Bilder unserer Kinderbücher bleiben nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Geschmack und die Sittlichkeit. Wenn man also den Kindern Bilder geben will, so seien sie korrekt und schön.

Nicht besser steht es um die dem Texte eingemischten Parodien. Schiller's edele Poesie soll dem Kinde niemals in Fratzen umgekleidet, verspottet und mit Gemeinheit besudelt erscheinen. Im Polichinell aber wird der bewunderte Monolog aus Schiller's Tell so parodirt:

„Durch diesen großen Vorsaal muß er kommen,
„Es führt kein andrer Weg zum Hauſ' hinaus" u. s. w.
— — — — „und hau' ihm eins über,
„Daß er zu Boden fällt und mausetodt ist" u. s. w.

Demnach beschaue der Erwachsene immerhin Cruikshank's Karikaturen und lese das Lysersche Märchen, aber die liebe Jugend bleibe mit beiden verschont. Kinder müssen überhaupt nicht viel von der leckeren Waare genießen, die sie so begierig verschlingen, und

woran sie sich nicht selten — vielleicht für immer — den Magen verderben. Was man den Kindern geben soll? Reisebeschreibungen, Geschichte, Naturgeschichte, — natürlich in einer für sie passenden Auswahl und Einkleidung — und zur Erholung Fabeln, Erzählung, die Haus- und Kindermärchen der Brüder Grimm und Campe's ewig neuen Robinson. Aber selbst Bücher dieser Art werden schädlich, wenn die Jugend sie mit Heißhunger verschlingt und dann jede anstrengendere Beschäftigung scheut.

Schließlich bemerke ich, daß mich zu dieser kurzen Mittheilung und Warnung hauptsächlich das ungeschmälerte Lob bewogen hat, welches dem genannten Büchlein öffentlich ertheilt wird. Denn zu den groben Mißgriffen unserer Zeit gehören auch manche pädagogische, wie man denn z. B. Don Quixote und Reineke Fuchs für die Jugend zugestutzt hat. Nächstens haben wir also auch wohl Hogarth's Weg des Liederlichen und Weg der Buhlerin mit der Lichtenbergischen Erklärung für Knaben und Mädchen eingerichtet zu erwarten!

F. A. Gotthold.

---

## IX.
## Zur Nachricht.

Es gereicht der Redaktion dieses Blattes zur Freude, hiermit anzeigen zu können, daß sich am 15. Januar c. hier in Königsberg ein Verein zur Beförderung des Landbaues in Preußen gebildet hat, der unter den günstigsten Auspicien aufgetreten ist, indem die Zahl der Unterschriften schon am selben Tage über hundert betragen hat. Wir wünschen unserer Seits diesem patriotischen Vereine von Herzen Glück und Gedeihen und dürfen nicht an der dereinstigen Wirksamkeit desselben zweifeln, weshalb wir es unserer Pflicht gemäß erachten, die Aufmerksamkeit des betreffenden Publikums darauf hinzuleiten.

---

## X.
## Bruchstücke einer Bußpredigt aus dem Jahre 1709.

Als im Jahre 1709 die Pest in Königsberg fürchterlich wüthete, wurde durch eine Verordnung der Wirklichen Geheimen Räthe Graf v. Wallenrodt und v. Kreytzen (d. d. Königsberg den 12. Septbr. 1709) an den außerordentl. Professor der Theologie und Direktor des Collegii Fridericiani Dr. Heinrich Lysius, bestimmt: daß der Gottesdienst in der Kirche des Coll. Fridericiani so lange eingestellt werden sollte, als die gegenwärtige Gefahr dauern möchte. Die Kirche sollte deshalb geschlossen werden, weil sie zu klein und zu enge wäre und weil der sonntägliche Gottesdienst in dieser Kirche, nur von solchen Leuten besucht würde, die auf den Freiheiten und besonders auf dem schon sehr inficirten Sackheim wohneten und durch diese Zusammenkünfte die Krankheit sich noch immer weiter verbreiten könnte. Dem Dr. Lysius wurde in dieser Verordnung zugleich auch aufgegeben, die Schließung der Kirche den Mitgliedern der Gemeinde bekannt zu machen und den Gottesdienst mit einer Predigt zu enden, in der „mit beweglicher Ermahnung und Vorstellung der Straf-Ruthe, so der höchste Gott dem Lande zeiget, eine nothwendig anzustellende, ernstliche Aufforderung zur Buße und Bekehrung verbunden sein sollte."

Dr. Lysius hielt nun diese Bußpredigt am 19. Sonntage nach Trinitatis 1709 in der Kirche des Coll. Fridericiani und ließ sie drucken, indem er sie den Wirklichen Geheimen Räthen, dem Landhofmeister Grafen v. Wallenrodt, dem Oberburggrafen v. Rauschken, dem Kanzler und Lehns-Direktor, wie auch Präsidenten des Oberappellations-Gerichts v. Kreytzen und dem Obermarschall v. Kanitz, dedicirte. Diese

Predigt athmet einen besonders freien Geist und stark und auffallend werden die Mißbräuche gerügt, die sich in allen Ständen eingeschlichen hatten und die einzelnen Stände zu ernstlicher Buße und Bekehrung aufgefordert. Die Herausgabe dieser Predigt machte dem Dr. Lysius noch mehr Feinde, als er schon früher gehabt hatte und die Regierung ließ dieselbe confisciren. (Ueber die Verdienste und den moralischen Charakter des Dr. Lysius, der am 16. Oktbr. 1731 als ord. Prof. der Theol., Konsistorialrath und Pastor am Löbenicht, im 61. Jahre starb, s. Preuß. Archiv Jahrg. 1792. S. 632. f.)

Hier sollen nur einige Bruchstücke dieser Bußpredigt folgen, aus denen man ersehen kann, wie Dr. Lysius ohne Scheu die Gebrechen aller Stände züchtiget, gar zu heftig Mißbräuche aufdeckt und manche Unanständigkeiten von Personen anführt, die sonst wohl hätten wegfallen müssen, wenn es nicht die Sitte seines Zeitalters so geboten hätte.

Zum Texte der Predigt ist die Stelle aus dem Jesaia aufgestellt, wo der Prophet im 26. Kap. im 20. und 21. Verse also spricht: „Gehe hin, mein Volk, in deine Kammer, und schließe die Thür nach dir zu; verbirge dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe. Denn siehe, der Herr wird ausgehen von seinem Ort, heimzusuchen die Bosheit der Einwohner des Landes über sie, daß das Land wird offenbaren ihr Blut und nichts weiter verhehlen, die darinnen erwürget sind."

Mit einer weitläuftigen Erklärung dieser Stelle beginnt die Predigt, in der gezeigt wird, daß der Prophet das jüdische Volk, im höheren Sinne, als ein geistliches Volk hier anredet. Die einzelnen Theile des Textes werden dann im Geiste des Propheten, in Beziehung auf sein Volk, erklärt, und dann folgt die Anwendung auf dasjenige Volk, an welches der Redner seine Ermahnungen richtet. Zuerst wird das

Volk, das wahre Volk des lebendigen Gottes, zur Buße aufgefordert, das Volk, welches sich in Wahrheit Kinder Gottes nennen könnte. Sie sollten ihr Wesen untersuchen und ihr Herz prüfen, und sich bemühen Alles das abzulegen, was Gott noch nicht wohlgefällig ist. Dann wendet sich die Rede zu „dem Heuchelvolk, die ihr euch nennet Gottes Volk, aber eben so wenig Gottes Volk seid. Gedenket nicht, es sei damit abgethan, daß ihr zur Kirche kommet, daß ihr Gutes redet von dem, was Gutes gesagt wird, oder von dem, der das Gute redet, sondern gedenket, daß eure Pflicht sei, daß ihr nachkommet demselbigen, und daß ihr mit eurem Leben und mit euren Werken bezeuget, daß ihr des Herrn Wort nicht allein gehört und auswendig gelernt, sondern angenommen und ausgeübet habt."

Dann werden die Prediger zur Buße aufgefordert; „sie sollten dem Volke die rechte Buße predigen, die da bestehet in Verneuerung des Herzens, in Veränderung des Sinnes, in Umkehrung des ganzen Menschen, — nicht aber bloß im äußeren Gottesdienst." Zur Buße werden dann „die geizigen Bauchpfaffen" ermuntert, „die ihr verkaufet Taufe, Abendmahl, Absolution, Leichenpredigten und Alles dergleichen, was ihr selbst saget, daß der Herr zum Heil der Seelen der Menschen geordnet habe. Machet nicht mehr so das Haus Gottes zu einer Mördergrube, treibet nicht einen solchen Wucher und solche Schacherei mit den Geheimnissen Gottes. Der Herr hat's euch nicht anvertraut, daß ihr damit sollt euren Beutel füllen, sondern dazu, daß ihr sein Reich füllet mit Seelen, die zu demselben bekehret sind. Ich sage nichts von demselbigen freiwilligen, welche aus dankbarem Herzen euch diejenigen reichen, die es haben; sondern ich sage von dem, welches ihr abpresset denen Armen für alle Verrichtungen eures Amtes, und wann ihr die Geheimnisse Gottes accordiret, wie auf der Fischbrücke um die Fische. Oder wenn zwei Geizhälse zugleich begierig sind, um den Beichtpfennig und um anderen Lohn der Unge-

rechtigkeit zanket und processet, als die Kinder dieser Welt um ihren Wucher."

Auch den Großen und Mächtigen des Landes, welchen dessen Verwaltung und Regierung anvertraut ist, ruft er Buße zu, indem er spricht: „nehmet zu Herzen, wie von euch nicht allezeit eure Pflicht in Acht genommen; denket nach und besinnet euch, wie oft betrübet sei von euch der Arme, der Elende, der Dürftige und die Waise. Besinnet euch, untersuchet eure Herzen, ob der Gewaltige nicht mehr gegolten habe, als der Elende, und ob ihr nicht den Armen und Elenden verstoßen habet, damit Ansehnliche möchten zugelassen werden. Das ist eine Sünde, eine himmelschreiende Sünde, welche auch zu diesen Zeiten das Land drücket und gewiß auch muß abgeschaffet werden, oder der Herr wird nicht gnädig sein, noch seinen Zorn abwenden."

„Bekehret euch aber auch ihr Richter in diesen Landen, große und kleine, hohe und niedrige ohne allen Unterschied. Denn es ist klar und offenbar, euer eigen Zeugniß ist wider euch selbst, das Recht sei wie eine wächserne Nase, welche Jedermann hinziehet und drehet, wie er will. Thuet Buße derowegen von einer solchen Rechtspflege, nach welcher ihr das Recht wie eine wächserne Nase ziehet und richtet nach Gunst oder Ungunst, nach Geschenk oder Gaben, oder auch nach eurer Faulheit, Trägheit und Gemächlichkeit, nach welcher ihr euch nicht Zeit nehmet die Akten durchzulesen, woraus ihr doch das Urtheil sprechen sollt. Braucht es vielmehr dazu, daß ihr ex officio zu Hilfe kommet denen Armen und Bedrückten, und die offenbaren Sünden des Landes, als Gotteslästerung, Sodomiterei, Ehebruch, Mord, Diebstahl und dergleichen ex officio strafet, und solches nicht etwa an den Geringen im Volke, sondern auch an denen Großen und Gewaltigen, nach deren Sünden ihr nicht lange inquiriren dürfet, wenn ihr sie nur wissen wolltet. Bekehret euch insonderheit ihr Diebes-Patroni, die ihr euren

Unterlassen den sogenannten Handel und wahrhaften Diebstahl zulasset, oder wenigstens nicht strafet, damit ihr auch des Geraubten genießen möget."

Nun fordert er Diejenigen zur Buße auf, die großen und kleinen Schulen vorgesetzet sind. Zunächst wendet er sich an die Professores Theologiae und giebt ihnen zu bedenken, „daß Predigermachen das nicht sei, wenn man so rohe, unbekehrte Leute hinschickt, Anderen den Weg zur Seligkeit zu weisen, worauf sie selbst nimmer getreten sind." — Er fährt ferner fort: „Bekehret euch auch ihr Professores Juris, die ihr den Studiosis zwar allerhand unnütze restrictiones, distinctiones und exceptiones lehret, aber die Liebe zu Recht und Gerechtigkeit ihnen nicht beibringet. Es erfordert nicht eure Pflicht ihnen Krummacherkünste zu lehren, sondern daß sie Liebhaber werden der Gerechtigkeit und dieselbe ausüben. So werden wegkommen aus unserem Lande solche unnütze Zungendrescher, welche da meinen, es sei eine freie Kunst, denen Leuten das Geld aus dem Beutel zu ziehen und auf alle Weise den Armen und Elenden zu drücken."

Bekehren sollen sich aber auch die Professores Medicinae, „die ihr auch zum Theil die Leute aufhaltet mit allerlei unnützen und thörichten Dingen aus Ost- und Westindien, und nicht einmal lehret die Menschen gebrauchen, was ihnen Gott in die Hand giebet, und wodurch sie in und aus diesen Landen könnten gesund sein. Lehret eueren Zuhörern mäßig zu sein; lehret sie, daß sie ablassen von denselbigen Sünden, wodurch die Krankheiten verursacht werden."

„Bekehret euch auch ihr Professores Philosophiae, die ihr mit närrischen, thörichten Dingen die Leute aufhaltet; mit heidnischen, unsinnigen und unnützen Dingen die Menschen betrüget, als wäre etwas darinnen. Welcher ist durch eure ganze Philosophie wohl tugendhaft geworden? welchen tapfern Mann, welchen keuschen Mann, welchen guten Haushalter

habt ihr jemals gemacht, durch alles das, was ihr da hergeschwatzet und geplaudert habt?"

„Bekehret euch auch ihr Rectores und alle Informatores der andern Schulen. Die ihr der Jugend bishero nicht allein mehr vom Epaminonda, Scipione, Alexandro Magno, Julio Caesare und andern Ungläubigen, als von denen Gläubigen Noah, Abraham, David, Hiskia vorsaget: sondern wohl gar die Schandthaten oder vielmehr Schandgedichte vom ehebrecherischen Jupiter, von der leichtfertigen Venus, versoffenem Bacchus, gräulichem Priapus erzählet, und des tugendhaften Lebenbildes Jesu Christi wenig gedacht."

Auch den Eltern ruft er Buße zu, indem er spricht: „opfert nicht eure Kinder so dem Moloch der Welt, daß ihr nur eure Sorge darauf wendet, wie Bübchen und Püppchen in allen Moden und Formen der Welt sich zu schicken lernen, hingegen ihres Taufbundes, worin sie dem Teufel und dem teufelischen Wesen der Welt abgesaget, vergessen."

„Bekehret euch, ihr Pestilenzer dieser Stadt, die ihr durch eure verkehrten Pestanstalten oder der zu lässigen verkehrten Exekution mehr Menschen umbringet, als die Pest selbst. Fraget nach, ob in vorigen Pestzeiten solche Unordnung gewesen, als jetzo? Ob man so die Leute wider ihren Willen nach den Pesthäusern geschleppet und hernach aus Mangel darin umkommen lassen? Ob man vorhin die Leute so in ihren Häusern lebendig vergraben und gleichsam ersticket habe? Wie würde es euch alsdann gefallen, wenn die Armen es euch machten, wie ihr nun ihnen? Euch einschließen, wie ihr sie? euch hungern lehrten, wie ihr sie?" —

„Bekehret aber auch euch, ihr reichen Korn-Juden, die ihr den Armen das Brod habt abgekauft um den fünften Theil des, warum ihr es nun ihnen lassen wollet." „Bekehret auch ihr euch, reiche Mälzenbräuer, die ihr zwar allezeit, wenn das Korn aufschlägt, wisset

den Preis zu steigern; aber wenn es abschläget, nicht mehr wisset davon nachzulassen, noch denen Armen und Elenden etwas darinnen nachzusehen." „Bekehret euch aber auch ihr Bäcker und ihr Fleischer, die ihr keinen Unterschied der Zeit machet und damit, daß ihr, mit Hintenansetzung aller Liebe, auf euern Vortheil allein sehet. An anderen Orten nimmt man mehr dasselbe wahr, was das zu sagen habe, wenn Mälzenbräuer, Fleischer und Bäcker eine unzeitige Uebersetzung machen; hier aber ist keine Aufsicht. Warum? Denn die Strützel werden groß genug gebacken und die Braten werden fett genug gehauen, die dazu umsonst verkauft werden, damit die Armen hernach sie theuer genug mögen bezahlen."

Auch den Armen ruft er sein Bekehre zu. „Bekehret euch von aller Faulheit; bekehret euch von eurem störrischen Sinn; bekehret euch von eurem Bracher-Hochmuth, wovon man gewiß klagen muß, daß er so gräulich, als thöricht sei, indem auch unter dem allerärmsten und elendesten Volke ein solcher Stolz, ein solcher Eigensinn, ein solcher Ungehorsam ist, daß selbige nicht genugsam kann gesagt werden."

Zuletzt wendet er sich an Diejenigen, welche ihn stets angefeindet und seiner Frömmigkeit wegen verfolget haben; auch ihnen ruft er Buße zu, und obwohl sie ihn „mit Zungen todt geschlagen und seine Mörder gewesen sind;" „indem ihr nichts nachgelassen, welches ihr zu meiner Unterdrückung habt thun können, — so soll doch mein Blut nicht wie Abels Blut rufen; sondern wenn ich gleich unter dem von euch bisher gelittenen Drucke umkommen sollte, soll doch meine letzte Stimme sein: Vergieb ihnen, Vater! denn sie wissen nicht, was sie thun."

---

Ja Vater! vergieb ihnen, denn wahrlich sie wissen nicht was sie thun. —ch—

---

## XI.
## An Preußens Jugend.
(Zum 16. November 1837.)

Mel. Gott grüß Euch Alter.

Herbei, ihr wackern Preußenknaben,
Zum Eichenstamm herbei!
Wollt ihr ein Lied gesungen haben,
Ein Volkslied, alt und neu.

Alt ist das Lied; seit vierzig Jahren
Glüht's in der Preußen Brust,
Und war in Kummer und Gefahren
Der treuen Herzen Lust.

Und durch des Liedes kräft'ge Töne
Ward uns're Heimath frei;
So oft's auch singen Preußens Söhne,
Das Lied bleibt immer neu.

Und wenn wir dieses Festlied singen
Am Rhein und Memelstrand,
Da hört man's zauberisch erklingen
Im ganzen Preußenland.

Und von der Katzbach Uferhöhen,
Wo er den Sieg erstritt —
Ihr könnt ihn in den Nebeln sehen —
Singt Marschall Vorwärts mit.

Und Hurrah! tönt's in unsern Schaaren,
Und Heer- und Landwehr-Mann,
Vereint in Freuden und Gefahren,
Stimmt unser Volkslied an.

Des freien Bauers Dankestöne
Sie mischen froh sich ein,
Und auch der Musen edle Söhne,
Sie jubeln kräftig drein.

Der Genius der Künste feiert
Den Schutzherrn bis gen Rom,
Und hell mit allen Glocken beiert
Manch hehrer Kirchen-Dom.

Auch ist's ein Lied der frommen Waisen,
Der Arme singt es gern;
Den Vater soll es dankbar preisen,
Den liebevollen Herrn.

Der Kronprinz liebt das Lied vor allen
Den schönsten Melodei'n,
Sechs andre Königskinder fallen
Voll Lieb' und Ehrfurcht ein.

Zufrieden mit dem treuen Volke,
Das seinen Vater preist,
Schwebt hoch in einer Rosenwolke
Louisens sel'ger Geist.

So laßt es uns denn freudig singen
Das Lied voll Hochgefühl:
„Der König lebe," soll es klingen,
„Bis an das spät'ste Ziel!"

Heil Dir im schönsten Siegerkranze,
Den Volkes Liebe reicht!
Heil Dir in Deiner Milde Glanze,
Dem Keiner sich vergleicht!

Du hast Dich treu in vierzig Lenzen
Bewährt als Christ und Held;
Drum darf Dich stolz Dein Volk bekränzen,
Den segnet alle Welt.

Herbei denn, all' ihr jungen Preußen,
Die ihr dem Lied gelauscht:
„Der König lebe!" soll es heißen,
Wann Adlers Fittig rauscht. —

Wann euch zur Schlacht die Hörner mahnen,
Auch wann die Weisheit winkt;
Bleibt treu dem Geiste eurer Ahnen,
Wo ihr das Volkslied singt.

W. v. Chappuis.

## I.

# Geschichte der Cholera-Epidemie des Jahres 1837 im Regierungs-Bezirke Danzig.

**Von Dr. v. Duisburg in Danzig.**

---

Woher der jüngste Feind des Menschengeschlechts, die Asiatische Brechruhr, seinen Ursprung genommen, auf welche Weise er seine Wanderung über die Erde mache, ob Emanationen des Erdkörpers ihn überall erzeugen, ob sich diesen Ausflüssen Stoffe aus der Atmosphäre zugesellen, oder ob sich in jedem von der Krankheit ergriffenen Individuo Produkte bilden, durch welche die Verbreitung der Krankheit vermittelt wird, wie dieses bei der Pest, bei den Pocken, beim Kriegstyphus der Fall ist, darüber ist von allen Seiten her so mannigfaltig gestritten worden, daß die Literatur, diesen Gegenstand betreffend, zu einer recht artigen Bibliothek angeschwollen ist. Dennoch sind die Akten über diese Angelegenheit noch keinesweges als geschlossen zu betrachten. Aber die Leidenschaftlichkeit ist aus diesem Streite gewichen, und er bewegt sich jetzt mehr innerhalb der Grenzen der Wissenschaft. Schon früher war es bemerkenswerth, daß die Aerzte fast aller Orten, wo die Cholera noch nicht erschienen war, eifrig den Grundsätzen der Contagiosität huldigten; kaum aber war die Seuche an einem solchen Orte aufgetreten, und bot sich der Autopsie dar, so gingen die Schüler Aesculap's mehrentheils zur entgegengesetzten Ansicht über, schrieben das Entstehen der Krankheit epidemischen Einflüssen zu, und leugneten alle Contagion, oder gaben höchstens nur eine sehr bedingte Ansteckungskraft zu. So war es in den Jahren 1831 und 32. Als sie in diesem Jahre wieder eine neue Wanderung durch Europa machen zu wollen schien, war die Meinung

im Allgemeinen bereits eine ganz andere. Aerzte und Laien scheuten nicht mehr die Nähe des Kranken, alle Cordons und Sperrmaaßregeln waren beseitigt, die mehrsten Staaten hatten alle polizeilichen Maaßregeln aufgehoben; nur in dem unsrigen blieben die bisherigen Verordnungen zwar noch in Kraft, wurden aber von den Behörden so liberal in Ausführung gebracht, daß alles Unangenehme und Beschränkende derselben wegfiel.

Keinesweges ist es nun meine Absicht, durch theoretische Gründe die eine oder die andere Meinung verfechten zu wollen. Es scheint mir vielmehr zweck- und zeitgemäßer, aktenmäßig festgestellte Thatsachen zu geben, und aus diesen die Folgerungen abzuleiten. Schon die früheren Schriftsteller haben für ihre jedesmalige Ansicht Fakta sprechen lassen; doch waren diese einestheils zu einer Zeit gesammelt, wo die Krankheit so allgemein und heftig herrschte, daß der Ueberblick durch die Menge der Kranken getrübt wurde, es war mehrentheils so zweifelhaft, ob man einen concreten Fall für durch Contagion oder durch die epidemische Constitution veranlaßt annehmen sollte, daß oft beide Partheien sich desselben Faktums als Beweis für ihre Ansicht bedienten. Anderntheils auch suchte man die Thatsachen auf dem ganzen Erdboden zusammen, von Isle de France, dem Ganges, Moskau u. s. w. Wenn man nun eine Epidemie verfolgte, die nicht so heftig aufträte, als die vom Jahre 1831, wo gewissermaßen Niemand von der Cholera verschont war, hätte er auch nur Kollern im Leibe gehabt, und dieser in einem beschränkten Flächenraume nachginge, so möchten daraus wohl sicherere Resultate sich ziehen lassen, als beim Durchsehen einer zu großen Menge von Krankheitsfällen, auf dem ganzen Erdboden verbreitet. Ich will daher versuchen, den Gang der diesjährigen Epidemie im hiesigen Regierungsbezirk nach den Akten zu schildern, und dann sehen, ob und welche Folgerungen für die Entstehungs- und Verbreitungsursachen der Krankheit quaest. sich daraus ziehen lassen.

Nirgend in unserer Nähe herrschte die verrufene Seuche; nur aus dem südlichen Theile Schlesiens hörte man, daß noch immer einzelne Erkrankungen an der Cholera vorkämen, als plötzlich am 17. Juni d. J. sich die Nachricht verbreitete, daß unter den an der Weichsel, im Osten der Stadt, gelagerten Polnischen Flößknechten die Cholera ausgebrochen sei. Täglich forderte sie hier neue Opfer, blieb aber bis zur zweiten Woche auf diese Gegend und Menschenklasse beschränkt, einige wenige nicht aus Polen mitgekommene Arbeiter ausgenommen, die aber ähnlichen Lebens- und Witterungsverhältnissen ausgesetzt waren, wie die Polen. Erst am 26. Juni kamen in dem am Zusammenflusse der Radaune, Mottlau und Weichsel gelegenen Theile der Stadt, namentlich unter den Seugen, und auf dem Eimermacherhofe, mehre Erkrankungen vor, in den folgenden Tagen aber auch schon in andern Theilen der Stadt. Mit dem 1. Juli hörte man schon von Cholerafällen in den Vorstädten, in der Mulde, Schidlitz, Stadtgebiet u. s. w.; am 10. Juli wurde der erste Erkrankte zu heiligen Brunn, erst am 25. Juli, also 14 Tage später, in dem angrenzenden Neuschottland angemeldet. Nun breitete sich die Cholera in der Stadt und nächsten Umgebung immer weiter aus, doch schon mit dem Ende des August so weit abnehmend, daß im September täglich nur noch einzelne Fälle vorkamen, bis sie in der Mitte dieses Monats plötzlich wieder eine Zunahme machte, die indessen nur wenige Tage währte, worauf sie mit dem 25. Septbr. im Polizeibezirk der Stadt gänzlich erlosch, nachdem sie in den Vorstädten überhaupt nur sehr mild gewesen war. Die an der Weichsel erkrankten und verstorbenen Polen und andere Arbeiter wurden, da man nicht mehr besondere Cholerakirchhöfe anlegte, auf dem Kirchhofe zu Heubude in der Nehrung beerdigt. Dennoch breitete sich die Krankheit hier nicht aus, sondern beschränkte sich auf 8 Krankheitsfälle in diesem Dorfe, von denen 7 erst in der zweiten Hälfte des Juli, der

kte sogar erst Ende des August stattfand, während schon unterm 14. Juli die Meldung einging, daß unter den Flößern seit 3 Tagen die Seuche aufgehört habe. Außer diesen 8 Erkrankungen kamen in der ganzen Nehrung nur noch 3 Fälle vor, und zwar bei Personen, die in Neufahrwasser und Danzig gewesen waren, und bereits mit Vorboten der Krankheit in ihre Heimath zurückkehrten. Dennoch griff die Seuche nicht um sich, obgleich diese 3 Fälle in 3 verschiedenen Dörfern vorkamen. — Eben so gering war die Zahl der Erkrankungen im Werder. Zuerst wurden am 9. u. 10. Juli in Trutenau 3 Kinder einer Familie an der Cholera krank, bei denen aber notorisch Erkältung die Veranlassung gewesen war; etwa 6 Wochen später kamen in demselben Dorfe wieder 3 Fälle vor. Außer diesen erkrankten in 6 andern Ortschaften 16 Menschen, von denen der letzte in der Mitte des October angemeldet wurde. — Einen bösartigern Charakter nimmt die Epidemie dagegen auf der Höhe an; aus 18 Ortschaften dieses Distrikts sind Erkrankungsfälle angemeldet, doch sind darunter nur 5, in denen eine größere Zahl Kranker vorkommt. In den 3 nachbarlich gelegenen Ortschaften Pelonken, Oliva und Gletkau erkrankten zusammen 125 Personen, auf der andern Seite der Stadt in Praust 31, und an dem andern entgegengesetzten Ende des Kreises, in Gluckau 29. Von 216 im ganzen Bezirk der Höhe erkrankten Personen kamen also auf 5 Dörfer 185, die übrigen 31 Kranken auf 13 andere Ortschaften. — In dem an die Danziger Höhe gränzenden Neustädter Kreise war die Krankheit gleich heftig, wie im Danziger Kreise. Aus 14 Ortschaften wurden Kranke angemeldet, und unter diesen erlitten 7 starke Verluste an Menschen. Hier ist besonders das ganz vereinzelte frühe Erscheinen der Krankheit in Wittstock merkwürdig, wo vom 2. bis 9. Juli eilf Erkrankungen vorkamen; hiemit war die Epidemie beendigt, und schwieg in diesem Kreise ganz, bis sie erst wieder am 29. Juli, also nach 3 Wochen,

in Gr. Katz sich zeigte, und in dieser Umgegend ziemlich um sich griff. Doch blieb sie nur in dieser Gegend, und verschonte die entferntern südlichen und westlichen Theile des Kreises ganz. — In dem andern Nachbarkreise, dem Karthäuser, zeigte die Cholera sich gar nicht als selbstständige Epidemie, und es blieb der ganze Kreis davon verschont, bis auf das Dorf Sianowo, wo von 5 Erkrankten 3 starben. — Auch der Berendter Kreis blieb fast ganz verschont; nur im Dorfe Liniewo erkrankte am 12. August eine Frau an der ächten Cholera, nachdem hier seit mehren Wochen vorher schon Durchfälle, öfters von Erbrechen begleitet, vorgekommen waren. Außerdem kamen in demselben Kreise noch 4 ganz vereinzelt stehende Erkrankungsfälle vor. Im Marienburger Kreise erscheint die Cholera zuerst am 31. Juli in Gr. Lichtenau, wo von dem genannten Tage bis zum 8. August 9 Personen, und zwar alle in einer Wohnung, erkrankten, von denen 5 starben. Erst am 22. August, also 14 Tage später, erkrankten hier wieder im Laufe einer Woche 7 Personen, und nun erst, am 27. August, fanden sich auch in dem ½ Meile entfernten Trappenfelde 14 Kranke. Eine Einschleppung hat hier nicht ausgemittelt werden können. Ein anderes Ansehen aber gewinnt die Sache in Tiegenort, und den mit diesem eng verbundenen Ortschaften Hinterthor, Neuendorf und Haberhorst. Hier erkrankte am 28. Juli ein dem Trunk ergebener Musikus und starb; erst am 9. August folgte eine zweite Erkrankung in Tiegenort, und am 11ten eine in Hinterthor. Nachdem aber am 14. August ein in Danzig an der Cholera verstorbener Einwohner dorthin gebracht und am 16ten dort beerdigt worden war, brach die Krankheit hier lebhafter aus, und es wurden von derselben in den genannten 4 Ortschaften 23 Personen in der Zeit vom 14. bis 26. August befallen. — Im Stargardter Kreise endlich, den die Weichsel auf der einen Seite begrenzt, kamen am 20sten, und am 25. Juni dicht bei der Stadt Stargard zwei

Cholerafälle vor; doch erkrankte in dieser selbst Niemand. Am 8. August erst, also 6—7 Wochen später, brach die Epidemie in dem entfernten Dorfe Borkau aus, wo von einer Einwohnerzahl von 220 Personen 42 erkrankten, während die Umgegend ganz gesund war und blieb. Außerdem kamen in einigen andern Ortschaften einzelne Erkrankungen vor, doch in so unbedeutender Zahl, daß deren keine Erwähnung geschehen darf. —

Nachdem ich nun den Verlauf und die Ausbreitung der Cholera im hiesigen Regierungsbezirk in allgemeinen Umrissen mitgetheilt habe, will ich nun die Bedingungen und Erscheinungen erörtern, unter denen sie an den einzelnen Orten aufgetreten ist. Bei genauerer Betrachtung der Art ihres Auftretens in den einzelnen Orten, der Dauer an denselben, der geschehenen Mittheilung und Verbreitung, haben sich mir folgende Sätze herausgestellt, die ich nicht als neue gebe, aber von Neuem zu belegen hoffe. 1) Die Cholera ist eine epidemische Krankheit, die an dem Orte, wo sie erscheint, auch ihre Geburtsstätte hat, und durch ein Zusammentreffen und gegenseitige Einwirkung atmosphärischer und tellurischer Einflüsse erzeugt wird. Diese Ansicht haben schon früher Stosch, Burdach u. A. aufgestellt. — 2) Daß mehrentheils der Kreis nicht sehr ausgedehnt ist, in welchem sie herrscht. — 3) Hören die zur Erzeugung der Cholera nöthigen atmosphärischen und tellurischen Einflüsse auf, so nimmt die Epidemie schnell ein Ende, und wird selbst dann nicht wieder erweckt, wenn auch Veranlassung zu einer sogenannten Einschleppung stattfände. — 4) Sie kann nicht eingeschleppt werden, wenn man den Begriff der Einschleppung so erklärt, daß Kranke oder scheinbar Gesunde, aus einem inficirten Orte in einen gesunden versetzt, hier die Krankheit erzeugen, und ihre größere Verbreitung veranlassen können. — 5) Um eine Verbreitung in einem bisher gesunden Orte durch inficirte Personen oder Sachen zu bewirken, muß an diesem

Orte schon die geeignete Luftbeschaffenheit und die nöthigen tellurischen Einflüsse stattfinden, widrigenfalls sie sogleich nach wenigen Krankheitsfällen erlischt. — 6) Eine gewisse Contagiosität läßt sich aber keinesweges leugnen; doch ist diese sehr bedingt und beschränkt, und wird allein, wie eben gesagt, nie eine Ausbreitung der Seuche an einem Orte veranlassen. — 7) Diese Ansteckungskraft ist auch in so fern sehr bedingt, als sie, wie freilich alle Seuchen, in dem betreffenden Individuo eine besondere Disposition antreffen muß. — Diese Sätze zu belegen, liefert mir unsere hiesige diesjährige Epidemie hinlängliche Thatsachen.

Was meinen ersten Satz betrifft, daß die Cholera dort erzeugt werde, wo sie als Epidemie auftritt, und daß hiezu gewisse uns noch unbekannte atmosphärische und tellurische Einflüsse nöthig sind, so spricht dafür sogleich das häufige Voraufgehen anderer der Cholera verwandter gastrischer Krankheiten, von Diarrhöen, Ruhren, der sporadischen Cholera, biliöser Fieber u. A. Aus unserer diesjährigen Epidemie führe ich für mich zuerst an das Erkranken der Polnischen Flößknechte an der Weichsel. Nirgend auf dem ganzen Wege, den diese Leute zurückgelegt hatten, war von der Cholera die Rede, denn erst nachdem sie bei uns ausgebrochen war, kam die Nachricht von ihrem Erscheinen in Warschau und an den Ufern der Weichsel hieher. Bei uns zeigte sie sich zuerst am 17. Juni, in Warschau am 16ten. Sämmtliche Polnische Mannschaften, von denen am 21. Juni 3643 Mann, auf 651 Gallern, sich hier befanden, kamen gesund hier an. Von 1887 Mann, die in dem Zeitraum vom 29. April bis zum 27. Juni Thorn passirt hatten, und hier vom 6. Mai bis zum 7. Juli eingetroffen waren, war auf dieser Strecke keiner erkrankt oder gestorben. Die ersten Erkrankungen unter diesen Leuten kamen unter den Mannschaften dreier Juden vor, die zwischen dem 16. Mai und 7. Juni hier angekommen waren, die eine lange Reise gemacht, und auf derselben von Nässe und Kälte viel

zu erdulden gehabt hatten. Dennoch waren sie schon resp. 14 Tage bis 4 Wochen früher hier angelangt, ehe die Cholera ausbrach, so daß also den Einflüssen der Reise die Krankheit nicht direkt zugeschrieben werden kann, sondern andern Potenzen ihr Dasein verdankt, aber auf einem so günstigen vorbereiteten Boden besser wuchern konnte. Nach ihrer Ankunft lagerten diese Menschen im Außendeiche an der Weichsel, der theils von dieser, theils von Gräben eingeschlossen und durchschnitten ist, im Frühjahr überschwemmt war, und bis zur Zeit der dortigen Lagerung der Flößer nicht ausgetrocknet, sondern noch völlig sumpfig war. Dazu kam, daß gerade diese Mannschaften besonders schlechte Nahrung erhielten, die aus schlechten abgestandenen Fischen, schon halb in Fäulniß übergegangenen Heringen, dünnem saurem Bier, Buttermilch und ähnl. bestand, oder statt derselben eine so geringe Vergütigung an Gelde empfingen, daß sie damit nicht eine bessere Kost anschaffen konnten. Die angeführten drei Mannschaften, welche im sogenannten ersten Außendeiche, vom Ganskruge bis gegen Heubude lagerten, lieferten die mehrsten Erkrankungen, nächstdem die unter ähnlichen Verhältnissen lebenden, im zweiten Außendeiche in der Gegend von Plänendorf, etwas höher an der Weichsel, lagernden. In dieser Gegend währte die Krankheit bis in die Mitte des Juli, wo sie allmählich erlosch, nachdem 109 Personen erkrankt waren. Daß hier freilich mehr Krankheitsfälle unter den Polnischen Flößern vorkamen, als unter den vielen Hilfsarbeitern aus hiesiger Gegend, liegt darin, daß die Polen bei ihrer schlechten Lebensweise mehr Disposition dafür hatten, als unsere im Ganzen besser ernährten und gekleideten Leute, die noch dazu mehrentheils Abends in ihre Heimath zurückkehrten und ein trocknes Nachtlager vorfanden. Aus ähnlichen Gründen erkranken ja auch stets mehr Personen aus den niedern Ständen, als aus den höhern. Daß die Epidemie hier entstanden war, und nicht eingeschleppt sein

konnte, geht daraus hervor, daß diese Leute, schon mehre Wochen hier anwesend, sich im besten Gesundheitszustande befanden, nachdem sie auch auf ihrer Herreise keine Erkrankungsfälle gehabt hatten, und nirgend Cholerakranke hatten antreffen können. — Gleichzeitig mit dem Ausbruche der Krankheit an der Weichsel ging sie auch in die Stadt über, weilte hier aber länger, weil bei der niedrigen Lage der Stadt, bei den engen Straßen mit hohen Häusern, der Luft ein nur wenig freier Durchzug verstattet wird, Luftwechsel also nicht so schnell herbeigeführt werden kann, und krankmachende Emanationen, aus dem Boden entstanden, länger hier stegniren müssen. — Für die Entstehung an dem ergriffenen Orte liefert ferner Praust ein Beispiel, wo troß dem ununterbrochenen lebhaften Verkehr desselben mit der Stadt, troß dem, daß schon im Juni 2 Polnische Flößer dort an der Cholera starben, nachdem sie, um in ihre Heimath zu wandern, Danzig schon krank verlassen hatten, wo dennoch erst in der Mitte des August, also 7—8 Wochen später als in der Stadt, die Cholera bedeutend auftrat, und bis Ende September 29 Erkrankungen statt hatten. Dasselbe Verhältniß fand in Oliva, Pelonken und Glettkau statt, wo bis zur Mitte des August fast gar keine Erkrankungen vorkamen, nun aber während 14 Tagen 125 Personen erkrankten. Hier darf nicht unerwähnt bleiben, daß die 46 in Pelonken Erkrankten fast allein auf die dortige Armenanstalt fallen, in die nur Leute von 60 Jahren und darüber aufgenommen werden, die dort eine, wenn auch gesunde, so doch nur kärgliche Kost erhalten. — Interessant ist ferner das Erscheinen der Cholera in Gr. Lichtenau im Marienburger Kreise. Hier erkrankten ohne nachweisbare Ansteckung, da in der Umgegend keine Cholera herrschte, auch kein lebhafter Verkehr mit Danzig von dorther stattfindet, in den ersten Tagen des August 7 Personen; darauf war sie während 14 Tagen gänzlich verschwunden; gegen das Ende des Monats aber erkrankten

wieder innerhalb weniger Tage 9 Personen. Nun scheint sich aber die epidemische Luftbeschaffenheit, die früher auf dieses einzige Dorf sich beschränkte, eine weitere Verbreitung gewonnen zu haben, denn in dem nahen Dorfe Trappenfelde kamen jetzt vom 27. Aug. bis zum 6. Sept. 14 Kranke an der Cholera vor. Viel beweisend für die örtliche Entstehung ist ferner die Geschichte der Cholera in den Dörfern: Wittstock des Neustädter, Gluckau des Danziger, und Borkau des Stargardter Kreises. Das Dorf Wittstock liegt etwa 2 Meilen von Danzig entfernt, seitwärts von der Straße, die nach Neustadt führt, und hat nur wenige und seltne Verbindung mit Danzig. Dennoch erkrankten hier vom 1. Juli ab in wenigen Tagen, bei einer nur geringen Bevölkerung, 11 Personen, von denen 6 starben. Auch hier ließ sich, nach dem Bericht der an Ort und Stelle eine amtliche Untersuchung vornehmenden Medizinalperson, keine Einschleppung nachweisen. Am 9. Juli hatte die Seuche ihr völliges Ende erreicht, und die Umgegend blieb gänzlich verschont. Das etwa 1½ Meilen davon entfernte Dorf Gluckau, das in einer weiten so sterilen Ebene liegt, daß es nur nothdürftig den eigenen Unterhalt erzeugt, also durch etwaniges Verfahren seiner Produkte fast keine Verbindung mit Danzig hat, blieb völlig frei von der Krankheit, so lange sie in Wittstock herrschte; aber in der Mitte des August, als alle nahe gelegenen Dörfer durchaus des besten Gesundheitszustandes sich erfreuten, trat sie dort sehr verheerend auf, so daß in wenigen Tagen 29 Erkrankungen gemeldet wurden. Auch von hier aus verbreitete sich das Uebel nicht weiter, außer daß in dem nahe gelegenen Ramkau 2 Personen erkrankten. Besonders wichtig ist mir aber mit Rücksicht auf meinen Satz die Cholera-Epidemie in Borkau, im Kreise Stargard. Auch in diesem Falle war der ganze Kreis gesund, kein Cholerakranker in demselben vorhanden, die Einwohner waren nach amtlichen, sehr genau geführten Untersuchungen mit keinem verdäch-

tigen Orte in Verbindung gewesen. Plötzlich erkran
am 7. August der Schäfer auf freiem Felde, der du
seinen täglichen Dienst an seine Heerde gebunden, gen
frei von allem Verdacht einer Ansteckung von ein
andern Orte her sein mußte. Von nun an erkrank
in diesem Dorfe, das vor der Seuche 220 Einwoh
hatte, 42 Personen. Aber mit dem 23. August, a
nach 16 Tagen, wo der letzte Fall vorkam, war i
Krankheit völlig erloschen, und es erkrankte weder
Borkau, noch in der Umgegend, Jemand. — In Gr. K
im Neustädter Kreise war bis zum 29. Juli kein Ch
lerakranker bemerkt worden, obgleich die Seuche
der ersten Woche des Juli in dem nicht weit entfern
Wittstock grassirt hatte. Von jenem Tage an al
kamen hier und in den zunächst gelegenen Ortschaft
viele Erkrankungen vor, die erst mit dem 26. Aug
endigten. Doch verließ die Krankheit auch hier ni
einen bestimmten, nicht sehr ausgedehnten Kreis, u
kam weder von hier aus, noch von dem nahe gelegen
Glettkau z. E. nach Zoppot, obgleich in diesem letzter
Orte ein Bote, der nach Katz gewesen, sogleich na
seiner Rückkehr erkrankte und in wenigen Stund
starb. — In Hela und Heisterneft, das mit der St
in ununterbrochener Verbindung, während des gan
Sommers gestanden hatte, und dessen Einwohner n
mentlich den übelsten Theil der Stadt, wo mehre Flü
in einander münden, besuchen, in den genannten O
schaften war der Gesundheitszustand vollkommen tad
los gewesen, bis erst am 15. Oct., also schon seit d
Wochen, keine Erkrankungen in Danzig mehr vor
kommen waren, hier 21 Fälle sich zeigten. — We
ich nun also die des Weitern bereits angeführten Fä
nochmals kurz zusammenstelle, so spricht für mei
Annahme, abgesehen noch von dem allmähligen Ueb
gehen anderer Krankheitsconstitutionen in die gastri
nervöse, das plötzliche Auftreten der Cholera unter i
Polnischen Flößern, das späte Erscheinen der Krankh
bei ununterbrochenem Verkehr mit inficirten Ort

in Praust, Oliva, Pelonken, Glettkau, Gr. Katz, das plötzliche Erkranken Vieler zu gleicher Zeit in dem mit Danzig in keiner Verbindung stehenden Orte Gr. Lichtenau, in den isolirt liegenden Ortschaften Wittstock, Gluckau, und das plötzliche Erkranken des Schäfers in Borkau, worauf die Seuche in diesem Orte um sich griff. — So wie aber der Cholera mehrentheils gastrische und biliöse Krankheiten voraufgehen, so folgen ihr ähnliche Krankheiten oft auch nach. So folgten ihr bei uns sehr bald Ruhren, die nach kurzer Dauer in gastrische Fieber übergingen, welche letztere theilweise einen sehr bedenklichen Charakter annahmen. Doch bemerkt man diesen Wechsel, diesen Uebergang, diesen Metaschematismus möchte ich sagen, nicht überall. Auch dieses dient als Beweis dafür, daß epidemische Momente die Krankheit verursachen.

2. Ist die Krankheit an einem Orte ausgebrochen, so beschränkt sie sich in der Regel auf einen kleinen Umkreis, so daß häufig nur der Ort allein ergriffen wird, in dem sie sich ursprünglich zeigte. Oft selbst nur auf ein Haus kann die Epidemie beschränkt sein, wenn es erlaubt ist, für ein so beschränktes Vorkommen diesen Namen zu gebrauchen; nennt man aber so ein allgemeines Erkranken an derselben Krankheit an einem Orte, warum nicht auch in einem Hause, wenn der größte Theil der Bewohner desselben einer und derselben Krankheit erliegt. Zwar kamen auch wohl einzelne Fälle in der nächsten Umgegend eines inficirten Ortes vor, besonders aber bei Personen, die den letztern besuchten und dort also der Materie ausgesetzt waren. Auch kann man annehmen, daß zwar die Verderbniß der Luft nicht völlig dem Raume nach beschränkt ist, daß aber in der Umgegend die nöthigen tellurischen Einflüsse mangeln, und daher nur einzelne Individuen mit starker Disposition für das Uebel davon befallen wurden. So erkrankten in den um Praust gelegenen Ortschaften überall nur einzelne Personen, in St. Albrecht 3, in Rostau 2, in Langenau 1, in Rußaczyn 1,

in Glischkau 3. Von Gluckau aus, wo 29 erkrankten, wurden in dem nachbarlich gelegenen Ranckau nur 2 Personen ergriffen; die ganze übrige Umgegend blieb völlig von der Krankheit verschont. In Gr. Lichtenau, wo sie zweimal erschien, blieb sie das erstemal ganz auf diesen Ort, selbst nur auf ein Haus in demselben, beschränkt, ohne daß doch eine Ansteckung zu ermitteln gewesen wäre; beim zweiten Angriffe breitete sie sich nach dem nahe gelegenen Trappenfelde aus. Doch ist in diesem Falle wohl anzunehmen, daß der letztgenannte Ort jetzt ebenfalls Sitz der Epidemie wurde, indem 14 Erkrankungen dort vorkamen. Ein ähnliches häufiges Erkranken ohne epidemische Constitution ist mir sonst nirgend vorgekommen, und es stände also dieser Fall ohne einen analogen vereinzelt da. Von Borkau aus, wo die Seuche von je 5 Einwohnern einen ergriff, verbreitete sie sich gar nicht weiter, sondern blieb einzig auf diesen Ort beschränkt. Eben so ganz örtlich beschränkt war die Epidemie in Wittstock. Wie sehr beschränkt hinsichtlich des Orts die Cholera oft auftritt, zeigte sich auch zu Lessau in Pommern; dieser Ort besteht aus 2 parallel laufenden Straßen, in denen 1400 Menschen wohnen. Von diesen starben im Herbste 1837 77 an der Cholera, und zwar bis auf 2 alle in einer Straße.

3. Hören die zur Erzeugung und Unterhaltung der Cholera-Epidemie nöthigen atmosphärischen und tellurischen Einflüsse auf, so verschwindet sie sehr rasch. Man bemerkt bei ihr nicht, wie bei der Pest, ein allmähliges Zunehmen, eine größte Höhe, und ein allmähliges Abnehmen, sondern stets tritt sie gleich Anfangs heftig auf, läßt zu Zeiten scheinbar nach, so daß man an ein Aufhören derselben denken möchte, steigert sich wieder, und hört endlich plötzlich auf, nachdem oft noch kurz vor ihrem Ende ein schnelles Aufflackern, wie eines verlöschenden Lichts, bemerkt wird. Während ihrer ganzen Dauer im Polizeibezirk der Stadt überschritten die täglichen Erkrankungen die Zahl 20

nur 6mal, sie blieb fast stets zwischen 8 bis 16. Noch am 28. August kamen 8 Erkrankungsfälle vor, an den 3 folgenden Tagen wurde keiner mehr angemeldet, und nur einzelne Fälle kamen noch mit Unterbrechungen vor, bis am 17., 18. und 19. Septbr. wieder 9, 9 und 10 Kranke angemeldet wurden, am 26sten kamen noch 4 vor, und hiemit schloß sie plötzlich ab, da kein fernerer Fall vorkam. In Praust war die zweite Woche des Septbr. die böseste, mit der dritten war die Krankheit ganz erloschen. In Gluckau herrschte sie nur in der zweiten Hälfte des August, um mit dem 1. Septbr. ganz zu verschwinden. So griff sie auch in Glettkau nur während 8 Tagen um sich, und verschwand, um nicht wiederzukehren. Nur 8 Tage reichten auch in Wittstock hin, um ihr ein Ende zu machen. In Trappenfelde dauerte sie vom 27. August bis zum 6. Sept., also 9 Tage. In dem so hart mitgenommenen Borkau tobte sie vom 7. bis zum 23. August, machte also ihre Verheerungen in 16 Tagen ab. — Ist sie aber an einem Orte einmal erloschen, so wird sie durch keine Mittheilung von andern Orten her wieder angefacht, selbst wenn scheinbare Veranlassungen zur Einschleppung stattgefunden hätten. Hiefür zeugen die oben genannten Ortschaften, die nach dem Aufhören der Seuche ihre Verbindung mit andern noch inficirten Orten nicht abbrachen, und dennoch die Krankheit nicht wieder erscheinen sahen. Merkwürdig ist aber besonders folgender Fall. Der Jude Wollberg, der am 14. Juli hier in der Weichsel anlangte, hatte unterweges viele seiner Leute an der Cholera verloren; als er hier ankam, war unter den hier gelagerten Flößern die Krankheit bereits erloschen, und troz der Gemeinschaft, welche zwischen den schon länger hier anwesenden und den eben angelangten inficirten Mannschaften stattfand, brach die Krankheit nicht von Neuem unter den hiesigen aus, und selbst unter den so eben eingetroffenen kamen seit ihrer Ankunft bei uns keine neuen Erkrankungen vor.

4. Sie kann nicht eingeschleppt werden, wenn man den Begriff der Einschleppung so erklärt, daß Kranke oder scheinbar Gesunde, oder selbst Sachen, aus einem inficirten Orte in einen gesunden versetzt, hier die Krankheit erzeugen, und eine allgemeine epidemische Verbreitung derselben veranlassen. Dieses letztere halte ich nämlich für wesentlich zum Begriffe der Einschleppung gehörend. Wenn ein Kranker aus einem inficirten Orte in einen gesunden kommt, so erkranken wohl einige seiner nächsten Umgebungen an der Cholera, wovon ich weiter unten ein Beispiel anführen will; doch bleibt gewöhnlich, fast immer, der Krankheitsheerd in solchem Falle auf ein Haus beschränkt und erlischt in demselben. Es ist aber in der ganzen diesjährigen Epidemie kein Fall vorgekommen, der gegen meine Annahme spräche. Wo man dergleichen etwa muthmaßen könnte, waren schon vor der geschehenen Einschleppung einzelne Erkrankungen vorausgegangen, wovon nachher. Ueberall, wo die Epidemie sich ausbreitete, war sie, wie ich früher gezeigt, selbstständig erschienen. Wohl aber hat mannigfaltige Veranlassung zur Einschleppung stattgefunden, ohne daß die Cholera sich gezeigt hätte. So blieb die ganze Mehrung frei von der Cholera, obgleich diese Gegend durch den zweimaligen Wochenmarkt in steter Verbindung mit der Stadt steht. Daß in Heubude 8 Personen erkrankten, kann nicht gegen mich sprechen, da dieses Dorf dem Entstehungsheerde der Krankheit so nahe liegt, daß es wohl in den Kreis der die Krankheit erzeugenden Umstände gezogen werden muß. Entscheidend für mich spricht aber die Beobachtung, daß in drei entfernt von einander gelegenen Dörfern, in Steegen, Pasewark und Krohnenhoff, in jedem ein Mensch an der Cholera starb. Diese Personen hatten, nach dem Bericht des Kreisphysikus, Neufahrwasser und Danzig besucht, waren krank nach Hause zurückgekehrt und hier gestorben. Dennoch erkrankte weder in diesen, noch in den nächstgelegenen Dörfern sonst

irgend Jemand. Dasselbe Verhältniß findet im Werder statt, derselbe häufige Verkehr, eine ähnliche geringe Anzahl Erkrankter, indem im ganzen Werder nur 23 Personen die Cholera bekamen, und zwar in 10 Ortschaften, so daß also im Durchschnitt auf jede Ortschaft 2 Kranke kommen. In Zoppot ferner kam ein dortiger Einwohner, der nach Katz, als dort die Cholera herrschte, als Bote gesandt war, krank nach Hause und starb in wenigen Stunden. Während der Badezeit räumen bekanntlich die Zoppoter Fischer ihre Wohnungen den Badegästen ein, und wohnen sehr beschränkt in kleinen niedrigen Baracken, die während des Winters dem Vieh einen Aufenthalt gewähren; so auch dieser Mann, dessen eben beschriebenes Krankenzimmer während seiner Krankheit theils aus Theilnahme, theils aus Neugierde, durch eine Menge von Familiengliedern und Nachbarn angefüllt war, die selbst der Arzt nicht austreiben konnte. Dennoch ist sonst Niemand an diesem Badeorte an der Cholera erkrankt, außer mehre Wochen später das Kind eines Badegastes, bei dem aber die gröbsten Diätfehler und Erkältung feststehen. — Als zu Borkau die Epidemie tobte, war die Verbindung mit dem ½ Meile entfernten Kirchdorfe Neukirch nie abgeschnitten, namentlich besuchten die Borkauer an den Sonntagen emsig die Kirche. Dennoch erkrankte weder hier, noch in einem andern der umliegenden Dörfer Jemand. Ein ähnliches aber umgekehrtes Verhältniß fand hier im Jahre 1831 statt, wo Neukirch stark von der Cholera heimgesucht wurde, während Borkau gänzlich von derselben verschont blieb. Gegen die Annahme der Möglichkeit einer unbedingten Einschleppung spricht ferner Praust. Am 21. Juni kam auf seiner Wanderung in die Heimath dort ein kranker Flößer an, und starb am folgenden Tage an der Cholera; derselbe Fall fand am 2. Juli statt, und dennoch folgte diesen beiden Fällen keine weitere Erkrankung, die Dorfschaft erhielt sich gesund, bis erst beinahe vier Wochen später die

Epi-

Epidemie daselbst ausbrach. Ferner: In Schöneberg im Werder starb ein Viktualienhändler, der von Danzig krank zurückgekehrt war; Niemand aber wurde sonst von der Cholera befallen. — Daß Verschleppung die Cholera nicht verbreitet, zeigen auch andere Orte, die jeder Communication ausgesetzt, auf einer großen Straße gelegen, dennoch frei von der Cholera blieben, so im Jahre 1831 Deutsch Crone, das größtentheils von Juden bewohnt, damals einen häufigen Verkehr mit der Polnischen Grenze unterhielt, und wo dennoch kein einziger Cholerafall vorkam. So ist auch in Nowaweß, das in täglichem lebhaftem Verkehr mit Berlin und Potsdam steht, und am Wasser gelegen ist, weder im Jahre 1831 noch 37 irgend Jemand an der Cholera erkrankt.

5. Um an einem bis dahin gesunden Orte durch Einschleppung eine Verbreitung der Krankheit, d. h. eine Epidemie zu erzeugen, müssen an demselben solche atmosphärische und tellurische Einflüsse stattfinden, die schon an sich die Cholera hätten erzeugen können, aber noch eines Zunders bedurften, um zur Flamme auszubrechen. Finden diese Verhältnisse nicht statt, so erkranken vielleicht einige wenige Personen der nächsten Umgebung, aber es findet keine Verbreitung statt. Wie aber unter den eben angegebenen Verhältnissen eine Einschleppung die Cholera hervorrufen kann, davon giebt Tiegenort ein Beispiel. Hier war am 28. Juli ein dem Trunk ergebener Musikus an der Cholera gestorben; am 9. August, also 11 Tage später, erkrankte und starb dort wieder eine alte Frau, 2 Tage später eine Person in Hinterthor, das, wie Neuendorf und Haberkorth, dicht an Tiegenort grenzt, fast damit zusammenhängt. So vereinzelt standen die Krankheitsfälle, als am 14. August die Leiche eines Mannes, der in Danzig an der Cholera verstorben war, dort anlangte, und am 15ten mit vielem Gepränge, unter dem Zulauf einer großen Menschenmenge, dort beerdigt wurde. Nun erkrankten plötzlich in wenigen Tagen 9 Personen,

und zwar mehrentheils solche, die an der Beerdigungs-feierlichkeit Theil genommen hatten, oder mit der Leiche in Berührung gekommen waren. Daß aber nicht diese allein, sondern auch die Constitutio epidemica an dem Erkranken Schuld war, beweisen ein Paar Fälle, wo Personen, die weder bei der Beerdigung, noch bei der Leiche, oder bei einem Kranken gewesen waren, dennoch an der Cholera erkrankten. Jene früher bemerkten Fälle kamen aber nicht bloß in Tiegenort allein vor, sondern auch in den genannten drei kleinen Ortschaften, aus denen mehre Personen bei dem Leichenconduct assistirt hatten. Daß hier nicht die Einschleppung allein die Ursache an dem häufigen Erkranken war, zeigen die schon voraufgegangenen Fälle, ehe noch die Leiche dort anlangte. Ob aber eine so bedeutende Zahl Kranker vorgekommen wäre, wenn man die Leiche nicht hingebracht hätte, ist zu bezweifeln; denn daß diese von bedeutendem Einflusse gewesen, dafür spricht, daß vorzugsweise solche Personen erkrankten, die bei der Beerdigung zugegen gewesen waren, oder mit der Leiche zu thun gehabt hatten.

Bis dahin habe ich mich als Gegner der Contagiosität der Cholera gezeigt, nun aber muß ich

6. auch eine Ansteckungskraft derselben zugeben, die unter Umständen sich nicht verleugnen läßt. Doch muß man diese nur sehr bedingt und beschränkt annehmen. Das einzige unbestreitbare Beispiel der Art, welches in der diesjährigen Epidemie vorgekommen, hat zu Lianowo im Karthauser Kreise sich ereignet. Aus dem genannten Dorfe besuchte nämlich ein Mädchen ihren an der Cholera krank gewesenen Bruder in Danzig. Er war Militair, war am 7. Juli erkrankt, und befand sich am 17. Juli, als die Schwester ihn besuchte, in dem Reconvalescentensaal des Lazareths, zur Heilung äußerer Geschwüre, fern von Cholerakranken. Nach Hause zurückgekehrt, erkrankte dieses Mädchen am 22. Juli, genas aber bald; 4 Tage später erkrankte und starb in demselben Hause ihr Vater,

und nach ihm erkrankten noch 4 Personen in Zeit von 8 Tagen. Doch ist zu beachten, daß die Krankheit nicht das Haus, in welchem sie ausgebrochen war, verließ; daß also hier sämmtliche Erkrankungen von einem Individuo ausgingen, welches entweder durch den epidemischen Einfluß in Danzig, oder auch durch das Zusammentreffen mit einem Reconvalescenten die Krankheit bekommen hatte, ist nicht zu leugnen. Diese Beobachtung möge übrigens auch noch als ein Beweis für die unter 4. und 5. aufgestellten Sätze, die Einschleppung betreffend, gelten.

7. Nachdem ich nachgewiesen, daß zur Erzeugung der Cholera eine eigenthümliche Luftconstitution stattfinden müsse, die wohl theils atmosphärischen, theils tellurischen Ursprungs sein mag; nachdem ich zugegeben, daß auch mitunter eine directe Contagion die Krankheit hervorruft, muß aber auch noch eine bestimmte Disposition des Individui für diese Krankheit angenommen werden. Daß diese Choleradisposition aber viel seltner ist, als z. E. die für Scharlach, Grippe und ähnliche epidemische Krankheiten, lehrt die Erfahrung. Denn an den zuletzt genannten Uebeln, wenn sie epidemisch herrschen, erkranken weit mehr Menschen, als an der Cholera. Diese trifft in ihren ausgebildeten Graden nur solche Personen, die durch Diätfehler im weitern Sinne des Worts, durch schwache Verdauung, eigenthümlich verstimmtes Nervensystem, Gemüthsbewegungen, namentlich Furcht, die erforderliche Anlage in sich tragen. Doch nur wenige Ausnahmen giebt es unter den Einwohnern eines inficirten Orts, die ganz frei von allen Beschwerden wären, und nicht mehr oder weniger unter dem Einfluß der Epidemie litten. Diese weniger disponirten, bei denen die Cholera ihre höhern Grade nicht erreichen kann, leiden nur an einzelnen Symptomen derselben, an Kollern im Leibe, an Diarrhöen, Wadenkrämpfen, profusen Schweißen ꝛc. Doch bemerken wir dieses allgemeine Erkranken nur an solchen Orten, wo die Krankheit quasi als

Epidemie erscheint, in der Atmosphäre also die nöthigen Bedingungen verbreitet schweben. So wird aus Borkau berichtet, daß dort der größte Theil der Einwohner an einzelnen Symptomen krank war, als dort die Epidemie so große Opfer forderte. Bemerkenswerth ist das Erkranken der Einwohner zu Liniewo im Berendter Kreise. Hier litten während mehrer Wochen viele Menschen an Diarrhöen, mitunter mit Erbrechen, die aber nie tödtlich verliefen, auch durchaus nicht der Asiatischen Cholera zugezählt werden konnten. Erst am 12. August erkrankte eine Frau an der ächten Cholera und starb, jedoch ohne daß weitere Todesfälle oder ächte Cholera vorgekommen wäre. Also nur bei dieser Frau war die Disposition für jenes Uebel so stark gewesen, daß der nur schwach vorhandene epidemische Einfluß bei ihr die Krankheit im tödtlichen Grade erzeugen konnte, während bei allen andern Bewohnern die Luftconstitution nur eine sogenannte Cholerine veranlaßte, weil ihnen die nöthige Disposition mangelte.

Nachdem ich nun, die Erscheinungen der diesjährigen Epidemie im hiesigen Regierungsbezirke verfolgend, meine Ansichten über Entstehung und Verbreitung der Cholera asiat. begründet zu haben glaube, halte ich es für nicht uninteressant, aus zwei kürzlich erschienenen Berichten über die vorjährige Epidemie in Baiern Einiges, das innerhalb der Grenzen meiner Aufgabe liegt, mitzutheilen. Bekanntlich blieb Baiern in den Jahren 1831 und 32, als Böhmen und Oesterreich von der Seuche ergriffen waren, ganz von derselben verschont. Erst im Jahre 1836 trat sie im südlichen Tyrol auf, und am 17. August 1836 an der südlichsten Grenze Baierns in dem Flecken Mittenwalde, nachdem schon den ganzen Monat hindurch Ruhren, Diarrhöen und sogenannte Cholerinen dort geherrscht hatten. Zwischen diesem Orte und Tyrol war durchaus keine Verbindung durch Kranke nachzuweisen, und namentlich war die zuerst erkrankte

Person, die Frau eines Holzarbeiters, nicht aus dem Orte herausgekommen. Ihre Wohnung lag am südlichen Ende der durch den ganzen Ort führenden langen Straße, an deren nördlichem Ende schon an demselben Tage ein zweiter Fall vorkam. Die Krankheit währte hier eilf Wochen, es erkrankten von 1800 Einwohnern 145 Personen, und dennoch kamen in der Umgegend nur sehr wenige Erkrankungen dieser Natur vor, obgleich auch hier häufige Diarrhöen eine geeignete Luftbeschaffenheit andeuteten. Es blieb also die Krankheit rein beschränkt auf Mittenwalde, wo auch ihre Entstehung anzunehmen ist. Zu bemerken ist noch, daß erst am 17ten Tage der Epidemie der zweite Erkrankungsfall in demselben Hause vorkam, nachdem 33 Erkrankungen vorhergegangen waren, die alle in eben so vielen Häusern sich ereignet hatten. Es ergiebt sich nun hieraus die selbstständige Entwickelung ohne Einschleppung, und die sehr geringe Contagiosität. Beinahe gleichzeitig mit ihrem Auftreten in Mittenwalde erschien die Krankheit weit von hier entfernt in Altötting, am 22. August, wo ein aus Wien heimkehrender Schiffer daran verstarb, worauf aber dennoch erst am 7. und 15. Sept. einige mit dem Tode endenden Cholerafälle sich zeigten. Auch hier waren im Juni und Juli ähnliche Krankheiten voraufgegangen, wie zu Mittenwalde. Erst am 8. Sept. erschien die Krankheit zu München. Von hier aus dehnte sie sich freilich in der Umgegend mehr aus, so daß ein Kreis von etwa 7 Meilen Durchmesser um diese Residenz herum von der Krankheit behaftet war. Aber weiter griff sie in Baiern nicht um sich, sondern beschränkte sich in diesem Königreiche auf die genannten 3 Orte. Gegen die Möglichkeit der Einschleppung sprechen auch hier zwei amtlich constatirte Fälle; es starben nämlich in Haffnerszell im Unter-Donaukreise in den ersten Tagen des Sept. zwei aus Wien heimkehrende Fischer, ohne daß hier eine fernere Erkrankung der Art vorgekommen wäre; eben so starben in Fischen am Ammersee im Sept. zwei Individuen,

die aus dem Würtembergischen zurückkehrten, ohne weitere Erkrankungen zur Folge zu haben. Es spricht also das Erscheinen der Cholera auch hier für eine Entwickelung an dem betroffenen Orte, für eine sehr geringe und bedingte Contagiosität, für die Unmöglichkeit einer unbedingten Einschleppung, und für ein Beschränktsein auf einen kleinen Umkreis, wenn sie nicht, wie im Jahre 1831, zu einer Weltseuche wird, die gleich dem früheren Erscheinen des schwarzen Todes im Mittelalter, gleich der Influenza in unserm Jahrhundert, den ganzen Erdboden durchwandert.

---

## Nachtrag.

Es wird vielleicht bemerkt worden sein, daß in dem obigen Aufsatze des Kreises Elbing, der ebenfalls zum Danziger Regierungsbezirk gehört, keine Erwähnung geschehen ist. Da ich aber nur nach amtlichen Akten arbeitete, so überging ich denselben mit Stillschweigen, weil kein einziger amtlich angemeldeter Cholerafall hier vorgekommen war, die Polizeibehörde zu Elbing daher von Meldungen dieserhalb an die hiesige Regierung dispensirt war. Zur Ergänzung der früher gemachten Mittheilungen ist aber, glaube ich, folgender in der Stadt Elbing selbst vorgekommener Fall von Interesse. Einer der dortigen Aerzte machte, während bei uns die Epidemie schon anfing nachzulassen, eine Reise hieher, um sich von der Identität der diesjährigen Cholera mit der vom Jahre 1831 zu überzeugen; denn zu Hause fehlte es ihm hiezu an Gelegenheit. Sein von Elbing mitgekommener Kutscher war schon vor seiner Abreise etwas leidend, namentlich an Diarrhöe. Doch befand er sich während seines hiesigen Aufenthalts und auf der Rückreise erträglich wohl. Kaum aber zu Hause angelangt, bildet sich seine Diarrhöe zur exquisiten Cholera aus, und er stirbt in wenigen Stunden. Dieser erste in der Stadt Elbing vorgekommene Cholerakranke blieb auch der einzige, denn es folgten keine weitern Erkrankungen nach, und dieser Ort, der doch ungefähr 20,000 Einwohner zählt, blieb, trotz Contagiosität und Einschleppungstheorie, vollkommen verschont.

Wie sehr dieses Ereigniß für die in meinen obigen Mittheilungen aufgestellten Ansichten spricht, überlasse ich dem Ermessen jedes Unbefangenen.

---

## II.

## Gegen viele ganz überflüssige Worte des Hrn. Dr. Hendewerk einige vielleicht ebenfalls überflüssige von Dr. F. A. Gotthold.

Im December-Heft der Preuß. Prov.-Blätter vom J. 1836 befindet sich von mir auf zwei Seiten ein rein wissenschaftlicher Vorschlag den Gymnasien das Hebräische zu erlassen, ein Vorschlag, worin mit keiner Sylbe irgend ein Stand, noch weniger ein Einzelner, am allerwenigsten Hr. Dr. H. beleidigt wird, dessen vielmehr, wie natürlich, nicht einmal Erwähnung geschieht. Diesen meinen Vorschlag zu prüfen und, wenn man kann, zu widerlegen, steht Jedermann frei. Da der Gegenstand aber ein allgemeiner und wissenschaftlicher ist und weder mit meiner noch sonst einer Person als solcher zu schaffen hat, so wäre es recht gewesen, daß sich auch die Widerlegung in den Schranken der Allgemeinheit und Wissenschaftlichkeit gehalten hätte, in welchem Fall ich sie stillschweigend benutzt, oder, wenn sie so inhaltleer wie die des Hrn. Dr. ausfiel, wenigstens ignorirt hätte. Hr. Dr. H. aber zog (Bd. 17. dieser Blätter, S. 124 ff.) dem wissenschaftlichen Standpunkte den persönlichen, und der ruhigen Prüfung den beleidigenden Angriff vor. Warum? Er bildete sich ein, ich wolle ihm eine Last ohne Vergütung aufbürden, ließ sich zur Unzeit das Reuchlinische Goldstück für jede Hebräische Lehrstunde einfallen, und sah nun in mir den böswilligen Verkürzer seiner Einkünfte. So schritt er denn flugs zum Angriff, und Er also ist der Angreifende, nicht ich. Nun sollte man wenigstens glauben, es stände mir dem Angegriffenen frei, mich, und als Gymnasialdirektor auch die angegriffenen Gymnasien zu vertheidigen; allein Hr. Dr. H. glaubt das keinesweges, sondern hält es für sein Vorrecht anzugreifen ohne auf Gegenwehr zu stoßen; oder würde er mich sonst wohl

(Bd. 18. S. 516) für einen vermeintlichen Repräsentanten und Protektor der Gymnasien erklären? Sie zu vertheidigen bin ich berechtigt, ja verpflichtet. Welche Verpflichtung hat aber wohl der Hr. Dr., sich zum Repräsentanten und Protektor des Hebräischen und des alten Testamentes, deren keines ich angegriffen habe, und außerdem zum Beleidiger der Gymnasien und ihrer Lehrer aufzuwerfen? Fege doch Jeder vor seiner Thür! Der Hr. Dr. wird es also schon ertragen müssen, daß ich, zum zweitenmal von ihm angegriffen, ihn auch zum zweitenmal zurückweise. Wie wenig es übrigens meine Absicht gewesen ist ihm mit meinen Bemerkungen (Bd. 17. S. 417 ff.) wehe zu thun, kann schon der Umstand lehren, daß ich auf die Mittheilung des Hrn. Herausgebers der Prov.-Blätter, eine gewisse Stelle in denselben könne möglicherweise für Hrn. Dr. nachtheilig ausgelegt werden, diese Stelle, obschon ich dazu nicht verpflichtet war, auf das bereitwilligste vor dem Abdruck geändert habe *). Der Dank dafür sind einige gehässige Insinuationen von Seiten des Hrn. Dr., und die Behauptung (Bd. 18. S. 321), ich hätte mir »auf künstlichem Wege Stoff zur Polemik« gegen ihn verschafft. Aber auch nach diesem Danke will ich das Gestrichene nicht wieder herstellen. Eben so wenig kommt es mir jetzt darauf an, Alles wieder ins Grade zu bringen, was der Hr. Dr. abermals möglichst schief gestellt und durch eine nicht zu billigende Polemik verkehrt hat.

Zuvörderst einige Pröbchen, wie gewissenhaft Hr. Dr. H. bei seiner Polemik verfährt. Bd. 17. S. 125

*) Ich bescheinige dies, mit dem Bemerken, daß in dieser Angelegenheit ferner nichts mehr in diese Blätter aufgenommen werden wird. Die gegenwärtige Schrift hat nur als ein Beweis besonderer Achtung, welche ich für Hrn. Direktor 2c. Dr. Gotthold hege, hier Platz gefunden, da auf einen zweiten Angriff eine zweite Vertheidigung gestattet werden mußte. Soll der Streit weiter fortgesetzt werden, so muß ich bitten, hiezu einen andern Ort zu wählen. D. H.

schreibt er von seinen und meinen Ansichten so: »ob»schon in der Hauptsache übereinstimmend, differiren »doch unsere Ansichten über diesen Gegenstand in ein»zelnen Punkten.« So ist's in der That: wir stimmen in der Hauptsache überein, und daher schreibe auch ich (a. a. O. S. 405): »ich finde, daß der Hr. Dr. in der Hauptsache mit mir übereinstimmt.« Aber nun erkannte der Hr. Dr. freilich, daß, wenn wir in der Hauptsache übereinstimmen, seine ganze Polemik über den Haufen fällt, und so entschloß er sich flugs in seiner sein sollenden »Beseitigung« (Bd. 18. S. 320) zu behaupten: »Es ist also keinesweges richtig, wenn »der Hr. Direktor angiebt, daß ich in der Hauptsache »mit ihm übereinstimme.« Und S. 321 hofft er, mir würde »das diametralisch Entgegengesetzte seiner und »meiner Ansicht hinlänglich einleuchten.« Worin besteht aber die Hauptsache? Darin, daß die Gymnasien den Unterricht im Hebräischen ohne Nachtheil für das Studium dieser Sprache, des A. T.'s und der Theologie überhaupt aufgeben können, weil die Universität diesen Unterricht sehr wohl übernehmen kann, wie ich behaupte und der Hr. Dr. bestätigt, wenn er (Bd. 17. S. 153) mit vieler Bescheidenheit in Ansehung seines hebräischen Kollegiums verspricht, »in einem einzigen »halben Jahre mehr zu leisten, als jedes Gymnasium »in zwei bis drei vollen Jahren leistet, so daß die »jungen Theologen das Fakultätsexamen, d. h. das »Examen, welches ich mit ihnen vor der theologischen »Fakultät am Schlusse des ersten Semesters abhalte, »so bestehen, wie es ihnen, mir und der ganzen Fakultät »eine wahre Freude sein muß.« Daß dies freiwillige Eingeständniß dem Hrn. Dr. sehr unbequem war, als er sah, daß er meinen Vorschlag, den er widerlegen wollte, vielmehr bekräftigte, ist begreiflich, wie seine Verlegenheit. Denn widerrief er sein bescheidenes Versprechen, so verschloß er sich selber die schöne Aussicht auf ein mit Reuchlinischen Goldstücken honorirtes Kollegium. Auch wäre es grausam gewesen, sich,

die jungen Theologen und die ganze Fakultät um eine wahre Freude zu bringen. Er strengt also seine ganze Erfindungskraft an und versichert uns, daß »auf so »großen Universitäten wie Berlin der Ausfall des »hebr. Gymn.-Unterr. von einem akademischen »Sprachlehrer gar nicht in einem Semester ersetzt »werden könnte. Dieses kann nur auf so kleinen, »wie unsere Albertina ist, geschehn.« Nun, das nenn' ich noch eine Erfindung! Ein Sprachlehrer kann's in Berlin nicht! Warum nicht? Sind der jungen Theologen zu viele? Der Hr. Dr. scheint keine Kollegia von 200 Zuhörern zu kennen, oder er setzt voraus, daß die jungen Theologen wie Gymnasiasten behandelt werden müssen. Aber angenommen, Ein Sprachlehrer könne das Erforderliche nicht leisten, warum sollen es denn nicht zwei oder drei thun? Hr. Dr. H. geht doch wohl in seiner Bescheidenheit nicht so weit zu glauben, Berlin könne ein Dutzend junger Orientalisten wie Er gar nicht aufbringen?

Wenn wir aber in der Hauptsache auch übereinstimmen, so unterscheiden wir uns doch vielleicht in einer immer noch bedeutenden Nebensache. Hr. Dr. H. versichert es uns allerdings. Seine Meinung sei, das Hebräische solle nur auf kurze Zeit der Universität übergeben werden, ich aber wolle es auf »ewige Zeit« den Gymnasien abnehmen. Nun habe ich zwar nichts von ewigen Zeiten gesagt, vielmehr bestimmt erklärt, daß mein Vorschlag durch die Zeitumstände veranlaßt sei, und habe die jetzige bedrängte Lage der Gymnasien als Grund genannt. Das kümmert aber den Hrn. Dr. wenig: die Bedrängtheit leugnet er, entweder weil er Lust zu leugnen hat, oder weil er nicht begreift, von welcher Bedrängtheit ich spreche, und die Zeitumstände anlangend belehrt er uns, die Gründlichkeit der Wissenschaft, »deren Interesse er als akademischer Docent zu vertreten habe,« frage nicht nach »persönlichen und zeitlichen Nebenrücksichten.« Ich denke aber doch,

nach der Hauptsache, in der wir eingestandenermaßen übereinstimmen, müssen allerdings Zeit und Personen beachtet werden. Auch beachtet er seine eigene Person hinlänglich. Da ich aber doch nach seinem Willen das Hebräische schlechterdings auf ewig aus den Gymnasien entfernen soll und muß; so entlehnt der Hr. Dr. seinen Beweis, in Ermangelung eines bessern, von den Weibern, die es für einen guten Beweis halten, wenn sie dasselbe unaufhörlich wiederholen; denn er bringt sein Ewig Bd. 18. S. 320, 426, 427, 434 und 522 vor, so daß seine Behauptung nun ganz unumstößlich ist. Und gleichwohl kann ich mir im Laufe der Zeiten Umstände vorstellen, unter welchen ich das Hebr. eben so bereitwillig in die Gymnasien zurückführen würde, als ich es jetzt daraus zu entfernen wünsche.

Bd. 18. S. 519 schreibt Hr. Dr. H.: daß ich »unserm großen Luther heimlich grolle.« Ob ich Luthern grolle, kann Jedermann aus meiner am Reformationsfeste gehaltenen und gedruckten Rede ersehen. Und wo steht in meinen Bemerkungen auch nur Eine Sylbe, die Groll gegen Luther verriethe? Auch Hr. Dr. H. hat keine gefunden und läßt sich daher nicht darauf ein eine solche nachzuweisen, nein, wie vieles Andere, so ist auch dieser Groll eine bloße Erfindung seines polemischen Genies. Dr. Luther empfiehlt das Hebräische gegen künftige Feinde der christl. Religion, Spanier, Franzosen, Italiener, Türken, und schließt mit der Aufforderung an die Studirenden: »Et vos ergo dabitis operam, ut hanc quoque linguam discatis, si non pecora campi et indoctum vulgus haberi vultis.« Was Luther zur Zeit der Reformation zu Studenten in derben Ausdrücken sagte, das wendet unser Hr. Dr. 1837 auf die jetzigen Geistlichen auf dem Lande und in den Städten an (Bd. 17. S. 154), während er sich selber, wie der Kaufmann die schlechte Waare, herausstreicht. Diesen Mißbrauch nun, den der Hr. Dr.

von Luthers Ausdruck macht, den tadele ich, und diesen Tadel belegt der Hr. Dr. mit dem Titel des heimlichen Grolls gegen unseren großen Luther und nennt mich (S. 520) »Luthers modernen Bekämpfer.«

Ebenda findet er auch, daß ich »gegen die Gelehrsamkeit polemisire,« weil ich behaupte, große Gelehrsamkeit führe oft die Gefahr herbei, der echten Praxis entfremdet zu werden. Ich fürchte, der Hr. Dr. ist der Einzige, der das nicht weiß. Daß aber Gelehrsamkeit und Praxis mit einander unvereinbar seien, das hab' ich natürlich weder gesagt noch gedacht, vielmehr die widrigen Entstellungen des Hrn. Dr. aus den vorliegenden Proben vorhersehend, bemerkte ich recht ausdrücklich: »Nicht als ob ich davor« (vor dem Arabischen und Syrischen) »warnen wollte »— Gelehrsamkeit und besonders Bildung durch Ge»lehrsamkeit ist stets als ein hohes Besitzthum anzu»sehn.« Thut nichts! ruft der Patriarch, der Jude wird verbrannt, d. h. der Direktor G. polemisirt gegen die Gelehrsamkeit. Was hindert den Hrn. Dr. noch, wenn einmal seine Aufwärterin mit den Worten in sein Zimmer träte: Hr. Dr., es ist Feuer in unserm Hause! ihr entgegenzurufen: Weib, siehest Du nicht, daß ich mit dem Arabischen und Syrischen beschäftigt bin? Polemisire nicht gegen die Gelehrsamkeit. — Jedes Ding zu seiner Zeit und an seinem Orte! so auch Syrisch und Arabisch. Vielleicht denkt der Leser: Ei, das gilt auch vom Scherze. Ich bekenne es; aber darf man eine so langweilige Polemik nicht einmal durch einen kurzen Scherz unterbrechen, zumal wenn er so treffend ist als der obige?

Daß der Hr. Dr. die Gymnasien, die philologischen Lehrer und mich verketzert habe, leugnet er jetzt. Ob nun gleich dies Leugnen mehr ein Akt der Besorgniß als der Reue zu sein scheint, so dürfte es dennoch unsere Rechtfertigung enthalten. Ob aber seine Worte verketzernd sind oder nicht, darüber kann ich dem Leser

die Entscheidung überlassen, wenn er auch nur die von mir (Bd. 17. S. 407 ff.) angeführten Stellen, die keineswegs die einzigen hieher gehörigen sind, nochmals ansehn will. Einem »Nichtachtung unserer Glaubensurkunden und ungerechte Verkennung des hohen Werthes derselben« vorwerfen, dem Philologen das Studium des Hebräischen empfehlen, wodurch er »mit den erhabenen Gedanken des A. T. einiger Maaßen bekannt wird, was ihm mehr Achtung vor der Bibel einflößen wird« und den Gymnasien »Versündigung« zur Last legen und daß sie »das Hebräische als eine werthlose Nebensache gleichgültig und herzlos behandeln und dadurch oft mehr als man glaubt in scientifischer und moralischer Hinsicht schaden,« das nenne ich verdächtigen, verketzern und sich zum Großinquisitor aufwerfen, und wer nennt's anders? Aber der Hr. Dr. hat nicht bloß in seinem früheren Aufsatze verketzert, er schließt auch diesen zweiten mit einer Verketzerung. Denn nachdem er eben ausdrücklich von mir gesprochen, empfiehlt er die »nicht genug zu preisenden Schätze« des A. T., »welche, gehörig erkannt »und erfaßt, ganz dazu geeignet sind, die Menschheit »ihrem erhabenen Ziele, das in dem »»Einen Hirten »und der Einen Heerde«« gegeben ist, würdig und »sicher entgegen zu führen. Darum wollet stets, ihr »Edelsten der Menschen, nach diesem hohen Ziele un»ermüdlich streben, ob auch gewisse Geister solches »Streben bespötteln mögen.« Damit Niemand in Zweifel bleibe, wen der Hr. Dr. zu den gewissen Geistern zähle, hebt er die von mir gebrauchten Worte »Ein Hirt und Eine Heerde« als die meinigen hervor. Und der Beweis meiner Unchristlichkeit? Ich sage: das Hebräische wird vortheilhafter für das Hebräische und die Theologie selbst, vortheilhafter für die Studirenden und vortheilhafter für die Gymnasien auf der Universität als auf den Gymnasien angefangen, und Hr. Dr. H. verspricht dies in eigner Person zur wahren Freude auszuführen. Aber das hilft nichts:

der Direktor. G. ist ein Unchrist und »der Jude wird verbrannt.« Könnte ich jemals das erhabene Ziel verkennen, welches uns der göttliche Stifter unserer Religion gestellt hat, so wollte ich lieber zum Heiden und Zöllner werden als zum Pharisäer; denn von den Zöllnern sagt der Herr: »Sie mögen wohl eher ins Reich Gottes kommen denn ihr,« den Pharisäern aber ruft er ein vielmaliges Wehe! zu und nennt sie Heuchler und spricht: »Du blinder Pharisäer, reinige zum ersten das Inwendige an Becher und Schüssel, auf daß auch das Auswendige rein werde;« und zu Leuten, wie die Ketzermacher neuester Zeit, spricht er: »Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge!« u. s. w.

Bd. 18. S. 437 f. spricht mir der Hr. Dr. genügende Kenntniß des Hebr. ab, um dessen wesentlichen Unterschied von andern Sprachen zu erkennen; denn den wesentlichen verstehe ich natürlich unter dem von dem Hrn. Dr. aus bloßem Widerspruchsgeiste urgirten vollkommenen Unterschied. Ich behaupte noch jetzt: wer die Hebr. Grammatik durchgegangen ist und die Genesis, den Josua und einen Theil der Psalmen gelesen, vorher und nebenher aber Griechisch, Lateinisch, Französisch und Deutsch gelernt hat, der kennt die Eigenthümlichkeiten und Schwierigkeiten des Hebräischen hinlänglich, und kann, wenn er ein Pädagog ist, viel competenter über die Verlegung des Hebräischen von den Gymnasien auf die Universität urtheilen, als Jemand der Ewald, Gesenius und Freitag dreimal und das A. T. zehnmal gelesen hat, wenn dieser Jemand sich alles pädagogischen Urtheils so baar und ledig zeigt, wie der Hr. Dr. H. gethan hat und zu thun fortfährt. Aber sagt der Hr. Dr., ein fremdes Urtheil zu dem seinigen machend: »Dieses Erlernen des Hebr. vor einem Menschenalter, . . . . . wo es mit dem hebr. Gymn.-Unterr. nicht eben erfreulich stand, . . . . . hat gar nichts zu bedeuten.« Der Mann, der mich im Hebr. unterrichtet hat, und dem

Hr. Dr. H. sehr, sehr weit nachsteht, wenn er ihn auch, noch dazu ohne ihn zu kennen, verspottet, ist kein geringerer als G. L. Spalding, ein Gelehrter von seltener Bildung, und der nichts lehrte, worin er nicht Meister war. Solch Absprechen ist eben so anmaßend als lächerlich, und erscheint doppelt verkehrt, wenn Jemand (wie der Hr. Dr. S. 516) sich bloß auf den »Standpunkt der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Interesses der protestantischen Kirche« stellt, um die vorliegende Frage zu beurtheilen, und (S. 520) über mich spottet, weil ich einen Gegenstand, der so vielfache Interessen berührt, nicht von Einem Standpunkte betrachte. Das ist sein Hauptirrthum, daß er rein vom Standpunkte eines protestantischen Zeloten eine Frage entscheiden will, bei der die Religion die Entscheidung mit der Pädagogik, anderen Wissenschaften und Sprachen, der Kunst, dem Staatsinteresse und selbst mit Interessen des bürgerlichen Lebens zu theilen hat. Das Urtheil des schlichten Menschen (Hr. Dr. H. nennt ihn Idioten) halte ich sehr in Ehren und habe mir's mein ganzes Leben hindurch zu bewahren gesucht. Wäre von dieser Schlichtheit in Hrn. Dr. H. auch nur ein Fünkchen, so würde er gespührt haben, daß er wohl thäte das Urtheil über Gegenstände der Pädagogik Andern zu überlassen, sich nicht über Griechische Reden, die seit langer Zeit kein Schüler macht und die niemals gefordert sind und über »Versmacherei« (denn mit diesem Titel belegt er wiederholentlich einen von den Behörden vorgeschriebenen Lehrgegenstand) mit Spott auszulassen, und würde wenigstens, nachdem er von mir auf das Hohe Ministerium und auf F. A. Wolf verwiesen war, seinen Fehler erkannt haben. Zu verwundern ist aber, daß er sich nicht einmal besann, daß auch die Luther und Melanchthone, wie jeder nach Bildung Trachtende damaliger Zeit Verse in den Schulen machten, und zwar gewiß mit zehnfach größerem Zeitaufwande, als es im Friedrichskollegium geschieht.

Wenn ich ferner zu Hrn. Dr. H.'s Aussage, „daß die Gymnasien allgemeine Vorbereitungsanstalten für die Universität sind," bemerke, daß sie noch etwas mehr sind, so findet er, daß dies Mehr auch den höheren Bürgerschulen, ja allen Schulen gemein sei, ich mithin „die Gymnasien mit den höheren Bürgerschulen confundire" (S. 526). O Logik, Logik! wie wirst du mit hebräisch-protestantischen Zelotenbeinen getreten! Sage ich also: Ein Schaaf liefert nicht bloß Wolle, sondern noch mehr, es liefert auch Fleisch, so sagt uns der Hr. Dr., ich confundire das Schaaf mit dem Rindvieh, denn auch das liefere Fleisch. Und ist nicht das Gymnasium schon hinlänglich unterschieden, wenn es als Vorbereitungsanstalt der Universität genannt ward? Ich bekenne, daß man nach dem bisher Mitgetheilten Ursach hat mir's zu verdenken, daß ich mich einem so beschaffenen Herausforderer stelle, und ich thue es in der That mit Widerwillen; allein die Verketzerungen und die Angriffe auf meinen Charakter machen es nöthig, daß ich das Unerläßliche in aller Kürze sage.

Nicht mehr Logik verräth der Hr. Dr., wenn er auf meine Behauptung, die beiden klassischen Sprachen des Alterthums seien die gebildetsten (S. 527), einwendet, „ich sei anderer höchst gebildeter Sprachen völlig unkundig," zu welchen er außer dem Arabischen und dem Sanskrit auch das Englische, Französische und Italienische rechnet. Also weil es mehrere höchst, d. h. sehr gebildete Sprachen giebt, darum soll das Griechische (denn ich will das Lateinische bei Seite setzen) nicht die gebildetste sein? Der Demant ist also auch nicht der kostbarste Edelstein, denn Rubinen und andere Edelsteine sind höchst kostbar. Ob der Hr. Dr. Griechisch und Französisch verstehe, kann man bezweifeln, wenigstens wenn die Nebeneinanderstellung dieser beiden Sprachen den Entscheidungsgrund liefern soll, oder seine Anführung des Cartesius als Beweis der Gebildetheit des Französischen.

Zum

Zum Beweise der höchsten Gebildetheit des Sanskrit fragt er: »über welches griechische Drama hat Göthe ein solches Urtheil gefällt, wie über die indische Sakontala?« Ich denke, Göthe hat über vieles höchst Vortreffliche gar nicht geurtheilt, und was thut es Noth das Griechische Drama oder den Homer oder den Genfersee oder den Frühling zu loben? Doch Frage gegen Frage: Welche Litteratur und Kunst hat Göthe sein ganzes Leben hindurch und in zallosen Stellen so empfohlen als die Griechische? Endlich (denn die Stelle des Hrn. Dr., wie viele bei ihm, sind wahre Raupennester von Schiefheit, Halbheit und Verkehrtheit) hält er es für unmöglich über eine Sprache zu urtheilen, die man nicht studirt hat. Wird er sich's denn abstreiten lassen, daß der Montblanc ein hoher Berg ist, weil er ihn nicht selber gesehn hat? Soll ich nicht sagen dürfen, das Litthauische ist mit dem Sanskrit verwandt, obschon ich das Litthauische nicht näher kenne? Ist nicht die orthe dóxa, d. h. die richtige Meinung, vollkommen so gewiß als das richtige Wissen, wenn dieses gleich seine anderweitigen Vorzüge hat?

S. 434 f. behauptet Hr. Dr. H., ich hätte seine »Gedanken korrumpirt« und ließe ihn fordern, »daß schon die Sextaner Hebräisch lernen sollen.« Das habe ich schlechterdings nicht gesagt, wie Jedermann sehn wird, der nachlesen will, was ich S. 412 geschrieben habe, wohl aber habe ich S. 410 des Hrn. Dr. eigene Worte vollständig angeführt, so daß Jeder erfährt, was der Hr. Dr. fordert. Wendet der Hr. Dr. bei der Auslegung des A. T. dieselbe Auslegungskunst an, wie hier und in andern Stellen gegen mich, so werden seine Schüler gewiß recht viel im A. T. finden, was nicht darin steht. Nicht einmal wenn ich sage: »Mag auch Hr. Dr. H. vielleicht glauben, ich setze das Hebr. mit dem Tanzen u. s. w. in Eine Klasse,« nicht einmal das wird ein vernünftiger Leser so verstehn, als ob ich's für die Meinung des Hrn. Dr.

ausgebe; er ist gewiß der Einzige, der's so versteht, oder vielmehr so verstehn will. Ich lasse es aber bei diesen Proben seiner Auslegung bewenden, obschon sie wenige unter vielen desselben Schlages sind. Doch ein Stückchen der Art darf ich nicht übergehen. S. 523 erklärt er mich für einen Verfälscher, weil ich »ohne Bezahlung« durch die Häkchen für seine Worte erkläre, obgleich sie es ganz und gar nicht seien. In der That, Hr. Dr. H. schreibt (Bd. 17. S. 143) »gar nichts erhalten,« aber vollkommen in dem Sinne von »ohne Bezahlung.« O jämmerliche Kleinigkeitskrämerei und Sündenriecherei! Ich citirte aus dem Gedächtnisse, zwar nicht seine Worte, aber seinen Sinn durchaus getreu.

Angelegen läßt sich's Hr. Dr. H. ferner sein, gegen mich den Verdacht zu erregen, als sei ich ein geldgieriger Mann. Warum? Ich sage: die Preuß. Gymnasien würden durch Entfernung des Hebräischen 10,000 Thaler sparen. Nicht ich will also ersparen oder gewinnen. Er aber hat seine persönlichen Geldangelegenheiten besprochen, den Hebr. Elementarunterricht abgelehnt, wenn er dafür »gar nichts erhalten« soll, ja selbst wenn er »den Proletarierlohn, »wie ihn der Student nun eben zu geben vermag oder »auch nur zu geben Lust hat,« erhalten soll, und hat sich zum Lehrer und zum Honorar empfohlen und Wunder versprochen, und dennoch will er Andere als habsüchtig darstellen!

S. 422 präludirt er, indem er mir den Gedanken beilegt, daß der »hebr. Unterricht auf den Gymnasien »ihnen nicht nur Zeit und Kraft, sondern auch sogar »Geld raube.« Dieses kleine »sogar« nun könnte man für eine Verfälschung halten, für eine Verläumdung, für einen Schlangenbiß, kurz für etwas recht Bösartiges, wenn uns der Hr. Dr. nicht gesagt hätte, daß er auf dem »Standpunkt des wissenschaftlichen

»Interesse der protestantischen Kirche« stehe. Dann folgen S. 429 ein Paar Stellen, die an sich unschuldig sein würden, wenn Hr. Dr. H. nicht sein »sogar« vorangeschickt hätte. Es sei nichts, sagt er, mit den von mir bezweckten Ersparnissen der Gymnasien, »denn als vor einiger Zeit sich einige hundert Thaler »an Ersparnissen in der Kasse des Friedrichskollegiums »vorfanden, wurden sie unter die Lehrer vertheilt.« Ich für meine Person stehe nun zu dieser Geldvertheilung so: Weder diese noch andere Geldvertheilungen sind von mir ausgegangen, sondern bald habe ich darauf angetragen die jährlichen Ersparnisse zur Befriedigung dringender Bedürfnisse der Anstalt zu verwenden, bald, wenn die Behörde dies für unthulich hielt, habe ich zu den von anderer Seite zur Remuneration vorgeschlagenen Lehrern andere hinzugefügt, und dadurch natürlich meine eigene Remuneration geschmälert. Vor einigen Jahren wurde mir von der Behörde eine jährliche Zulage von 100 Thalern dekretirt (denke der Hr. Dr., kein Proletarierlohn, sondern schöne, runde 100 Thaler Jahr aus Jahr ein!) aber unter der Bedingung, daß ich Vorschläge zur Erhöhung des Schulgeldes machen solle. Ich lehnte die Erhöhung des Schulgeldes ab, und erklärte mit der Zulage zufrieden zu sein, wenn sie erspart würde, und darauf zu verzichten, wenn sie nicht erspart würde. Sollte dem Hrn. Dr. das unglaublich vorkommen, so wird er das »Faktische« von dem Königl. Provinzial-Schulkollegium erfahren können. Schmeckt das nun nach »sogar?« — Ebenda und S. 430 schreibt der Hr. Dr.: »Für die Bibliothek des Friedrichskollegiums kann »auch nichts durch Abschaffung des Hebr. erspart »werden; denn wenn ein Gymnasium so viel Geld »hat, daß es Werke, wie die critici sacri, die wahr»haftig kein Gymnasialbedürfniß erheischt, für seine »Bibliothek anschaffen kann, so wird wohl das vom »Hebr. ersparte Geld anderweitig aufgehen müs-

15 *

»sen, wenn es nicht der Staat wieder einziehn soll.« Vorläufig bitte ich den Leser nicht zu übersehn, daß der Hr. Dr. anderweitig und müssen durch gesperrten Druck hervorhebt, also etwas Besonderes damit sagen will. Was, wird der Leser nicht errathen, ich will es ihm aber nachher mittheilen. Daß ein auf dem »Standpunkte des Interesse der protest. Kirche« stehender Universitätsdocent gegen die Anschaffung der Critici sacri von Seiten eines protestantischen Gymnasiums protestirt, ist eine Erscheinung, die wohl ihres Gleichen sucht, zumal da das wegen der Anschaffung befragte Königl. Provinzial-Schulkollegium dieselbe ausdrücklich genehmigt hat. Sollen wir annehmen, wozu ich nicht geneigt bin, der Hr. Dr. kenne die Critici sacri nicht und bilde sich ein, sie seien eine Sammlung von Varianten der Lesart? Für den Nichttheologen bemerke ich, daß die Critici sacri in 9 auf feines Papier sehr enggedruckten starken Großfoliobänden die vorzüglichsten Ausleger des A. und N. T. aus dem 16ten und zum Theil 17ten Jahrhundert nebst einer Anzahl Abhandlungen enthalten, und daß sie drei verschiedene Ausgaben erlebt haben, von denen der Bibliograph Ebert die (von uns angeschaffte) Amsterdamer für die vorgezogene erklärt. Diese Ausgabe verkauft Weigel in Leipzig für 45 Thaler, fügt aber noch eine Sylloge in 2 Bänden hinzu; ich aber habe sie zu einer Zeit, wo die Kasse des Friedrichskollegiums die Ausgabe nicht bestreiten konnte, hier in Königsberg vom Antiquar gegen Quittung für 20 Thaler gekauft, um sie der Bibliothek des Friedrichskollegiums einzuverleiben. Sie wurde in meiner Behausung in einen Winkel gelegt, um bei erfolgender Erstattung meiner Auslage abgeliefert zu werden. Theils aber war wiederholentlich kein Geld vorhanden, theils kam mir das Buch aus dem Gedächtniß. Als ich wieder darauf stieß, waren Jahre verflossen und eine kollegialische Anschaffung der Bücher eingetreten.

Wem gehörte nun das Werk? Meinem Einkaufe nach dem Friedrichskollegium, und in so fern es noch nicht bezahlt war, mir. Unter diesen Umständen schien es mir gerathen, das Werk wieder zu verkaufen, wenn sich hier ein Liebhaber fände, denn es ganz zu vermissen, hielt ich für einen Verlust. Das höchste Gebot betrug aber nur 18 Thaler, und als ich's Jemand zustellte, der Lust zum Kaufe zu haben schien, aber zu lange zögerte, brach ich die Unterhandlung ab, und schlug nun den Weg ein, den ich vielleicht gleich hätte einschlagen sollen. Nach dem Geschäftsgange hätte ich zwar den ganzen Hergang in der Lehrersitzung vorzutragen gehabt, und ich zweifle keinen Augenblick, meine Auslage würde mir erstattet sein. Aber konnte ich gewiß sein, daß nicht Einer und der Andere seine Zustimmung wider seine Ueberzeugung und bloß aus Gründen der Billigkeit gab? So trug ich Bedenken und that, was ich noch jetzt für das richtige halte. Ich trug dem Königl. Provinzial-Schulkollegium die Sache ab ova vor und fragte an, ob dasselbe die Anschaffung genehmige, und sie ward genehmigt. Daß Jemand in meinem Verfahren eine böswillige Umgehung der kollegialischen Berathung finden würde, das war mir vorher nicht eingefallen, doch trat dieser Fall ein. Und so vermuthe ich denn, wenn Hr. Dr. H. schreibt: es »wird wohl das vom Hebr. ersparte Geld anderweitig aufgehn müssen,« er wolle sagen: Wenn auch irgend etwas erspart wird, so weiß es der Direktor Gotthold in seine Tasche abzuleiten. Ist nun meinerseits irgend etwas hierbei versehn, so imputire mir's der Leser immerhin, aber daß mich Jemand der Habsucht anklagen werde, von der Besorgniß bin ich, Gott sei Dank! frei.

»Die Gymnasien,« sagt ferner der Hr. Dr. S. 430, »ersparen dadurch gar nichts,« nämlich durch Aufhebung des hebräischen Unterrichtes, und S. 431: »daß immer das Resultat ist, die Gymnasien ersparen

nichts.« Daß der hebr. Unterricht Geld kostet, versteht sich von selbst, und zum Ueberfluß gesteht es auch der Hr. Dr. ein, wenn er Bd. 17. S. 124 des Zeit- und Kostenaufwandes des hebr. Unterrichtes der Gymnasien gedenkt. Nun sollte man denken, erspart man eine Ausgabe, ohne daß dafür irgend eine andere eintreten muß, so finde hier eine wirkliche Ersparniß statt. Gewöhnt sich z. B. Jemand den Tabak ab, so denk' ich, er erspart das Geld und kann es nun weglegen oder etwas anderes dafür kaufen. Das giebt Hr. Dr. H. nicht zu, sondern, wenn die Behörde sich bewogen fühlt eine Ersparniß zur Remuneration der Lehrer zu verwenden, die, zum Theil mit Weib und Kind, eben so gut das Bedürfniß haben zu essen und zu trinken, als ein unverheiratheter Universitätsdocent, und vielleicht durch ihre Tüchtigkeit die Ersparniß erst herbeigeführt haben, so bespöttelt er das, umgeht den herkömmlichen Ausdruck der Remuneration und spricht (unter etwas verdächtigen Wendungen) bloß von einer Geldvertheilung, und hernach von einem versteckter Weise immer eingezogenen Honorar.

Behauptet nun Hr. Dr. H., »die Gymnasien ersparen nichts,« so ist es ganz klar, daß er auch leugnen muß, die Preuß. Gymnasien würden durch Aufhebung des hebr. Unterrichtes 10,000 Thaler ersparen. Zu diesem Leugnen berechtigen ihn, außer seinen früheren Scheingründen, zwei neue Scheingründe, einmal, daß ich im Ekel vor der Polemik gegen solches Geschwätz einen Rechenfehler beging, sodann, daß ich nicht von jedem einzelnen Gymnasium angeben kann, wie viel es erspare. — Ein Rechnungsfehler ist und bleibt ein Fehler und soll nicht gerechtfertigt werden, doch läßt er sich entschuldigen. Meine Behauptung der Ersparniß von 10,000 Thalern in runder Summe bleibt aber dennoch wohlbegründet. Der Lehrer des Hebräischen an einem Gymnasium unserer Provinz von mittlerem Etat, erhält für jede Stunde in der

Woche jährlich 29¹/₁₁ Thaler. Lassen wir den Bruch großmüthigerweise fallen, so erhält der Lehrer für 4 hebr. Lehrstunden in der Woche 4 mal 29, d. h. 116 Thaler. Ersparen nun die 110 Preußischen Gymnasien 116 mal 110, d. h. 12,760 Thaler (denn Gymnasien, die den Lehrer des Hebräischen mit mehr als 640 Thaler besolden, würden jährlich mehr als 116 Thaler ersparen, die aber, welche ihn mit weniger als 640 Thalern besolden, würden weniger sparen), so urtheile jeder Unbefangene, ob nicht eher über 10,000 Thaler als darunter erspart werde. Von runden Zahlen hat der Hr. Dr. keinen Begriff, sondern nennt sie Hocuspocus, und muß daher auch die Angaben des Astronomen, Geographen und besonders des Statistikers als Hocuspocus verspotten, wenn diese ihm die Entfernungen nicht bis auf einen Zoll, oder die Wiederkehr eines Kometen bis auf die Minute, oder die Bevölkerung bis auf Eine Seele angeben können. Statistischer Natur ist aber gerade die obige Angabe von 10,000 Thalern. Giebt nun der bisherige Lehrer des Hebr. wöchentlich 4 Stunden weniger, so kann die Behörde bei eintretender Vakanz die Stelle um 116 Thaler vermindern und diese Summe sparen, d. h. zur Befriedigung anderer Gymnasialbedürfnisse anwenden, oder sie kann jenem Lehrer etwa 3 andere Stunden geben und drei anderen Lehrern 3 Stunden abnehmen, so daß ihnen der Unterricht erleichtert wird, und sie die gewonnene Zeit auf Korrekturen oder in sonst einer für die Schüler nützlichen Weise verwenden. Kann nun der Hr. Dr. hier nichts von Ersparniß finden, gut so stimme er unter Freudensprüngen wieder sein obiges Lied von der Million an. Zu sagen, da die Lehrer nicht das Gymnasium seien, wohl aber die Schüler die Hauptsache seien, so sei es keine Ersparung, wenn eine Summe den Lehrern zu Gute komme (S. 423 und 430), heißt nicht begreifen, daß dasjenige, was einem wesentlichen Theile des

Ganzen zu Gute kommt, auch eben dadurch diesem Ganzen zu Gute kommt. Sapienti sat.

Von dem von mir (Bd. 17. S. 411) beispielsweise erwähnten »Mißgriff im Lesestoff« leugnet Hr. Dr. H. das »Faktische.« Da ich Niemand genannt oder angedeutet habe, so braucht sich Niemand der Sache anzunehmen, und es steht Hrn. Dr. H. frei den Mißgriff als reine Fiktion anzusehn, obwohl er wirklich ein ganz bestimmtes Faktum ist.

Bd. 18. S. 521 leugnet Hr. Dr. H. daß er »im Gegensatz zu den Gymnasien« vom geweihten Boden der Universität gesprochen habe, und findet nun auch die Gymnasien heilig, wiewohl weniger. Er hat aber wirklich jenen Gegensatz angedeutet, und zwar schon von vorn herein. In meinen Bemerkungen (Bd. 17. S. 407 ff.) habe ich eine Stelle des Hrn. Dr. aus Schonung ganz unberührt gelassen, eine Stelle, in welcher sich der bescheidene Docent, von seinem Hebräischen-, Syrischen und Arabischen erwärmt, (Bd. 17. S. 143) so äußert: »Der (hebr.) Elementar»Unterricht ist für den höher gebildeten Docenten viel »lästiger als für den eingeschulten Lehrmeister,« d. h. Gymnasiallehrer. »Höher gebildeter Docent!« Eingeschulter Lehrmeister! Ich frage, ob hier ein Gegensatz, und zwar ein recht widriger Gegensatz ist oder nicht. Ein Docent des Hebräischen, Arabischen und Syrischen (ich nehme an, Hr. Dr. H. verstehe diese drei Sprachen gründlich, denn gewiß weiß ich's nicht) kann sehr leicht ein höchst einseitig gebildeter, ja sogar ein ungebildeter Mensch sein, was bei einem philologischen Gymnasiallehrer zwar noch möglich ist, aber doch nicht leicht vorkommen kann, da er sich außer den Bildungsmitteln der Geschichte, Philosophie, Religion und der neueren Sprachen sein Leben lang mit den Gebildetsten der Griechen, Römer und Deutschen beschäftigt. Manchen habe ich

ein Doktorexamen taliter qualiter bestehn sehn, der im Oberlehrerexamen durchgefallen wäre. Dieser Gegensatz nun liegt dem ganzen Aufsatze des Hrn. Dr. zum Grunde. Die fraglichen Worte selber lauten (Bd. 17. S. 145): »Das Gymnasium muß jeden »seiner Zöglinge so vollständig ausbilden, daß er, »wenn er den geweihten Boden der Universität betritt »und in die heiligen Räume höherer Wissenschaft ein»geht« u. s. w. — Wenn nun nach dem Widerruf des Hrn. Dr. auch die Gymnasien heilig sind und ihr Boden geweiht ist, so tritt der Zögling vom geweihten Boden des Gymnasiums und aus den heiligen Räumen der Gymnasialwissenschaft auf den geweihten, ja noch geweihteren Boden der Universität und in die heiligen, ja noch heiligeren Räume der höheren, nämlich der Universitätswissenschaft. — Nicht wahr, das nimmt sich recht hübsch aus? Ist aber auch wohl Ein Leser, der nicht sähe, der Hr. Dr., nachdem er die Gymnasien, die Philologen und mich genügend herabgesetzt und verketzert hat, wolle sich selber auf dem geweihten Boden und in den heiligen Räumen mit einem Heiligenscheine krönen und uns so recht gründlich imponiren? Die Kirche und der Staat, sagt er, sind heilig. Warum nicht? wir haben aber auch beide schon sehr unheilig gesehn. Ja, entgegnet er, ihr »eigentliches Wesen« bleibt dennoch heilig. — Will man das Wort heilig nicht in einem flachen Alltagssinne brauchen, so ist es durchaus auf Reinheit der Gesinnung zu beziehn, und darum finde ich das Heilige nicht minder in der Dorfschule, als im akademischen Hörsaale, wenn in beiden die rechte Gesinnung herrscht; ein höherer Grad von Gelehrsamkeit giebt aber schlechterdings keine größere Heiligkeit, und wer das glaubt, der bedenke, daß Jesus seinen Jüngern auf die Frage, wer der Größeste im Himmelreich sei, antwortet: »Wahrlich, ich sage euch:

es sei denn daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.«

Soll ich nun auch noch widerlegen, was der Hr. Dr. über die Herabik sagt, so wie über die Sirenenstimmen, die verruchten Philologen, mein Beharren bei dem Ausdruck philologische Lehrer des Hebräischen, den Unterschied königlicher und städtischer Gymnasien und meine Erklärung, die ganze Last aller seiner Verketzerungen der Gymnasien, der Philologen und meiner Person auf sein Haupt zu werfen? Wer das Gesagte mit einiger Aufmerksamkeit liest, erläßt mir die Widerlegung und würde mir wohl auch die größere Hälfte des Gesagten erlassen.

Daß ich nun meine Gründe für die Entfernung des Hebr. aus den Gymnasien jetzt für eben so gültig, ja für noch gültiger halten muß als zur Zeit, wo ich sie niederschrieb, das liegt am Tage. Wenn ein Mann einen Vorschlag thut, der sein Fach betrifft, wenn Erfahrung und reifliche Erwägung diesem Vorschlage vorangegangen sind, so ist es ganz unmöglich, daß Einwendungen, welche zugleich an Unkunde, Egoismus und böswilliger Polemik leiden, den geringsten Eindruck auf ihn machen, und eben so wenig der Spott, wenn Jemand fähig ist ihm »das Gefühl der Untrüglichkeit und Unübertrefflichkeit« beizulegen.

Man wird sich nicht leicht entschließen den Gymnasien das Hebr. zu erlassen, obschon man die Gültigkeit meiner Gründe einsehn wird, hauptsächlich weil Aenderungen, die irgendwie mit der Religion in Verbindung gebracht werden können, den Ignoranten, Zeloten und Heuchlern eine willkommene Waffe zur Verketzerung in die Hand geben. Ich bin dieser Waffe unverzagt entgegengetreten, ohne eigenen Vortheil zu bezwecken, vielmehr rein im Interesse der Gymnasien, des Staates, der Religion, der Wissenschaft, der Hu-

manität, und das, schmeichle ich mir, verdient einige Anerkennung.

So weit über und gegen Hrn. Dr. H. Jetzt, mit Erlaubniß, noch ein meinen Rechenfehler angehendes Wort zu mir selber. Du hast oft gesehn, daß Leute, welche gefallen sind, zuerst aufstehn und dann die Stelle betrachten, wo sie gefallen sind. Aufgestanden bist nun auch du sogleich; da du weder Schaden genommen, noch dir weh gethan hast; betrachte nun auch die Stelle und forsche nach dem Stein des Anstoßes. Hast du etwa das Ansetzen eines Regeldetrie Exempels vergessen, wie dir zur Last gelegt wird? — Gewiß nicht. — So bist du wohl in großem Zorn gewesen, wie dir ebenfalls zur Last gelegt wird, so daß du deiner gesunden Sinne beraubt warest? — Auch das nicht; denn ich empfand zwar Zorn, aber nur den moralischen über die Verketzerung und die widrige Polemik. — Aber was ist denn sonst die Ursach? — Geringschätzung des unwürdigen Angriffes und Widerwillen gegen denselben während der Widerlegung. — Aber ist das recht? — Das will ich nicht sagen, aber doch natürlich. Ich würde mir diese Nachlässigkeit vor dreißig Jahren vielleicht verziehen haben, jetzt aber, wo ich mein 61stes Lebensjahr angetreten habe, zürne ich mir; denn von wem soll man Besonnenheit fordern, wenn man sie bei Greisen vergebens sucht? — Aber bist du nicht auch verdrießlich über den Zufall? denn bloßer Zufall ist doch eigentlich jener Rechenfehler. — Nein: eine verdiente Strafe muß geduldig ertragen werden, zumal da die Nemesis oder die göttliche Schickung auch den Zufall nicht bloß zu unserer Strafe, sondern auch zu unserer Besserung benutzen will; und ich verdiente die Strafe doppelt, einmal für meine Nachlässigkeit, sodann für meine Erklärung, aus den Bemerkungen des Hrn. Dr. H. nicht das mindeste lernen zu können, und für meine ausdrückliche Aufforderung mich zu belehren. Nun ist zwar aus all seinem Geschreib in

seinen beiden Aufsätzen wirklich nichts zu lernen; aber muß gleich alles gesagt werden, weil es wahr ist? Ey war es denn ganz recht, daß ich einen Bock schoß und dafür ausgelacht werde. — Ist aber nicht wenigstens dies Lachen verdrießlich? — Ich habe zwar nie lachen können, wenn ein Erwachsener fiel; aber daß die eigenthümlichen Wendungen der Fallenden oft lächerlich sind, das kann ich nicht leugnen. Fallen wir also, und es verzieht Jemand die Miene zum Lachen, so denke ich, das sei leicht zu ertragen. Schlägt freilich Jemand ein lautes Gelächter auf und ruft: He, Alter! du hast das Podagra (hast die Regeldetri vergessen)! oder: he, Alter! du bist betrunken (kannst vor Zorn nicht rechnen)! und wirft er einem dies wiederholentlich vor, dann fühlen wir uns durch Verachtung. Sehn wir aber vollends diesen Spötter selber keinen graden Schritt thun, sondern unaufhörlich straucheln und fallen, dann sollen wir eher Mitleid als Verdruß fühlen.

Königsberg, den 3. Januar 1838.

Dr. F. A. Gotthold.

---

## III.

# Kirchengeschichte der Stadt Konitz.

Von N. G. Benwitz.

(Fortsetzung.)

§. 10.

Trotz der vom Könige Sigismund III. der evangel. Gemeine zu Konitz im J. 1623 ertheilten Erlaubniß, ihre 1620 auf dem Markte angelegte Kirche frei gebrauchen zu dürfen — wie im 6. §. angezeigt wurde — protestirte dennoch der Präpositus Dorengowski [28]) im Namen des Erzbischofes von Gnesen, in Gegenwart mehrer Edelleute und Landboten, gegen die Stadt, und beschwerte sich über dieselbe, als hätte sie das Königl. Rathhaus, wo der Adel des Schlochauischen Bezirkes das Landgericht hielt, und die Gerichtsbücher in Verwahrung hätte, zu ihrem besonderen eigenen Nutzen gebraucht, unter dem Vorwande einer fremden und neuen Religion, zum höchsten Nachtheil des Glaubens, wie nicht minder zum Schaden der Pfarrkirche und des Adels. Solche auf dem hiesigen Rathhause gethane Protestation gab er am 8. Nov. 1623 bei dem Schloch. Stadtgerichte schriftlich ein, in welcher er auch wegen des neuen Kirchhofes und der zur Beisetzung der Leichen darauf gebauten Kapelle Erwähnung that, und zugleich dem Erzbischofe davon Nachricht ertheilte, welcher deshalb den Schlochauischen Amtshauptmann Johann Weyher, in einem am 3. Januar 1624 abgefaßten

28) Im hiesigen Rathsarchiv befinden sich 115 Urkunden über das evangel. Kirchenwesen, und 87 über die Pfarrkirche, von denen der größere Theil wohl den Streit mit der kathol. Geistlichkeit im 17. und 18. Jahrh. enthalten wird, ungerechnet die dort auch befindlichen 84 Dokumente über den Streit mit den hiesigen Jesuiten, und die 124 Dok. über den Streit mit den hies. Augustinern, worüber im 11. u. 12. §. eine Schilderung erfolgen wird.

Briefe, inständigst bat, er möchte dieses Werk wegen Erbauung einer Kapelle — die er Synagoga nennt, — hindern. Solches konnte zwar, wegen der vom Könige erhaltenen Freiheit, nicht geschehen, jedoch ließen zwei Mitglieder des Raths dieses Gebäude, welches sie auf ihre Kosten hatten aufrichten lassen, das Jahr darauf abbrechen, und die Materialien davon, nach dem mit Dorengowski 1625 errichteten Vergleiche, an denselben halb verkaufen und halb verschenken.

Auch nachdem dieser die Georgenkirche und Spital 1618 erhalten hatte, wie im 5. §. gemeldet wurde, machte er sogleich mannigfaltige Forderungen an die Stadt, wegen der zu derselben gehörigen Einkünfte, verglich sich aber nachher mit dem Rath. Auch hatte er 1617 das Meßkorn gefordert, und verlangte 1624 in seiner Klage ein Verzeichniß der Kirchengüter wie auch die missalia, decimas pecuniarum, confessionalia, und noch viele andere Sachen mehr, verglich sich aber am 6. August 1626 mit der Stadt, und somit hörte aller Streit wegen der Einkünfte u. s. w. dieser Kirche gänzlich auf. Sonst hinderte Niemand weiter die Evangelischen in ihrem auf dem Rathhause eingerichteten Gottesdienste, worüber der oft genannte Erzbischof an den Amtshauptmann einen Klagebrief erließ.

Inzwischen wollte Dorengowski den Predigern der ev. Gemeine Etwas anhaben, und denselben nicht zugestehen katholische Leute zur Beichte und Abendmahl anzunehmen. So z. B. untersagte er solches in einer besonderen Inhibition einer kathol. Magd, die einen Evangelischen heirathen und zu dessen Kirche übertreten wollte. Mit der Stadt verglich er sich aber 1626, wegen der mit derselben gehabten Weiterungen in Kirchensachen, und hob die am Kön. Hofe deshalb geführten Prozesse gänzlich auf, und es wurde dieser Vergleich späterhin, im J. 1635, vom Erzbischofe von Gnesen bestätigt. Er lebte seit dem erwähnten Vergleiche bis an seinen Tod, welcher 1625 erfolgte,

mit der Stadt in steter Verträglichkeit, die nun im Genusse ihrer Religionsfreiheit verblieb.

Diesen ruhigen Zustand mißgönnte aber der ev. Gemeine sein Nachfolger Johann Banner, daher er anfänglich von derselben viel Nachtheiliges aussprengte, um die Großen gegen sie einzunehmen und anzureizen; ja er ließ sogar 1637 in die Schloch. Stadtbücher eine verfängliche Protestation gegen sie einrücken, als hätten sie viele Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken begangen, ihre Priester verfolgt, hinter den Kirchendienern hergerufen, sie mit Steinen geworfen, die Fenster der Pfarrkirche eingeschlagen, die Kirchenthüren mit Aexten erbrochen, und die Geistlichen nicht nur verächtlich behandelt, sondern sich auch mit Schlägen an ihnen vergriffen. Diese ungegründeten Beschuldigungen widerlegten die Evangelischen sofort in einer zu Schlochau eingelegten Gegenprotestation deutlich und nachdrücklich, so daß man ihnen nichts anhaben konnte. Die Anzahl ihrer Mitglieder vermehrte sich, so daß der Landmann von den benachbarten Dörfern sich hier zur Kirche, Beichte und Abendmahl hielt, die Kinder von den hiesigen Predigern taufen, sich selbst aber trauen und begraben ließ. Hierdurch entging nun den kathol. Dorfpfarrern viel von ihren Einkünften; besonders mußte es den Pfarrer in Neukirch, Johann Magnußewski, getroffen haben, weil er sich bei dem Konsistorium in Kamin beschwerte, und den hiesigen Prediger Georg Melchior Gerheuser 1639 d. 21. April dahin vorladen ließ; als dieser aber dort nicht erschien, forderte er ihn und seinen Kollegen, Valentin Lycäus, vor das Burggericht nach Schöneck, und klagte über beide, daß sie eine zu Neukirch verstorbene Magd auf ihrem Kirchhofe hatten begraben lassen, von welcher Klage sie das Gericht frei sprach, doch auf die von dem Gegner eingegebene Appellation, selbige an das Tribunal zu Peterkau verwies; dagegen die Abgeordneten der Stadt, welche ohne dieses schon die exceptionem fori bei-

gebracht hatten, feierlich protestirten, und dem Instigator Officii sammt dem Kläger eine Ladung vor das Königl. Hofgericht legen ließen. Dahin gedieh aber die Sache nicht, weil sich der Präpositus deshalb mit den Evangelischen in einem Kontrakte am 9. August 1639 verglich, und den Prozeß nebst seiner vormals bei dem Stadtgerichte zu Schlochau den 7. Sept. 1639 eingereichten Protestation aufhob. In diesem Vergleiche stand er den ev. Predigern zu, den Leuten ihrer Konfession aus seiner Parochie die Sakramente zu reichen, die Kranken daselbst zu besuchen, Eheleute zu trauen und die Verstorbenen zum Grabe zu begleiten, und machte sich auch darin verbindlich, die Prediger vor kein geistliches oder weltliches Gericht — es habe Namen wie es wolle — künftig vorzuladen, sondern, bei entstehendem Mißverständniß, sie vor ihrem foro competenti, dem hiesigen Magistrat, zu belangen. Nach diesem trat nun völlige Ruhe ein, und aller Streit mit der kathol. Geistlichkeit hatte ein Ende [29]).

Diese Ruhe aber suchte der damalige Pleban von Prechlau und Borgeland, Georg Hinz, zu unterbrechen, indem er die beiden ev. Prediger, Georg Stephani und David Spilenberger, vor das Burggericht zu Schöneck 1672 ausladen ließ, und des-

29) Auch hatte er die Stadt vor dem Schlochauischen Schloßgerichte 1639 belangt, wegen verschiedener Sachen, die der Pfarrkirche ehemals zugehört haben sollten, verglich sich aber am 9. August dess. J. mit derselben. Im J. 1652 verlangte er, zur Ausbesserung der Pfarrkirche, Holz, Ziegel u. s. w. vom Rath, begnügte sich aber mit dessen abschlägender Antwort. Nachdem im allgemeinen Brande, am 18. Decbr. 1657, auch die Pfarrkirche und Pfarrwohnung ausgebrannt war, versuchte er, zum Ausbau beider Gebäude, von der Stadt Etwas zu erlangen, welches aber fehlschlug, obwohl er dieselbe vor den Pomerellischen Woiwoden forderte. — Dieses Alles geschah 1660 u. 61. Zuletzt gab ihm die Stadt aus freiem Willen, nach einem am 20. Novbr. 1671 eingegangenen Vergleiche, 5000 Ziegel und eben so viele Dachpfannen, und der Streit war beendiget.

deshalb belangte, weil sie, zu merklicher Verringerung seiner Einkünfte, seinen eingepfarrten Leuten die Sakramente gereicht, sie nebst noch vielen andern in ihre Kirche gelockt, Kinder aus seinem Kirchspiel getauft, und ihm damit großen Abbruch gethan hätten. Es ward aber dieser Streit in Güte beigelegt, so daß weder dieser erwähnte Pleban, noch der hiesige Präpositus Banner unsere ev. Prediger weiter beunruhigten, sondern letzterer mit denselben friedlich lebte, und Niemand aus der Gemeine der Religion wegen zu gefährden suchte. Er starb 1675, und nach seinem Tode und einige Jahre nachher hatten sich die Evangelischen eines ungehinderten Gottesdienstes zu erfreuen, weil der neu angekommene Präpositus, Remigius Michael Lehwald Jezierski, den Predigern in einem mit der Stadt am 8. Juli 1676 gemachten schriftlichen Kontrakt zusicherte, sie sollten in Administration der Sakramente, da so viele Leute in und außer der Stadt, ja in vielen zu seiner Parochie gehörigen Dörfern, sich zum evangel. Glauben bekannten, keinesweges durch ihn gehindert werden. Indessen suchte er doch anderweitig die Stadt zu kränken, indem er den Rath zweimal nach einander im folgenden Jahre an den Königl. Hof vorladen ließ, denselben beschuldigend, als habe er, aus Haß gegen den kathol. Glauben, neue Gesetze gemacht, nach welchen die Katholiken das Bürgerrecht hier nicht gewinnen könnten, und müßten daher solche Leute die Stadt meiden und anderweitig hinflüchten. Diese Anklage lehnte aber die Stadt durch ihre Bevollmächtigten von sich ab, und erwies mit vielen Beispielen, theils unlängst verstorbener, theils noch lebender kathol. Bürger das Gegentheil, forderte auch dieser erdichteten sogenannten neuen Gesetze wegen genugsamen Beweis, und beklagte sich, daß der Präpositus, aus Haß gegen die Evangelischen, dergleichen Unwahrheiten erdichtet, und dem Hofe vorgebracht habe. Es kam daher zu keinem Dekret, vielmehr wurde die Sache gütlich beigelegt, die Anforderung

gehoben und der ganze Prozeß vernichtet, und diesen Vergleich vom 19. Januar 1678 hat der Erzbischof von Gnesen, Michael Radziciowski, nachher in einer besonders ausgefertigten Schrift 1696 am 5. Juli bestätiget. Auch noch in anderer Art suchte dieser Präpositus Jezierski die Stadt zu belästigen, und verlangte bald nach seines Vorgängers im J. 1675 erfolgten Tode, als Schuldigkeit, den vollständigen Ausbau der 1657 ausgebrannten Pfarrkirche, und als sie sich eine so schwere und unerträgliche Last aufbürden zu lassen nicht gesonnen war, ließ er die Sache an den Königl. Hof 1677 gelangen, unter dem Vorwande, als wäre die Kirche von den Einwohnern der Stadt muthwilligerweise und aus Vorsatz angezündet und ausgebrannt worden. Diesem ungegründeten Vorgeben begegneten aber die Abgeordneten der Stadt in Warschau dergestalt, daß es zu keinem richterlichen Ausspruch gedieh, und er den Vorwurf leiden mußte, wie er viele 1000 Gulden von Kirchengeldern nicht zu derselben Bau, sondern zu seinem eigenen Nutzen verwendet habe. Er konnte demnach diese kostbare Ausbesserung nicht allein bewerkstelligen, daher bat er die Stadt um Beihilfe, welche ihm aber am 11. Juni 1688 abgeschlagen wurde. Da wollte er nun abermals den Weg Rechtens ergreifen, und die Stadt erklärte sich endlich, nur aus Liebe zum Frieden und Einigkeit, nicht aus Schuldigkeit, dahin, ihm zwei Schock Holz, 2000 Mauerziegel, und auch drei Arbeitsleute auf vier Wochen zu geben, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, die Stadt mit diesen u. dergl. Anforderungen fortan nicht mehr zu beunruhigen, sondern gute Freundschaft halten zu wollen. (S. Rathsb. 1689.) Dieses schien ihm zu wenig zu sein, so daß er die Stadt wirklich beim Königl. Hofe belangte, und die vollständige Ausbauung der Kirche von derselben suchte. Da er aber nicht Gehör fand, mußte er sich mit 4000 Holl. Dachpfannen und dem zu dem Kirchendache benöthigtem Holz begnügen, welches ihm jedoch die Stadt, nicht

aus Zwang, sondern aus gottseligem Eifer, um das gute Vernehmen mit ihm zu unterhalten, freiwillig zustand, mit dem Anhange, daß er sie zu mehren Ausgaben jetzt und künftig nicht mehr ziehen wolle, wie der Vergleich vom 17. April 1691 nachweiset, welcher nachdem von dem Erzbischofe zu Gnesen, Mich. Radziejowski, am 5. Juli 1696 bestätiget wurde, wiewohl man noch kurz zuvor, in demselben Jahre, drei Schock Bauholz gegeben und die Arbeiter bezahlt hatte. Die Stadt wurde demnach wegen des Pfarrkirchenbaues endlich in Ruhe gelassen [30]).

Obgleich Jezierski die Stadt in dem früheren Vergleiche vom 19. Januar 1678 von allen an sie gemachten Forderungen frei gesprochen, und den Prozeß über Kirchen- und Glaubenssachen aufgehoben hatte, so kam er dennoch diesem Gelöbniß keinesweges nach, sondern forderte 1689 nicht nur den Magistrat deshalb vor den Königl. Hof, daß derselbe das Rathhaus, auf welchem die Könige und Erzbischöfe den Gottesdienst nach der Augspurg. Konfession zu halten bisher nachgegeben, nunmehr in eine wirkliche Kirche umgeändert habe, sondern er ließ auch deshalb die ev. Prediger zugleich dahin ausladen, weil sie einige kathol. Mägde in ihre Kirche aufgenommen hatten. Der Streit ward wieder in Güte beigelegt.

Nachher erhielten die Evangelischen von dem Präpositus Jezierski — welcher bei seinem eintretenden hohen Alter denselben sich immer geneigter bezeigte —

---

30) Der auf Jezierski 1714 folgende Präpositus, Joseph Erasmus von Platern, empfahl bald nach seiner Herkunft der Stadt den Bau der Pfarrkirche aufs Beste, in einem an den Bürgermeister Lorenz Tech, am 1. Juni 1714 abgefaßten Briefe, und erhielt die Ausbesserung des ganzen Kirchendaches, vermöge eines mit der Stadt am 16. März 1718 eingegangenen Vergleiches. Wie die Stadt sich nach dem Brande von 1733 zum abermaligen Ausbau der Pfarrkirche im J. 1751 entschließen mußte, ist bereits in der 16. Anmerkung gesagt worden.

auch die Freiheit, welche in der ganzen Gnesenschen Archidiözese nicht gestattet wurde, die von den Eltern verschiedener Konfession erzeugten Kinder zur evangel. Religion zu bringen, und gab darüber am 6. Oct. 1710 dem Rath eine schriftliche Versicherung; er fügte solche dem früher geschlossenen Kontrakt bei, nach welcher es den ev. Predigern frei stehen sollte, solche Kinder, die in matrimonio personarum diversae religionis erzeugt wären, zu taufen und in ihrer Lehre zu unterrichten, so daß auch die Eltern diese ihre Kinder pro diverso sexu zu ihrem Glauben anführen möchten. Wie späterhin aber der Erzbischof von Gnesen, Stanislaus Szembek, eine allgemeine Kirchenvisitation auch hier halten ließ, ward dieser angehängte Punkt in dem sogen. decreto reformatorio pro ecclesia parochiali Conicensi am 20. Nov. 1713 ganz aufgehoben, und darin dem Präpositus die Abthuung des annexi scharf eingebunden, worauf derselbe im folgenden Jahre starb.

Je weniger nun derselbe der Verordnung des Visitators, Alters halber, möchte nachgekommen sein, je genauer beobachtete sie dessen Nachfolger, Joseph Erasmus v. Platern, ein Liefländischer Baron [31]), der im letzten Schwedenkriege — im Anfange des 18. Jahrh. — bei einer gewissen ihm vorgefallenen Gelegenheit die Kriegesdienste sammt seiner väterlichen Religion verlassen, und den Römischen Glauben angenommen hatte. Es machte ihm eine wahre Freude,

---

31) Er wurde 1716 Offizial von Kamin, und wie viel Unheil er seitdem anrichtete, habe ich im April-Hefte des J. 1830 der Pr. Prov.-Bl. S. 329. 331. angezeigt. Er zerstörte mehre ev. Kirchen, und hob den ev. Schulunterricht in Schlochau auf. Gegen Konitz ließ er sich aber — wie Gödtke sagt — sowohl als Propst, als auch nachher als Offizial, so wie sein Vorfahr Jezierski, mit der Zeit billiger finden, und gab seinem großen Verstande mehr Gehör, als übelgesinnter Leute Einreden; er starb daher zu frühzeitig, am 19. Juli 1741.

derjenigen Kirche einen Dienst zu leisten, zu welcher er sich gewendet hatte. Gleich beim Antritt seines Amtes fiel er den Evangelischen härter, als alle seine Vorgänger, indem er am 4. Mai 1714 eine öffentliche Schrift an die Thüren der ev. Kirche heften ließ, worin er den ev. Predigern die Administration der Sakramente, bei 1000 Dukaten Strafe, untersagte; jedoch ward er aber bald darauf anderes Sinnes, als der Bürgermeister Lorenz Tech ihm deswegen gründliche und freundliche Vorstellungen schriftlich machte, indem er in seiner Antwort erklärte, die evangel. Gemeine bei den früheren Kontrakten und Verträgen zu lassen. Er machte auch mit derselben einen solchen Vergleich, wie sie ihn mit seinen Vorfahren jederzeit einzugehen gewohnt war, begehrte aber von der Stadt eine schriftliche Versicherung, daß Niemand bei Gewinnung des Bürgerrechts oder Erlangung eines obrigkeitlichen Amtes eidlich verbunden werden möchte, bei der evangelischen Religion unveränderlich zu bleiben und den katholischen Glauben anzunehmen. Dagegen solle es Jedem freistehen, die Religion zu erwählen, welche ihm zusage (quae cuique recta et vera esse in Domino videretur). Da nun Niemand bisher hier zu dem beständigen Bekenntniß der evangel. Lehre mit einem Religionseide verpflichtet worden war, so wurde ihm, auf sein inständiges Anhalten, eine solche Schrift unter dem 17. Mai 1714 mit dem Siegel der Stadt ausgefertiget.

Weil auf dem zur Pfarrkirche gehörigen Grunde vor der Stadt einige ev. Leute wohnten, wollte er sie dort nicht dulden, und ließ am 4. Juli 1717 einen Befehl an sie ergehen, sogleich wegzuziehen, welches sie denn auch innerhalb einigen Tagen vollführten.

Im J. 1718 entstanden Mißhelligkeiten zwischen ihm und der Stadt, weil der Rath nicht zugeben wollte, daß auf den zur Pfarrkirche gehörigen Gründen Handwerker geduldet werden sollten, die den Bürgern in der Stadt ihre Nahrung benähmen. Dieses mißfiel nun

demselben, und er ließ den Rath vor das erzbischöfliche Gericht laden, verglich sich aber nachher und der Streit hörte auf. Bald darauf forderte er, man solle ihm die vom Erzbischofe zu Gnesen erhaltenen Freiheits- und Begnadigungsbriefe über die Stadtkirche und den großen Kirchhof vorlegen, und auch den Besitz der Hospitalkirche zum heil. Geist deutlich darthun, welches Alles aber nach gehaltener Unterhandlung wegfiel, und er entsagte allen gemachten Forderungen. Aber 1719 suchte er wieder die evangel. Gemeine in Gefahr zu bringen, indem er in die Tuchelschen Gerichtsbücher eine Protestation, im Namen des Erzbischofes zu Gnesen, gegen dieselbe einreichte, in welcher er fast durchgehends alles dasjenige wiederholte, was der ehemal. Präpositus Dorengowski im J. 1629 am 29. Juli in seiner abgefaßten Protestation beigebracht hatte. Im J. 1732 im November machte er, als Gnesnischer Domherr, nach hier gehaltener Kirchenvisitation, ziemliche Forderungen an die Stadt, über 1700, 1000 und 50 Gulden, welche dieselbe zu verzinsen hatte, und die der Pfarrkirche Eigenthum sein sollten, welches ihm dieselbe aber am 9. Febr. 1733 gründlich widerlegte, wobei es denn auch sein Bewenden hatte und daran weiter gar nicht gedacht wurde.

Als derselbe hier seinen Pfarrdienst niederlegte, und Joseph Blistron sein Nachfolger wurde, konnte sich Konitz Glück wünschen, denn er war ein Mann, den Gödtke über alles Lob erhaben schildert, der in vollkommener Eintracht mit der Stadt lebte, und sie nie belästigte, leider aber schon am 14. April 1748 starb, und den bisherigen Kommendarius zu Tuchel Joseph Krzebiatowski, zum Nachfolger erhielt, der sich aber seinen Vorfahren nicht gleich bezeigte, sondern der Stadt in vielen Stücken sehr schwer fiel. Gleich bei seinem Eintritt ins Amt beschuldigte er die Stadt, nichts zum Ausbau des Pfarrhauses im J. 1739 hergegeben zu haben; es wurde ihm aber durch Rechnungen bewiesen, daß solche dazu 1095 Gulden bei-

getragen habe. Er starb 1748. Sein letzter Wille ist merkwürdig; nach diesem wurde er auf dem Kirchhofe, gegenüber der Thüre der Pfarrkirche, begraben. Am 28. August 1748 kam sein Nachfolger im Amte, Anton Jakob Kolbiecki, hier an, und erhielt vom Rath für sein Versprechen, den Bau der evangel. Dreifaltigkeitskirche beim Fürst-Primas in Lowicz zu bevorworten, ein Geschenk von 12 Dukaten [32]). Dieser Mann, welcher erst 1776 starb, machte der Stadt, dem Rath und den ev. Predigern manchen Verdruß. So verlangte er 1748, daß ein Mädchen katholisch werden sollte, obgleich dessen Mutter evangelisch war, und drohte mit einer Klage beim Reichstribunal; und 1755 wollte er ein Mädchen von 11 Jahren, dessen verst. Vater ein Protestant war, nicht eher zu ihren evangel. Verwandten in Dramburg reisen lassen, bis sie die kathol. Religion angenommen haben würde; aber beide Forderungen schlugen fehl, denn die Mädchen entfernten sich heimlich. Im J. 1750 verlangte er vom Rath, er solle es verhindern, daß Katholiken in die evangel. Kirche kämen, und 1749 verklagte er ihn bei dem Kön. Hofgerichte, daß er nicht kathol. Bürger zu obrigkeitlichen Aemtern gelangen lasse, und sie mit ungebürlich hohen Abgaben belaste, welches durch Urtheil, bei 1000 Dukaten Strafe, fernerhin untersagt würde. Diese Unwahrheit wurde aber gründlich widerlegt und der Präpositus zur Ruhe verwiesen. Im J. 1750 beschwerte er sich über eine hier an einem auswärtigen Kinde vollzogene Taufe, und bestritt 1759 abermals

---

32) Er wurde 1761 Offizial von Kamin, und bald darauf wurden zwei hiesige Rathsherren an ihn abgeschickt, um ihm zu seiner Erhöhung Glück zu wünschen. Sie überreichten ihm als Geschenk 180 Gulden Pr. in Gold, worauf er, nach freundlicher Aufnahme der Ueberbringer, diese versicherte, daß er jetzt sowohl, wie früher als Propst in Konitz, mit dem Rath und der Stadt stete Freundschaft halten würde. Er behielt die Propstei in Konitz auch, und ließ sie verwalten.

eine ähnliche, wurde aber abgewiesen. Im J. 1753 wollte er eine Trauung, aus nichtigen Gründen, nicht vollziehen lassen, sie erfolgte aber dennoch, und eben so eine Trauung 1760, welche er aus dem Grunde nicht nachgeben wollte, weil die Braut auf städtischem Territorium geboren war. Im J. 1752 verlangte er, man solle Kinder, die von evangel. und kathol. Leuten abstammen, ihm zuschicken, damit sie katholisch würden, und 1755 hatte er gar den wunderlichen Einfall, vom Rath schriftlich zu verlangen, einen hiesigen kathol. Mann zu bewegen, sich zur Beichte und Abendmahl einzufinden, denn seine Ermahnungen, seit Jahr und Tag, wären fruchtlos gewesen. Der Rath lehnte dieses ab und antwortete ihm, „daß er sich wundere, daß er so sehr freigebig wäre, und ihm partem iurisdictionis eccles. in die Hände spielen wolle, die er jedoch keinesweges zu usurpiren sich unterstünde." Es war das Ausbleiben des gedachten Mannes vermuthlich die Frucht des Gewissenszwanges, weil man ihn 1737 zur Annahme der kathol. Religion, gegen seinen Willen, gezwungen hatte. In demselben Jahre fragte er beim Rath an, warum die Frau Potrag sich unterstünde, in ihrer Kinderschule auch kathol. Kinder zu unterrichten, worauf er zur Antwort erhielt, „daß er versichert sein könne, daß der Rath sich um den Unterricht der kathol. Kinder im Geringsten nicht bewerbe und bekümmere" [33]). Im J. 1756 verlangte er, einen hier verstorbenen, aus Jastrow gebürtigen jungen Menschen nicht früher zu begraben, bis ihm und der Kirche die iura paroch. entrichtet worden wären, gab es aber zu, nachdem ihn die Verwandten des Verstorbenen mit

---

33) Da an eine Vereinigung der evangel. und kathol. Schüler im 16., 17. und 18. Jahrh., bei der feindseligen Gesinnung der kathol. Geistlichkeit, nicht zu denken war, so würde der Unterricht der letzteren von 1555—1620 wahrscheinlich durch die kathol. Pröpste, von da an durch die Jesuiten, und nach deren Aufhebung durch die sogen. Präfekten besorgt.

15 Gulden abgefunden hatten. Im J. 1758 sollte hier Konrad Thiel den Konrektorposten erhalten, wäre aber in seinem Amte nicht sicher gewesen, weil seine Mutter katholisch war; aber auf Verwendung des Kastellans Grabowski bei dem Offizial zu Kamin, wurde ihm Sicherheit bewilliget, und dem hiesigen Präpositus kund gethan, ihn nicht in seinem Amte zu behelligen. Im J. 1759 reichten die beiden evangel. Prediger dem Rath eine vom Konsistorium in Kamin erhaltene Vorladung ein, worin man ihnen Schuld gab, daß sie geistliche Verrichtungen außerhalb Konitz ausgeübt hätten [34]), besonders die zu predigen, mit einem scharfen Verbot, solches sich nicht mehr zu unterstehen. Es wurde aber bewiesen, daß man seit alten Zeiten ein Recht dazu hatte, und die kathol. Geistlichkeit mußte sich zufrieden geben. In demselben Jahre (1759) gefiel es dem Präpositus Rokbiecki, den Stadtwald als sein Eigenthum zu betrachten, und statt sich mit den ihm, wie den früheren Pröpsten, seit 1671 jährlich bewilligten zwei Eichen und zwei Buchen zu begnügen, über welche er schon seit vielen Jahren, unter verschiedenem Vorwande, keine Quittungen ertheilt hatte, ließ er — was er auch schon öfter gethan hatte, nur nicht nach so großem Maßstabe — eigenmächtiger Weise und mit Gewalt eine große Menge Bäume im gedachten Walde abhauen und auf zehn Schlitten nach Hause bringen. Dieses nahm der Rath nicht gleichgültig hin, und eben so wenig die Entschuldigung des Präpositus, daß er dazu keinen Befehl gegeben habe; jedoch aus Liebe zum Frieden verglich man sich mit ihm, aber er mußte die Quittungen über dieses früher und dieses Jahr erhaltene, ihm gebührende Holz ertheilen. Bis 1762, dem Jahre, mit welchem

34) Im J. 1761 hatte Friedland einen ähnlichen Streit mit der kathol. Geistlichkeit, wegen der Aufgebote, Verabreichung der Sakramente im Hause, und Predigen an andern Orten, welches Alles als Verbrechen den dortigen evangel. Geistlichen ausgelegt wurde.

Gödtke seine Nachrichten schließt, scheint er sich nachdem ruhig verhalten zu haben, ob er es aber auch bis 1772 — dem Ende der schweren Polenherrschaft in Pomerellen — that, ist aus Mangel anderweitiger Nachrichten nicht nachzuweisen.

§. 11.

Die Fehden der Stadt mit den kathol. Pröpsten wären demnach nun beendigt, aber die mit den Jesuiten und Augustinern — beide hier einst gewesene, aber nunmehr verschwundene Orden — sind noch vorzutragen, daher wollen wir denn mit den Ersteren den Anfang machen [35]).

Die beiden ersten Jesuiten, welche sich 1620 hier einfanden, hießen Simon Schreterus und Christoph Crusius. Sie waren durch den hiesigen Präpositus Dorengowski herberufen worden, damit sie ihm und seinem Vikar im Predigen, Beichten und Messe lesen hilfreiche Hand leisten möchten, und er gab ihnen freie Wohnung. Er wies ihnen darauf ein Stück vom Pfarrgrunde und ein kleines Haus auf dem Pfarrkirchhofe an. Im J. 1623 waren schon 4 Patres hier und legten eine Schule an; 1624 fanden sich noch 4 ein [36]). Im J. 1630 wurden sie durch den

35) Im 12. §. wird die Gründungsanzeige und frühere Geschichte des hiesigen Augustinerklosters und Kirche erfolgen, im 13. die der Pfarrkirche St. Johann, im 14. die der Georgenkirche und des Spitals, und im 15. §. die der heil. Geistkirche und des Spitals.

36) Ein noch jetzt bei der Pfarrkirche befindliches Buch in Latein. Sprache, von den Jesuiten selbst geschrieben, enthält ihre Geschichte von 1620—1772, und im Stadtarchive liegen 84 Urkunden über die Händel mit den Jesuiten. Auch hat der frühere Gymn.-Direktor Müller in Konitz ein Programm über das Jesuitenkloster in Konitz u. s. w. 1822 drucken lassen, welches aber nur wenige und zum Theil ungenaue Nachrichten über ihr Hiersein von 1620—1742 enthält, weil er weder die vorher erwähnte Jesuitenchronik, noch Gödtke's hierüber geschriebene Nachrichten zur Einsicht hatte. Nach 1742 sind aber seine Nachrichten ganz genau.

Primas Johannes Wenschyk zu einem Collegium erhoben, welches Sigismund III. bestätigte. Nun waren sie aber nicht zufrieden mit dem ihnen vom Präpositus angewiesenen Pfarrgrunde, sondern sie begehrten auch einige daran gränzende Bürgerhäuser, unter dem Vorwande, als wären es Kirchengebäude, worüber ein solcher Streit zwischen ihnen und den Bürgern entstand, daß er mehr als einmal vor die Räthe der Lande Preußen und vor das Kön. Hofgericht gebracht wurde, wie solches die vorhandenen Prozesse von 1623—1638 darthun. Bald darauf bauten sie auf der Stadt Grund, bei und auf der Mauer, ein hölzernes Gebäude, vermuthlich ihre sogen. Residenz, wozu sie die Erlaubniß durch kommissorialischen Bescheid vom J. 1641, und Königl. Erkenntniß vom J. 1640, von Wladislaus IV. erhielten [37]). Die Stadt appellirte zwar 1641 dagegen, welches aber wohl fehlgeschlagen haben muß, denn eine 1647 eingereichte Protestation der Jesuiten, wegen des verhinderten Baues und dabei vorgefallener Gewaltthätigkeiten, läßt dieses vermuthen. Solches widerlegte 1648 die Stadt und verglich sich mit ihnen 1673 wegen des niedergerissenen Gebäudes, welches auf Stadtgrund stand, und ein zu ihrer Residenz gehöriges Vorgebäude war.

Als sie sich dergestalt in der Stadt festgesetzt und außerhalb derselben ebenfalls liegende Gründe an sich gebracht hatten, waren sie auch bemüht einige adeliche Güter zu kaufen. Sie erhielten demnach — durch einen allgemeinen Beschluß der Republik, auf dem zu Warschau 1638 gehaltenen Reichstage — die Freiheit, für 30,000 Gulden Güter zu kaufen, und kauften nach und nach die Dörfer Niesewanz, Döringsdorf, Henningsdorf und Plossing. Im J. 1640 ließen sie die

37) Eine Zeichnung von dieser Residenz, v. J. 1637, befindet sich noch im Stadtarchiv, wie auch eine vom J. 1675, von der von 1673—1625 später aufgebauten neuen Residenz.

hölzerne Kirche in Döringsdorf abbrechen, und in der Stadt, auf ihrem Grunde bei der Schule, wieder aufrichten, worin sie, außer der Pfarrkirche, besonders ihren Gottesdienst hielten. Diese Kirche sammt der Residenz verbrannte nebst der ganzen Stadt am 18. Decbr. 1657. Im J. 1664 bauten sie auf derselben Stelle wieder eine neue hölzerne Kirche, und von 1673 bis 1675 eine hölzerne Residenz. Nachdem in hiesiger Stadt die Pest 1712 aufgehört hatte, und sie am 16. August dess. J. in dieser hölzernen Kirche, dem Rochus zu Ehren, wegen abgewendeter Pest ein großes Dankfest hielten, die Lichter und Lampen aber wohl nicht gehörig ausgelöscht haben mögen, gerieth die Kirche in der darauf folgenden Nacht in Brand, und wurde gänzlich in Asche gelegt. Sie waren aber unermüdet, bei dem Erzbischofe von Gnesen die Erlaubniß nachzusuchen, eine andere und zwar massive Kirche erbauen zu dürfen, welche sie auch erhielten, so daß der Archidiakonus von Kamin und zugleich hiesiger Präpositus, v. Platern, im Beisein der Geistlichkeit dieses Sprengels, den ersten Grundstein, am 28. Juli 1718 um 11 Uhr zu Mittage, nach geschehener Einsegnung legte, unter welchen eine kupferne Platte geschoben wurde, auf welcher eine Lateinische Inschrift anzeigt, daß der Grundstein dieser Kirche, nach ihrem erlittenen Brande, am 28. Juli 1718 durch den Kanonikus und Offizial von Kamin, J. E. v. Platern, gelegt wurde, und daß dieser Bau vollführt sei durch die Gaben mehrer Wohlthäter, besonders der Provinz Preußen, welche 2000 Gulden dazu hergegeben, und durch den Beitrag des Superiors der hiesigen Jesuiten, Kasimir Plonskowski, von 900 Gulden, nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten bei dem Erzbischofe von Gnesen, Stanislaus in Slupow Szembek, u. s. w. Im J. 1719 gerieth der Bau in Stocken, und erst 1733 war das Fundament zwei Fuß hoch. Der Bau erlitt aber jetzt, wegen des Krieges, einen abermaligen Still-

stand. Endlich fuhr man nach und nach mit der Arbeit fort — angefeuert durch ein erhaltenes Geschenk von 900 Gulden Preuß. — so daß die Kirche 1742 völlig fertig wurde.

Im J. 1743 kauften die Jesuiten — in Folge eines am 22. Mai deſſ. J. unterzeichneten Kontrakts — den Stadthof von der Stadt [38]) für 2000 Gulden. Auf diesem Platze bauten sie von 1743 — 1756 u. 58 eine massive Residenz und Schule auf, und schafften 1755 die beiden Glocken an. Die Kirche ist 90 Fuß lang, 48 F. breit und 40 F. hoch, und die Residenz, nämlich die Fronte an der Kirche, ist 154 Fuß lang und 41 F. breit. In ersterer befinden sich zwei Darstellungen des unbändigen Jesuitischen Hochmuths. Die erste, ein Gemälde in der Hauptkuppel der Decke, zeigt 4 sitzende Figuren, die Welttheile vorstellend, in deren Mitte der brennende Erdball, und auf diesem ein Jesuit steht, der mit erhobenem Arme einen Donnerkeil auf denselben schleudert, durch welchen er in Brand gesetzt worden ist. Die zweite Darstellung zeigt eine auf dem Himmel der Kanzel stehende gestirnte Himmelskugel, in Bildhauerarbeit, auf welcher wieder ein Jesuit steht. Merkwürdig ist noch, daß an dem dreieckigen Hintergiebel der Kirche sämmtliche Freimaurerzeichen, mit Silber und Gold verziert, angebracht waren, welche aber, als dieselbe 1815 in eine

---

38) Diesen vom Deutschen Orden schon 1446 erhaltenen Stadthof (vgl. §. 1.) wollte die Stadt, auf ein schon viel früheres Gesuch des Superiors, nicht verkaufen, und derselbe wandte sich daher 1732 an den König August II., welcher auch die Erlaubniß dazu gab, ja er bemühete sich, 1733 auf dem Land- und Reichstage eine Reichskonstitution darüber auszuwirken, welches aber die Stadt bestmöglichst hintertrieb, bis sie sich endlich, nachdem sie 1742 (vgl. §. 6.) fast ganz in Asche gelegt wurde, im J. 1743 zum Verkauf desselben entschloß, nach Entgegennahme der Vorbitten mehrer vornehmer Personen. Einen kleinen Theil dieses Platzes hätten sie schon 1712 von der Stadt erhalten.

Gymnasialkirche verwandelt wurde, mit Kalk übertüncht wurden.

Seit 1712, bis zur Aufhebung des hiesigen Jesuitenordens im J. 1773, sollen sich stets hier 13 Mitglieder desselben befunden haben, und 3 Lehrer aus ihrer Mitte besorgten den Unterricht der oft nicht über 100 betragenden Schüler, die sich den Namen „Studenten" beilegten.

Was nun die Streitigkeiten der Jesuiten mit der Stadt im 18. Jahrh. betrifft, so sind solche außerordentlich zahlreich, welches 84 im Stadtarchiv befindliche Urkunden, sowohl aus dem 17ten als auch aus dem 18. Jahrh. darthun, denn auch den größesten Betrug anzuwenden verschmähten sie nicht, um ihren Zweck — erklecklichen Nutzen zu ziehen — zu erlangen. So z. B. hatte der D. Orden der Stadt 1346 ein Privilegium über den Stadtwald gegeben (vgl. Gödtke's Gesch. der St. Konitz S. 21. 22.), in welchem gesagt wird, daß die Brüder (versteht sich die des D. Ordens) die freie Viehweide sich in demselben vorbehalten. Als Besitzer des mit dem Stadtwalde gränzenden Dorfes Nesewanz, fingen die Jesuiten 1719, wegen der Gränzen und Weide, mit der Stadt einen Streit an, der bis nach Warschau gelangte, und 1721 beim Hofgericht ein Dekretum kommiss. zuwege brachte. Auf Grund des vorher erwähnten Privil. von 1346 hatten sie nun die Frechheit zu behaupten, daß sie die Brüder wären, denen nach demselben die freie Weide im Stadtwalde zustehen solle. (Gödtke's Gesch. der St. Konitz S. 22.) Daß sie den Rath mit solchen Ungereimtheiten nicht täuschen konnten, und, wegen dieses chronologischen Fehlers, von oben herab durch zwei Abweisungsdekrete zur Ruhe und Vernunft verwiesen wurden, und den Prozeß verloren, versteht sich von selbst. Gödtke sagt darüber weiter: „Ich habe diese Dokumente und Privilegien, wie auch die über diesen Wald geführten Kontroversien, nebst Königl. und kommissarial. Dekreten von 1719—1729, in ein

besonderes Buch zusammengetragen, weil dieser Prozeß zwischen den Jesuiten und der Stadt mit vieler Heftigkeit eine Zeit lang geführt worden war."

Den wegen Ankauf des Stadthofes am 22. Mai 1743 mit der Stadt geschlossenen Kontrakt, suchten sie in den Jahren 1750, 55, 57 u. 59 oft zu brechen, zogen natürlich aber immer den Kürzeren. Die Streitpunkte waren folgende: In den Jahren 1750 und 57 wegen des in den See geworfenen Bauschuttes und Erde, zum Nachtheil der Malzmühle, wegen verkauften Branntweins; mit den hiesigen Fleischern; wegen eines auf ihrem Grunde wohnenden Böttchers; wegen freien Bauholzes zum Nutzen des Kollegiums aus dem Stadtwalde, wie sie fälschlich glaubten (oder vielleicht auch nur Andere glaubend machen wollten), daß es ihre Vorfahren gehabt hätten; wegen der in die Stadtmauer gemachten Thüre und Fenster; wegen freier Fischerei in den zur Stadt gehörenden Seen; und 1759 wegen des Ausbaues eines Thurms an der Stadtmauer, hinter ihrer Residenz.

Endlich versprachen sie 1760 feierlich, in den vorher gedachten Kontrakt von 1734 keine Eingriffe mehr zu machen, und ließen in demselben Jahre die Oeffnung und die Pforte in der Stadtmauer zumauern, und auch der uns bekannte letzte Streit mit ihnen im J. 1762, wegen des Grabens hinter dem sogen. Jesuitenkruge, wurde geschlichtet. Ob von hier an bis 1772 — dem Jahre unserer Befreiung — die Jesuiten sich ruhig verhielten, kann aus Mangel anderweitiger Nachrichten nicht angezeigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

## IV.

## Die Quellen der Einnahme für die Lehrer *).

Hoffentlich ist es mir gelungen, den geehrten Leser in meinem letzten Aufsatze davon zu überzeugen, daß es nicht dringend nothwendig sei, den Schullehrern bedeutend vergrößerte Gehalte zu geben, so lange sie in der Lage bleiben, in der sie zum Theil bisher wirklich gewesen sind. Aber möchte der Staat ihre Einkünfte auch dreifach erhöhen, und wären sie auch in den Stand gesetzt, daß sie ohne Nahrungssorgen und ohne jeden andern Erwerbszweig sich ihrer Hauptbestimmung ganz widmen könnten: so würden die kaum zu erschwingenden Kosten, die solches verursachen müßte, doch verhältnißmäßig die guten Wirkungen nicht hervorbringen, die sich mancher davon verspricht, der in die Welt hineinschreit: man soll den Lehrern nur hinreichend Brod geben, so werden die Schulen gleich besser sein. — Freilich ist's wahr, daß bei drückenden Nahrungssorgen auch der beste Lehrer den Muth verliert, so nützlich zu werden, wie er's in glücklichern Verhältnissen sein könnte und würde. Aber eben so wahr ist's, daß auch die größte Besoldung den, der keine gründlichen Kenntnisse hat und von der Methode nichts weiß, durchaus zu keinem brauchbaren Schulmann umbilden kann, zumal wenn er vielleicht schon über 50 Jahre hinter sich hat. Es wäre dem Zeitgeiste gar nicht gemäß, wenn man, ohne sich genau darum zu bekümmern, was in den Schulen eigentlich gelehrt und gelernt wird, bloß darauf dringen wollte, daß die Jugend Jahr aus Jahr ein den ganzen Tag bei den bis jetzt gewöhnlichen Schulübungen zubringen müßte. Es ist grausam, wenn man den Familienvater, der nur bei der zeitherigen Nachsicht in Betreibung sei-

*) S. Vaterländisches Archiv 1837 October S. 352.

seines Gewerbes Brod fürs Haus schaffen könnte, um vielleicht gegen den ganz unverhältnißmäßigen Zuschuß von 2 bis 3 Thlr. hart dazu zwänge, daß er auch die langen Sommertage hindurch, ohne alle Ferien, unausgesetzt bei den Schulkindern sein sollte. Es wäre fast zwecklos, wenn man den alten Männern vortreffliche neue Schulbücher in die Hände gäbe, die ihnen in der Regel für ihren Gebrauch desto unschicklicher scheinen, je verständiger sie abgefaßt sind. Wie wenig sich bei betagten Schullehrern zu ihrer weiteren Ausbildung ausrichten lasse, davon habe ich Gelegenheit mich besonders deutlich zu überzeugen. Vielen Pfarrern an den Litthauischen Kirchen liegt es am Herzen, in geräuschloser Stille auf ihrem Platze Gutes zu wirken. Statt daß die nach §. 25. des General-Land-Schul-Reglements angeordneten Conferenzen sonst in der Regel auf die Art gehalten wurden, daß die Prediger am ersten Monats-Sonntage unter dem Gedränge von vielen andern Geschäften, an die Schullehrer in zwei Minuten, buchstäblich wie es in der Verordnung lautet, Katechismus-Pensum und das Lied nebst den Psalmen und monatlichen Sprüchen mit kurzen Worten schnell anzeigten und sie dann von sich entlassen: so müssen die Schullehrer vieler Gemeinden stets an einem bestimmten Wochentage zur Conferenz kommen, bei der der Pfarrer sich mehre Stunden mit ihnen mühsam beschäftigt, um sie immer geschickter zu machen. Unter andern haben sie schon lange Zeit besonders das Rechnen mit ihnen tüchtig nach Kawerau getrieben. Es ist aber unglaublich, was für geringe und eigentlich nichts geltende Fortschritte die alten Leute bisher darin gemacht haben, da es ihnen an Vorbereitung fehlt. In Betreff des Katechismus haben die Pfarrer vor vielen Jahren, bloß für die Schullehrer, die gesammte christliche Lehren in lauter wörtlich ausgearbeitete Katechisationen verwandelt, in denen jede vorkommende Schriftstelle fragweise umständlich zergliedert wurde. Nachher

übersetzte man das weitläuftige Werk auch in die Litthauische Sprache. Jeder Schullehrer müßte sich allmählig davon eine Abschrift nehmen. Der Pfarrer selbst unterstrich ihnen sorgfältig in jeder Frage das Wort, auf welchem der Nachdruck liegt. Diese in ihrer Art hie und da vollendeten Katechisationen sollten die Lehrer nun in den Schulen gebrauchen, und thun es auch wirklich. Allein deß ungeachtet wird es unserm Superintendenten wohl noch nie aufgefallen sein, daß die hiesigen Katechumenen sich vor andern bei seinen Prüfungen besonders vortheilhaft auszeichnen. Und wirklich ist auch die Wirkung aller solcher übernommenen Mühen so unbedeutend, daß der mehrjährige Praktikus fast verzagen müßte, für die gute Sache noch das Geringste zu thun.

Aus diesen und manchen ähnlichen Erfahrungen geht für mich die Ueberzeugung hervor, daß mit den jetzigen, noch nicht in den Seminarien gebildeten Schullehrern durchaus (welche Mittel man auch einschlagen möge) keine gründliche, auch noch weniger eine schnelle Verbesserung zu bewirken stehe. Hätte man einen ausreichenden Fond, und was noch schwieriger ist, könnte man mit einem Zauberschlage die zureichende Zahl neuer Lehrer hervorbringen, die dem Ideale eines vollkommenen Schullehrers entsprächen: so wäre es am besten, wenn die bisherigen alten Lehrer, unter denen kaum der zehnte immer höchst nothdürftig mit durchgehen sollte, sämmtlich mit einem Mal pensionirt, und die dann zum mindesten nur doppelt verbesserten Stellen würden zu gleicher Zeit mit den neuen Subjekten besetzt: das würde schnelle, das würde überall bemerkbare Früchte bringen. Könnte das Projekt meines ersten Aufsatzes zur Wirklichkeit werden; so würde die Entschädigungen der dann ausscheidenden Ex-Schullehrer auf die wenigst kostspielige Art dadurch erreicht werden, wenn man sie ihre bisherigen Wohnungen und den Schulmorgen, der nun aber nicht weiter von der Societät bestellt werden dürfte;

unentgeltlich bis zu ihrem allmähligen Aussterben nutzen ließe, ohne ihnen einen weiteren Zuschub zu reichen; so wären sie denn immer noch weit besser daran, wie ein jeder andere Arbeitsmann auf dem Lande, der erst lange arbeiten muß, bis er seine Hausmiethe und den Zins für ein solches Ackerstück zusammengebracht hat. So wie sie allmählig ausstärben, könnten diese Etablissements zum Vortheil der neuen Schulinstitute verkauft oder verpachtet werden. Doch ich rede schon wieder von möglichen Dingen. Und da auch eine anderweitige Pensionirung der jetzt nicht mehr brauchbaren Schullehrer gleichfalls nicht thunlich ist, und die schnelle Herbeischaffung hinreichender besserer Lehrer durchaus nicht bewirkt werden kann, so geht nach dem allen meine Privatmeinung auf Folgendes aus: Man entschlage sich zuvörderst aller so süßen Hoffnungen auf eine plötzliche allgemeine Reform der bisherigen Mängel; man erschöpfe die Fonds nicht zweilig mit zu großen Verbesserungen der alten Schullehrer, die überall doch weder von Belang, noch was Besonderes wirken können. Man plage sie, besonders die ältern Männer, doch aber auch ja nicht mit gar zu vielen Erschwerungen beim Betreiben ihrer bisher gewohnten Geschäfte. Sie werden dann irre und muthlos, und leisten vollends nichts Kluges.

Kann aber ein an sich höchst wohlthätiger Zweck nicht augenblicklich, völlig und im Ganze erreicht werden, so ist's deshalb nicht meine Meinung, daß man ganz verzagen und alles aufgeben müsse. Auch die sogenannten Normal-Schulen, die unter der letzten Regierung hie und da fundirt wurden, konnten und sollten ja noch nicht schnell und unmittelbar auf das Allgemeine hinwirken, sondern nur, wie schon ihr Name zeigt, als Norm und Vorbild den übrigen Schulen zur allmähligen Nachahmung hingestellt werden. In Betreff der jetzigen alten Schullehrer würde es dem zufolge wohl alles sein, was man thun könnte, wenn man fortgesetzt darauf hielte, daß sie ihren

Schülern das richtige Lesen möglichst beibrächten, und wenn die hohe Behörde mit Ernst dafür sorgte, daß schon im nächsten Jahre nicht noch hie und da die Rambachsche Ordnung des Heils das allgemeine Buchstabir- und Lesebuch wäre. Ein kurzes Büchelchen, welches sich nur auf wenige Seiten mit der theoretischen Christenthumslehre beschäftiget, und übrigens, mit Vermeidung jeder entbehrlichen Zeilen, die Quintessenz alles Wissenswerthen für den Bauerstand in möglichst verständlichen ganz kurzen Sätzen enthielte, würde nach meiner Ueberzeugung hiezu weit dienlicher sein *). Den Predigern müßte es nachdrücklich zur Pflicht gemacht werden, dieses Büchlein mit den jetzigen Schullehrern an besondern Conferenz-Tagen der Reihe nach durchzugehen, und sie, in so weit sich das thun läßt, dasselbe etwas methodisch gebrauchen zu lehren. Die Zeit zur Benutzung der neuen Schulbücher würde sich finden, wenn auch bei den fertigern Leseschülern das neue Testament nicht mehr ihr Ein und ihr Alles bliebe; wenn das fernere Auswendiglernen der Psalmen und der alten Lieder, die man ja doch allmählig außer Gebrauch bringen will, von oben her untersagt würde, und wenn die Menge von Beweissprüchen, theoretischen Lehren, die bisher von fähigen Schülern zu hunderten auswendiggelernt wurden, auf einen weit kleineren Ausschuß der allerunentbehrlichsten herabgesetzt werden möchte. Dieses einzige Buch müßte in den alten Schulen unaufhörlich getrieben werden, und die Jugend würde dann, wenn die Summe der Unterrichtsstunden auch nicht vermehrt und ein viel regelmäßigerer Schulbesuch als bisher auch nicht erzielt werden sollte, doch im Ganzen von

---

*) Auch würde ein erklärendes Handbuch zum allgemeinen Gebrauche des Lehrers, welches in gleicher Reihefolge mit dem kurzen Kinderbuche alles erschöpfend enthielte, was der Schullehrer dazusetzen soll, vielleicht sehr zweckmäßig sein.

dieser Zeit an weit mehr Nützliches und Brauchbares lernen, als es bei dieser Stunde, selbst bei dem redlichsten Willen der besten Lehrer, möglich war. Dieser Vorschlag scheint mir nichts Uebertriebenes zu enthalten, sondern beim ernsten Willen der höchsten Behörde sehr leicht erreichbar zu sein.

Es ist aber nicht mein Wunsch, daß es nun hiebei schon ganz sein Bewenden habe, nein, sondern sobald hie oder da einer der bisherigen Schullehrer stirbt, so müßte man in der Wahl seines Nachfolgers äußerst sorgfältig sein, und die Stelle mit einem jungen, im Seminar gebildeten Manne besetzen, dem es weder an Kopf noch am Herzen fehlt, um alle die Zwecke, die im wohlgeordneten Staat bei Ausbildung der niedern Klasse des Landvolkes erreicht wissen will, auch wirklich von seiner Seite möglichst befördern zu helfen. Wie man sich am füglichsten die gehörige Anzahl solcher Subjekte verschaffen könne, das soll der Inhalt eines besondern Aufsatzes sein. Jetzt aber setze ich ihr wirkliches Dasein, um nicht immer von Einem ins Andere zu gerathen, als schon vorhanden voraus. Diese jungen, in Seminarien für ihre staatsbürgerliche Bestimmung gehörig ausgebildeten Männer, sollten nun ganz ihrem Stande, lediglich ihrer Lehrerpflicht leben; sie müßten für ihr Fach, auch nachdem sie schon angestellt sind, um immer gleich nützlich zu bleiben, in ihren Studien nie Stillstand machen, sondern mit der Zeit zugleich immer weiter vorrücken. Ich denke mir unter ihnen, wie der Erfolg zeigen wird, durchaus keine Gelehrte, die sich einen beträchtlichen Umfang von allerlei Wissenschaften erworben haben, sondern ich fordere bloß, daß die begrenzte Masse von Kenntnissen, die sie besitzen müssen, von ihnen wirklich möglichst lichtvoll, lebendig erkannt werden. Denn nur so wird man für seine Ueberzeugung erwärmt, nur so kann man eigene Einsichten Andern recht deutlich und nützlich machen, und eben zu diesem Behufe müßten sie jährlich einige Thaler erübrigen können, um sich hie und da

ein eigenes Buch über Lehrmethode und über die einzelnen Lehrgegenstände anzuschaffen. Und, was noch wichtiger ist, sie müßten die Stunden außer der Schulzeit, ohne von ängstlichen Nahrungssorgen gedrückt zu werden, hauptsächlich dazu anwenden lernen, jene Bücher nun auch recht zu studiren und aus ihnen allen möglichen Vortheil zu ziehen. Aus dem allen ergiebt sich, daß diese Zwecke bei künftigen Schullehrern nicht erreicht werden, wenn man ihnen etwa eine Gehaltszulage von 10 oder 12 Thlr. jährlich bewilligen wollte. Mit nichten, sie müßten schlechterdings so gestellt werden, daß sie wegen der Nichtbetreibung des Nebengewerbes und zwar ganz reichlich entschädigt würden. Sie müßten mehr Einkünfte haben, als sich der alte Schullehrer schaffen konnte, wenn er auch ein tüchtiger Schuhmacher oder Weber dabei war. Das allerwenigste, was man ihnen nach den jetzigen Zeitbedürfnissen, zufolge meiner Ueberzeugung, zu ihrer Besoldung machen könnte, wäre ein sicheres Einkommen von 200 Thlr. Aenderten sich in der Zukunft die Preise der Dinge, und würde in der Folge alles noch theurer als jetzt, so müßten ihre Gehalte, wenn das begonnene Gute nicht wieder in Stocken gerathen soll, mit der Zeit noch erhöht werden. Die sämmtlichen Vorgesetzten dieser neuen Schullehrer würden und müßten ihnen mit wirklicher Achtung begegnen, mehr als es bei den alten geschah und stattfinden konnte. Selbst der sehr schöne Charakter „Schullehrer,“ der durch die Beschaffenheit des Mehrtheils der alten Inhaber dieser Posten wirklich nicht geehrt ist, könnte mit dem passenden Prädikat „Lehrer“ zu einer ehrenden Unterscheidung für die künftig anzustellenden Subjekte ausgetauscht werden.

Und nun zur Hauptsache in Ansehung der auszumittelnden Fonds zu der neuen Besoldung. Die Quellen müssen sehr reichlich zuströmen und vor dem Versiegen in der Zukunft gesichert sein, wenn meine Vorschläge nicht ein bloßes Projekt bleiben

sollen. Daß ich von dem Finanzwesen keine Kennt-
niß habe, und mich auch also ganz und gar nicht auf
die Bestimmung einlasse, was etwa der Staat für
diese an sich höchst nöthige und gute Sache thun könnte
und sollte, das wird man mir gewiß nicht zum Vor-
wurf machen. Obgleich indeß Projekte über solche
Gegenstände am wenigsten meine Sache sind, so habe
ich doch auch in dieser Rücksicht manche Gedanken,
die ich nicht vorenthalte, und die vielleicht von erfahr-
nen und vielgeltenden Staatsmännern erwogen zu
werden verdienen.

Die Absicht Friedrichs des Großen war es nach
dem General-Land-Schul-Reglement doch wirklich,
daß das in den princip. reg. No. 9. und No. 14.
auf 5 Sgr. und 7½ Sgr. angesetzte Schulgeld in der
Art erhöht werden sollte, daß auch der kleinste Schüler
über 25 Sgr, oder bereits lesende über 1 Thlr., und
der Schreibe- und Rechenschüler gar 1½ Thlr. in
jedem Jahre an Schulgeld zu zahlen hätte. Es ist
nicht meine Meinung, daß man dieser Vorschrift des
Reglements ihre geltende Gesetzkraft buchstäblich wie-
dergebe. Aber im Allgemeinen geht doch so weit
hervor, daß das Schulgeld im Ganzen beträchtlich
erhöht werden könnte, und daß diese Erhöhung, wenn
sie durchginge, keine ganz neue, vorher unerhörte Auf-
lage sein möchte. Der eigentliche Ackerwirth, der seine
Produkte jetzt weit vortheilhafter umsetzen kann, als
vor Jahren, würde eben so wenig als der Arbeits-
mann, der nun den Gewinnst weniger Tage für die
gute Sache aufopfern dürfte, darunter zu Grunde
gehen, wenn das bisherige Schulgeld mit einem Male
mit 1 Thlr. erhöht werden möchte. Mit dem Murren
der ersten Einhebung wäre die Sache für immer abge-
than. Noch weit wichtiger und in vielem Betracht
vortheilhafter scheint's mir aber zu sein, wenn diese
erhöhten Abgaben an den Land-Schulfond ganz allgemein
gemacht werden könnten, ohne weiter darauf Rücksicht
zu nehmen, ob der Beitragende mehre oder gar keine

schulfähige Kinder habe. Ich hatte diesen Gedanken schon lange genährt, und es erregte daher die lebhafteste Freude in mir, als ich in den Zöllnerschen Ideen über National-Erziehung p. 293. es fand, daß ich mit nichten der erste sei, der darauf verfallen war, sondern daß sogar der Herr Staatsminister v. Massow solche feststehende Schulbeiträge allgemein einzuführen entschlossen wäre.

Die triftigen Gründe für diesen Vorschlag, die in jenen Ideen angeführt sind, will ich der Vollständigkeit halber hier wiederholen.

„Zuvörderst (heißt es in der erwähnten Stelle) entsteht dabei keine Versuchung für arme und geizige Eltern, die Kinder aus der Schule zurückzubehalten, um das Schulgeld zu besparen. Dann wird die Last der Erhaltung des Lehrers gleichmäßiger vertheilt; dagegen bei der Bezahlung des Schulgeldes der Hausvater, der mehr Kinder hat als die übrigen, von jener Last eben so viel mehr zu tragen bekommt, als ihm schon die Versorgung derselben schwer wird. Hiernächst weiß dabei der Lehrer, was er für seine gewisse Arbeit auch gewiß einzunehmen hat, und es fällt aller Unterschied zwischen Kindern, welche die Schule für Bezahlung oder unentgeltlich besuchen, hinweg. — Endlich kann aus den bestimmten Beiträgen überall eine ordentliche Schulkasse errichtet werden, aus welcher alle Bedürfnisse der Schule regelmäßig bestritten werden können."

Man erlaube mir, daß ich diesen Gründen noch Einiges beifüge. Es macht den Predigern und den Schullehrern selbst, besonders in Litthauen, wo die Societäten so weitläuftig sind, oft unsägliche Mühe, auch nur das Personale der schulfähigen Kinder ihres Bezirks, der Wahrheit gemäß, ausfindig zu machen, und veranlaßte bisher bei der Einhebung der Schulgelder vielfältigen Streit; dessen könnte man so und auf diese Weise überhoben sein. Ferner sind immer fortdauernde Abgaben in gewissem Betrachte für den

gemeinen Mann weniger drückend als solche, die bald schwinden, bald wiederkehren. Hat er eine Zeit lang keine schulfähigen Kinder gehabt, und es wächst ihm nachher wieder eins zu, so ist es ihm desto lästiger, abermals eine Zahlung zu machen, der er sich schon entwöhnt hatte. Auch das Uebertragen ganz armer Kinder, wobei jetzt immer die Frage ins Spiel kommt: wer für sie das Schulgeld bezahlen sollte? würde dann weniger schwierig sein. Da ich eben daran dachte, daß das einstweilige Schwinden und wechselnde Wiederkehren der Abgaben dem gemeinen Manne besonders verdrüßlich ist, so erinnert mich dieses an eine besondere Erfahrung hievon, und bringt mich zugleich auf einen Einfall, wie den Schuleinkünften gar füglich noch ein kleiner Zufluß geschafft werden könnte.

In den hiesigen Provinzen ist es bekanntlich überall eingeführt, daß die etwanigen Prediger-Wittwen jeder Gemeinde jährlich von den einzelnen Huben derselben einige Groschen zur Unterstützung bekommen. Stirbt die Wittwe, so hören jene Beiträge auf. Findet sich dann aber nach Jahren wiederum eine Wittwe, so wird das Murren über die erneuerte Einhebung jener kleinen Abgaben um vieles hörbarer, als es je würde geworden sein, wenn die vorige Wittwe noch immer fortgelebt hätte. Wäre es da nicht räthlich, den Leuten diesen kleinen Beitrag unausgesetzt abzufordern, und ihn, wenn keine Wittwe vorhanden ist, der Wittwenkasse zuzuwenden? Mir scheint es weder unrecht noch hart, wenn sogar Knechte und Mägde, wie sie jetzt schon ein jährliches Armengeld zahlen müssen, eine ebenmäßige Kleinigkeit an Schulabgaben zu entrichten verpflichtet würden. In Ansehung künftiger Zeiten wäre solches wenigstens ein gar geringes Opfer der Dankbarkeit, welches sie für die Wohlthat, in verbesserten Lehranstalten zweckmäßiger unterrichtet und gebildet zu sein, mit Freuden darbringen könnten. Wie beträchtlich Herrschaften durch verständigere und bessere Dienstboten gewinnen, ergiebt sich von selbst. Und

es wäre daher gewiß nicht unbillig, wenn auch der gesammte Mittelstand auf dem platten Lande, mit besonderer Rücksicht auf die wohlhabenden bürgerlichen und adelichen Besitzer großer Güter, in Anspruch genommen würden, verhältnißmäßig beizusteuern. Mancher von diesen, der sich jetzt auch bei ganz jungen Kindern schon in der Nothwendigkeit sieht, einen Privatlehrer halten zu müssen, der ihm — alles berechnet — mehr als 200 Thlr. kostet, würde diesen Aufwand, wenn die Landschulen und ihre Lehrer nur erst gehörig verbessert wären, vielleicht ein paar Jahre später hinaussetzen können, oft besser, als jetzt hiebei berathen sein. Und wer dann doch einen Hauslehrer halten wollte und müßte, den würde es sicher nicht ruiniren, wenn er die Erlaubniß dazu von den Land-Schul-Instituten durch die Abgabe von einigen Thalern erst lösen müßte.

Es liegt freilich am Tage, daß die neuen Beiträge eher erhoben werden müssen, ehe der sichtbare gute Erfolg des dadurch so bewirkten Segens seine Heilsamkeit und Nothwendigkeit rechtfertigen kann. Und eine vernünftige Unterweisung der aufblühenden Menschheit und Nachkommenschaft, die zum Theile mit auf solcherlei Beiträgen beruht, ist doch wohl ein eben so wichtiger Gegenstand, als die Armenkasse, die wahrscheinlich in Zukunft desto weniger bedürfte, je mehr man an Schulen gewendet hätte.

Und eben hierin liegt die Hauptschwierigkeit, eben deßhalb würden diese nun angeordneten Zulagen anfänglich nicht ohne einiges Murren zusammengebracht werden können, da besonders die gemeine Volksklasse gegen alles Neue, vorzüglich wenn es mit den sonst gewöhnten Lasten verknüpft ist, aus bekannten und bestätigten Gründen starkes Mißtrauen hegt. Allein daran können die, welche das Ruder führen, sich ja nicht kehren, sonst käme überall nichts Gutes zu Stande. Auch muß ja die Saat immerdar auf Hoffnung vorausgehen. Ein männliches Durchgreifen wäre hier

ganz an seinem Orte, und könnte vielleicht nirgends besser angewandt und gerechtfertiget werden.

Da ich einmal von den Einkünften der Landschullehrer schreibe und auf diese Materie nicht mehr zurückkommen will, so sei es mir erlaubt, daß ich noch eine Sache, die dahin einschlägt, berühren darf. Es ist eine sehr große Wohlthat, daß den Schullehrern ihr Ackerstück von den bäuerlichen Einsaaßen in Gehege erhalten und bearbeitet wird, und daß sie das nothdürftigste Brodgetreide und Futter in natura geliefert erhalten. Auch ein überreichlicher baarer Geldersatz würde ihnen ihre Subsistenz nicht erleichtern, sondern weit schwerer machen. Unterdessen ist dabei doch auch Nachtheil, daß sie, wenn ihr Acker gut bestellt werden soll, und wenn sie nicht nur der Quantität, sondern auch der Qualität nach unverdorbenes Heu und reines Getreide erhalten wollen, mit den Bauern stets auf einen freundschaftlichen Fuß leben, und ihnen folglich nicht selten zur Unzeit nachgeben müssen. Dies ist ein Mitgrund, weshalb z. B. ihre Absentien-Bücher so schwer zu führen sind, besonders da die Verordnungen über den Schulbesuch wenigstens für Litthauen an sich, dermaßen strenge sind, daß ihre pünktliche Befolgung nie erreicht werden wird. Freilich finden geschärfte Befehle statt, daß den Schullehrern das Ihre gehörig werden soll, und sie werden nach geführter Klage auch wohl im Ganzen geltend gemacht. Aber der Rechtsgang ist weitläuftig; der Mittel zur Ausflucht giebt's viele. Ein Schullehrer, der gar zu oft im Landrathsamte klagend einkäme, würde auch dort bald als ein unruhiger Mensch berüchtigt sein. Der jedesmalige einzelne Gegenstand seiner Klage betrifft nur immer eine Kleinigkeit, und er hat nicht einmal die Zeit dazu, wegen jeder Kürzung sich an die oft mehre Meilen entfernte Behörde zu wenden; auch wird ihm die daraus entstehende neue Beschwerde durch gar nichts ersetzt. Würde dagegen nicht die Abhilfe möglich sein, daß alles, was ihm an Getreide und Futter gebührt, ihm

etwa im Beisein der geschwornen Schulzen zu einem bestimmten Termine mit einem Male müßte geliefert werden, wo er dann gleich dorfgerichtlich den Empfang bescheinigen könnte? Eben so könnte auch über die gute Bearbeitung seines Ackerstücks eine Realquittung von ihm erfordert werden. Wenigstens würden manche Klagen und noch mehres Unrecht sich nach meinem Dafürhalten auf diesem Wege am besten vermeiden lassen, und die Polizei hätte auch eine erwünschte Erleichterung.

Es wird Zeit sein, daß ich meinen Aufsatz endige, da ich mich wohl über das Kapitel von der Besoldung so ziemlich erschöpft habe.

## Schluß - Folge.

Wenn gleich Mancher sagen wird: wir haben schon die verlangten Lehrer aus den Seminarien! so antworte ich: wohl in einzelnen Kirchspielen, dagegen fehlen sie in manchen wohl noch ganz. Hie und da sind noch immer alte, schwache und beschränkte Lehrer, von deren Willen ganze Ortschaften auf ganze Generationen leiden und zurückbleiben. Die in den Seminarien gebildeten Lehrer reichen noch nicht aus, denn es werden noch immer Prüfungen mit Schulamtsbewerbern, welche keine eigentliche didaktische Vorbereitung erhalten haben, abgehalten. Zu jedem andern Amte soll der Ambirende vorbereitet sein; eine Selbstvorbereitung ist selten eine gute! Warum muß es bei dem Schulamte noch so sein?

In Westpreußen zahlt jeder Vater für jedes Schulkind, und wenn er deren vier hat, quartaliter 6 Sgr.; an Kirchschulorten auch wohl 8 Sgr. Wenn gleich ich gestehe, daß diese Zahlung dem Arbeitsmanne sehr schwer wird, so geschieht es doch wirklich, und ist ein Beweis, daß die Sache nicht unausführbar sei.

In ganz Litthauen zahlt man jährlich für ein Kind 5 Sgr.; und nie mehr als für zwei. Der ganze Unterricht in einer Woche kostet somit wenig über Einen Pfennig! — Kann eine Sache, die so wenig

kostet, in Ehren gehalten werden? Was theuer ist, ehrt man; was wohlfeil ist, achtet man gering. — Das Schulgeld muß durchaus erhöht und auf sämmtliche Mitglieder der Schulgemeinde, ich meine etwa auf alle, welche Klassensteuer zahlen, repartirt werden. Es giebt jetzt schon einige Gemeinden, wo man des 2ten Lehrers wegen doppeltes Schulgeld zahlt; warum geschieht dies nicht allgemein? —

Die Schulkassen in Litthauen sammeln jährlich Kapitalia; manche Kirchspiels-Schulkasse legt jetzt jährlich 100 Thlr. bei, und doch müssen die Lehrer, von welchen mancher 240 Schüler hat, Noth leiden! Wozu häuft man Kapitalia? für die Nachkommen? O ihr Sparer! Geiz ist die Wurzel alles Uebels. Macht man nur einen weisen Gebrauch von den vorhandenen Mitteln, so ist doch das allemal und mehr zum Zweck, die Noth der Mitwelt zu lindern, als für die Nachwelt Schätze zu sammeln; wie leicht kann ein Krieg Alles rauben!

Unsre Todten ruhn im Herrn,
Was wir noch am liebsten gern
Thäten, laßt uns denen thun,
Die uns noch am Herzen ruhn,
Eh' des Todes kalte Hand
Aufgelöst der Liebe Band.

Das Einkommen des Lehrers auf dem Lande wird immer in einem Theil der Naturalien bestehen müssen. Die Gehalte blos auf ein Fixum zu setzen, ist ein für unsere Zeit wenigstens noch ganz unausführbares Projekt. — Gute Lehrer, vor allen Dingen solche, welche die Wohlthaten des Christenthums an ihren eignen Herzen kennen; dann ein gutes Gehalt, damit der Lehrer keine Nahrungssorgen habe; ein geräumiges Lokal und für jeden Lehrer nicht mehr als 80 Schüler, wie es in Baiern ausgeführt ist! Jedenfalls müssen die Schulgemeinden als solche mehr thun; und dann sei Keiner vom Beitrag an den Schulfonds frei.

## V.

## Ueber die sogenannten Wallfahrten und die Nothwendigkeit, dieselben aufzuheben.

---

Schon im grauen Alterthum begegnen wir der an sich löblichen Sitte, sogenannte heilige Stätten, als einstmalige Wohnsitze frommer Menschen oder Denkmäler eines gottgeweihten Sinnes aus Verehrung zu besuchen. Denken wir da zunächst an die Wallfahrten nach Jerusalem, so müssen wir in den Motiven zu denselben etwas höchst Ehrenwerthes finden. Von welch' einer hohen Verehrung und inbrünstigen Liebe gegen den Erlöser zeugte nicht der fromme Pilger, der, aus freiem Triebe die Beschwerden einer mühseligen mit tausendfachen Entbehrungen und namenlosen Gefahren verknüpften Reise nicht scheuend, eher nicht ruhte, bis er das Ziel seiner Sehnsucht, die heilige Stadt erblickte, wo einst der Göttliche wandelte und waltete, den theuren Boden küßte, der einst sein Blut einsog, der mit entschiedener Hingabe an den Gottessohn in die lang entbehrte Heimath zurückkehrte! Wie herrlich stehen alsdann die ersten Kreuzfahrer vor uns da, die, alles verlassend, was mit den heiligsten Banden sie an das Vaterland fesselte, das Höhere, die Ehre Christi vor Augen habend, Leib und Leben daran setzten, um die ehrwürdige Stadt aus den Händen der Ungläubigen zu befreien und der Mit- und Nachwelt zu einer Stätte seliger Befriedigung der frommen Andacht zu gewinnen! Fürwahr, mit hoher Ehrfurcht müssen wir unser Haupt vor den Altvordern beugen, die nur dadurch geschwächt werden möchte, daß uns in der Geschichte der spätern Kreuzfahrer die Wahrheit entgegentritt: nicht immer brachte wahre Religiosität, sondern geistige Beschränktheit diese theuern Opfer! Denn wer weiß es nicht, daß die spätern Kreuzfahrer das „Gott will es" zwar im Munde, aber nicht im christlich geläuterten

Herzen führten? — Daß Ablaß schwerer Sünden, Entledigung gehäufter Schuldenlast, Ruhm= und Gewinnsucht, ja, Raub= und Blutgier und andere irdische, unedle Triebe die Christen nach Jerusalem führten? So verweltlicht der Mensch das Himmlische, und fällt dem Gericht der Sünde anheim, während er das Reich Gottes zu gewinnen hofft.

Die Sitte, Wallfahrten nach geheiligten Orten zu unternehmen, hat sich aber, namentlich in der katholischen Christenheit, erhalten. Gegenwärtig scheint sie aber zur Unsitte geworden zu sein. Denn es will uns bedünken, daß wir in einer Zeit leben, wo wahre Sittlichkeit, begründet auf innige Religiosität, Hauptziel der Menschheit sei. Preußen steht namentlich unter den gesellschaftlichen Verbindungen, die ein solches Ziel haben, nicht hinten an. Mithin muß es alle Hindernisse, die diesem Ziel entgegenstehen, aus dem Wege räumen. Von Vereinen zur Rettung verwahrloster Kinder, zur Besserung der Strafgefangenen, zur Beförderung der Mäßigkeit hören wir nah' und fern. Wohlan denn, ihr Menschenfreunde aller Confessionen, so laßt uns denn auch, wenn nur im Geiste, zusammentreten, bezweckend die Abschaffung der Wallfahrten.

Wir wollen unsere Gründe zu diesem Aufruf angeben. Lasset uns ein Jerusalem der Pilger in unser Vaterland verlegen. Wir wählen dazu Neustadt in Westpreußen, wohin alljährlich zum ersten Mai und zur Himmelfahrt aus den Umgegenden, ja sogar aus dem Ermlande, hunderte katholischer Mitchristen (Compagnien genannt) wallfahren, um in den auf den sogenannten Calvarienbergen zum Andenken an das Leiden und Sterben Christi erbauten Kapellen andächtig zu sein. Wir begegnen einem solchen Zuge von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Kreuze, Fahnen, Bilder vorantragend, geistliche Lieder singend, begleitet von neugierigen Gaffern durch Dörfer und Heerstraßen, theilweise in Schenken einkehrend, dann wieder folgend mit hellem Gesange

und fragen: Ist hier Andacht? *) Kann ein solches Getöse, der Anblick fremder Gegenstände, unbekannter Personen, dieses Durcheinanderschreien unmelodischer Stimmen, dieses Fahren und Rumpeln entgegen- oder vorbeifahrender Wagen, die Hitze des Tages, die ungewohnte Beschwerde der langen Reise, — kann dies Alles das Herz zu Jesu, dem Leidenden und Sterbenden, erheben? Ist das der erhabenen Feier würdig? Läuft eine solche Andacht nicht schnurstracks wahrer Religiosität zuwider? Doch wir begleiten den Zug bis zum Nachtquartier. Die Herbergen können die Schaaren nicht fassen, darum in Ställen und Scheunen lagern sich die Reisegenossen brüderlich und schwesterlich beisammen. O ihr religiösen Zeitgenossen! Hier tritt die Schattenseite der Menschheit hervor. Solch' eine Nacht läßt in dem Herzen manches Mädchen, manches Jünglings den Stachel bitterer Reue, die Frucht genossener Lust zurück.

Wir schweifen nicht umher im Reich der Phantasie! Nein, wir reden von wirklichen Thatsachen, von traurigen Erfahrungen. So leidet die junge Welt, unschuldig vielleicht noch vom mütterlichen Heerde scheidend, doch bei der Heimkehr das Gift verbotenen Genusses in sich tragend. Und die Eltern, laufen denn sie nicht Gefahr? Freilich! denn auf der Wallfahrt findet die Trunkliebe in den Häusern rechts und links die lang entbehrte Befriedigung, der Müßiggang seinen Anfang. Wie mancher Familienvater muß Monate lang vorher und nachher darben, um die auf die weite Reise angewendeten Kosten zu erschwingen! Die Pflugschaar, das Werkzeug, die Spindel bleibt liegen, und die Nachwehen solcher Unterbrechung des Tagewerks sind um so empfindlicher, als die Pilger fast ohne Ausnahme der armen Klasse angehören.

So

*) O, lieben Menschen, wir würden vor einem Sokrates unser Angesicht verhüllen müssen, wenn er uns so Gott ehren sähe.

So tragen also die Wallfahrten dazu bei, die Sittlichkeit, diese Grundsäule des Wohlseins eines jeden Staates überhaupt und eines Individuums insbesondere, zu untergraben; so schaden sie zugleich der wahren Religiosität — (denn wie kann diese auf Kosten der Moralität gewinnen?) — so schwächen sie den Wohlstand, den Fleiß, die Betriebsamkeit der Bewohner.

Ein Institut, das augenscheinlich dem Ganzen wie dem Einzelnen gefährlich ist, muß mithin aufgehoben werden. Mögen denn unsere Worte nicht leer wieder zurückkehren, sondern Anklang finden bei denen, die befugt und verpflichtet sind, als Handhaber des öffentlichen Wohles das Gute zu befördern, das Böse zu unterdrücken. Hier gilt keine geschmeidige Nachgiebigkeit gegen die religiösen Interessen anderer Confessions-Verwandten, denn sie werden, wie gezeigt, durch die Wallfahrten nur gefährdet; hier gilt keine Besorgniß vor etwaniger Aufregung der geistig Beschränkten. Menschenfeindlichkeit ist hier Gottesfreundschaft.

Selbst katholische Oberhirten zum Theil haben längst die mit Wallfahrten verbundenen Gefahren erkannt. So ist es ja der Erwähnung werth, daß der letztverstorbene Erzbischof von Köln jede Wallfahrt in seinem Sprengel strenge untersagte, die mehr als einen Tag zum Hin- und Zurückpilgern erforderte. Sapienti sat.

Bg.

---

## VI.

## Beiträge zu des Herrn Oberlehrer Bujack Naturgeschichte der höheren Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

(Fortsetzung.)

---

### Canis Vulpes, der Fuchs.

Der Fuchs ist ein höchst schädliches, ja unstreitig das allerschädlichste Raubthier bei uns, welches den Waidbahnen in den mannigfaltigsten Beziehungen ungeheuren Schaden zufügt, so daß man ihn schonungslos auf das unablässigste verfolgen und vertilgen sollte. Wiewohl diese Wahrheit von tüchtigen Forstbeamten erkannt wird, so findet der Fuchs doch noch in sehr vielen Jagdrevieren die größte Schonung, theils weil man nicht an den überaus großen Schaden glaubt, den er thut, theils weil man es vorzieht, im Winter sein Pelzwerk zu bekommen, ohne zu bedenken, daß dem Jagdbesitzer ein Fuchsfell allemal sehr theuer zu stehen kommt. Der Fuchs verzehrt eine große Menge Hasen, junge und alte; sie sind, neben allem Flügelwild, seine Hauptnahrung. Im Sommer nimmt er die jungen Hasen, so wie die tragenden Mütter, für sich und seine Jungen, so daß man die Knochen von alten Hasen sehr häufig vor Fuchsbauen findet, wenn der Fuchs dieselben ausräumt und diese Knochen mit Erde herauswirft. Die jungen Hasen bleiben nur kurze Zeit im Neste beisammen, dann sitzen sie im Getreide oder in Kartoffeln, nur wenige Schritte auseinander, und halten auf diese Art ihre Geburtsgegend fest, bis sie ganz erwachsen sind, wenn sie nicht gestört werden, auch wenn sich die Mutter lange nicht mehr um sie bekümmert, oft bis in den späten Herbst hinein. So wird es dem Fuchs leicht, die ganzen Bruten zu verzehren, ja selbst die Mütter die trächtig, wenig laufen

können. Welche Menge Fleisch muß nicht auch eine Brut junger Füchse gebrauchen, ehe diese erwachsen, und wie gut sind sie nicht stets genährt? — Selbst im Winter verfolgt der Fuchs noch die alten Hasen, obgleich es ihm dann einzeln, weil der Hase schon ganz erwachsen ist, schwerer werden muß, ihnen beizukommen. Ich weiß ein Beispiel, wo ein Jäger im Winter, nach einem ganz frischen Schnee, am Walde auf dem Anstande Abends einen Hasen schoß. Als er noch länger stehen blieb, kam ungefähr 5 Minuten darauf im schnellsten Laufe ein Fuchs, auf der noch einzelnen, neuen Fährde im frischen Schnee, dem Hasen nach, machte beim Anblick desselben die freudigsten Geberden, und traf sogleich Anstalten ihn wegzuschaffen, bevor er auch geschossen wurde.

So beschleicht er im Walde und im Getreide die Nester des grossen und kleinen Geflügels, und raubt den Sommer hindurch die Jungen. Er frißt auch häufig die jungen Enten, die schon, bevor sie fliegen können, des Nachts aus dem Wasser herausgehen und auf Wiesen und Feldern Nahrung suchen, wo sie sich bei seiner Ankunft nicht retten können.

Hier und in Deutschland habe ich gesehen, wie der Fuchs, im Winter bei Schnee, des Nachts die Völker der Rebhühner auf dem freien Felde, die dann auf einem Haufen bei einander (im Kessel) sitzen, beschlich, wo er jedoch jedesmal in der Geschwindigkeit nur eins bekommen und es sogleich verzehrt hatte. Wie scharf aber sein Geruch ist, sahe ich daraus, daß er schon aus einiger Entfernung, als er Wind bekam, seinen Gang (ohne daß eine Spur weiter im Schnee zu sehen war) änderte und gerade auf die Hühner zu lenkte. Gewiß findet er sie auf diese Weise oft.

Er verzehrt auch, wenn er es haben kann, stets das Beste. Im Anhalt-Cöthenschen, wo es so unzählig viele Hasen und Rebhühner giebt, sind die Füchse, weil weit und breit kein Wald ist, äußerst selten. Nichts desto weniger wurden in einem Fasanenwäldchen, in

dem Garten eines Guts, nahe am Hofe selbst, als im Herbste Fasanenjagd gehalten wurde, wider alles Erwarten 3 Füchse geschossen, die sich schnell davon machen wollten, als der erste Schuß fiel. Daß sie der Fasanen wegen gekommen waren, war offenbar, weil in einiger Umgegend nur dieser Beamte eine Fasanerie hatte, und andere dergl. Wäldchen bei Gütern leer standen, wo auch nie Füchse gespürt wurden.

Nicht immer freilich geht es dem Fuchse so wohl, als vom Frühling bis zum Herbste; es kommt der Winter, wo die Auswahl der Gerichte nicht groß ist. Wenn dann die Hasen nicht mehr häufig auch vorsichtiger sind, und, völlig erwachsen, besser laufen als er, und wenn es nur selten ein Gericht Geflügel giebt, dann nimmt er auch mit Aas vorlieb, und sucht es auf Schindangern, wie an menschlichen Wohnungen begierig auf; ja gegen das Frühjahr hin, wenn seine Begattungszeit vorbei ist (wenn er ausgetrabt hat), wo er besonders hungrig ist, sucht er sehr eifrig auf dem gefrornen Felde eine Maus zu erhaschen, und möchte sich gerne jetzt daran laben, kann ihnen aber des Frostes wegen nicht nach Wunsch beikommen. In dieser bösen Zeit spürt man ihn oft bis auf die Höfe von Gütern, wo er Nahrung sucht, so scheu er auch sonst ist.

Wenn man annimmt, der Fuchs vertilge eine Unzahl von Mäusen, und ihn daher eher zu den nützlichen, als zu den schädlichen Thieren zu zählen scheint, dagegen glaubt, daß die Raubvögel viele Hasen, Reh- und Hirschkälber verzehren, während sie gewöhnlich dies nicht thun, so möchte die Zahl der Mäuse wohl nicht groß sein, deren er zu solcher Zeit habhaft wird, (im Sommer verzehrt er gewiß keine). Daß Jester auf einer Dienstreise im Winter 1815, auf einer Strecke von 2 Meilen 28 Füchse auf dem Felde angetroffen, die Mäuse fingen, ist gewiß nicht zu bezweifeln; gewiß aber war diese große Zahl von Füchsen, die sich auf einer so geringen Strecke von selbst zeigten, ein böses

Zeichen für die Zahl des Wildes in der Gegend, welches hier, auch bei gänzlicher Schonung, dennoch höchst selten sein mußte.

Wo der Fuchs nicht geschont wird und mehr einzeln vorkommt, ist er weniger gefährlich und fürchtet sich mehr, wo er aber eingewohnt ist und ganz geschont wird, da thut er unbeschreiblich großen Schaden, und nur hier kann man ihn gehörig beurtheilen. Zwei Beispiele von besonderer Schonung des Fuchses, weil man sich gar nicht um ihn bekümmerte, habe ich bei uns erfahren, die ich, wenn ich auch etwas weitläuftig werden muß, für werth halte, anzuführen.

Auf einem großen, sehr fruchtbaren Gute, an dessen Feldern sich ein schöner Wald, zum Theil Laubwald hinzog, gab es, ungeachtet der besten Gelegenheit dazu, fast gar keine Hasen, obgleich daselbst nie gejagt, und alles Wild von den Jägern, von den sehr weitläuftigen gepachteten Jagden, die entfernt lagen, besorgt wurde. Dagegen gab es viele Füchse im Walde, die nie geschossen wurden. Da selbst nicht weit vom Gute ein großer Fuchsbau sich befand, der gewiß in vielen Jahren nicht gestört worden war, auch die Füchse von hier aus große Streifereien unternahmen, wie man selbst wußte, so war es mir interessant, des Abends im Herbste dieselben zu beobachten; bald kannte ich auch den besten Ort dazu. Daselbst kamen zwei Füchse jeden Abend, bald schon nach Sonnenuntergang aus dem Walde heraus, nachdem der eine vorher im Walde noch einigemal gebellt hatte, was indeß nicht immer geschahe. Der eine hielt sich nahe am Walde, der andere etwa 50 Schritte davon im Felde, und so ging es in gleicher Entfernung von einander, die Nase fast immer an der Erde, im schnellsten Laufe an dem Walde hin, wo natürlich jeder ihnen vorkommende und austretende Hase verloren war. Später, gegen Weihnachten, wo sie stets, wie vorher, auf diese ausgezeichnete Art ihre Jagd noch an demselben Orte anfingen, wurde einer von ihnen geschossen,

und zwar war es ein altes Männchen. Als ich zufällig nach 8 Tagen wieder an der Stelle vorbeikam, wo auf dem Anschuß noch Blut von dem Fuchse lag, bemerkte ich im Schnee die sehr häufigen Spuren eines Fuchses, der auf der Blutstelle gescharrt hatte, und da ich des Abends meine Beobachtungen fortsetzte, so kam, so frühe als sonst, jeden Abend ein Fuchs langsam zum Walde heraus, roch an dem Blut und leckte, wie es schien, daran, und nachdem er eine ganze Weile immer wieder auf der Stelle roch, ging er darauf langsam auf das Feld heraus. Obgleich darauf tödtlich verwundet, entkam er doch noch in den nahen Bau; es war dies sicher das Weibchen, und lange schon mochte dieses, wahrscheinlich alte Paar, in treuer Gesellschaft seine Jagden auf diese ausgezeichnete Weise mit dem besten Erfolge betrieben, und Hasen und Rebhühner, letztere waren fast gar nicht zu bemerken, verzehrt haben. Der Fuchs scheint auch eigentlich, Sommer und Winter, paarweise zu leben.

Auf einem andern großen Gute mit Wald und fruchtbaren Feldern, entfernt von jenem, gab es äußerst wenig Hasen und keine Hühner. Dagegen waren in der Nähe 4 Fuchsbaue, davon sogar einer mitten auf dem Felde in einem ziemlich großen, runden Hügel, worin die Füchse stets Junge hatten, denen Niemand etwas zu Leide that. Wiewohl die Herrschaft, welche die Jagd ganz den Jägern überließ, es oft tadelte, daß keine Hasen geschossen wurden, so übertrugen doch die gepachteten Königl. Jagden, die viele Rehe und wilde Schweine lieferten, diesen Verlust, und die Füchse bestellten auf dem Gute die Herrschaft.

Nur eine halbe Meile davon lag ein anderes Gut, wo es Hasen und Hühner genug gab, wie es sehr auffallen mußte. Als ich dem dasigen Oberwarth, einem sehr verständigen und fleißigen Manne, meine Verwunderung zu erkennen gab, warum hier so viel Wild vorkomme, und in so großer Nähe es wie ausgestorben sei, fügte er: das ist natürlich; Jene dort haben

viel Füchse und wenig Hasen; hier ist es umgekehrt. Er versicherte ferner, daß bei ihm der Fuchs keinen bleibenden Aufenthalt habe und nie daselbst Junge werfe, und daß fast jeder, der sein Revier betrete, auch gewöhnlich verloren sei. Nie unterlasse er es nämlich, nach einer Schweinsjagd im Walde, so wie bei recht stürmischem, nassem und schneeigem Wetter seine, wie ich glaube, zwei alten Dachsbaue und eine Nothröhre mit Hilfe eines Dachshundes zu untersuchen, ob etwa ein durchreisender Fuchs eingekehrt sei, der nie dann wieder lebendig herauskomme. Zugleich machte er mich mit seiner Methode, die Füchse zu fangen, bekannt, die so einfach und zweckmäßig ist, daß sie es verdient, überall bekannt und angewendet zu sein, die geeignet ist, bei allgemeiner Anwendung die Füchse fast auszurotten, und die zugleich alle Tellereisen und Schwanenhälse durchaus überflüssig macht. Er überzeugte mich auch durch sein Schießbuch, daß er, es war im ersten Frühling, während der letzten Jagdzeit, vom Herbste bis dahin, 14 Füchse so gefangen hatte, die alle hier nur Ueberläufer waren.

Die hölzerne sehr einfache Falle, womit er die Füchse fängt, nennt er die Paudel, die in jener Gegend mehren Jägern bekannt ist, die aber gewöhnlich sich nicht damit die Mühe machen. Es ist nämlich eine vierseitige Röhre von Brettern, auf der einen Seite weiter als auf der andern, und etwa 4 Fuß lang. Die weitere Seite wird in den Eingang des Baues geschoben, die engere steht heraus. Damit nun der Fuchs sich nicht außerhalb dieser Röhre durchgraben kann, so wird ihm dies dadurch unmöglich gemacht, daß von allen Seiten kurze, dünne Baumäste, 1—2 Fuß tief um die Röhre herum in die Oeffnung des Baues eingesteckt werden. Indem nun der Fuchs den Ausgang sucht und den Kopf eben an dem engern Theil der Röhre herausstreckt, so muß er mit der Nase eine ganz kleine, dünne Astgabel berühren, worauf ihm sogleich ein oben angebrachtes Stück Brett auf den Nacken drückt und

ihn augenblicklich tödtet. Der Fuchs kann einer solchen Falle unmöglich entgehen, scheut sich auch, weil sie ganz von Holz ist und ihm einen offenen Ausgang zeigt, gar nicht vor ihr, bleibt, wenn er einmal durch den Dachshund beunruhigt ist, nie über Nacht in dem Bau, und ist am andern Morgen die sichere Beute des Jägers. Eine solche Falle liegt an jedem Bau im Gebüsch und wird, so wie der Hund im Bau einen Fuchs anzeigt, vorgelegt und zugelassen, wenn der Hund herausgelassen ist, aufgestellt. So gerne ich zur vollständigen Erklärung dieser unstreitig zweckmäßigsten Fuchsfalle eine Abbildung beifügen möchte, so ist es mir nicht möglich, und kann nur wünschen, daß ein Zeichner sich das Verdienst erwerben wird, dies zum allgemeinen Nutzen zu thun. Unterlassen kann ich indeß nicht, Liebhabern, die etwa selbst in jene Gegend kommen und sich zugleich in Kenntniß und Besitz einer solchen Falle setzen wollen, den Jäger zu nennen, bei dem ich sie sahe. Es ist der Oberwarth Oldersdorf in Groß-Klingbeck bei Brandenburg, ein sehr gefälliger Mann, der gerne bereit sein wird, die gewünschte Auskunft hierüber zu geben.

Da der Fuchs außerdem im Sommer gewöhnlich mit dem besten Erfolge vermindert werden kann, so sollte auch dann der Jäger das Schußgeld dafür überall erhalten. Und wenn man allgemein, im Winter und Sommer, mit Eifer die Füchse zu vermindern suchte, so würde sich das gezahlte Schußgeld schon in wenigen Jahren reichlich ersetzen, und nachdem so der so großen Verbreitung der Füchse ein Ziel gesetzt würde, würde überall das Wild, bei sonstiger ordentlicher Verwaltung der Jagd, bedeutend zunehmen, welches dieser Erzfeind jetzt so reichlich verzehrt, obwohl man dennoch gewöhnlich nicht ihn, sondern die unschuldigen Raubvögel in Verdacht hat, und sie nach Möglichkeit vergebens vermindert. In Deutschland kenne ich ein Land, wo der Forstbeamte für jeden Fuchs, im Winter und Sommer, auch wenn er ihn der Mutter aus dem Leibe geschnitten hat, einen Thaler Schußgeld bekommt. Der hiesige

Herr Oberförster Hopf zahlt seinen Unterförstern ebenfalls Sommer und Winter für jeden Fuchs, jung oder alt, 10 Sgr., und hat dafür höchst wenig Füchse und sehr viele Hasen. Im vorigen Jahre wurden daher bei ihm, wie ich von ihm selbst hörte, auf einer Jagd 106 Hasen und nur 3 Füchse geschossen, und er ist fest überzeugt, daß dies Resultat nicht sowohl durch vernünftige Schonung der Jagd überhaupt, als vielmehr und hauptsächlich durch die Ausrottung der Füchse von ihm erlangt worden ist. Dagegen zahlt mancher Jagdbesitzer dem Jäger für junge oder Sommerfüchse kein Schußgeld. Vor 2 Jahren lieferte ein Jäger seinem Herrn 13 junge Füchse ab, erhielt aber dafür nicht einen Pfennig Schußgeld, sondern Tadel.

Der Hund scheint mit dem Fuchse in natürlicher Freundschaft zu leben, wovon ich einmal Augenzeuge war. Auf dem zuerst erwähnten Gute ließ ein Gutsinspektor im Frühling auf einem Vorwerk, welches nicht weit vom Walde liegt, pflügen. Er hatte seinen sehr großen Hofhund bei sich, als in einiger Entfernung vom Walde ein Fuchs herumlief. Der Herr zeigte dem Hunde den Fuchs und hetzte ihn auf denselben. Der Hund lief, was er konnte; es schien, als wolle er den Fuchs fassen; allein letzterer blieb ruhig stehen, bis der Hund an ihn kam, sprang dann freudig an ihn hinauf und liebkoste ihn, was der Hund erwiederte. Der Fuchs lief erst dann in den Wald, als der Herr seinem Hunde wiederholt sehr laut zurief, den Fuchs zu fassen. Wahrscheinlich waren beide schon alte Bekannte. Eine ähnliche Freundschaftsbezeigung von einem Hühnerhund und einem Fuchse wurde mir von einem andern Augenzeugen erzählt.

(Fortsetzung folgt.)

## VII.

## Verzeichniß der in der Gegend von Thorn bis jetzt entdeckten Schmetterlinge.

Ein Verzeichniß der Schmetterlinge irgend einer Gegend Preußens, d. h. Ost- und Westpreußens, glaube ich noch nicht bemerkt zu haben; daher erlaube ich mir hier diejenigen aufzuzeichnen, welche ich Gelegenheit hatte in unserer Gegend zu beobachten. Ich werde vielleicht mit diesem kleinen Namenverzeichnisse den Erwartungen der Freunde der Entomologie nicht entsprechen, deshalb bitte ich dasselbe mit Nachsicht anzunehmen, da ich überhaupt nicht viel Zeit darauf verwenden kann, mich ausschließlich mit diesem Theile der Naturgeschichte zu beschäftigen. Außerdem waren die letzten Jahre für die Schmetterlinge nicht sehr günstig, und diejenigen, die ich in meiner Sammlung besitze, sind größtentheils solche, die ich in früheren Jahren theils gefangen, theils aus Puppen auferzogen habe.

Die Arten der nachstehenden Schmetterlinge sind nach Ochsenheimer und Treitschke bestimmt.

### Papiliones.

**Papilio:** Machaon fliegt häufig auf Hügeln und Heideplätzen, wo ich seine Raupe gewöhnlich auf Athamanta Oreoselinum gefunden habe.

**Pap.** Podalirius zeigt sich einzeln in den Baumgärten an der Weichsel.

**Pontia:** Crataegi, Brassicae, Rapae, Napi, Daplidice, Sinapis nicht häufig in Gebüschen, Cardamines. Dieser letztere läßt sich in den Monaten Junius und Julius ziemlich häufig auf den Wiesen an der Weichsel sehen.

**Colias:** Edusa, Hyale, Rhamni.

**Nymphalis.** Von dieser Gattung finden sich in hiesiger Gegend N. Papuli selten, ferner N. Ilia. Var.

A. u. B., A. stimmt mit Rösels F. 1. überein, B. mit F. 3. u. 4. Tab. XLII. Tom. III.

Vanessa: Cardui, Atalanta, Jo, Antiopa, Polychloros, Xanthomelas. Von diesem Falter wurde ein Exemplar auf der Bazar-Insel gefangen. V. Urticae, Album, Triangulum, Prorsa, Levana.

Argynnis: Selene, Euphrosyne, Dia, Daphne nicht häufig im Grabier-Walde, Lathonia, Niobe, Aglaja, Paphia häufig auf freien Plätzen in Wäldern; Laodice, von welchem Falter ich ein Exemplar besitze, das an denselben Orten, wo sich Paphia findet, gefangen wurde. Seine Hinterflügel führen auf der Oberseite, ziemlich in der Mitte, eine gebogene aus sechs schwarzen, eckigen nicht zusammenhängenden Flecken bestehende Binde, welche bei Paphia von langen größtentheils zusammenhängenden Streifen gebildet wird. Ferner zeichnet sich Laodice aus, durch ein weißes dreieckiges nicht weit von der Spitze befindliches Fleckchen, und durch die Unterseite der Hinterflügel, welche von der Mitte aus bis an den Rand roströthlich und etwas stahlblau angelaufen ist.

Melitaea: Artemis, Cinxia, Didyma, Athalia.

Hipparchia: Alcyone, Semele, Maera, Megaera, Statilinus an der röthlich grauen und dunkler bestäubten Unterseite der Hinterflügel kenntlich, und an den zwei weißen Punkten zwischen den Augenflecken oben auf den Vorderflügeln. Die Hinterflügel führen einen schwarzen Punkt am Innenwinkel. Hip. Iphis, Arcania, Pamphilus.

Polyommatus: Arion, Corydon, Adonis, Alexis, Argus, Hylas, Circe, Hipponoë, Chryseis, Virgaureae, Phloeas, Betulae, Rubi.

Hesperia: Malvarum, Alveolus, Sylvius, Linea. Ich besitze noch eine Art dieser Gattung aus unserer Gegend, die ich für Tesselum halten möchte, und die mit Espers Malvae major die größte Aehnlichkeit hat. Die Flügel dieses Falters sind graubraun,

bei frischen Exemplaren etwas grünlich schimmernd. Auf den Vorderflügeln steht nicht weit vom Außenrande eine gebogene, aus weißen Flecken bestehende Binde, eine Biegung ist etwas nach der Spitze zu gerichtet, die andere, welche die Mitte erreicht, nach der Wurzel zu. Dicht an der letzten Biegung ist ein weißer, kleiner, zackiger nach dem Vorderrande gerichteter Streif, an dessen Ende zwei kleine Striche zu sehen sind. Zwischen diesen Streifen und der Binde befindet sich ein weißer undeutlicher Mondflecken. Am Innenrande, beinahe in der Mitte, doch der Wurzel näher, erscheint ein kleiner, weißer Fleck. Durch die Mitte der Hinterflügel geht eine weiße undeutliche Binde, unter ihr nicht weit vom Außenrande zieht sich eine Reihe weißer etwas undeutlicher Punkte. Die Unterseite der Vorderflügel ist in der Mitte schwärzlich, und führt dieselben weißen Flecken, wie die Oberseite, sie sind aber bei weitem größer. Die Hinterflügel sind unten gelblichweiß und haben zwei olivengrüne Binden, die eine davon steht in der Mitte, die andere nicht weit vom Außenrande; beide erreichen nicht den Innenrand, in dessen Nähe sie sich berühren. In der letzten sieht man gelblichweiße Flecken. Der Außenrand aller Flügel ist gelblichweiß mit schwarzen Punkten, über diesen zieht sich eine schwarze Linie. Die weiß und schwarz geringelten Fühler sind unten an der Spitze gelblichbraun. Der äußerste Vorderrand der Vorderflügel ist oben und unten von der Mitte aus nach der Spitze zu weiß und schwarz gefleckt. **Hes. Alveolus, Sylvius, Linea.**

**Zygaenides.**

**Zygaena: Statices, Scabiosae, Peucedani, Lonicerae.**

**Sphingides.**

**Sphinx: Stellatarum, Nerii.** Von diesem Schwärmer erhielt ich wieder im nächstvergangenen Jahre den 3. September zwei ganz vollkommen ausge-

wachsene Raupen, die sich gleich verpuppt haben, aber es ist bis jetzt noch kein Schmetterling ausgekommen. Sph. Elponor, Porcellus, Euphorbiae, Galii selten, Atropos ebenfalls selten, Pinastri kommt bei uns nur einzeln vor. In den Gegenden, wo dieser Schwärmer und der Fichtenspinner häufig vorkommen, und ihre Raupen in den Fichtenwäldern bedeutenden Schaden anrichten, könnte man wohl ihrer Vermehrung am besten Einhalt thun, wenn man den Hirten und den Hirtenknaben aufgeben möchte, die Schmetterlinge im Mai und Junius, die gewöhnlich am Tage an der Nordseite des Fichtenstammes ruhig sitzen, abzusammeln und einzuliefern. Wofür man ihnen natürlich eine kleine Belohnung festsetzen müßte, wie man es in einigen Gegenden für das Einliefern der Maikäfer zu thun pflegt. Dadurch würde man bei weitem mehr ausrichten, als durch das Absammeln der Raupen. Sph. Convolvuli, Ligustri.

Smerinthus: Ocellata, populi.

Bombycites.

Saturnia: Carpini (Paronia minor). Eine Raupe dieses Spinners fand ich auf Rhamnus Frangula, die ich zu Hause einige Zeit fütterte, worauf sie sich bald verpuppte. Ich hoffte nun daraus einen Schmetterling im nächsten Frühling zu erhalten, aber ich wurde in meiner Erwartung getäuscht, doch im zweiten Jahre, als ich meine andere Schmetterlingspuppen nachsah, bemerkte ich die schon vergessene Paronia im vollkommenen Zustande auf ihrem birnförmigen Gespinnste.

Cossus: ligniperda.

Cerura: Vinula, Erminea.

Natodonta: Camelina, Palpina.

Bombyx: Quercifolia, Pini, Quercus, Rubi, Neustria.

Sericaria: Monacha, Dispar, Salicis, Auriflua, Chrysorrhoea.

Pygaera: Anachoreta, Curtula, Bucephala.

Eyprepia: Grammica, Russula, Dominula, Purpurea, Villica, Caja, Hebe, Fuliginosa, Menthastri, Lubricipeda.
Lithosia: Quadra, Complana, Irrorea.

Noctuae.

Acronycta: Aceris, Psi, Rumicis.
Agrotis: Segetum (?). Den Schmetterling dieser Art besitze ich nicht, aber ich habe in diesem Herbste einige Raupen von einem Gutsbesitzer erhalten, sie mit der Beschreibung der Agr. Segetum verglichen, und größtentheils übereinstimmend gefunden. (S. Treitschke Beschr. der Europäischen Schmetterlinge, 5. Band, 1. Abtheil.) Diese Art Raupe hat im Herbste der beiden letzten Jahre an manchen Orten, sowohl in unserer Gegend, als auch im Großherzogthume Posen, durch Abfressen der Wurzeln am Raps und an der Wintersaat nicht unbedeutenden Schaden angerichtet. Man hat gewöhnlich durch kleine Gräben mit senkrechten Wänden ihrer Verheerung gesucht Einhalt zu thun, und dieses Verfahren größtentheils für bewährt gefunden.
Trachea: Atriplicis.
Apamea: Cespitis.
Mamestra: Oleracea, Brassicae.
Mythimna: conigera.
Plusia: Chrysitis, Festucae.
Erastria: sulphurea.
Cucullia: Artemisiae, Verbasci.
Phlogophora: meticulosa.
Calpe: Libatrix.
Xylina: Pinastri, Exoleta.
Heliothis: dipsacea.
Acontia: luctuosa, Solaris.
Triphaena: Pronuba.
Catocalia: Fraxini, Nupta, Paranympha.

Die Fortsetzung und die Nachträge aus der Familie der Nachtfalter werden später erfolgen, da ich noch mehre zweifelhafte Arten, sobald es mir nur die Zeit erlaubt, genauer Prüfung unterwerfen muß.

## VIII.

## Erinnerung an einen braven Königsberger.

Nach der Schlacht von Pr. Eylau wurde eine Menge Verwundeter nach Königsberg gebracht. Damals frequentirte ich, etwa 14 Jahre alt, bei einem Verwandten in Pension seiend, ein Gymnasium in Königsberg, und hatte um diese Zeit Gelegenheit, mit meiner Polnischen und Russischen Sprachkenntniß manchmal nützlich sein zu können.

In Mitten der Nacht nach jener Schlacht stürmte es heftig an unsre Hausthür, und wir Alle innen geriethen in Schrecken. Man vermuthete Russische Einquartierung, und ich mußte — wie gewöhnlich — auch diesmal als Dolmetscher voran. Kaum habe ich die Hausthüre geöffnet, als mehre Russische Soldaten bewaffnet hineindringen und Quartier für ihren schwer verwundeten Kapitain fordern, den auch gleich Andre hinter ihnen auf einer Bahre daher trugen. Hier konnte und wollte man keinen Anstand nehmen; daher ich, weil schon anderweite Einquartierung da war, den Kapitain in meine Stube bringen und aufs Bette legen ließ. Er war fürchterlich voll Blut, ohne alles Lebenszeichen, und schien von allerlei Wunden ganz dahin zu sein. Jammernd standen um ihn seine Soldaten, die ihn sehr liebten und die zum Theil mit verwundet waren. Ein Russischer Arzt war mit ihnen gekommen, untersuchte des Kapitains Wunden, und erklärte, daß hier keine Hilfe sei, er sich auch weiter, anderer auf ihn wartender Kranker halber, nicht aufhalten könne. Somit ging er. Die Russischen Soldaten waren hierüber trostlos, besonders ein Feldwebel, der, obwohl selbst eine Kugel im Kopfe hinter dem einen Ohre noch stecken habend und blutend, eignen Schmerz über seinen Kapitain vergaß.

Da fiel mir unser Hausarzt ein. Unbemerkt begebe ich mich weg und eile zu demselben, ihm das

Vorgefallene erzählend und um seine Hinüberkunft und Hilfe bittend, was der Edle auch ohne Umstände that. Schon glaubten die Russischen Soldaten mich — den Einzigen, der mit ihnen sprechen konnte — fortgelaufen, und tobten daher im Hause, so daß die andern Bewohner desselben sich aus Furcht verbargen, als ich mit dem Arzt erschien. Vor Freuden küßten uns Beiden die Soldaten die Hände. Der Arzt versuchte sogleich das Nöthige mit dem Schwerverwundeten, und seiner vorzüglichen Geschicklichkeit und uneigennützigen Ausdauer, so wie der liebevollen Pflege meiner Angehörigen glückte es, den von den Seinigen schon aufgegebenen Kapitain so weit herzustellen, daß, als die Franzosen in Königsberg einrückten, der Kapitain ein Paar Tage vorher, ohne weitere Besorgniß für seine Gesundheit nach Rußland abreisen konnte.

Beide leben nicht mehr. Der rettende Arzt war der verstorbene Stadtwundarzt, Medizinal-Assessor Brauns in Königsberg; der gerettete Kapitain aber, der als Gouverneur von Tiflis verstorbene, im letzten Perserkriege sich ausgezeichnete General Sipiägin.

---

**Errata im Februar-Hefte 1838.**

S. 164 Z. 10 v. prevulum l. speculum
S. 169 Z. 11 v. Glaitschia l. Gleditschia

# I.

# Beiträge zu einer historisch-statistisch-medizinischen Topographie von Pr. Holland.

Von Dr. Creutzwieser,
Stadtphysikus zu Königsberg in Pr.

## Historische Notizen.

Die Stadt Pr. Holland gehörte nach der alten Kreis-Eintheilung früher zu dem landräthlichen Kreise Mohrungen, aus welchem späterhin die Kreise Mohrungen, Pr. Holland und Osterode gebildet wurden, wodurch Pr. Holland die Kreisstadt des gleichnamigen, jetzt für sich bestehenden Kreises geworden ist. Sie ist die Hauptstadt der 20 Städte des oberländischen Kreises, des sogenannten Hockerlandes und des alten Pomesaniens, 3 Meilen von der Stadt Elbing, 14 Meilen von Königsberg unterm 41. Grade der Länge und unterm 54. Grade der Breite gelegen.

Die erste Grundlage der Stadt Pr. Holland schreibt sich von Holländischen Edelleuten her, woher auch der Name. Von den alten Preußen wurde es Weseka genannt, nach dem bei ihr vorbeifließenden und sich in den Drausensee ergießenden, früher schiffbar gewesenen Flusse Weske — Weseka oder auch Patzlock genannt nach dem hier belegenen Schlosse. — Janus Dousa der Aeltere behauptet zwar, daß seine Landsleute, die Holländer, aus Preußen gekommen, und daß in Preußen diese Stadt, von der wir jetzt handeln, den alten Namen noch behalten. Seine Worte hierüber sind folgende: „Nisi a Venedis potius seu Wendis, quos Borussus hodie ac Prutenos vocitamus, nominis originem nos debere contenderis, ducta ex eo potissimum conjectura, quod intra ejusdem populi ditionem, haud procul Elbinga, tanto

post tempore oppidum etiamnum ducate integrum Hollandiae nostrae vocabatum repraesentans, in Geographicis tabulis reperiatur."

Allein unsere Preußischen Scribenten sagen im Gegentheil, und zwar Hartknoch wörtlich: daß diese Preußische Stadt von etzlichen Holländischen Edelleuten vor Zeiten erbaut sei, und dahero den Namen habe rc. Ich muß es dahin gestellt sein lassen, wer von Beiden recht hat, jedoch erlaube ich mir als Beweis für die letztere Behauptung folgendes geschichtliche Factum anzuführen: Ein Holländischer Poet, Namens Johann van Vondel, erzählt, daß nachdem Holländische Edelleute den Grafen Florentium V. ermordet, der bei diesem Morde implicirte Gysbertus van Amstell, Herr der Stadt Amsterdam, weil er seine von des Grafen Florentium's Parthei belagerte, in der Stadt Amsterdam belegene Burg nicht länger vertheidigen konnte, sein Vaterland verlassen und sich nach Preußen begeben, woselbst er zum Andenken an das erstere die Stadt Pr. Holland erbaut habe. Vondel schrieb im Jahre 1637 eine dem Hugoni Grotio dedizirte Tragödie, betitelt: Gysbrecht van Amstell d' Ondergang van syne Stadt en Ballingschab, wo es also heißt: Maar terwyl hy ijverde om Gemalin en Kinders, met allen de Gerlugten d' Sceep te brengen, en voorhad, helf het Huys te verdadigen, verscheen'em Rafaël, een der zeven Engelen, die hem vermaande, met alle de synen sich te Water en na Pruyssen te begewen, en daar een Stadt, die nog Hollandt heet, te flichten.

In der Tragödie selbst heißt es:

Syn Wil is dat gy treckt, na't vette lant van Pruissen,
Daar nit het Pools gebergt de Weisselstrom komt ruissen;
Die d' oevers ryk van vrucht genoegeelyk bespoelt,
Verhou u daar, en wacht tot dat de wraack verkoelt.
Gy sult in het gewest en Stadt nieu Hollant bouwen,
En in gesonde lucht, en wedige lands douwen.
Vergeten al u leet, en overbrochten Druck.

Hierauf beziehend, standen früher um das Pr. Holländische Rathhaus folgende lateinische Verse:

Urbs haec, a Batavis refugis, Hollandia tanquam
  Tutamen, structa et nomen adepta fuit.
Si Cereale Solum, prospectum et reliqua cernas,
  In Regno paucas dixeris esse pares.

Eben so schwer wie der Ursprung ist es festzustellen, ob das auf dem sogenannten Schloßberge inmitten der Stadt gelegene alterthümliche Ritterschloß gleichzeitig mit der Stadt oder schon früher erbaut worden ist. Einige Schriftsteller behaupten, selbiges sei 1290, andere dagegen wieder, es sei 1329 erbaut. So viel steht indessen fest, daß laut noch existirendem Stadt-Privilegio die Stadt selbst im J. 1297 unter dem Landmeister Meinhard v. Querfurt gegründet worden ist.

Hiebei muß ich einer Volkssage Erwähnung thun, die sich von Vater auf den Sohn fortgeerbt zu haben scheint, übrigens aber bei keinem Schriftsteller vorgefunden wird. Der Name Pr. Holland, erzählt man, sei von Holl — an (halt an) entstanden. In den frühesten Zeiten sei bis an den Berg, auf welchem das Schloß liegt, ein schiffbares Wasser gegangen, welches hier kreuzende Schiffer, namentlich Holländische, häufig befahren hätten, und hier vor Anker gegangen wären. Es scheint also wohl mit einiger Gewißheit angenommen werden zu können, daß das Schloß früher schon erbaut war, und Veranlassung zur späteren Begründung und zum Anbau der Stadt gab.

Im J. 1521 wurde das Schloß von den Elbingern und Danzigern in Verbindung mit den Polen niedergerissen, und im J. 1550 durch Herzog Albert und Markgraf George Friedrich wieder aufgebaut. Dieses Ereigniß mag wohl wesentlich zu einer chronologischen Verwechselung beigetragen haben. Man findet jetzt noch deutliche Spuren von dem ungeheuren Fundamente des früheren Schlosses auf der Nord- und Ostseite des Schloßberges, man sieht auch die in der Ringmauer späterhin geschlossenen Oeffnungen,

19*

die der Form nach zu urtheilen, große Thore und Ausfälle gewesen sind. Daneben findet man wieder bogenförmig vermauerte Oeffnungen von kleinerem Umfange, deren Steine, Gefüge und Arbeit deutlich beweisen, daß sie später in die alte Schloßmauer gemacht wurden, um höchst wahrscheinlich durch sie den Schutt und die noch brauchbaren Baumaterialien, Behufs des Wiederaufbaues der im Jahr 1543 gänzlich niedergebrannten Stadt hindurch zu schaffen. Für den erneuerten Aufbau des Schlosses unter George Friedrich sprechen die auf der Ostseite des Schlosses in die Ringmauer eingefügte eiserne Platte, und der über ihr befindliche platte Schieferstein, auf welchem letztern ein menschliches Gesicht nebst einer verwitterten Inschrift, und der Name Markgraf George Friedrich eingegraben sind. Nach einer schriftlichen, von einem gewissen Werner in Pr. Holland vor vielen Jahren geführten Ueberlieferung, welche in dem hiesigen Kneiphöfschen Rathhause deponirt ist, hießen jene Worte:

V. G. G.
George Friedrich
M. Z. B. I. P. Z. S. P. D. C. V. W. A. I. S.
Z. C. H. B. Z. N. V. F. Z. R.

das heißt: Von Gottes Gnaden! George Friedrich Markgraf zu Brandenburg in Preußen, zu Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien zu Crossen Herzog, Burggraf zu Nürnberg und Fürst zu Rügen.

Aus den meisterhaft gebauten Kellern des Schlosses, die großentheils noch bestehen und wohl erhalten sind, führt ein unterirdischer Gang eine viertel Meile weit unter dem Flußbette der Weeske weg nach dem nächsten Dorfe Robitten hin. Dieser Gang ist gemauert, hat Manneshöhe und beginnt vom 2ten Keller des Mittelschlosses. Aber auch er hat der Zeit seinen Tribut zahlen müssen, und ist gegenwärtig gänzlich verschüttet, was um so mehr zu bedauern ist, da

Pr. Holland hierin mit London rivalisiren dürfte und seinen Tunell tausend Jahre früher schon hatte! Daß dieser Gang wirklich da war, vermag ich aus eigner Autopsie zu behaupten, indem ich mit meinem damaligen Lehrer, dem verstorbenen Kaplan Partey und dem Prorektor Hammer, in Begleitung mehrer Mitschüler, von denen einige noch am Leben und zur Zeit in Pr. Holland sind, mit Laternen und brennenden Lichten versehen, verschiedene Male in diesem Gange eine weite Strecke gewesen bin, und zwar so weit, daß nach der Zahl der Schritte zu urtheilen, wir weit jenseits des Flusses uns befunden haben müssen. Die irrespirable Luft, der Schutt und das Quellwasser an vielen Stellen, so wie endlich das Erlöschen der Lichte hemmten unsre Schritte, welche Wißbegierde leitete, und verhinderten jedes weitere Vordringen. Eine alte Sage behauptet, daß besprochener Gang sich in Robitten im Schulzenhause geöffnet habe. — Als vor mehren Jahren einige Elementar-Schulzimmer in dem Schlosse eingerichtet wurden, erhielten die darin jetzt noch wohnenden Lehrer jene Keller zur Benutzung, bei welcher Gelegenheit der in die Tiefe führende Gang vermauert wurde. So viel ich mich dessen noch entsinnen kann, war der unterirdische Gang gewölbt, durchweg von Ziegelsteinen gemauert, und nur mehr nach unten zu schien er auf großen Feldsteinen zu ruhen, auf denen die Ziegellage aufgeführt worden war. Bei dieser Einrichtung der Schule ließ der Landbaumeister le Juge, um eine bequemere Wohnung für die Elementarlehrer in dem Schlosse zu beschaffen, eine Zwischenwand Behufs besserer Verbindung der Zimmer einhauen, wobei er ein Gewölbe entdeckte, welches ein Strafgefängniß aus den ältesten Zeiten gewesen zu sein schien, das vielleicht später erst vermauert worden. In einem sechs Fuß hohen und vier Fuß breiten gemauerten Raume, der nach oben zu immer enger werdend, sich in einem runden Luftloche, welches die Mauer schief durchdrang, und von außen beinahe

12 Fuß hoch sich mündete, endete, fand man einen morschen hölzernen Querbalken, in der Höhe von 4 Fuß. Unter demselben lag auf dem Boden eine Quantität verfaultes, verwittertes Stroh, auf welchem wieder mehre Knochen zerstreut lagen, die auch schon großentheils verwittert waren, aus deren Form indeß noch so viel zu erkennen möglich war, daß es menschliche Ueberreste sein mußten. Höchst wahrscheinlich ist hier ein Verbrecher dem Hungertode Preis gegeben und an dem Querbalken angebunden worden, so daß er auf demselben mit den Armen befestigt, stehend, langsam geendet hat. Es läßt sich vermuthen, daß die Oeffnung sogleich vermauert worden ist, nachdem der Unglückliche hier eingekerkert worden. — Dergleichen verborgene Behältnisse giebt es im Schlosse noch mehre, wie dieses aus der Bauart der inneren Räume analogisch zu schließen ist, und sich durch verschiedenartige Ziegellagen verräth, aus denen man entnehmen kann, daß hier und dort ein in der Wand verborgener Raum vermauert worden ist. — Aus der neuern Zeit kann sich dieses unmöglich herschreiben, da jener Vandalismus auf letztere nicht mit hinübergegangen ist.

Das Schloß gehörte einst den Herren Gerhardt und Görke v. Patzlock, welche damals eine halbe Meile von demselben entfernt, in dem jetzigen Orte Neu Kusfeld wohnten. Aus allem was ich darüber in alten Chroniken und Schriften, die im Archive zu Königsberg aufbewahrt sind, gelesen habe, geht so viel hervor, daß diese Herren Patzlock die ersten Besitzer des Schlosses gewesen sein müssen, wovon selbiges auch den Namen erhalten, der aber späterhin bei Erbauung der Stadt in dem Namen Holland untergegangen ist. Hieraus wäre nun abermals erwiesen, daß das Schloß viel früher als die Stadt da gewesen sein muß. Dasselbe bildete in der Vorzeit ursprünglich ein geschlossenes Quarree, und war mit breiten Laufgräben, hohen Mauern und Zugbrücken versehen. Es

hatte nur ein Thor zur Auffahrt, und nach Westen einen Ausfall. Der gegen Süden gelegene Theil des Schlosses stürzte vor einigen Jahren ein; die Reste wurden, um größern Schaden zu verhüten, gänzlich abgetragen. Dennoch stehen jetzt noch vom Schlosse der hintere mittlere Theil, und die beiden Seitenflügel mit ihren hohen, runden, überdachten Thürmen. Außer der schon genannten Elementar-Schule befinden sich hier noch eine reformirte Kirche, in welcher jährlich zweimal Gottesdienst gehalten wird, wozu der auswärtige Geistliche jedesmal von Elbing herüberkommt; ein großes Depot für einige Landwehr-Regimenter an Kleidungs- und Armatur-Stücken; ein Civil-Gefängniß; ein städtsches Feuerspritzen-Lokal; ein Militair-Lazareth; mehre Wohnungen für Unterbeamte; ein Versammlungssaal für die Bibelgesellschaft und endlich noch ein Liebhaber-Theater. Hierdurch wird der Rest des alterthümlichen Schlosses nothwendigerweise in baulichem Zustande erhalten. — Der früher den Vordertheil des Schlosses umgebende circa 40 Fuß tiefe und 60 Fuß breite Schloßgraben, jetzt großentheils verschüttet, ist zur Anlage öffentlicher Plätze und Promenaden benutzt worden. So ist auch im Jahre 1818 rund um den Schloßberg, außerhalb der Ringmauer des Schlosses, eine öffentliche Promenade durch den Landbaumeister le Juge, unter thätiger Mitwirkung des Landraths v. Hake und des Magistrats, geschmackvoll angelegt worden, deren Erhaltung durch den Ertrag einer, Seitens des 2c. le Juge mit einem kleinen Hause der Stadt gemachten Dotation gesichert und ihr Gedeihen befördert wird. Die Promenade ist mannigfach mit blühenden Büschen, Blumen und Laubholz, namentlich mit Ebreschen und Linden besetzt; sie gewährt von allen Seiten eine wahrhaft reizende Aussicht bis nach Danzig, Marienburg, Elbing und Wormditt hin, während unten in bedeutender Tiefe von der einen Seite die Stadtbleichen, der Roßgarten, und von der andern Seite

die regelmäßig gebaute Mühlen-Vorstadt mit ihren Gärten, die Chaussee nach Elbing und die Landstraßen nach Königsberg und ins Ermland ausgebreitet liegen.

Mitten auf dem Schloßplatze ist ein Brunnen, der zur Zeit der Ordensritter gegraben und so tief ist, daß man, wenn er trocken ist, bis 30 zählen kann, ehe ein hineingeworfener Stein den Boden desselben berührt. Gegenwärtig wird das Trinkwasser aus den Röhrbrunnen der Stadt hier auch hineingeführt.

Die jetzt noch bestehende geräumige helle Kirche, die eine vorzüglich schöne Orgel besitzt, die größte und beste im Oberlande, hat laut Privilegium schon im Jahre 1292 existirt; sie scheint mithin bei Anlegung der Stadt miterbaut zu sein. Eine andere, jedoch kleinere Kirche liegt unter dem Namen der Neuen oder Georgen-Kirche außerhalb der Stadt auf dem städtischen Kirchhofe nach Südwesten hinaus. Sie wurde innerhalb drei Jahren durch gesammelte Beiträge Seitens der Einwohner erbaut und 1592 durch den damaligen Erzpriester Leuckenroth eingeweiht. In ihr werden die üblichen Leichenreden gehalten, sie aber auch ausnahmsweise bei schönem Wetter zu dem sonntäglichen Gottesdienste benutzt. Als früher ein Regiment Infanterie in Pr. Holland in Garnison stand, wurde sie als Garnisonskirche vom Militair ausschließlich benutzt. In den für Preußen unglücklichen Kriegsjahren wurde sie von den Franzosen zum Heu- und Strohmagazin gebraucht, und als sie, baufällig geworden, auf höhern Befehl im Jahre 1826 niedergerissen werden sollte, veranlaßten der damalige Superintendent Jedosch und der Prediger Klinger durch ihre energischen Vorstellungen und durch hinreichende Sammlungen milder Beiträge in der Gemeinde, ihren Ausbau. So wurde sie denn in dem Jahre 1827 renovirt und steht noch als bleibendes Andenken mancher schwer bewegten Zeit, und als schweigender Zeuge

der seit Jahrhunderten hier von den hingeschwundenen Generationen vergossenen Thränen.

Die Stadtschule wurde unter Markgraf Albrecht im Jahre 1534 angelegt; dagegen wurde erst das jetzt noch bestehende Schulgebäude im Jahre 1618 von Grund aus neu erbaut.

Die Stadt Pr. Holland und ihr Gebiet fiel nach der Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 an Polen. Sie wurde aber in dem darauf folgenden Jahre wieder dem Orden einverleibt. Gegen das Jahr 1454 im dreizehnjährigen Kriege begab sich die Stadt wieder unter Polnischen Schutz, sie wurde darauf von den Feinden erobert, und mußte sich mit 400 Mark, so wie im Jahre 1456 abermals mit 1300 Poln. Gulden loskaufen.

Als im Jahre 1463 die Stadt durch Verrath dem Comthur Heinrich Reuß v. Plauen in die Hände fiel, zog man sich fechtend in das Schloß zurück, welches nun förmlich belagert wurde. Es erschien jedoch einige Tage darauf Succurs vor der Stadt, und Reuß v. Plauen zog Rache schnaubend wieder ab. Er kam im J. 1466 mit einer größeren Heeresmacht, hoffend die Stadt zu überrumpeln, zurück. Als ihm dieses nicht gelang, er vielmehr einen tüchtigen Empfang erlitt, zog er wieder unverrichteter Sache ab, nachdem er alles um Pr. Holland vorher in Asche gelegt hatte. In dem Frieden, der in demselben Jahre zwischen dem Orden und dem Könige Casimir geschlossen wurde, kam Pr. Holland wieder an den Orden auf ausdrückliches Verlangen des damaligen Hochmeisters Ludwig v. Erlichshausen.

Behufs der Berechnung des Schadenersatzes, der aus jenem Kriege erwachsen, war hier im Jahre 1480 eine mehrwöchentliche Zusammenkunft des Hochmeisters Martin Truchses, des Groß-Comthur Hans v. Tiefen und der vornehmsten Abgeordneten des platten Landes und der Polnisch-Preußischen Städte, bei welcher Gelegenheit wacker gezecht worden, und

dem damals in Pr. Holland berühmten Bier, welches die Ordensritter Füllwurst nannten, tapfer zugesprochen worden ist!

In den darauf folgenden Jahrzehnten, und namentlich um das Jahr 1496, herrschte in der Stadt eine solche Geldnoth, daß ein Morgen Ackerland für 30 Mark oder 6 Thlr. 60 Gr. Poln. gekauft werden konnte. So wurden in diesem Jahre laut noch bestehender Kauf-Privilegien 4 Hufen Landes für 120 Mark angekauft. Alles Uebrige stand Hinsichts des Werthes in gleichem Verhältniß. — Noch einmal fiel Pr. Holland in die Hände der Polen, als im Jahre 1520 der damalige Hochmeister Albertus mit dem Könige von Polen, Sigismund, der Huldigung wegen in einen Krieg verwickelt ward. Die Stadt und das Schloß wurden zum dritten Mal von den siegreichen Feinden, denen sich die Danziger und Elbinger angeschlossen, erstürmt, geplündert und das Schloß niedergerissen. Der Hochmeister selbst, wiewohl schwer verwundet, führte in eigner Person die Vertheidigung der Stadt durch die tapferste Gegenwehr und durch persönlichen Muth. Beim dritten Sturm, als das Schloß fiel und alles über die Klinge sprang, entkam der Hochmeister mit einigen Getreuen durch Verkleidung. Das auf dem Schlosse vorgefundene Geschütz wurde nach Elbing fortgeführt, und so blieb denn Pr. Holland bis zum Friedensschlusse, der im Jahre 1525 erfolgte, unter Polnischer Herrschaft. Hier wurde es nun wieder dem Orden abgetreten. Durch alle jene schnell auf einander folgenden Ereignisse war der Werth der liegenden Grundstücke beinahe auf Null gesunken, denn z. B. im Jahre 1531 kaufte man in Pr. Holland ein Haus für 6 Mark oder für Einen Thaler, und zahlte für eine Baustelle nur 3 Mark oder 18 Groschen.

Im Jahre 1536 brannte die ganze Stadt mit Ausnahme der Kirche und des Rathhauses nieder. Kaum war ihr Wiederaufbau beendet, als sie nochmals im Jahre 1543 bei Gelegenheit einer durch

Markgraf Albrecht abgehaltenen Kirchen-Visitation abbrannte, wozu die Fahrlässigkeit des Knechts des Oberburggrafen Veranlassung gab. Herzog Albert erlaubte darauf den Bürgern sich der Baumaterialien des von den Polen und Elbingern im Jahr 1521 niedergerissenen Schlosses, Behufs des Wiederaufbaues der Stadt zu bedienen, schenkte ihnen das dazu nöthige Holz, und ließ auf seine Kosten die Kirchenglocken gießen; auch wurde im ganzen Lande collectirt. Die Stadt gewann an Regelmäßigkeit und Breite der Straßen bei ihrem Wiederaufbau, den Herzog Albert persönlich leitete. In den Jahren 1547, 1568 und 1578 wurden hier verschiedene Kirchen-Visitationen durch die Pomesanischen Bischöfe Paulus Sparatus, Georgius Venetus und Johannes Wigandes abgehalten, wovon annoch die Protokolle originaliter existiren.

In demselben zuletzt genannten Jahre empfing auf dem neu aufgebauten Schlosse Markgraf George Friedrich als Administrator des Herzogthums Preußen hier seine Huldigung, als er auf seiner Rückreise von Danzig durch Pr. Holland kam.

Die Stadt wurde durch einen großen Brand im Jahre 1610 heimgesucht, der die ganze südwestlich gelegene Vorstadt zerstörte. Gleichzeitig zeigte sich zum erstenmale die Pest. Dieselbe herrschte hier in den Jahren 1620, 1625 und 1657.

Im Jahre 1626 den 27. Juli erschien Gustav Adolph, jener große Held, vor Pr. Holland, und schlug sein Lager im großen, am Fuße des Schloßberges gelegenen Roßgarten auf, wogegen seine Kavallerie in den Vorstädten und Scheunen sich einquartirte. Da der König die Lage der Stadt zur Vertheidigung geeignet fand, so ließ er mehre Schanzen aufwerfen, die bis heute noch bestehen, wovon jener Theil des Kartoffelackers jetzt noch den Namen Schanzengarten führt. Die Stadt mußte in Verbindung mit dem Amte Vierzehn Tausend Mark erlegen, worauf

Gustav Adolph mit seiner Armee den 17. August abzog, um den 29. October des darauf folgenden Jahres mit seiner ganzen Armee wieder darin zu erscheinen. Diesmal hielt er sich nur drei Tage lang hier auf, und zog dann nach Elbing, nachdem er ein Tausend Mann Schweden hier in Garnison ließ, die entsetzlichen Unfug trieben. Mehr aber noch litten Amt und Stadt durch den im darauf folgenden Jahre erlebten Einfall der Polen, welche damals Marienburg belagerten, und die ganze Umgegend plünderten und brandschatzten.

Pr. Holland wurde im Jahre 1635 zur Schließung des Friedens-Traktats zwischen Polen und Schweden von den Englischen und Kurfürstlich Brandenburgischen Abgesandten zum Congreß-Orte erwählt. Die Friedenspräliminarien wurden hier in der Kirche auf einem dreieckigen großen steinernen Tische vor dem Altare den 24. Januar entworfen.

Hier hatten im Jahre 1656, als die Tartaren in Preußen hauseten, von denen Pr. Holland verschont wurde, der König von Schweden und der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große eine Zusammenkunft, welche mehre Tage währte, wobei die Monarchen unter der Versicherung gegenseitiger Achtung von einander schieden. Aber im Jahre 1659 wurde die Stadt von den Schweden, wiewohl vergebens belagert, indem die Bürger Wunder der Tapferkeit thaten, und eigenhändig die Vorstädte und Scheunen in Brand legten, damit die Feinde sich nicht darin festsetzen konnten. In Folge dieses Ereignisses sieht man gegenwärtig noch an vielen Häusern, unter andern auch an der Kirche, die von den Schweden hineingeworfenen Stückkugeln, theils von Eisen, theils von Stein. Die Stadt litt durch die Belagerung außerordentlich, und hätte sich wegen Mangel an Wasser ergeben müssen, wenn nicht noch bei Zeiten Entsatz gekommen wäre. Für die tapfere Vertheidigung und Ausdauer ertheilte der Kurfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1663 der Stadt das Privilegium, auf der Straße nach Rogehnen hin

einen neuen Krug erbauen zu dürfen, wovon bis jetzt aber noch nicht Gebrauch gemacht worden ist. Von jenen Zeiten her schreibt sich noch der Name Schützenberg, welches der höchste Theil des Schloßberges nach NW. gelegen, ist, der einen kreisförmigen Vorsprung bildet, von wo aus die besten Schützen der Bürger die belagernden Schweden, die in einiger Entfernung Schanzen aufgeworfen hatten, erreichten und ihnen bedeutende Verluste zufügten.

Noch zwei große Feuerbrände wütheten im Jahre 1663 und 1695 in Pr. Holland. Wenn gleich das Städtchen durch Unglücksfälle aller Art so oft und vielseitig heimgesucht wurde, so erholte es sich dennoch sehr bald und zeichnete sich immer vor allen andern durch seine Wohlhabenheit und durch seine wackeren Bürger aus.

In den Jahren 1709 und 1710, wo in Preußen die Pest grassirte, ist die Stadt Pr. Holland von dieser allgemeinen Landplage ganz verschont geblieben, so daß die Todtenzahl obiger Jahre gewöhnlich und der der vorigen Jahre angemessen gewesen ist.

Dagegen herrschte im Jahre 1736 hier die rothe Ruhr, an welcher Krankheit 250 Menschen starben.

Während des siebenjährigen Krieges wurde die Stadt im Jahre 1758 von Russischen Truppen besetzt, und von ihnen eine Contribution von Funfzehntausend Thalern ausgeschrieben, welche in drei Terminen eingezahlt werden mußte, worauf von 1758 ab bis incl. zum Jahre 1762 die Stadt mit Russischen Truppen besetzt blieb, von welchen sie die größten Gräuelthaten erduldete. Als die Kaiserin Elisabeth Petrowna im Jahre 1761 starb, mußten die Bürger und Einwohner der Stadt auf Befehl des damaligen Russ. Gouverneurs, rc. v. Panin, dem Russ. Thronfolger Peter Feodorowitz am 25. Januar 1762 den Huldigungseid leisten; erst nach geschlossenem Frieden wurde Pr. Holland von den Russ. Truppen geräumt. Bald nach dem Abzuge derselben erhielt die Stadt

das Preuß. Infanterie-Regiment v. Tadden zur Garnison, welches im Jahre 1772 nach Elbing verlegt wurde, in Stelle dessen das Infanterie-Regiment v. Lengefeld, später Graf v. Schwerin, hierher verlegt wurde. Dieses blieb bis zum Jahre 1790 hier.

Die Jahre, wo Pr. Holland mit einem Regimente bequartirt gewesen, sind zu den glücklichsten und blühendsten zu zählen, deren sich die Stadt zu erfreuen gehabt hat, indem die Gewerbe dadurch belebt wurden, die Kasernenbauten bedeutende Geldsummen den gewerbetreibenden Bürgern zuwandten, und ein allgemeiner Wohlstand sich verbreitete. Die Regiments-Chefs ließen überdies bedeutende Bauten in der Stadt für ihre Rechnung ausführen. So unter andern ließ General v. Tadden das große Haus No. 265. auf der hiesigen Vorstadt vor dem Steinthore nebst einem Springbrunnen, und der General v. Lengefeld das ebenfalls sehr große Haus No. 118. in der Langgasse bauen, welche beide Häuser bis jetzt noch der Stadt zur Zierde gereichen. Späterhin, im Jahre 1796, erhielt Pr. Holland das Grenadier-Bataillon v. Armandritz zur Garnison, welches im Jahre 1797 durch das Grenadier-Bataillon v. Fabecki ersetzt wurde.

Im Jahre 1801 wurde der sogenannte Comthurwald bei Grünhagen von den Ackerbürgern der Stadt in Erbpacht erstanden.

Im Jahre 1807 rückte in dem unglücklichen Kriege am 20. Januar Nachmittags um 4 Uhr ein Französisches Corps, 24,000 Mann stark, unter dem Befehl des Prinzen Ponte-Corvo (jetzigen König v. Schweden) in die Stadt ein, welches mit allem von den Einwohnern verpflegt werden mußte. Wegen Mangel des Raums in der Stadt und in den Vorstädten mußten die Scheunen eingegeben werden, vor welchen die Soldaten große Wachtfeuer anmachten, und so wurde die Nacht vom 20. auf den 21. Januar unter Zittern und Zagen Seitens der Einwohner verlebt.

Mehre Wochen hindurch hatten ein Preußisches schwarzes Husaren-Regiment und ein Füsilier-Bataillon, genannt die Grünen, die Stadt vor dem Eindringen der Feinde geschirmt und geschützt, und erst nachdem sie enger und enger eingeschlossen worden und der so sehr überlegenen feindlichen Heeresmacht weichen mußten, zogen sie sich in gewählter Schlachtordnung fechtend Schritt vor Schritt auf der Straße nach Königsberg zurück, auf welchem Wege sie sich durch das feindliche Heer siegreich durchschlugen.

Am 21. Januar 1807 wurde das Franz. Armee-Corps in die Umgegend und nach Elbing verlegt, wogegen in Pr. Holland das Hauptquartier des Prinzen Bernadotte mit dessen Generalstab und einer bedeutenden Bedeckung zurückblieb. Der Superintendent Jedosch, welcher der Französ. und Italien. Sprache vollkommen gewachsen war, das damals viel sagen wollte, wurde von dem Prinzen als Landrath des hiesigen Kreises bestallt, unter dessen Leitung der Verpflegungsbedarf für das erste Französ. Armee-Corps beschafft wurde. Es hat derselbe, indem er diesem undankbaren Geschäfte sich unterzog, nicht nur um die Stadt Pr. Holland, sondern auch um das ganze Arrondissement, wo das erste Französ. Armee-Corps einquartirt war, sich sehr verdient gemacht, indem andernfalls die Beschaffung des Verpflegungsbedarfs den feindlichen Truppen hätte überlassen werden müssen, wodurch beim Mangel der Kenntniß von den örtlichen Verhältnissen ein ungleichmäßiges Verfahren bei den Requisitionen stattgefunden hätte, oder wohl gar die Einsaßen der feindlichen Willkühr preisgegeben worden wären.

Es mußten für die Französischen Generale bedeutende Tafelgelder und eben so bedeutende Lieferungen an Getreide, Fleisch, Wein 2c. aufgebracht werden, wodurch der Wohlstand der hiesigen Bürger aus den früheren glücklichen Zeiten total zerstört, und die Stadtgemeinde überdies in die Nothwendigkeit

versetzt wurde, Schulden zu machen, an welchen sie bis diesen Augenblick laborirt.

Am 24. Januar 1807 zeigte sich bei den Franzöſ. Soldaten eine große Niedergeschlagenheit, und am Abende dieses Tages wurde der Magistrat zum Franz. Kommandanten beschieden, welcher ersterem eröffnete, daß zwischen der Französ. Armee und zwischen den verbundenen Ruſſ. und Preuß. Armeen eine große Schlacht geschlagen worden, wo viel Blut geflossen, die Franzosen aber Sieger geblieben wären. Der Magistrat wurde zugleich aufgefordert, innerhalb einer Stunde eine Contribution von 6000 Thalern einzuzahlen, unter der Drohung, daß im Verweigerungsfalle die Stadt geplündert werden würde. Es wurde demnach die Summe herbeigeschafft.

Am Morgen des 25. Januar verließ der Prinz mit seinem Armee-Corps die hiesige Gegend unter Zurücklassung eines Commandos mit dem Befehl, die über die Weeske führende Brücke abzubrennen, und sich vor das Schloßgebäude mit brennenden Lunten aufzustellen, und solches, sobald sich Preußen oder Russen blicken ließen, gleichfalls in Brand zu legen. Die Brücken wurden hierauf sogleich verbrannt, jedoch das Schloßgebäude noch verschont. Als aber bis Mittag kein Preuße wahrgenommen wurde, zog das Französ. Commando dem Armee-Corps nach. Kaum war dieses geschehen, so verbreitete sich allgemein das Gerücht, daß die Preußen und Russen im Anmarsch und in Elbing bereits eingerückt wären. Hierdurch wurden alle Gemüther freudig aufgeregt, und so blieb es denn nicht aus, daß einzelne zerstreute Französische Soldaten von den Einwohnern aufgegriffen und nach Elbing zu den Preußen transportirt wurden. Der Magistrat, die Gefahr einsehend, welche der Stadt dadurch herbeigeführt werden könnte, wenn die Franz. Truppen zurückkehrten, suchte diesem Uebelstande kräftig zu steuern; allein was schon geschehen war, konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden.

Der

Der Amts-Landreiter Rogall aus Böhlenhoff, der Krüger aus Koppeln und ein Knecht aus der Papiermühle Teschenwalde überfielen aus falsch verstandenem Patriotismus vor dem Kruge zu Koppeln einen Wagen, worin der Adjutant des Prinzen befindlich war, rissen ihn aus demselben, mißhandelten ihn und transportirten ihn nach Robitten, woselbst sie ihn dem Schulzen Ruttkowski überlieferten, der denselben nach Elbing transportiren lassen sollte. Den Wagen und die darin befindlichen Sachen nahmen sie an sich. Beide wurden später dem Adjutanten wieder zurückgegeben. Der Schulz Ruttkowski getraute sich nicht den Adjutanten weiter transportiren zu lassen, da die Franzosen erst kurz vorher die hiesige Gegend verlassen hatten; er brachte vielmehr denselben hierher, wo er, da er blessirt worden war, sofort unter ärztliche Behandlung gestellt wurde. Die Preußen rückten an demselben Tage, an dem dieses alles sich ereignet hatte, hier wirklich ein. Die Freude der Einwohner darüber war so groß, daß mehre Bürger den zuerst hier eintreffenden Husaren die Stiefel küßten. Leider war deren Verweilen hier aber nicht lange, denn sie marschirten den Tag darauf den Franzosen nach, ohne wiederzukommen.

Am 8. Februar 1807 kehrte das erste Französische Armee-Corps unter Befehl des Prinzen v. Ponte-Corvo wieder hierher zurück. Gleich bei dessen Einrücken ließ der Prinz den Superintendenten Jedosch und den Magistrat zu sich entbieten. Der Prinz war in einer höchst aufgeregten Gemüthsstimmung, äußerte sich über die Mißhandlung, welche seinem Adjutanten zugefügt war, sehr heftig, mit der Drohung, auf dem Markte einen Galgen aufrichten, und sämmtliche Magistratspersonen, eine nach der andern, aufhängen zu lassen, wenn nicht innerhalb weniger Stunden die Thäter geschafft würden. Alle Vorstellungen, daß die That auf fremdem Gebiete verübt worden, auf welchem dem Magistrate kein Aufsichtsrecht zugestanden, fanden

keinen Eingang. Niedergeschlagen verließen die gedachten Personen das Quartier des Prinzen. Tief bekümmert, im Begriff auf das Rathhaus zu gehen, um hier die Dinge abzuwarten, die da kommen würden, wurden sie von einem Adjutanten des Prinzen auf der Straße eingeholt, welcher ihnen in den höflichsten Ausdrücken sein Bedauern über das Benehmen des Prinzen bezeugte. Er versicherte, der Prinz sei ein sehr gutmüthiger Herr, nur bisweilen in Hitze, und dann seiner selbst nicht mächtig; später bedauere er aber, sich dergleichen Gemüthsbewegungen überlassen zu haben. Der Magistrat solle nicht fürchten, daß der Prinz seine Drohung realisiren werde, jedoch würde er es sehr hoch aufnehmen, wenn durch dessen Bemühungen die Räuber dingfest gemacht werden könnten, als wozu dem Magistrate so viel Militair zu Diensten stehen sollte, als er für nothwendig halten würde. In dem darauf versammelten Rathe erklärte der Stadtchirurgus Schienemann sich bereit, den ꝛc. Rogall einholen zu wollen, wenn ihm sechs Dragoner zugeordnet würden. Schienemann begab sich sofort mit diesen Dragonern nach Böhlenhoff, arretirte den ꝛc. Rogall, und lieferte ihn dem Magistrate aus. Auch wurde der Knecht aus Teschenwalde gefänglich eingezogen; der Krüger aus Koppeln hatte sich dagegen bei Zeiten entfernt. Beide Personen wurden sofort vor ein Kriegsrecht gestellt, welches sie zum Todtschießen verurtheilte; gegen den Krüger wurde in gleicher Weise in contumatiam das Todesurtheil ausgesprochen. Demnächst wurde der Magistrat beauftragt, für die beiden Verurtheilten einen Vertheidiger zu beschaffen, wobei der Prinz äußerte, daß es ihm angenehm sein würde, wenn er durch eine rechtliche Ausführung in den Stand gesetzt werden könnte, das Erkenntniß, wenn auch nicht ganz aufzuheben, so doch die Todesstrafe in eine andere Strafe zu verwandeln. Bei dem Stande der Dinge aber wagte es Niemand, sich damit zu befassen. Der Bürgermeister Kirchner, welcher früher studirt hatte

und einer solchen Vertheidigung wohl gewachsen war, hätte als ein Mann von redlichem Eifer für alles Gute die Defension gerne geführt, wäre er nicht damals mit den Militair-Einquartierungs- und Verpflegungs-Geschäften dergestalt überhäuft gewesen, daß er keinen Augenblick zur Abfassung einer Defensionsschrift gewinnen konnte. Es wurden daher die Verbrecher nach erhaltenem Abendmahle unter Tromelschlag hinter die neue Kirche geführt und dort von den Franzosen erschossen und begraben.

In demselben Jahre brach die Rinderpest unter der städtschen Viehheerde aus, welche dieselbe ganz hinraffte. Man mußte Ziegen anschaffen, um die fehlende Milch einigermaßen zu ersetzen.

Nach abgeschlossenem Frieden behielt die Stadt Pr. Holland bis Ende des Jahres 1808 eine Französ. Besatzung, die von den Bürgern vollständig verpflegt werden mußte. Bei deren endlichem Abzuge war den Bürgern der Stadt nichts als ihr ärmliches Leben übrig geblieben. Dem Superintendenten Jedosch im Verein mit dem Bürgermeister Kirchner hatte die Stadt es mehrmals zu verdanken, daß sie nicht geplündert und eingeäschert worden war.

Die Stellung eines Bürgermeisters auf einer Provinzialstadt in den damaligen drangsalsvollen Zeiten war keine beneidenswerthe. Kirchner bewies sich in dieser Epoche als ein treuer Patriot und unverdrossener kluger Rathgeber. Ihm ist hiefür auch aus dem Munde seines Monarchen, bei Gelegenheit als dieser im Jahre 1809 auf seiner Rückreise von Königsberg nach Berlin hier anhielt, ein lobendes Anerkenntniß geworden.

Man muß jedoch auch dem Feinde die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in mancher Beziehung edel und großmüthig handelte. Namentlich zeigte sich Bernadotte als ein rechtlich denkender und gefühlvoller Mann. Auch sah es jeder Franzose gern, wenn man ihm muthig die Stirn bot, und war des

Lobes voll, wenn man, was häufig geschah, das unglückliche Vaterland und den so tief gebeugten geliebten König betrauerte und beklagte. Alten und kranken Menschen, Frauen und Kindern thaten sie nie etwas zu Leide, im Gegentheil zollten sie diesen Mitleid, Achtung und Beistand. Bei seinem Abzuge von Pr. Holland schenkte Bernadotte den Stadtarmen 100 Tlr. und dankte in einem schriftlichen Anerkenntniß dem Superintendenten Jedosch für seinen Eifer und seine Anhänglichkeit an seinen (unsern) König und Herrn.

Im Jahre 1809 wurde die Städteordnung auch in der Stadt Pr. Holland eingeführt.

Im Jahre 1810 brach unter dem städtschen Vieh der Milzbrand aus, und die Stadt verlor an dieser Krankheit abermals ihren gesammten Viehbestand. — Der Dr. Creutzwieser ließ ein hieran erkranktes Stück Vieh öffnen, untersuchte eigenhändig die Milz desselben mit der Tages zuvor bei einer chirurgischen Operation am Goldfinger oberflächlich verletzten Hand, und starb Tages darauf an den Folgen des Milzbrands-Karbunkels.

Da in demselben Jahre eine Ausschreibung der Feuer-Societäts-Beiträge für die in den unglücklichen Kriegsjahren in den kleinen Städten vorgefallenen Brände erging, die Stadt Pr. Holland einen Beitrag von 11,000 Thalern zu leisten und überdies in den Jahren von 1808 bis 1810 bedeutende Beiträge zur Kriegssteuer und zur Verproviantirung der in den Preußischen Festungen zurückgebliebenen Französischen Truppen aufbringen mußte, so erreichte die Verarmung der sonst wohlhabenden Einwohner nun den höchsten Gipfel; ja selbst der Grundwerth sank dergestalt herunter, daß ein ganzes Erbe, welches vor dem Kriege mit 2000 Thlr. bezahlt worden, jetzt für 400 Thlr. erstanden werden konnte.

Als im Jahre 1812 Frankreich seine Truppen von neuem gegen Rußland marschiren ließ, mußte bei deren Durchmarsch durch Preußen die Stadt Pr. Holland

vom 3. April ab bis ult. December 1812 abermals Französ. Truppen aufnehmen und verpflegen. Außerdem ergingen noch von Französ. Seite bedeutende Requisitionen. Sämmtliches Vieh, Wagen und Pferde wurden mit nach Rußland genommen.

Im darauf folgenden Jahre kamen die Trümmer der großen Französ. Armee mit erfrornen Nasen und Füßen, mehrentheils in Weiberkleider gehüllt, wieder durch Pr. Holland zurück. Sie brachten das Nervenfieber mit, welches hier epidemisch wüthete und 230 Menschen hinraffte.

Am 8. Januar 1813 rückten die ersten Russischen Kosaken ein. In dem darauf folgenden Monate wurde die Landwehr zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes organisirt. Die Stadt gestellte zu derselben 68 Mann vollständig gekleidet und armirt, die Freiwilligen nicht gerechnet.

Der Landsturm wurde hier im Monat August 1813 organisirt, und bestand aus einer Eskadron Kavallerie und vier Kompagnien Infanterie. Den Wachtdienst verrichtete regelmäßig der Landsturm. Sonntäglich wurden in den Nachmittagsstunden die Landsturm-Uebungen abgehalten.

Im Jahre 1814 den 8. August rückte das zweite Ostpreuß. Landwehr-Regiment unter dem Befehle des Major Herrmann hier ein, welches im Jahr 1815 eine anderweitige Bestimmung nach Barkenstein bekam.

Im Jahr 1818 erhielt die Stadt auf direkte Verwendung an Se. Majestät den König das Füsilier-Bataillon des 5. Infanterie-Regiments in Garnison unter dem Befehl des Major v. Vogelsang.

In demselben Jahre wurde auch die schon besprochene Promenade um die Stadt, wodurch letztere bedeutend gewonnen, angelegt.

In diesem Jahre wüthete ein furchtbarer Orkan, durch welchen viele Häuser beschädigt, mehre Scheunen umgeworfen und, der zur Stadt gehörige Comthur- und Bürgerwald bedeutend verwüstet wurde. Auch

wurde Pr. Holland zur Kreisstadt erhoben. Der Landrath v. Hake, für den neuen Kreis als solcher gewählt und bestätigt, bemühte sich gleich beim Antritt seines Dienstes nach allen Kräften den gesunkenen Muth der Einwohner wieder aufzurichten und zu neuer Lebensthätigkeit zu ermuntern.

Im Jahre 1819 brach unter der städtischen Viehheerde die Lungenfäule aus. Es fielen an dieser Krankheit 9 Ochsen, 40 Kühe und 7 Jungvieh.

In demselben Jahre wurde das Füsilier-Bataillon nach Danzig beordert und durch das 2. Bataillon desselben Regiments unter dem Befehl des Major v. Löbel wieder ersetzt. Letzteres blieb jedoch nur bis zum Jahre 1820, von welcher Zeit an Pr. Holland ohne Garnison geblieben ist.

Im Jahre 1831 am 12. Juni wurde das 50jähr. Dienstjubiläum des von seiner Gemeinde verehrten Superintendenten Jedosch in der hiesigen Bartholomäuskirche durch einen öffentlichen Gottesdienst gefeiert. Der würdige Jubilar starb leider Tages darauf.

In demselben Jahre am 17. Juli Abends schwoll die Weske bei anhaltendem starken Regenwetter dermaßen an, daß selbige schon um 9 Uhr Abends die Höhe von 17 Fuß erreicht hatte, und dergestalt fluthete, daß um 11 Uhr Nachts die Zerstörung der Amtsbrücke erfolgte. Auf ihrem ganzen Wege wurden sämmtliche Brücken, Schleusen und Mühlenwerke mehr oder weniger zerstört. Der ganze untere Theil der Mühlenvorstadt war dergestalt überschwemmt, daß es nur den angestrengtesten Bemühungen der hiesigen Einwohner, welche durch Sturmläuten zusammengerufen wurden, gelang, die hier wohnenden Menschen zu Pferde zu retten.

Am 28. October 1831 brach in der Stadt die Cholera aus; sie begann zuerst auf der Vorstadt im Armenhause und in einem gegenüber liegenden Hause, in welchem neun Familien eng zusammen wohnten. Eine dieser Familien, bestehend aus sieben Personen, starb bis auf einen Knaben aus, der die Krankheit

glücklich überstand. Die Seuche wüthete nur in der niedrigsten Klasse; sie raffte nur diejenigen fort, welche Säufer waren oder sonst ein liederliches und armseliges Leben führten. Es starben im Ganzen daran 33 Personen innerhalb 3 Wochen; erkrankt waren 85.

Im Jahre 1833 wüthete hier abermals ein bedeutender Orkan, welcher von Hagelschlag begleitet war. Der durch ihn auf den Feldern verursachte Schaden belief sich auf 7082 Thlr., und der an den Gebäuden in der Stadt auf 1667 Thlr. 16 sgr.

Im darauf folgenden Jahre trat eine ungewöhnliche Dürre ein, welche totalen Mißwachs zur Folge hatte, so daß bei der Erndte nicht einmal die Saaten wiedergewonnen wurden.

Nachfolgendes Verzeichniß enthält die hauptsächlichsten Privilegien, Gerechtigkeiten und Verschreibungen der Stadt Pr. Holland.

1. Verschreibung über das Dorf Bürgerhöfen, bestehend in 33 Hufen 15 Morgen, welche der Elbingsche Comthur Heinrich v. Isenberg ertheilet zu Holland anno 1319.

2. Ueber das Dorf Neuendorff, bestehend in 60 Hufen 15 Morgen. Es ist hierüber keine eigene Verschreibung herausgekommen, indem jene Hufenzahl ursprünglich Stadthufen sind, und mit in den 139 H. inbegriffen sind, welche in dem Gründungs-Privilegium der Stadt Pr. Holland von 1297 aufgenommen worden sind.

3. Urkunde über die Vertauschung des der Stadt Holland gehörigen Guts Bärenbruch gegen 36 Hufen Wald. Datum Schloß Holland 1319.

4. Willkühr der Stadt Holland. — Ohne Datum, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert.

5. Julianus, Bischof von Ostia, gestattete dem Pfarrer Michael Bangkel zu Holland, so lange die Zahl der Priester an seiner Kirche sich nicht mehre, das Allerheiligste täglich von Sonnenaufgang bis zur

neunten Stunde auf dem großen Altare zur Verehrung aufstellen zu dürfen. Rom, d. 14. Juni 1500.

6. Stiftungs-Urkunde des Hospitals in Pr. Holland durch den Hochmeister Conrad v. Jungingen. Marienburg 1396.

7. Der Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen verschreibt dem kranken Ordensbruder Hans v. Haubitz das Spittleramt zu Holland. Datum Holland 1502.

8. Willkühr der Hübner in und vor der Stadt Pr. Holland vom Jahre 1470.

9. Bekenntniß des Raths zu Pr. Holland, daß der Edelmann Hans Lucke 100 Ungarische Gulden Dienstgeld vom Orden durch den Comthur zu Holland, Conrad v. Lichtenstein, erhalten habe. Pr. Holland 1470. (Das aufgedrückte Stadtsiegel zeigt einen Reiter, der das Schwert in der linken Hand trägt.)

10. Verzeichniß des Hausbestandes zu Pr. Holland beim Abgange des Conrad v. Lichtenstein vom dortigen Comthuramte 1473.

11. Der Hochmeister Paul v. Rußdorf verschreibt dem Hans Oesterreich das Spital zu Pr. Holland und ernennt ihn auf seine Lebenszeit zum Spittler desselben. Elbing im Jahre 1440.

12. Hans Oesterreich, Unterspittler zu Pr. Holland, überschickt dem Schreiber des Hochmeisters verschiedene Artikel, welche in den zu entwerfenden Testamentsbrief des Oesterreich aufgenommen werden sollen. Pr. Holland 1453. Aus diesem Artikel ergiebt sich, daß acht Priester, nämlich der Pfarrer der Kranken und sieben Vikarien bei dem Hospital angestellt waren.

13. Johann v. Reve, Domherr zu Baseln und zu Worms, macht Anforderungen an den Hochmeister, wegen der ihm ohne seine Schuld weggenommenen Pfarre zu Pr. Holland. Arnheim 1452.

14. Der Bischof Caspar v. Pomesanien berichtet dem Hochmeister, wie es mit den Ansprüchen Johannes Doctor v. Reve auf die Pfarre in Pr. Holland steht. Riesenburg 1452.

15. Der Hochmeister Paul v. Rußdorf bezeugt, daß das Dorf Fungen im Bisthum Ermland nicht zu Gütern gehöre, welche Nicolaus Terbobitz und dessen Ehefrau dem Hospital zu Pr. Holland zugeeignet hätten.

16. Erneute und vermehrte Stiftungs=Urkunde des Hospitals zu Pr. Holland durch den Hochmeister Conrad v. Jungingen. Marienburg 1404.

17. Bestätigung des Hochmeisters Paul v. Rußdorf über die Schenkung der Güter, welche der Ritter Nikolaus Bilkop v. Terbobitz und dessen Ehefrau dem Hospital vermacht haben. Soldau 1426.

18. Verschreibung des Hochmeisters Paul v. Rußdorf, über 40 Mark baar Geld und gewisse Naturalien, welche dem v. Terbobitz gegen Abtretung seiner Güter an das Hospital, jährlich gereicht werden sollen. Pr. Holland 1430.

19. Der Hochmeister Conrad v. Erlichshausen verschreibt dem Hospital zum heiligen Geiste vor der Stadt Pr. Holland das freie Mahlwerk in der Mühle, und erläßt die Abgabe der Metze. Stuhm 1442.

20. Derselbe verschreibt dem Hospital zu Pr. Holland 20 Morgen Acker, Wiesen ꝛc. und freie Fischerei im Drausensee. Pr. Holland 1445.

21. Derselbe verschreibt dem Hospital zu Pr. Holland 10 Huben zu Kaysten. Pr. Holland 1446.

22. Derselbe verschreibt dem Hospital zu Pr. Holland 24 Mark jährlich von dem Zinse, welchen die Stadt Pr. Holland an den Comthur zu Elbing entrichten soll, und das Gut Aldemachwitz. Pr. Holland 1448.

23. Derselbe verschreibt dem Hospital den Hof Buchwitzhoff, oder Rockwitzhoff, im Gebiete Elbing und Kämmeramt Bardein gelegen. Marienburg 1448.

24. Der Hochmeister Ludwig v. Erlichshausen stiftet eine ewige Messe und Vikarie im Hospital zu Holland, zur Ehre der Jungfrau Maria, und ernennt den Niclas Frenzel zum ersten Vikarius. Pr. Holland 1451. (Es wohnen noch bis auf den heutigen

Tag der Rathsherr Frenzel und der Tuchmacher Frenzel aus der Verwandtschaft jenes Frenzel in Pr. Holland.)

25. Verschreibung des Herzogs Albrecht über das Gut Warnikam von 4 Hufen und 6 Morgen Wiesen an die Stadt Pr. Holland, gegen Abtretung von 3 Hufen 3 Morgen und 5 Ruthen Wald an den v. Wilmsdorf. Vom Jahre 1566.

26. Vorher aber noch wurde im Jahre 1520 ein Verzeichniß der Kirchengüter in Pr. Holland aufgenommen.

27. Confirmation der Leinenweber-Gewerks-Rolle zu Pr. Holland vom Jahre 1574.

28. Gravamina der Stadt Pr. Holland wegen der Vorstädte, Hufen und anderen Gegenstände, nebst kurfürstlicher Verabschiedung vom 11. März 1586.

29. Abhandlung und Vergleichung zwischen den Einwohnern der Stadt Pr. Holland und zwischen den Hübnern oder Vorstädtern der Stadt daselbst. Bestätigt vom Markgrafen George Friedrich den 10. September 1586.

30. Markgräfliche Confirmation über verschiedene commissorialische Verträge und Abschiede, die Stadt Holland angehend, nämlich wegen der Irrungen mit den Hübnern, mit dem v. Wilmsdorf, dem Achatius v. Born rc. Vom 20. Novbr. 1593.

31. Confirmation der Müllergewerks-Rolle zu Pr. Holland, Pr. Mark, Liebstadt, Mohrungen und Mühlhausen. Vom 19. Januar 1597.

32. Desgl. der Bäckergewerks-Rolle. Von 1609.

33. Desgl. der Fleischergewerks-Rolle. Von 1611.

34. Willkühr der Mälzenbräuer zu Pr. Holland. Confirmirt den 15. Februar 1620.

35. Beschwerden des Hauptmanns zu Pr. Holland über den Gärtner am kurfürstlichen Schloßgarten daselbst. Von 1612.

36. Rolle verschiedener Gewerke in Pr. Holland, confirmirt den 28. Septbr. 1630.

37. Rolle der Aelterleute und Gemeinen-Brüderschaft, wegen der Begräbnisse in Pr. Holland confirmirt den 9. Mai 1631.

38. Rolle der Maurer zu Pr. Holland vom Jahr 1639.

39. Confirmation über etliche Artikel der Mälzenbräuerzunft zu Pr. Holland. Vom Jahr 1651.

40. Verschreibung auf eine Kruggerechtigkeit auf der Vorstadt zu Pr. Holland. Vom Jahr 1663.

41. Verschreibung über eine Kruggerechtigkeit vor der Stadt. Vom Jahr 1624.

42. Rolle der Weißgerber in Pr. Holland. Bestätigt 1690.

43. Privilegium der Apotheke in Pr. Holland. Vom Jahre 1690.

44. Privilegium wegen des Scheibenschießens zu Pr. Holland von 1689—1700.

45. Privilegium wegen der Feuersbrünste in Pr. Holland. 1695.

46. Privilegium über die Straßengerichte vor der Stadt und in der Vorstadt bis an die Hecken von den Regenten des Herzogthums Preußen. Königsberg, den 29. April 1621.

47. Privilegium jährlich 3mal Jahrmarkt zu halten, imgleichen 2 Wochenmärkte, in einem commissorialischen Abschiede vom Jahr 1533, in welchem zugleich, so wie auch in der Landesordnung, das jus stapulae gegründet ist, dessen sich die Stadt von undenklichen Jahren bedienet.

48. Privilegium von Kurfürst Friedrich Wilhelm vom 3. Novbr. 1663 über einen neuen in Rogehnescher Straße zu erbauenden Krug, für die bewährte, standhafte Treue und männliche Gegenwehr, welche die Bürger in dem letzten Kriege bei Vertheidigung der Stadt bewiesen.

49. Privilegium wegen Befreiung des Schützen-Königs von den Erbzinsen, Metze und andern bürgerlichen oneribus vom Kurfürsten Johann Sigismund. Königsberg, den 18. Mai 1618.

50. Verschreibung des Komthur-Waldes von 933 Morgen und 159 Ruthen Magdeb. auf Erbpacht gegen eine jährliche Abgabe von 30 Groschen für den Morgen. 1805.

Um auch in chronologischer Beziehung der Statistik nichts zu entziehen, so möge hier noch das Nöthige von den Holländischen Comthuren und den Hauptleuten, so wie deren Namensverzeichniß folgen.

Die Pr. Holländischen Comthure und späterhin die Hauptleute residirten in dem Schlosse daselbst, und waren, was die erstern anbetrifft, nächst dem Hochmeister die vornehmsten in ihrem Bezirke. Sie wurden auch häufig zum Hochmeister erwählt. Gleichfalls hatten sie das Recht einen Hochmeister zu erwählen und auch denselben absetzen zu helfen, wie überhaupt ohne den Comthur in Ordenssachen nichts Wichtiges unternommen werden konnte. Der Comthur präsidirte als caput im Convent. Letzterer bestand aus 12 Priester- und aus 6 Laienbrüdern, ferner aus dem adel. Landrichter und dessen Landschreiber. Der Comthur entschied in seinem Gebiete mit Zuziehung des Convents die etwanigen Streitsachen, dictirte und erließ Strafen nach Gefallen. Er mußte, was von dem Hochmeister oder vom ganzen Capitel angeordnet war, in seinem Gebiete exequiren. Er konnte, so oft es ihm beliebte, mit seinen Ordensbrüdern wider den Feind zu Felde ziehn. Er hatte die Macht, den in seinem Gebiete befindlichen Einsaßen Güter, Dörfer, Hufen und überhaupt liegende Grundstücke auf dem Wege des Erbrechts zu verschenken und darüber Privilegien zu ertheilen. In diesen Privilegien bediente er sich des Wortes „Wir" als Bezeichnung seiner Auctorität. Er hatte zu seinen Unterordensbedienten, als Hauscomthur, Kellermeister, Provisores domus ꝛc.,

Leute von Ansehen und mehrtheils von Adel. Er übte das jus vitae in seinem Gebiete, ohne vorher die Confirmation des Hochmeisters einzuholen. Die Pr. Holländische Comthurei war einst sehr groß, und entstand nach dem Jahre 1466, als der Hochmeister Ludwig v. Erlichshausen in Folge des mit dem Könige von Polen, Kasimir, geführten Krieges, im darauf erfolgten Friedensschlusse die Stadt Elbing, zu welcher damals Pr. Holland hinsichts der Comthurei gehörte, abtreten mußte, worauf der Sitz des Comthurs nach Pr. Holland verlegt wurde.

Zu der Pr. Holländischen Comthurei gehörte das Kammeramt Liebstadt, die Dörfer Plohnen, Mußatain, Bärtkam, Kämmersdorf, Wäcklitz und Pr. Mark. Späterhin wurden aber genannte Güter dem Elbingschen Territorio abgetreten. Eben so gehörten auch die Stadt Mühlhausen mit den Dörfern Stobain, Schönmoor, Pomehrendorf und Wolfsdorf zu der Holländischen Comthurei, die sämmtlich, mit Ausnahme der Stadt Mühlhausen, zum Elbingschen Territorio gezogen wurden. Auch gehörten dazu außer diesen die Städte Wormditt und Mohrungen.

Die Namen der Comthure zu Pr. Holland sind folgende:

1. Heinrich Reuß v. Plauen im J. 1466.
2. Conrad v. Lichtenhain im J. 1467.
3. Philipp v. Angellach im J. 1475—1484.
4. Emmerich v. Drahe bis zum J. 1492.
5. Simon v. Drahe bis zum J. 1494.
6. Michael v. Drahe bis zum J. 1514.

Im Jahre 1526, als der Hochmeister Albertus den Ordens-Habit ablegte und Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelt wurde, gingen die vormaligen Comthureien ein, und es traten an die Stelle der Comthure die Hauptleute. Diese hießen wie folgt:

1. Ecke v. Repichau. Um das J. 1530.
2. Fabian Brolhofer. Um das J. 1545.
3. Hans v. Wittmannsdorf. Um das J. 1556.

4. Reinhold v. Krockau. Um das J. 1560.
5. Achatius v. Czemen. Um das J. 1563.
6. Friedrich Hondorff. Um das J. 1571.
7. Christoph v. Czemen. Um das J. 1576.
8. Friedrich v. Jantzen. Um das J. 1587.
9. Sebastian v. Perbandt. Um das J. 1606.
10. Erhard v. Kuhnheim. Um das J. 1626.
11. Hans v. Rauter. Um das J. 1635.
12. Samuel v. Willmsdorf. Um das J. 1653.
13. Hans Albrecht v. Willmsdorf. Um das J. 1660.
14. Johann Ulrich Dobrzenski. Um das J. 1669.
15. Achatius Borck. Um das J. 1680.
16. Wilhelm Albrecht v. Rauter. Um das J. 1692.
17. George Wilhelm v. Littwitz. Um das J. 1693.
18. Heinrich v. Huhwald. Um das J. 1695.
19. Ernst Graf v. Dönhoff. Um das J. 1698.
20. Christoph Burggraf und Graf v. Dohna. Um das J. 1701.

Die Namen der in Pr. Holland gewesenen Erzpriester und Superintendenten sind:

1. Petrus Hoffmann, um das J. 1534. 2. Andreas v. Berge. 3. Laurentius Morgenstern. 4. Johannes Krokau. 5. Valentinus v. Seller. 6. Melchior Gantz, dem der Markgraf Albrecht im J. 1564 das köllmische Gut Posditten im Amte Pr. Mark schenkte. 7. Conrad Hamberger. 8. Hieronymus Helbing. 9. George Scheplerus. 10. George Schönfeld. 11. Johann Läukerroth. 12. Thomas Ninichen. 13. Paulus Weiß. 14. George Segebadius. 15. Andreas Otto. 16. Christoph David Blum. 17. Michael Behm. 18. Heinrich Tilesius. 19. Johann Friedrich Leißler. 20. C. D. Pyßansky. 21. D. W. Krae. 22. H. Fleischer. 23. J. Jedosch (mein würdiger Lehrer und Vormund). 24. W. Dreist.

Die Namen der Diakonen, Kapläne, jetzt Prediger genannt, sind:

1. Paulus Witte. 2. U. Burchardt. 3. Simon Thielheim. 4. Johann Champius. 5. U. Klein. 6. Ch. Klein. 7. J. Jetzke. 8. Johann v. Schäwen. 9. Dittr. D. Däublinger. 10. P. J. Frank. 11. J. Ch. Doblin. 12. J. Maibaum. 13. B. Albrecht. 14. F. Parthey. 15. J. Klinger.

(Fortsetzung folgt.)

## II.

## Ueber Eisenbahnen in Beziehung auf die verschiedene Bauart derselben.

Vorgelesen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft den 22. Sept. 1837 vom Premier-Lieutenant Maresch.

---

Wer von Ihnen, m. H., Aktien zur Eisenbahn von Berlin nach Potsdam besitzt, wird von dem vor einigen Wochen erfolgten Beginn der Arbeiten an dieser Bahnstrecke genau unterrichtet sein, da derselbe die Einzahlung von 10 pCt. des Aktien-Kapitals nothwendig gemacht hat.

Dieser erfreuliche Zeitpunkt, mit dem die Ausführung eines der vielbesprochenen Eisenbahnprojekte für den Preußischen Staat ins Leben tritt, regt das bei uns lau gewordene Interesse für diese wichtigsten Bauwerke unserer Zeit von Neuem an, und mag es rechtfertigen, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf deren Bauart hinlenke.

So viele Eisenbahnen bisher erbaut worden sind, fast eben so viele verschiedene Constructions-Methoden sind für dieselben in Anwendung gekommen. Ueber die Art der Ausführung dieser ersten Preußischen Bahn haben die Urheber derselben nicht mehr zur Kenntniß des Publikums gebracht, als zur Unterzeichnung der Aktien nothwendig war. Der Bearbeiter des Entwurfs, Geheime Rath Crelle, zugleich Herausgeber eines Journals der Baukunst, welcher mehre höchst schätzbare Abhandlungen über Eisenbahnen enthält, die dem Techniker wie dem Nicht-Techniker, der sich von diesem Gegenstande eine nähere Kenntniß verschaffen will, vollkommene Befriedigung gewähren, — verspricht indessen, in den nächsten Heften seines Journals eine umständliche Mittheilung der technischen Notizen von der Berliner-Potsdamer Bahn, und bemerkt vorläufig, daß sie beinahe so lang werden soll, wie die

Eisenbahn zwischen Petersburg und Zarskoe-Selo und Pawlowsk, also $3\frac{1}{3}$ Meilen, daß die Bauart beider Bahnen ebenfalls ungefähr gleich angenommen sei, auch die Summe der Vorausberechneten Kosten ziemlich übereinkomme, wenn man von den Kosten, welche die Leitung des Baues der Petersburger Bahn verursacht, etwa 150,000 Thlr. in Abzug bringt, um welche Summe allein die Leitung des Baues der Potsdamer Bahn geringer angeschlagen sei.

Schon in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat man sich im nördlichen England der Eisenbahnen oder Schienenwege zum Transport der Steinkohlen zu bedienen angefangen. Auch in Deutschlands Bergwerken sollen dergleichen zu den Fahrten der sogenannten Hunde in den Gruben vorgekommen sein. Aber erst im Jahre 1822 wurde in England die erste größere Eisenbahn zum Verkehr von Reisenden und Waaren zwischen Stockton und Darlington begonnen und seit dem Jahre 1825 befahren. Im Jahre darauf wurde die Bahn zwischen Liverpool und Manchester angefangen, die bekanntlich einen vortheilhaften Erfolg gehabt hat, obgleich zwischen beiden Städten schon zwei gute Wasser- und eine gute Landstraße bestanden. Die Bahn ist $7\frac{1}{2}$ Meilen lang und hat zwei Geleise. Sie läuft, den Umweg um Liverpool zu vermeiden, in 3 Tunnels mit mehren Eingängen unter der Stadt fort. Sie durchschneidet bis 70 Fuß tiefe Thäler und geht über 10 bis 35 Fuß tiefe Morräste von zum Theil einer halben Meile Länge. Die Baukosten waren auf $2\frac{2}{3}$ Millionen Thaler berechnet, haben sich aber, zum Theil wegen Erweiterung der Anlage, bis auf mehr als 7 Millionen Thaler erhöhet. Gleichwohl trägt die Bahn 9 bis 10 pCt. Dividende und die Aktien gelten gegen 200. — Günstigere Verhältnisse, wie bei dieser Bahn, dürften schwerlich anderswo vorkommen, denn beide Orte zählen etwa 200,000 Einw., und der eine gehört zu den größesten Fabrikstädten, der andere zu den bedeutendsten Häfen und Handelsplätzen der Welt.

Die

Die Personen, deren täglich etwa 1300 die Bahn befahren, werden mit einer Geschwindigkeit von 4¼ Meilen auf die Stunde, die Güter nur mit einer wenig geringeren bewegt, weil sie auf derselben Bahn laufen und deßhalb den Personenverkehr nicht aufhalten dürfen.

Der günstige Erfolg der Liverpooler Bahn hat mehre neue Bahnen in England entstehen lassen. Dahin gehören die beinahe 24 Meilen lange Bahn zwischen London und Birmingham, die Bahn zwischen Dublin und dem Hafen Kingstown und mehre andere, worunter sich jedoch einige als gänzlich verunglückt beweisen, indem ihre Aktien gar keinen Werth mehr haben. Wie umfassend die Eisenbahn-Anlagen in England sind, geht schon daraus hervor, daß vom Jahre 1828 bis einschließlich 1835 etwa 80 Bills, im Jahre 1836 allein deren 58 zu neuen Bahnen, zusammen für mehre hundert Meilen und dem Aktien-Kapital von 188 Millionen Thaler, vom Parlamente erbeten worden sind. — Die Kosten der in England in Ausführung begriffenen Eisenbahnen sind auf 60 Millionen Thaler veranschlagt.

In Frankreich giebt es außer mehren kleinen Bahnen nur die drei größeren, mit einander in Verbindung stehenden Bahnen von St. Etienne nach der Loire, von St. Etienne nach Lyon und von Andrecieux nach Roanne, zusammen etwa 19¼ Meilen lang. Eine Bahn von Paris nach St. Germain ist im August d. J. fertig geworden, und wird seit dem 24. August befahren; mehre andere kleinere sind im Bau begriffen.

In Belgien hat man eine Bahn von Lüttich und Brüssel nach Antwerpen zu bauen angefangen, und beabsichtigt sie später bis Ostende auszudehnen. Es wird eine der ausgedehntesten Bahnen, die bis jetzt existiren, denn sie wird schon innerhalb Belgien über 40 Meilen und bis zum Rhein nach Cöln fortgesetzt, über 50 Meilen lang. Von Brüssel nach Mecheln und Antwerpen wird diese Bahn bereits befahren.

Die erste größere Eisenbahn in Deutschland ist die von Budweis in Böhmen nach Linz in Ober-Oesterreich, $16^{3}/_{4}$ Meilen lang, vom Freiherrn v. Gerstner, dem Erbauer der Petersburger Bahn, vom Jahre 1824 bis 1832 ausgeführt und seit diesem Jahre befahren; jedoch nur mit gewöhnlichem Fuhrwerk. — An der Bahn von Wien nach Gallizien wird gegenwärtig gebaut.

Die Eisenbahn von Leipzig nach Dresden ist vom ersteren Orte bis Althen mit Dampfwagen fahrbar und es wird an der Fortsetzung gearbeitet.

Die Bahn zwischen Fürth und Nürnberg, $1^{1}/_{2}$ Meilen lang, seit dem 8. December 1835 befahren, ist zu einer der glücklichsten Spekulationen geworden, da ihre Aktien jetzt nahe an 400 pCt. stehen.

Aber mehr als in allen Staaten Europas zusammengenommen ist für die Eisenbahnen in den Nordamerikanischen Freistaaten geschehen, wo gegenwärtig schon über 300 Preußische Meilen vollendet sein sollen. Beim Entwurf dieser ausgedehnten Anlagen hat die Grundidee vorgewaltet, nicht von einzelnen, für lokale Bedürfnisse bestimmten Strecken auszugehen, sondern erst Hauptstraßen zu bauen, die das ganze Land durchschneiden, um entferntere Gegenden mit einander in Verbindung zu setzen, und dann an diese Hauptstraßen die einzelnen Binnenstraßen anzuschließen. Wir würden uns freuen, ein Gleiches von den Bahnen in Deutschland bemerken zu können, doch sind darauf bezügliche Verhandlungen, wenn sie stattgefunden haben sollten, von den einzelnen deutschen Staatsregierungen noch nicht veröffentlicht. Für die Zukunft werden der Benutzung der Bahnen in Deutschland zum Befahren mit ein und demselben Fuhrwerk, schon durch die verschiedene Breite der Geleise bedeutende Schwierigkeiten in den Weg gestellt.

Die Construction der Eisenbahnen ist nach deren Zweck verschieden. Sind es nur auf Baustellen zum Transport der Materialien bestimmte, sogenannte

temporaire Eisenbahnen, deren Lage sich leicht verändern lassen muß: so bestehen sie aus rohen Eisenstangen, wie sie im Handel vorkommen, die auf im Durchschnitt quadratische Hölzer befestigt werden. Diese Hölzer sind entweder der Länge nach unter die eisernen Stangen gelegt, oder in angemessener Entfernung queer unter die Schienen. Zwei parallele Bahnen, die dann Schienen heißen, bilden einen Weg von größerer oder geringerer Breite. Eine derartige temporaire Eisenbahn ist gegenwärtig in Petersburg beim Bau der Isaakskirche in Anwendung.

Bei weitem solidere Construction erfordern die zum Verkehr für Güter oder für Personen bestimmte Bahnen. Letztere um so dauerhafter, als dieselben zur schnelleren Beförderung der Reisenden mit Dampfwagen von bedeutendem Gewicht und Geschwindigkeit befahren werden.

Es hat die Beobachtung, daß Fuhrwerke bei lockerem sandigen Boden oder bei schlecht unterhaltenen Straßen, gern in den nämlichen Spuren bleiben, weil der Boden in diesen Spuren durch die Räder fester gedrückt und glatter gemacht wird, darauf geführt, die langen und schmalen Stellen einer Straße, auf welchen die Räder laufen, insbesondere stark zu befestigen. Indem man dazu das Eisen anwendete, entstanden die Eisenbahnen. Anfänglich diente die Gestalt der Geleise den Bahnstreifen zur Norm, die daher auch den Namen Trame-roads, Rinnenschienen, erhalten haben. Da jedoch in diesen Eisenspuren sich leicht Sand, Steinchen und Schlamm anhäufen, deren fortwährende Wegschaffung zu erzwingen, wie die Erfahrung bewiesen, alle Aufsicht nicht zureicht, so hat man die Rinnen-Eisenbahnen bei Neuanlagen aufgegeben, und fast überall, wo man bauet, die Spuren für die Räder, anstatt aus Rinnenschienen, aus Stabschienen (edge-rails) gebildet, die nach oben etwas convex sind und etwas über den Boden emporstehen.

Diese Veränderung hat allerdings den grossen und wesentlichen Vorzug, daß auf den Schienen kein Sand und Schlamm sich sammeln kann, und daß also die Schienen, wie sie es sein sollen, immer möglichst rein und glatt bleiben; sie hat aber dagegen auch den nicht ganz unbedeutenden Nachtheil, daß nun die Räder der Fuhrwerke, damit sie nicht von den Spuren hinuntergleiten, rundum vorstehende Spurkränze bekommen müssen, so daß ein Eisenbahnwagen, ohne ihm erst andere Räder mit den gebräuchlichen Felgen zu geben, nicht mehr auf einer gewöhnlichen Straße fahren kann, während zugleich umgekehrt die Eisenbahn für gewöhnliche Fuhrwerke ebenfalls nicht fahrbar ist, was beides bei den Rinnenschienen nicht stattfand. Dieser Vorzug der letzteren hat Veranlassung gegeben, Bahnen von platt behauenen harten Steinen zu bauen, die so breit sind, daß die Räder ohne große Unachtsamkeit des Fuhrmanns nicht leicht abgleiten können. Eine solche Bahn von 800 Ruthen Länge ist in London ausgeführt worden; die einzelnen Steine von Granit sind ohne Verjüngung nach unten behauen und ohne weitere Verbindung der zusammenstoßenden Enden auf einem festen Boden von Cement und Kies gelagert. Man soll auf diesen Bahnen nur den 3ten Theil der auf gewöhnlichen Straßen erforderlichen Kraft, also statt 3 Pferde nur eins brauchen. Nach 5jähriger Benutzung fand man die Steine auf allen Punkten ziemlich gleich angegriffen, so daß noch keine Furchen bemerkbar waren; indessen sind diese Bahnen noch kostbarer als die Eisenbahnen, und es fehlt an Erfahrung über ihre Abnutzung.

Der erste Versuch mit den Stabschienen ist vor länger als 40 Jahren auf einer Landstraße in England gemacht worden; aber es ist dieser Verbesserung wie so vielen anderen gegangen, die einfachste Idee hat nicht sogleich den Platz behauptet. Anfangs machte man die Stabschienen wie die Rinnenschienen von gegossenem Eisen. Sie zeigten aber die Nachtheile:

1) daß sie häufig und plötzlich zerbrachen; 2) daß man sie nicht länger machen konnte, als von einem Stützpunkte bis zum nächsten, weil das gegossene Eisen zu wenig biegsam ist, um sich auch zwischen den Endpunkten unterstützen zu lassen, und dann 3) daß das gegossene Eisen zwar auf der Oberfläche sehr hart war, aber nur in geringer Dicke seiner Oberfläche; — ist diese einmal abgenutzt, so widersteht das Innere sehr ungleich und wird bald ganz uneben. — Anstatt des gegossenen Eisens wurde geschmiedetes, endlich gewalztes aus öfter geschmolzenem oder gefrischten Eisen zu den Schienen verwendet, die von diesem Material weniger spröde, sich nicht so bald abreiben, glatter und gerader sind, und in längeren Stücken, von 15 Fuß und darüber, gemacht werden können, so daß die Bahn weniger Stöße, also weniger schwache Stellen bekommt. — Der Queerschnitt der Stabschienen war anfänglich ein Rechteck, dann wurden sie oben breiter gemacht als unten, damit sie den Rädern mehr Fläche zur Berührung darböten. Die Breite nahm nach unten noch mehr ab, und unten wurde eine Verstärkung angebracht; endlich bekam der Queerschnitt fast die Gestalt eines T, und dies ist im Allgemeinen die gebräuchlichste. Man unterscheidet leichte und schwere Schienen; die erstern oben breit, übrigens aber nur dünn, wiegen 13 Pfd. der Fuß; die schweren 22 Pfd., sind unten ebenfalls breit, und ihr Fuß ist dem Kopfe ganz gleich, was man in der Absicht macht, theils den Schienen einen festeren Stand im Schienenstuhl zu geben, vorzüglich aber, damit die Schienen, wenn der Kopf abgerieben ist, umgekehrt werden können, den Fuß nach oben.

Es fragt sich nun zunächst, wie sich die Schienen so stark an den Erdboden befestigen lassen, daß sie von dem Gewichte und der Bewegung der Fuhrwerke weder hinein, noch zur Seite und auseinandergedrückt werden können. Die Grundidee für die Fundamentirung der Eisenbahnen, welcher man im Wesentlichen da gefolgt ist, wo die Bahnen mit Schienen gemacht worden sind,

ist die: die Schienen auf irgend eine Weise, sei es durch Steine oder durch Queerhölzer, oder durch Pfähle und dergl. etwa alle 3 Fuß zu unterstützen und sie so je auf 3 Fuß lang von einem Unterstützungspunkt zum andern als Balken tragen zu lassen.

Herr Geheime Rath Crelle nennt in seinem Aufsatze über die verschiedenen Arten von Eisenbahnschienen und deren Fundamentirung, diese Idee eine wahrhaft unglückliche und unnatürliche. Denn die Wirkung und der Druck der Wagen auf die Schienen ist ihrer ganzen Länge nach überall genau gleich stark; die Unterstützung dagegen, welche dieser Wirkung widerstehen soll, ist es nicht. Man läßt die Schienen als Balken tragen: aber warum und wozu? Wunderlich ist es wahrlich, eine fortlaufende Brücke zu bauen, wo kein Wasser ist. Es hat Noth, selbst dann noch, wenn die Unterstützung durchweg in allen Punkten der Schienen sich befände, sie stark genug zu machen; denn die Wirkung von zwei- bis drittehalbhundert Centner schweren Wagen, die mit 30 bis 40 Fuß Geschwindigkeit in der Sekunde dahin stürmen, ist gewaltig: und doch verlangt man, daß einzelne Steine oder Queerhölzer alle 3 Fuß unter die Schienen gelegt, dieser ungeheuren Wirkung widerstehen sollen.

Man könnte das Fundamentirungs-Prinzip noch gelten lassen, wenn die Schienen durch die ganze Länge des Weges sich mit einander verbinden ließen, so daß jede Reihe nur eine Masse ausmachte und keine Fugen in den Stößen hätte. Indessen geht es nicht an, die Schienen fortlaufend zusammen zu schweißen, ja nicht einmal auf eine bedeutende Länge, weil das Eisen, gleich jedem anderen Körper, in der Kälte sich zusammenzieht und in der Hitze sich ausdehnt, so daß bei 100 Fuß langen Stücken schon 1 Zoll breite Fugen für die Ausdehnung derselben gelassen werden müßten.

Der Länge nach macht man die einzelnen gewalzten Schienen entweder durchgängig von gleichem Queerschnitt, oder in der Mitte höher als an den Enden und

unten gebogen, oben natürlich gerade. Man rühmt die zweite Form, auf welche ein Erfindungspatent genommen ist, deshalb, weil durch die Linie von gleichem Widerstande an Masse gespart werde. Aber die nach unten gebogenen verstärkten Schienen haben, ohne die davon versprochenen Vortheile zu gewähren, große Unvollkommenheiten.

1) Lassen sie sich, ohne die Theile des Metalls zu verschieben und die Cohäsion desselben zu vermindern, schwer walzen.
2) Ist eine viel größere Genauigkeit beim Anbringen der Auflagerungspunkte nothwendig.
3) Läßt sich eine solche Schiene, wenn das Terrain es erfordert, nicht wohl in Zwischenpunkten unterstützen.
4) Hindert die größere Höhe der Schienen zwischen den Auflagerungspunkten die nothwendige Ableitung des Wassers aus der Straße.
5) Sind sie theuerer.

Die Befestigung der Endpunkte jeder einzelnen Schiene, so daß die Oberfläche sämmtlicher Schienen bei dem auf sie wirkenden bedeutenden Gewichte der Fuhrwerke unverändert in einer Ebene bleibe, ist etwas höchst Schwieriges. Anfänglich brachte man an den Enden der Schienen eine Art von Lappen an, welche auf den Tragsteinen ruheten, und vermittelst Nägel befestigt wurden. So stießen die Schienen an den Enden stumpf zusammen, und die Last drückte auf die vier Endpunkte der Lappen; lag nun etwa die Oberfläche dreier aufeinander folgender Steine nicht genau in ein und derselben Ebene, so trugen die vier Punkte nicht gleichförmig, und da die starken Schienen sich nicht genug biegen konnten, so mußten sie brechen. Man legte deshalb noch einen dritten Körper zwischen die Schienen und den Tragstein, die sogenannten Schienenstühle (chairs), die einen Theil des Stoßes auffangen sollen. Der Schienenstuhl wurde auf den Steinen vermittelst zweier hölzerner Pflöcke befestigt. Das

auf dem Schienenstuhl ruhende Ende der Schienen wurde wieder vermittelst eines horizontal durch die Schienen und die beiden Wangen des Schienenstuhls gehenden Nagels gehalten. Man bemerkte aber, daß sich die Steine, die von der Last des Fuhrwerks mehr oder weniger eingedrückt wurden, beim Uebergange der Wagen nach vorn und nach hinten neigten, so daß das Ende der einen Schiene sich hob, während das anstoßende Ende der nächsten Schiene sich senkte, woraus ein Vorsprung auf der Bahn entstand, der einen, sowohl den Schienen als den Wagenrädern nachtheiligen Stoß verursachte. Wenn das Ende der einen Schiene nur um eine halbe Linie unter das Ende der anderen anstoßenden Schiene gedrückt worden ist, so stürzt sich nunmehr schon die Last der Wagen, fallend von der höheren auf die niedrigere Schiene, herab, und wirkt um so gewaltiger. Die Ungleichheit der Höhe der Schienen-Enden muß dann immerfort zunehmen, und so kann es dann kommen, daß die Eisenbahn, wenn sie nicht anhaltend reparirt wird, das heißt, wenn die Steine oder Queerhölzer nicht immer gleich wieder in ihre rechte Lage gebracht werden, und wenn nicht etwa bis dahin schon Schienen durch die gewaltigen Stöße zerbrochen worden sind, daß dann die Schienenstraße in einen Zustand kommt, in welchem sie eben so nachtheilig auf die Fuhrwerke einwirkt, als schlechtes Straßenpflaster.

Um diesen Uebelstand zu vermindern, fügte man die Schienen mit halbem Blatt zusammen, indem man sie zuschrägte und einige Zoll lang neben einander treten ließ. Durch den Schienenstuhl wurde nur ein horizontaler Nagel getrieben, und zwar durch die Blätter der beiden Schienen. Der Tragstein konnte sich nun nach vorn oder nach hinten neigen, ohne daß der Unterstützungspunkt wesentlich wankte, wenigstens senkten sich beide Schienen zugleich. — Da die Nägel sich leicht biegen, alsdann die Schienen nicht fest genug zusammenhalten und bei Ausbesserungen schwer her-

auszuziehen sind, hat man auch die Schienen mit den Schienenstühlen auf andere Weise als vermittelst Nägel verbunden. Man hat nämlich in der einen Wange des Schienenstuhls eine runde oder eckige Vertiefung gemacht, in welcher von der Seite ein vorspringender Theil der Schiene tritt, die auf solche Weise an den Stuhl festgehalten wird, der, da er selbst auf dem Tragstein befestigt ist, die Bewegung der Schienen von unten nach oben hindert. Um die Schienen gegen den Stuhl zu stemmen, von welchem sie nur die eine Wange berühren, treibt man zwischen die Schienen und die andere Wange des Stuhls einen hölzernen oder eisernen Keil, und zwar horizontal oder parallel mit der Länge der Schiene und in einen kleinen für den Keil bestimmten Ausschnitt der Schiene. Daß ich hier näher in das Detail eingehe, wird die Wichtigkeit dieser Maßregeln für die Existenz der Bahnen überhaupt rechtfertigen.

Die Erhaltung der Höhe der Bahnschienen hängt auch vom Widerstande des Bodens ab, der selten stark genug und noch seltener gleichförmig ist. Sie hängt also großentheils von der Grundfläche und von dem Gewichte der Tragsteine ab. Anfänglich nahm man dazu Steine von 1 F. lang, eben so breit und 8 Z. hoch, also bis auf das 6fache der Masse, und in der neuesten Zeit fand man für größere Geschwindigkeiten noch größere Steine nothwendig. — Steine mit großer Grundfläche widerstehen gut, weil sie den Druck auf eine große Fläche vertheilen, und Steine von großem Gewicht durch die Trägheit ihrer Masse. Wenn das Fuhrwerk über den Stein hinrollt, so strebt es ihn einzudrücken. Der Erfolg der augenblicklichen Wirkung ist um so geringer, je mehr Masse der Stein hat. Jede Steinart ist zur Unterstützung der Schienen tauglich, in so fern sie nur der Ausdehnung der hölzernen Pflöcke widersteht, die zur Befestigung der Schienenstühle in die in den Stein gebohrten Löcher getrieben werden müssen.

Wenn, wie gewöhnlich, die Stützpunkte der Schienen etwa 3' auseinander gelegt und die Tragsteine 1' breit gemacht sind, so bleibt nur ²/₃ der Länge übrig, auf welcher die Schienen auf der bloßen Erde liegen. Es würde also die Kosten wenig erhöhen, wenn man die Schienen durchweg mit Mauerwerk unterstützte. Diese Methode einiger Baumeister wird von anderen verworfen, weil ein zu starrer Widerstand die stärkere und schnellere Zerstörung der Schienen und der Last- und der Dampfwagen zur Folge habe. Die Erfahrung scheint dies zu bestätigen, wie man durch Vergleichung der Stellen gefunden hat, wo die Schienen auf Kies und Felsenboden, und wo sie auf aufgeschütteten Dämmen liegen. Eine gewisse Elastizität, wie sie durch vereinzelte Unterstützungspunkte erlangt wird, scheint also den Schienenbahnen vortheilhaft zu sein.

Man unterstützt auch die Schienen der Eisenbahnen, statt durch Steine, durch hölzerne Schwellen oder Lager, die meistens queer unter beide Schienenreihen hindurchreichen. Man hat öfters durchsägtes Rundholz dazu genommen, die Schnittseite nach unten gelegt. Diese Unterlagen ruhen zuweilen auf andere, die mit den Schienen parallel laufen, oder bloß auf Bohlen, was eine breite Unterlage giebt, die den Druck sehr vertheilt. Indessen widerstehen die hölzernen Unterlager, als träge Massen betrachtet, viel weniger, als die Steine. Die größeren Steine wiegen wohl den 4ten Theil des Drucks eines Lastwagenrades, die hölzernen kaum den 30sten Theil. Auch bemerkt man eine viel stärkere Bewegung der Schienen wenn sie auf Holz, als wenn sie auf Steinen liegen.

Man hat auch zur Verbindung der Schienen Queerstücke von gegossenem Eisen genommen, die in der Mitte eingebogen wurden, während die Enden derselben die Klauen zur Aufnahme und Befestigung der Schienen trugen, was also die Schienenstühle ersparte. Aber man ist davon wieder abgegangen, wahrscheinlich weil die Queerstücke leicht zerbrachen und zusammen

wit den gleichwohl nothwendigen Tragsteinen theurer waren.

Die Stellung der Schienenstühle auf den Tragsteinen ist nicht willkührlich. Der Schienenstuhl pflanzt den Druck des Fuhrwerks, den die Schienen zu erleiden haben, auf den Stein fort, und dem Stein widersteht der Boden. Damit also keine Verschiebung erfolgen könne, muß die Richtung der mittlern der widerstehenden Kräfte, in die Richtung der mittlern der drückenden Kräfte fallen. Also muß der Mittelpunkt des Schienenstuhls mit dem Schwerpunkte des Steins in einer Vertikalen auf der Grundfläche desselben liegen, woraus folgt, daß die Steine eine bestimmte Gestalt haben und daß die obere und die untere Fläche des Steines parallel sein müssen. — Zuweilen hat man zwischen die Steine und die Schienenstühle eine preßbare Masse gelegt, z. B. getheerten Filz oder dünne hölzerne Spähne, um die Starrheit des Ganzen noch mehr zu vermindern und durch die vollständigere Berührung die Stühle mehr gegen das Zerbrechen zu schützen, wenn sie auf dem etwa nicht ganz glatten Stein nicht überall aufliegen. — Der Zwischenraum zwischen den Stützpunkten richtet sich nach der Stärke der Schienen und dem Gewichte der Fuhrwerke. Man kann bis zu einer gewissen Grenze entweder die Stützpunkte einander nähern, oder die Schienen verstärken. Bei einer Bahn in Frankreich sind einige Strecken derselben dadurch verstärkt worden, daß man auf die Länge einer Schiene einen Stützpunkt mehr anbrachte. Herr Geh. Rath Crelle behauptet, daß so stark die Schienen auch sein mögen, sie sich immer um irgend etwas zwischen den Unterstützungspunkten einbiegen, und daß sich daher immer die Fuhrwerke, gleichsam wie ein Schiff auf den Wellen, hinauf und hinab auf den Schienen bewegen, was weder den Schienen selbst, noch der Zugkraft vortheilhaft sein könne. Man hat zwar mitunter behauptet, die wellenförmige Bewegung sei gerade der Schienenbahn vortheilhaft, und es sei gut, daß die

Bahn nicht ganz starr den Fuhrwerken widerstehe, sondern ihnen mit einer gewissen Elastizität nachgebe. Will man auch zugeben, daß dem so sei — was direkte Erfahrungen an Eisenbahnen noch nirgend bewiesen haben — so ist doch so viel gewiß und unbestreitbar, daß die wellenförmige Auf- und Abbewegung mehr Transportkraft erfordert, als die Bewegung in gerader Linie; desgleichen daß die Eisenbahn durch die Auf- und Abbewegung holperich und schlecht wird; daß sie ihren Hauptvorzug, den einer vollkommen glatten und sanften Fahrt verliert, und daß sie dann in die Kathegorie der unebenen Wege, der unebenen Pflaster und dergleichen übergeht.

Man sucht bei den neueren Bahnen der Entstehung der Unebenheiten durch Verstärkung der Tragkraft der Schienen, nämlich durch Vergrößerung des Gewichtes derselben vorzubeugen. Von 8 bis 9 Pfd. Gewicht der Schienen auf den laufenden Fuß ist man bei den neuern Englischen Bahnen schon bis auf 25, ja 30 Pfd. auf den Fuß gestiegen. Dies kann die Einbiegung vermindern, aber nicht heben, und der Nutzen der Verminderung steht schwerlich mit der ungeheuren Erhöhung der Kosten im Verhältniß.

Hieraus zieht Herr Geh. Rath Crelle den Schluß, daß eine gute Eisenbahn nie anders zu Stande kommen könne, als wenn man die Schienen fortlaufend und in allen ihren Punkten ihrer ganzen Länge nach gleich stark unterstützt. Denn jede Gegenwirkung muß der Wirkung gleich sein, wenn ein Werk Bestand haben soll; und die Wirkung der Fuhrwerke auf eine Eisenbahn ist überall gleich: folglich muß es auch die Gegenwirkung, die Unterstützung der Bahn sein.

Die jetzt gewöhnliche Englische Constructionsart, mit gewalzten eisernen Schienen, hat indessen keine solche fortlaufende Unterstützung, sondern sie sind auf Schienenstühle gelegt, und diese wieder auf einzelne Steine, deren Mitten 3' von einander entfernt sind.

Die Schienenstühle, 18 Pfd. wiegend, sind dabei vermittelst zweier, durch die Tragsteine hindurch reichender Bolzen, unten mit einem Kopf, oben mit einer Schraubenspindel und Mutter, auf die Tragsteine befestigt. — Wo das Terrain einigermaßen fest ist, setzt man die Steine auf den bloßen, vorher festgestampften Boden.

Die Kosten einer Meile Eisenbahn von dieser Construction nach den Berliner Preisen für das Material (ohne Erdarbeiten und Terrain-Entschädigung, Bauaufsicht ɛc.) wird sich bei leichten Schienen in runder Summe auf 96,000 Thlr. und 3000 Thlr. jährliche Unterhaltungskosten, bei schweren auf 125,000 Thlr. und 2800 Thlr. Unterhaltungskosten belaufen.

Bei den Belgischen Bahnen sind runde Stämme von Eichen, Kiehnen oder anderem Holze, und von mindestens 12 Zoll im Durchmesser, mitten durch ihre Achse zersägt, und von den so entstehenden, im Queerschnitt halbkreisförmigen Hälften, 9′ lange Stücke von 3 zu 3 Fuß, mit der platten Fläche nach unten queer über die Straße gelegt. Diese Queerhölzer werden nur an den beiden Stellen etwas behauen, wo die Schienenstühle hintreffen, an diesen Stellen sind die Schienenstühle vermittelst durch das Holz reichender Bolzen, wie bei den Englischen Bahnen, an den Steinen festgeschraubt. Gewöhnlich hat man die Queerhölzer unter den Schienen auf den bloßen Sand gelegt und für eine gute Ableitung des Regen- und Schneewassers gesorgt.

Die Kosten für eine Meile nach dieser Construction betragen (ohne Grund-Entschädigung, Erdarbeit, Leitung des Baues ɛc.) in runder Summe bei leichten Schienen 80,000 Thlr., jährlich 4130 Thlr. Unterhaltungskosten; bei schweren Schienen 106,000 Thlr., jährlich 4072 Thlr. Unterhaltungskosten. Es gehören zu einer Meile 36,000 laufende Fuß Rundholz. Wollte man statt der hölzernen Unterlager durchgehende steinerne von Granit legen, so würden die Kosten um 30,000 Thlr. pro Meile steigen, die jährlichen Unter-

haltungskosten etwa um 1300 Thlr. geringer werden. Diese Constructionsart soll beim Entwurf der Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam in Anschlag gebracht sein.

Bei den Amerikanischen Eisenbahnen liegen die platten und nur dünnen Schienen der Länge nach auf Balken, wodurch die Tragkraft der Schienen in allen Punkten mehr gleich stark ist, oder wenigstens mehr gleich stark gemacht werden kann, als es bei den Englischen Bahnen (mit massiven, auf einzelne Steine oder Queerhölzer gelegten Schienen) der Fall und möglich ist. Dieser Vorzug der fortlaufenden Unterstützung der Schienen durch eisenplattirte Holzbahnen wird aber nur dann erreicht, so lange das Bauwerk noch neu ist, wenn die Schienenbalken nicht etwa wie gewöhnlich bloß durch Queerhölzer, 4' von einander entfernt, unterstützt werden, was im Grunde wieder eine Unterstützung auf einzelnen Punkten ist, sondern wenn diese Queerhölzer selbst weiter noch auf Schwellen ruhen, die nach der Länge der Bahn fortlaufen, und die bei weichem Boden noch auf einen Steinschlag gelegt werden müssen, wie es auch wirklich bei mehren ausgeführten Amerikanischen Bahnen geschehen ist. — So lange das Holz frisch und fest ist, bewährt sich diese Construction, fängt es aber an mürbe zu werden, was bei den horizontal, unbedeckt und nahe am Boden liegenden Hölzern sehr bald geschieht, so findet die fortlaufende Unterstützung nur noch dem Scheine nach statt, und die eisernen Schienen sind dann schwächer und weniger tragkräftig, als die massiven auf einzelnen Steinen liegenden, weil sie zu dünn sind, um selbst nur einen Theil der Last zu tragen.

Eine wesentliche Bedingung für eine gute Eisenbahn ist, daß jedes Schienenpaar vollkommen parallel liege und so erhalten werde. Hierzu dienen bei den Amerikanischen Bahnen die unterliegenden Queerhölzer, welche aber ganz in der Erde liegen müssen, wenn mit Pferden gefahren wird, wobei sie sehr bald verfaulen.

Die Kosten einer Meile Bahn mit Rücksicht auf deren Erhaltung betragen in runder Summe (ohne Erdarbeit rc. und Entschädigung) 56,000 Thlr. und jährlich 6400 Thlr. an Erhaltungskosten.

Es gehören zum Bau einer Meile Bahn 152,000 laufende Fuß Holz und 2618 Ctr. gewalzte Schienen. Die bedeutenden Unterhaltungskosten entstehen durch die Vergänglichkeit des Holzes. Jedes Jahr werden 21,700 laufende Fuß oder etwa 720 Stämme Holz, welche, um beschnitten 6 Zoll breite, 8 Zoll hohe Hölzer zu geben, am Gipfel 10 Zoll Durchmesser haben müssen. Ein Wald muß schon sehr gut bestanden sein, wenn der Morgen 180 Stämme solchen Holzes liefern soll. Also gehören zu den 720 Stämmen 4 Morgen Wald, und da das Holz wenigstens 60 Jahre alt sein muß, 240 Morgen guten Waldes zur Erhaltung einer Meile plattirter Bahn.

Das bisher Gesagte galt fast ausschließlich für Eisenbahnen, die in horizontaler und gerader Richtung fortgehen; bevor ich zu den Krümmungen, Steigungen und Wendungen übergehe, muß ich der Fuhrwerke erwähnen, mit denen dieselben befahren werden, da diese die Construction bedingen. Bekanntlich werden auf den frequentesten Eisenbahnen die Dampfwagen oder Lokomotive als Zugkraft zur Förderung anderer Wagen gebraucht. Die Schnelligkeit, mit der sie diese Förderung bewirken, und die gewaltige Kraftäußerung, durch die es möglich wird, ungeheure Lasten, z. B. einen Zug von 40 Wagen, jeden 100 Centner schwer, zu bewegen, haben ihre Anwendung in England und den Nordamerikanischen Freistaaten zum Personen- und Güterverkehr als vortheilhaft bewiesen.

Nach Wood, einem Englischen Ingenieur — dessen Abhandlung über Eisenbahnen und Dampfmaschinen eine der vorzüglichsten ist, die wir besitzen — hatte schon Watt im Jahre 1769 die Idee von Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen. Es ist davon in dem Patent, welches er damals nahm, und in einem anderen vom

Jahre 1784 die Rede. Im Jahre 1813 nahm Herr Brunton ein Patent, um einen Dampfwagen vermittelst zweier Schenkel in Bewegung zu setzen, die sich auf den Boden stemmten, wie die Beine eines Menschen wirkend, der, indem er sich vorlehnt, eine Last fortzieht, was sich aber natürlich nicht bewährt hat.

Nach verschiedenen Versuchen erkannte man, daß die Reibung der Räder der Dampfwagen hinreichend sei, um Lasten fortzuziehen, wenigstens auf schwachen Abhängen, und nun suchte man kein anderes Mittel mehr. — Eine Prämie von 500 Pfund Sterling, vor 8 Jahren von den Direktoren der Liverpool-Manchester-Bahn für den Wagen ausgesetzt, der bei einem öffentlich angestellten Versuch auf der Eisenbahn ein gegebenes Gewicht mit der größten Geschwindigkeit und den wenigsten Kosten fortziehen würde, trug zur Verbesserung der Dampfwagen wesentlich bei.

Die neueren Dampfwagen führen, auf 4 oder 6 Rädern gehend, einen Heerd, einen Schornstein, einen Dampfkessel und einen oder 2 Dampf-Cylinder, deren Kolben, in horizontaler Richtung bewegt, Kurbeln in Bewegung setzen, die mit den Rädern des Wagens in Verbindung stehen. Die Elastizität des Dampfes wirkt wie eine zusammengedrückte Feder, deren eines Ende an den Wagenzug befestigt, die andere gegen den Rand des Rades gestemmt wäre. Da diese Feder, so wie sie sich ausdehnt, die beiden Stützpunkte von einander entfernt, so dreht sie das Rad um und treibt folglich den Wagen vorwärts. Man kann also die Dampfkraft als eine Kraft von außen betrachten, die parallel mit den Schienen auf den Umfang der Räder wirkt. Diese Räder können nicht, wie die Räder gewöhnlicher Wagen, um ihre Achse sich drehen, sondern die Achsen müssen jede mit ihren 2 Rädern eine und dieselbe feste Masse ausmachen, weil darauf die Möglichkeit beruht, den Wagen vermittelst der Kurbeln an der Achse in Bewegung zu setzen. Die Räder sind oft ganz von Gußeisen, jedenfalls aber die Felgen und

und Spurkränze, letztere mit besonderen Reifen aus einem Stück von geschmiedetem Eisen. Da ich mich auf die Beschreibung der Dampfwagen nicht näher einlassen kann, so erlaube ich mir Diejenigen, die eine nähere Kenntniß von denselben zu erhalten wünschen, auf die praktische Abhandlung über Dampfwagen von Ch. Guyonneau de Pambour, die in London voriges Jahr erschienen ist, hinzuweisen, von der Herr Geh. Rath Crelle in seinem Journal eine vollständige Uebersetzung aufgenommen hat.

Nach den lehrreichen Versuchen des Hrn. de Pambour mit 12 Wagen der Liverpooler Bahn lassen sich durch Rechnung und durch einfache Ausmessungen der Maschine die Zugkraft und die Geschwindigkeit eines Dampfwagens unmittelbar finden; so wie umgekehrt die zu einer bestimmten Wirkung der Maschine nothwendige Größe ihrer Theile.

Was die Gewohnheit für feststehende Dampfmaschinen betrifft, ihre Kraft nach ihrer Wirkung zu ermessen und diese mit der Pferdekraft zu vergleichen, was sehr prekair ist; so ist dieser Gebrauch auf Dampfwagen völlig unanwendbar; denn 1) hängt die Kraft des Dampfwagens nicht von der des Dampfes allein ab, sondern auch von dem Gewichte des Wagens, weil sich danach der Widerstand auf den Schienen und folglich die Größe der fortzuziehenden Ladung richtet; 2) muß die Maschine sich mit verschiedenen Geschwindigkeiten bewegen; für jede Geschwindigkeit würde man eine andere Kraft finden. 3) Da sich die Dampfwagen drei- bis viermal so geschwinde fortbewegen, als es Pferde im Stande sind: so würde die Vergleichung ihrer Kraft mit der der Pferde etwas ganz imaginaires sein. Auch fehlt es an zureichender Ermittelung der Zugkraft der Pferde bei verschiedenen Geschwindigkeiten, welche Ermittelung durch die Verschiedenheit der Pferde sehr schwierig, zum Theil unmöglich gemacht wird. — Will man auch die Kosten der größten Wirkung beachten, so kommt dabei die

Schätzung der Lebensdauer der Pferde in Betracht als ein zu erneuendes Anlagekapital, und nur diejenigen vermögen hier eine richtige Schätzung zu machen, die Gelegenheit haben, anhaltend und längere Zeit die Wirkung der Anstrengung auf die Complexion der Pferde in der Nähe zu beobachten. Beiläufig mag hier nur bemerkt werden, daß die Kosten für Ausbesserung der 10 Dampfwagen, die von den 30 zur Liverpooler Bahn gehörigen regelmäßig im Dienst sind, jährlich 120,000 Thlr., also für einen jeden jährlich an 12,000 Thlr. betragen.

Zunächst hinter jedem Dampfwagen befindet sich ein Munitionswagen, aus welchem der erstere mit Wasser und Brennmaterial versorgt wird. Vermittelst eines Schlauches, der vom Wasserbehälter des Munitionswagens bis unter eine kleine Pumpe des Dampfwagens reicht, wird es dem Maschinenmeister ganz leicht, auch bei der schnellsten Fahrt, das nöthige Wasser herbeizuschaffen. Die Personenwagen so wie die Lastwagen sind an den Munitionswagen durch Ringe oder Ketten an den Enden der Wagenbäume angehängt. Zwischen den Wagenbäumen an den Punkten, wo die Wagen gegen einander stoßen, sind Polster von Pferdehaaren angebracht, um den Stoß weniger merklich zu machen.

Der an den Dampfwagen gehängte Wagenzug setzt demselben einen, der Reibung gleichen Widerstand entgegen, wenn das Ganze sich auf einer horizontalen Eisenbahn bewegt. Ist der Wagenzug zu schwer, so kann die Maschine den Widerstand nicht überwinden; aber verstärkt man die Kraft des Dampfes, so wird man immer noch die Räder zwingen können, sich zu drehen, doch werden sie nun nicht mehr fortrollen, sondern der Wagen wird stehen bleiben, und die Räder werden sich heftig auf den Schienen reiben. — Wenn, nach einer früheren Art, die Schienen und die Räder gezahnt wären, so würden die Räder auf den Schienen durchaus nicht gleiten können. Ihre Reibung ungezahnt,

kann man als vom Eingreifen in die kleinen Unebenheiten der Schienen, vermöge des Drucks herrührend, betrachten. Gleiten die Räder, so werden die Unebenheiten überstiegen oder abgebrochen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Schienen sich sehr abnutzen, wenn die Räder gleiten, und daß diese leichter gleiten, wenn die Schienen mit Moder, Schnee oder Staub belegt sind. — Der Widerstand der Schienen ist am stärksten, wenn sie völlig trocken oder wenn sie völlig naß sind.

Fährt der Dampfwagen bergan statt horizontal, so hat er außer der Reibung den Widerstand eines Theiles seines eigenen Gewichtes und desjenigen des angehängten Wagenzuges zu überwinden. Ist das Ansteigen stärker, so kann der Dampfwagen nicht mehr sein und der Lasten Gewicht zu heben vermögen, und die Dampfkraft wird dann vielleicht nur noch den Dampfwagen auf dem Abhange stehen bleiben machen, und seine Räder werden sich, auf den Schienen sich reibend, herumdrehen. — Man sieht hieraus, wie wichtig es ist, eine Eisenbahn so viel als möglich horizontal zu machen. Wo es indessen unmöglich ist, Abhänge zu vermeiden, indem man nämlich Anhöhen durchschneidet oder Dämme durch Thäler schüttet, da bedient man sich besonderer Vorrichtungen. Die beladenen Wagen, welche einen Abhang hinunter rollen, können, wenn der Abhang steil genug ist, zugleich andere leere Wagen heraufziehen. Die Engländer nennen diese Anordnung self acting, und danach im Deutschen, selbstwirkende Rampe. Die Bewegung wird durch ein großes Seil oder auch zuweilen durch eine Kette mitgetheilt, die aber wenig länger als der Abhang ist. An die Enden des Seils oder der Kette werden die hinab- und hinauffahrenden Wagen gehängt. Das Seil oder die Kette läuft auf Rollen und wickelt sich auf eine horizontale oder vertikale Trommel oberhalb auf. Neuerdings läßt man es meistens über eine große Rolle von gegossenem Eisen mit tiefen Rinnen gehen, die beinahe horizontal in einiger Entfernung

von dem Gipfelpunkte unter dem Boden liegt. Diese Rolle, ein wenig in die entgegengesetzte Lage des Abhanges geneigt, wird durch zwei hölzerne Lager getragen. Sie bewegt sich in einer ummauerten Höhlung unter dem Boden, die mit starken Balken bedeckt ist, über welche die Straßenschienen gehen. In diesem Falle sind auf kurze Strecken oben und unten zwei Bahnen; — oder zwei Bahnen oben und eine gemeinschaftliche Bahn in der Mitte; — oder zwei Bahnen in der Mitte zum Ausweichen der Wagen gelegt.

Wenn der Abhang oder das Uebergewicht so stark ist, daß die Bewegung der Wagen zu sehr beschleunigt werden würde, was besonders nach dem Endpunkte ihres Laufes hin der Fall ist: so mäßigt man die Geschwindigkeit mittelst einer Hemmung, die die große Rolle umgiebt; — wenn das Uebergewicht noch größer ist, so daß auch dann noch die Bewegung fortdauert, wenn die Rolle aufhört sich zu drehen, also das Seil in der Kehle derselben gleitet, dann hemmt noch ein Arbeiter den hintersten Wagen. — Um beladene Wagen eine Rampe hinaufzuziehen, bedient man sich fast immer der feststehenden Dampfmaschinen.

Will man diese stehenden Dampfmaschinen, wegen des unvermeidlichen Aufenthalts bei dem Dienste derselben, nicht anwenden, so giebt es noch zwei Mittel; entweder muß dann die Ladung so weit verringert werden, daß die Kraft des Dampfwagens hinreicht, mit derselben den Abhang zu ersteigen, — oder man muß eine oder mehre Hilfsmaschinen vorspannen. Auf der Liverpooler Bahn übersteigen die Züge von Personenwagen, weil sie nicht sehr schwer sind, selten die Kraft der Maschinen, selbst nicht an den steilsten Stellen, welche auf 89′ Länge 1 Fuß Fall haben. Die Maschinen bekommen keine Hilfe und beim Herabfahren wird die Geschwindigkeit bloß durch den Regulator der Maschine gemäßigt. Den Wagenzügen dagegen, welche für eine Maschine zu schwer sind, spannt man eine am Fuße der Rampe bereit stehende

[illegible] zu diesem Zweck bestimmte zweite Dampf-maschine war. Diese Hilfsmaschinen sind für eine langsame Bewegung und große Kraftäußerung eingerichtet.

Auf der Darlingtoner Bahn sind der Abhänge zu viele, als daß bei jedem eine Hilfsmaschine aufgestellt werden könnte. Hier vermindert man die Ladung, d. h. diejenige der angehängten Lastwagen nur so weit, daß ein und derselbe Dampfwagen sie über alle Anhöhen hinweg zu schaffen vermag.

Hinsichtlich der größesten Schnelligkeit, mit der Dampfwagen für sich allein, also ohne Last, fahren [illegible], sagt man, daß sie 9558 Ruthen in 15 Minuten durchlaufen haben, was 86 Fuß in der Sekunde und 19 Meilen in einer Stunde ausmachen würde. In einer Schrift des Major Poussin über die Nordamerikanischen Bahnen wird angegeben, daß eine Dampfmaschine auf einer Eisenbahn einen Wagenzug 13 Minuten lang mit 85¾ Fuß Geschwindigkeit in der Sekunde fortgezogen habe.

Die Bahnfuhrwerke zum Personentransport sind vielerlei Art; auf den Belgischen Bahnen sind es:

1. Waggons, die kein Verdeck, die Sitze keine Kissen und Lehne, der Boden keine Teppiche haben. Nur rundum läuft ein niedriges Geländer. Jeder Waggon hat 5 Bänke, davon 4 zu 5 Sitzplätzen und einer zu 6 Plätzen. Der Boden des Waggons ruht, wie bei allen übrigen Wagen, auf starken Druckfedern. Für die Fahrt von Brüssel nach Mecheln, 3 Meilen, zahlt die Person auf diesem Wagen ½ Frank oder 4 Sgr.

2. Chars à bancs. Sie haben etwas höhere und dichte Wände von Brettern mit Thüren, ein Verdeck von gefirnißter Leinwand, auch Vorhänge zur Abhaltung des Luftstromes. Jeder Wagen hat 8 Bänke zu 4 Sitzen. Die Person zahlt 8 Sgr.

3. Diligencen. Sind unseren Schnellpostwagen ähnlich, und haben 3 vereinigte Wagenkasten, jeden

auf 2 Bänken zu 5 Personen, so daß also jeder Wagen 30 Personen faßt. Auf diesen Wagen zahlt die Person 12 Sgr.

4. Berlinen. Sie haben ebenfalls 3 vereinigte Wagenkasten, jeden mit 2 Bänken; auf jeder Bank sind 3 durch Armlehnen gesonderte Sitze, so daß der Wagen 18 Personen faßt. In diesem Wagen zahlt die Person 20 Sgr.

Die Waggons sind in den Kasten 11 Fuß lang, die übrigen mit Stoßkissen 16 bis 18 Fuß lang. Die Räder sämmtlicher Wagen haben 3 F. im Durchmesser.

Doch nun zurück zu der Construction der Bahnen. Ihre Breite hängt von der Breite der Wagen ab, nämlich von der Entfernung der äußeren Seiten der Radränder von einander, zu welcher noch ½ Zoll Spielraum gefügt werden muß. — Die Breite der Eisenbahnen, von der Mittellinie der einen Schiene bis zur Mittellinie der andern gemessen, beträgt bei der Liverpooler Bahn 4′ 8½″, bei der Petersburger 6′, und ist überhaupt sehr verschieden. Die Bills über die Eisenbahnen bestimmen 4′ 8½″ innere Breite als Minimum und 4′ 11¼″ Preußisch außerhalb als Maximum.

Wenn eine Eisenbahn nur 2 Reihen Schienen hat, so müssen Verdoppelungen vorhanden sein, wo die sich begegnenden oder mit verschiedener Geschwindigkeit fahrenden Wagen einander ausweichen können. Die Entfernung der Ausweichestellen von einander richtet sich nach der Frequenz der Straßen, die Länge der Ausweichestellen nach der Länge der an einander gehängten Wagen. Wenn der Verkehr auf einer Straße sehr stark ist, so macht man 2 Bahnen. Der Zwischenraum derselben hängt von der Breite der Ladung der Bahnwagen ab.

Um von einer Bahn auf die andere zu kommen, bei doppelten Bahnen, macht man Biegungen, deren Tangenten aber nicht nothwendig in die Richtung der Hauptlinien fallen dürfen. Es ist hinreichend, wenn

den Winkel des Zusammenstoßens der Linien die Wagen nicht zu plötzlich aus ihrer Richtung lenkt, und wenn das Rechteck, welches die geraden Linien zwischen den Berührungspunkten der vier Räder eines Wagens mit den Schienen zu Seiten hat, überall in die horizontale Projektion der zusammenstoßenden Bahnlinien eingeschrieben werden kann.

Der Winkel kann nach dieser Regel 3 bis 6 Grad betragen. Wo die Richtung einer Bahn sich verändert, müssen bewegliche Schienenstücke, die sich um einen Mittelpunkt drehen, Radlenker genannt, vorhanden sein. Zuweilen befindet sich nur an einer Schienenreihe ein Radlenker. Haben beide Schienen dergleichen, so müssen sie durch eine Kette oder eiserne Stange mit einander verbunden sein.

Die Radlenker werden auf den Bahnen, die mit Pferden befahren werden, durch einen Menschen in Bewegung gesetzt, der an der Wendestelle stehen bleibt. Auch läßt man sie durch ein Gewicht bewegen, welches über eine Rolle gehend, in eine kleine Grube hinabsinkt und den Radlenker in die Lage, welche er haben soll, zurückzieht. Bei Liverpool ändert man die Richtung auf eine Weise, welche noch besser zu sein scheint. Es dreht sich nämlich ein Theil der Schienen selbst um einen Mittelpunkt und legt sich nach Erfordern in die eine oder andere Richtung der Bahn.

Wenn die Geschwindigkeit der Fuhrwerke sehr groß ist, so daß zu fürchten, die Ränder der Räder bei den Lenkern würden über die Schienen springen, so legt man zur Sicherheit große hölzerne Lenker hin, gegen welche sich die Felgen der Räder auf die Weise stemmen, wie die Ränder der Räder gegen die Schienen.

Wenn es an Raum zur Biegung der Bahn fehlt, oder wenn die Wagen plötzlich ihre Richtung ändern sollen, so müssen sie unvermeidlich angehalten, von einander gelöset und einer nach dem andern einzeln auf einen kreisförmigen Drehstuhl gebracht werden, der auf einem Walzenwagen läuft. Vermittelst dieses

Drehstuhls kann man dem Theile der Schienen, der sich mit ihm bewegt, und folglich dem darauf stehenden Wagen jede beliebige Richtung geben.

Da wo eine Eisenbahn eine Chaussee kreuzen soll, legt man jede Schiene zwischen gußeiserne Tafeln, oder auch bloß zwischen Hölzer, die ein wenig höher liegen als die Schienen, und dazu dienen, die Steine der Chaussee abzuhalten und die Schienen gegen den Stoß der Räder von Fuhrwerken zu schützen, welche die Chaussee befahren. Wenn die Straße, welche die Schienenbahn kreuzt, gepflastert ist, hat man öfters gar keine Vorkehrung zum Schutze der Schienen für nothwendig gehalten. In England schreiben die neuesten Concessionen auf Eisenbahnen vor, daß die Differenz der Höhe der Schienenbahn und der Straße, welche sie kreuzt, über oder unter derselben nicht mehr als 1½ Linien betragen soll.

Eisenbahnen, welche mit großen Geschwindigkeiten befahren werden, sollen, wenn sie andere Eisenbahnen oder gewöhnliche Straßen begegnen, immer über oder unter denselben hindurch gehen, damit die Fuhrwerke beider Straßen sich im Kreuzungspunkte ohne Gefahr begegnen können. Diese bei einigen Bahnen in England für nothwendig gehaltene Vorsicht würde, wollte man sie für Eisenbahnen in ebenen Gegenden ausdehnen, einem Verbote des Befahrens derselben mit Dampfwagen gleichkommen, oder doch mit so großen Nachtheilen für die Fahrt auf der Eisenbahn verbunden sein, daß die Vortheile derselben wieder verloren gehen müßten. — Was das Scheuwerden der Pferde beim Begegnen von Dampfwagen auf solchen Kreuzwegen betrifft, so macht es nur die Vorsicht nöthig, daß der Dampfwagen wenigstens 50 bis 100 Ruthen vom Kreuzungspunkte gesehen werden könne, denn alsdann brauchen die Fuhrwerke in dieser Entfernung nur 1 oder 2 Minuten anzuhalten und den Dampfwagen vorüber zu lassen. Sobald Eisenbahnen in der Dunkelheit nicht mit Dampfwagen befahren werden, hat

das Kreuzen der [illegible] Straßen [illegible] Nachtfahrten, die z. B. zu Darlington vom April bis in den September stattfinden, geschehen dort übrigens ohne die geringste Gefahr, wie die Erfahrung dies bewiesen hat. Diese Straße wird jedoch von [illegible] denen Wagen nur nach ein und derselben Richtung befahren.

Bei den Belgischen Bahnen sind auf jede Meile 8 Bahnwärter und besonders bei den Querwegen stationirt, sie zeigen beim Vorbeifahren des Wagenzuges durch Ausstrecken des Arms dem Führer des Dampfwagens an, daß die bevorstehende Bahnstrecke keine Hindernisse darbiete. Im entgegengesetzten Fall wird sogleich der Zug angehalten.

Wenn zwei parallele Schienenstrecken eine kreisförmige Krümmung machen, so entstehen daraus einige Unbequemlichkeiten für das Fuhrwerk. Wenn nämlich 2 Räder von gleichem Durchmesser an einer und derselben Achse befestigt auf einer Ebene fortrollen, so beschreiben sie parallele, gerade Linien. Soll es möglich sein, daß sie einen Kreisbogen beschreiben, so muß entweder das eine Rad größer sein, oder es muß geschwinder rollen als das andere. Da nun beides hier nicht stattfinden kann, so müssen nothwendig die beiden Räder, oder doch das eine muß auf den Schienen gleiten und sich reiben, etwa so, als wenn die Räder gehemmt wären. Diese Reibung, welche Schienen und Räder ungemein abnutzt, ist der bewegenden Kraft nicht minder nachtheilig; sie macht, daß eine Verstärkung derselben nothwendig wird. Die Mittel zur Abhilfe dieses Uebelstandes bestehen darin, einestheils die Räder conisch zu machen, anderntheils innerhalb an der Schienenlinie von größerem Durchmesser einen ebenen Theil anzubringen, welcher sich mit schwacher Steigung bis zu der Höhe der Schienen erhebt, so daß der Radrand hinaufsteigt und in den Fall eines Rades von größerm Durchmesser kommt. Dieses Mittel ist nur für geringe Geschwindigkeiten anwendbar, und

die Wagen wenig Ursache haben, aus der Bahn zu weichen. Es hält dann der Radrand, weil er auf die Schienen tritt, das Rad in der Bahn nicht mehr fest, und man muß parallel mit den Schienen ein vorspringendes Stück anbringen, gegen welches die Felge des Rades streift.

Die Wirkung der Schwungkraft ist hierbei sehr gefährlich; sie verursacht nicht bloß ein Reiben der Radränder an den Schienen, welches Räder und Schienen beschädigt, sondern wenn die Geschwindigkeit sehr groß und der Halbmesser der Krümmungen der Bahn sehr klein ist, so können die Radränder über die äußeren Schienen springen, und, da dann nichts mehr der Schwungkraft sich entgegen setzt, so können die Wagen aus der Bahn kommen und werden zuweilen selbst umgeworfen. Auch drängt die Schwungkraft die Schienen seitwärts, wo sie sehr wenig Widerstand leisten. — Man macht deshalb die Halbmesser der Krümmungen so groß als möglich; nicht gern geringer als 200 Ruthen. Auf der Liverpooler Bahn mißt der kleinste Krümmungshalbmesser 352 Ruthen.

Die Gesammtkosten beim Bau der Eisenbahnen haben für eine Meile Länge sehr verschieden, bei einfachen Bahnen zwischen 50,000 bis 450,000 Thlr., bei doppelten Bahnen 500,000 bis 823,000 Thlr. betragen, letztere Summe bei Liverpool.

Daß die Dammarbeiten, Aufschüttungen und Einschnitte zu einer Eisenbahn, denen zu einer Chaussee bei der Bildung des Planums ganz ähnlich sind, darf ich wohl nicht anführen.

Es bleibt mir nun noch übrig einer eigenthümlichen Bauart von Eisenbahnen, nämlich der nach ihrem Erfinder Palmersche oder nach der Construction schwebende, hängende Eisenbahnen genannt, zu erwähnen, die der Major v. Prittwitz in einer Brochüre näher beschrieben und bei Posen im Jahre 1834 auf 370 Ruthen Länge zum Transport von Baumaterialien ausgeführt hat. Sie werden sich vielleicht eines

Modells dieser Bahn erinnern, welches in einer Kunstausstellung hier gezeigt wurde. Das einzige Geleise der Bahn ist 4 bis 5 Fuß über der Straßenbahn erhöht angebracht. Eine Ständerung, deren Pfosten 12' von einander entfernt, dient zur Unterstützung der auf hoher Kante liegenden 2zölligen eichenen Bohle, auf welcher die von gewalztem Eisen ¼ Zoll starke, 1½ Zoll breite Eisenschiene mittelst Holzschrauben befestigt ist. Zu beiden Seiten sind an die Ständer etwa auf der Mitte ihrer Höhe Seitenbretter befestigt, die das Schwanken der Wagen verhindern. Die Wagen haben nur ein Rad mit fester Achse, auf der ein viereckiger Rahmen ruht, der das eigentliche Wagengestell auseinander hält. Bei den in Posen angewendeten Wagen hat dieses Rad nur 1½ Fuß im Durchmesser, wobei auf eine Ladung von nur 10 Centnern gerechnet ist, während sie bei größerem Durchmesser, z. B. von 4 Fuß, bis 30 Centner Ladung erhalten könnten.

Die Kosten einer solchen Bahn werden pro Meile bei ungünstigen Umständen auf 12,000 Thlr., bei günstigen Umständen auf 8000 Thlr. angegeben, also durchschnittlich auf 10,000 Thlr. berechnet.

Als Vortheile derselben sind anzusehen: daß sie auch von minder geschickten Arbeitern aus Materialien gefertigt werden kann, die überall zu finden sind, und Mängeln der Construction ohne Schwierigkeit abgeholfen werden kann. — Dadurch daß die Wagen nur ein Rad haben, kann man der Bahn, ohne wesentlichen Nachtheil und Erschwerung der Fahrt, sehr starke Krümmungen geben, während dies bei gewöhnlichen Wagen — wie wir gesehen — eine Hauptschwierigkeit ist. Bei den in Posen angestellten Versuchen wurde eine Krümmung von 6 Ruthen Radius mit wenig verstärkter Kraftäußerung durchlaufen.

Daß sich für dergleichen Bahnen die Dampfkraft für jetzt noch nicht anwenden läßt, ist an sich klar,

da die bisher erfundenen Dampfwagen für sie viel zu schwer sind.

Nach den vom Major v. Prittwitz in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes mitgetheilten jährlichen Berichten über die Leistungen der bei Posen ausgeführten Bahn, waren bis Ende vorigen Jahres, nachdem sie 2½ Jahr benutzt, 633,633 Centner Baumaterialien darauf transportirt und dabei gegen die gewöhnlichen Transportkosten eine Ersparniß von 2700 Thlr. herbeigeführt. Die Anlagekosten und sämmtliche Reparaturen betrugen 4006 Thlr., so daß sich die Bahn nach etwa 4jähriger Benutzung bezahlt gemacht haben wird.

Beim Gebrauch der Bahn zeigten sich schon im 2ten Jahre die ¾ Zoll starken Schienen von gewalztem Eisen zu schwach, da sie sich an einigen Stellen losblätterten, auch die darunter liegende Eichenbohle angriffen; sie mußten durch neue ½ Zoll starke Schienen ersetzt werden. Die eichenen Bohlen wurden wegen der weniger gleichförmigen Textur und der Neigung, ungleich zusammen zu trocknen, zur Unterlage der Schienen nicht so gut geeignet befunden, als kieferne. Anstatt der Holzschrauben, die anfänglich zur Befestigung der Schienen verwendet wurden, sind später gewöhnliche Nägel eben so gut gebraucht. Die nach dem ersten Entwurf sehr schwach construirten Wagen haben viele Reparaturen nothwendig gemacht.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß hinsichtlich der Wohlfeilheit und leichten Anlage sich die schwebende Eisenbahn auch für unsere Provinz empfehlenswerth macht, doch erfordert jedes Ungewöhnliche Zeit, um sich geltend zu machen, und es dürfte daher noch lange dauern, ehe uns ein Wagen mit Rädern, oder gar nur mit einem einzigen Rade oben und mit der Last unten, zu den alltäglichen Erscheinungen gehören wird.

Meine Herren! Als vor einigen Jahren die Sache der Eisenbahnen ernstlicher zur Sprache kam, da schien ihre Ausführung, namentlich auf dem Lan-

tinent, so gut wie unmöglich; denn woher sollten die Summen kommen, welche dazu erforderlich gewesen wären, Summen vor denen selbst Solche erschraken, die an dergleichen Nullen gewöhnt sind? — Diese Frage ist jetzt wie durch einen Zauber verschwunden; es erscheint fast schwieriger, die Schienen zu verbinden oder die Eisenbahn solide zu fundamentiren, als sie zu bezahlen. Die Sache war einfach diese; um die Eisenbahnen und die Dampfkraft concentriren sich die materiellen Interessen der Zeit, wo diese aber vorwalten, ist ein Element vorhanden, vielleicht das kräftigste für die Menschen — die Aussicht auf Gewinn. Diese Aussicht rief die Spekulation hervor, das Aktienfieber, wie man es nennt, und in dem Paroxismus des Fiebers wurden die Eisenbahnen erbaut. Die Spekulation lockte die verborgenen Kapitalien ans Tageslicht. So sehen wir auch in unserem Vaterlande mehre Eisenbahnen in der Ausführung, viele projektirt, und im Grunde keine mehr unmöglich. Möge es sich auch bei uns bewähren, daß die Eisenbahn nicht einen fertigen blühenden Handel und eine kräftige Industrie verlange, sondern im Stande sei, beides zu erwecken.

## III.

# Kirchengeschichte der Stadt Konitz.

Von N. G. Benwitz.

(Fortsetzung.)

---

§. 12.

Wir wenden uns jetzt zu unsern Quälgeistern, den Augustinern, die 348 Jahre als solche fleißig wirkten.

Bei diesen waren es eben so wenig Glaubenssachen, wie bei den sogen. Vätern der Gesellschaft Jesu — den Jesuiten — um welche sie mit der Stadt stritten, sondern, wie bei jenen, nur um Vortheile, Nutzen und Geld zu erlangen, wie die im Stadtarchiv aufbewahrten 124 Dokumente darüber deutlich sprechen.

Dieser Orden hatte sich — nach Gödtke's hinterlassenen Nachrichten — im J. 1356 aus Stargard in Pommern hier eingefunden, und erhielt 1365 vom Hochmeister des D. Ordens, Winrich v. Kniprode, zu Tuchel am Dienstage vor Luciä seine Stiftungsurkunde. Nach diesem wurde ihm der oberste Theil des bei der Stadt liegenden Werders gegeben, der „von Alters her der Mönchewerder" genannt wurde, (welches auf eine frühere Ansiedelung von Mönchen hinzudeuten scheint, und wahrscheinlich mit Gelegenheit zur falschen Stiftungsurkunde bot, von welcher bald die Rede sein wird) zum Aufbau eines Klosters und Kirche. Auch erhielten sie das Recht, in der Stadt Almosen zu sammeln und alles Benöthigte einkaufen zu dürfen, und zwar ohne Zoll. Zugleich wurde ihnen auch erlaubt, die jetzige Mönchenpforte in der Mauer und den Steg über den Graben anzulegen.

Diesen Grund und Boden besaßen sie bis zu ihrer am 22. Juli 1819 erfolgten Aufhebung. Die eben erwähnte Urkunde befindet sich im Stadtarchiv, und durch Gödtke zum Druck besorgt im 2. Theil der Meletem. Thorun. S. 58 rc., und auch in dem vom

vorhaligen Direktor des hiesigen Gymnasiums, Dr. Joh. Müller, 1849 abgefaßten Programm, welches die Geschichte dieses Klosters bis zu seiner Aufhebung enthält, und aus Gödtke's ungedr. Nachrichten darüber entnommen ist. Weil aber ein Programm dieser Art, außer dem Orte seiner Entstehung, selten andern Personen als den Lehrern der Gymnasien unseres Staates zu Gesicht kommt, werde ich die Geschichte dieser Kirche und des Klosters, und auch die vielfachen Streitigkeiten desselben mit der Stadt — mit Ausschluß des Inhalts der gen. Stiftungsurkunde desselben — hier liefern, so wie sie Gödtke in seiner handschriftl. Nachricht darüber, und in seinen von 1742 bis 1762 geführten Tagebüchern hinterlassen hat, und auch einige demselben und auch dem Dir. Müller nicht bekannt gewesene Nachrichten aus dem 14. und 15. Jahrh. mittheilen, die mein Freund, der Oberlehrer Dr. Brillowski zu Rastenburg, aus den Urkunden des Geh. Archivs in Königsberg gesammelt hat, welche sich im October- und November-Hefte der Pr. Prov.-Bl. vom J. 1829 befinden, damit es ein zusammenhängendes Ganzes werde. Eine unächte Urkunde, angeblich vom Herzoge zu Danzig und Pommern, Swentopolcus, welcher 1205 dieses Kloster gestiftet und reicher ausgestattet haben soll [39]), stammt von dem überwiesenen Verfertiger falscher Privilegien, Christophorus Janikowski, welcher dasselbe 1646 dem hiesigen Augustiner Wolski, angeblich unter einer alten Urkundensammlung — in einem alten Schlosse in Pommern vermauerten Kasten — vorgefunden, übergab [40]). Dieses befindet sich im hiesigen Stadtarchive, und von Gödtke zum Drucke besorgt

39) Es erhält z. B. das Kloster hiernach die beiden Dörfer Drausnitz und Pametow — jetzt Pantau — zum Geschenk.

40) Der Stadt Tempelburg in Pommern und der Stadt Mewe überreichte er ähnliche Privilegien aus den Jahren 1168 bis 1205.

im 2. Theil der Molotoff. Theatrum: S. 54 2c. Auch ist in erstenem zu finden ein Zeugniß von 1647 über die Art und Weise, wie es Janikowski mit den falschen Urkunden machte, um sie scheinbar ächt darzustellen, eine Abschrift aus den Grodbüchern zu Schöneck.

Das Augustinerkloster in Konitz hatte, besonders im 14. und 15. Jahrh., das Glück, oft beschenkt zu werden. So hatte z. B. der Komthur von Tuchel, Rüdiger v. Elner, 1383 demselben mehre kostbare Reliquien geschenkt, unter denen sich auch einige theure Ueberreste vom Kreuze und vom Blute Christi befanden; und der Erzbischof von Gnesen, Bodzancha, verlieh auf Bitte des Komthurs 1384 denjenigen, welche diese Reliquien verehren würden, zahlreichen Ablaß. (S. Nov.-Heft 1829 S. 449 der Pr. Pr.-Bl.) Der Hochmeister Konrad v. Jungingen (reg. von 1393—1407) beschenkte dieses und einige andere Klöster, bis zu seinem Tode, jährlich wenigstens mit zwei Mark. (S. Voigts Gesch. v. Marienb. S. 243.) Im J. 1398 erhielt dasselbe von Friedrich v. Drofenitz 6 Morgen Wiesen an den Gränzen von Slawentyn, und in demselben Jahre eben so viel von dem Pfarrer Peter zu Dybnowe und seinen Verwandten zum Geschenk. (S. Nov.-Heft 1829 der Pr. Prov.-Bl. S. 448.) Im J. 1419 verschrieben Otto v. Benenyn und dessen 6 Brüder demselben ein Stück Wald am Osterwikschen See. (S. ebendaselbst S. 449.) Im J. 1431 schenkte dem Kloster Staßke v. Waldow zwei in seinem Gute Draußnitz an den Gränzen von Oberan gelegene Wiesen. (S. Gerichtsakten v. Konitz v. 1642.) Im J. 1450 vermachte der hiesige Pfarrer demselben ein damals bedeutendes Legat. Im J. 1473 erhielt der Augustinerprior Kaspar vom Rath sieben Morgen Zellenacker (s. Rathsbuch der Stadt), welchen die Mönche gefordert hatten. Wo nun diese geschenkten liegenden Gründe geblieben sind, erhellt nirgend.

Ihre

Ihre ersten uns bekannten Streitigkeiten mit der Stadt fangen schon im 15. Jahrh. an. So z. B. findet sich schon eine 1404 zu Konitz veranstaltete Einigung der dortigen Bürgerschaft mit diesen Mönchen, — die Umzäunung ihres Klosters betreffend, — im Geh. Archiv zu Königsberg vor, und 1413 schlichtete der Hochmeister Heinrich v. Plauen einen Streit zwischen den Augustinermönchen und den Bürgern dieser Stadt, wegen des Baues der Brücken über die Gräben, und wegen der Anlegung des Weges über den neuen Wall, mit welchem und einem zweiten Graben die Stadt damals, zur besseren Befestigung, versehen wurde. (S. Nov.-Heft 1829 S. 453 der Pr. Pr.-Bl.) Im J. 1437 forderte das Kloster von der Stadt einige liegende Gründe, die theils beim Kloster selbst, theils beim Georgspital lagen, wie ein im Stadtarchiv befindlicher Extrakt aus den Gerichtsbüchern v. J. 1437 darthut.

In den vielen Kriegen, welche der D. Orden mit Polen im 15. Jahrh. führte, und worin auch Konitz sehr hart mitgenommen ward, mußte auch dieses Kloster um so mehr ins Gedränge kommen, weil dasselbe sich nur etwa 135 Schritte von der Stadtmauer befindet. Es ist jedoch zu vermuthen, daß der Konvent bei Belagerungen der Stadt sich werde in dieselbe begeben haben. Einzelne Augustiner scheinen sich dabei, wie die Bürger der Stadt selbst, recht tapfer bewiesen zu haben. So erzählt unter Andern Henneberger in seiner Erkl. der Preuß. Landtafel S. 59, daß als die Stadt 1433 von den Polen und Hussiten — damals Ketzer genannt — lange belagert und heftig bestürmt wurde, der Augustiner Ernst Sprengelgut von einem Thurm mit einer Taronbüchse so unter die Feinde geschossen, daß er sie zum Weichen gebracht habe [41]). Die weiteren Schicksale des Klosters im

41) Der in Voigts Geschichte von Preußen so oft als Fabeldichter angeführte Chronist Simon Grunau

15. Jahrh. sind unbekannt, so lastend die Kriegsdrangsale auch immerhin auf dasselbe eingewirkt haben müssen, da die Polen 1454 und 1466 die Stadt belagerten, und zuletzt in ihre Gewalt bekamen, 1520 der Orden sie wieder einnahm, nach seinem Abzuge aber dieselbe wieder an die Polen überging. Das Kloster muß unter solchen Umständen sehr in Noth gerathen sein, da die Mönche das Kirchengut angegriffen, und namentlich die Kelche verbracht, das Kloster sammt ihrer Kirche 1518 verlassen, sich zwar darauf wieder eingefunden, 1530 aber nochmals fortzogen und bis 1555 fortblieben. (Vgl. §. 6. am Ende.) Da nun das Kloster wüst und ledig war, kam der Rath beim Könige von Polen, Sigismund, auf dem Reichstage zu Krakau bittlich ein: der durch die langwierigen Kriege — an Mauern und Thürmen — hart mitgenommenen Stadt das verödete Kloster nebst dazu gehörigen Häusern zur Ausbesserung derselben zu schenken. Der König übertrug die Untersuchung hierüber dem Erzbischof von Gnesen, Johann Laski (Verfasser der Statuta regni Poloniae Crac. 1506) oder dessen Gesandten, wie das Königl. Reskript von 1530 darthut, welcher indessen wahrscheinlich den ganzen Handel auf sich beruhen ließ; wenigstens hat sich der Augustinerkonvent in folgenden Zeiten niemals auf diesen Ausspruch bezogen.

Da nun das Kloster weder bewohnt noch der Aufsicht der Stadt anvertraut war, so zerfiel es ganz, so daß man gar nicht die Stelle mehr erkennen konnte, wo es ehemals gestanden hatte. Gegen 1555 fanden sich die Augustiner wieder in Konitz ein, trafen aber weder Kirche noch Kloster mehr an, und verlangten,

---

erzählt dasselbe, und nennt sogar die Georgkirche, die 1433 und noch 1656 bestend, bei welcher damals sich Hussiten befunden haben sollen u. s. w. Ob er hier vielleicht auch eine Fabel dichtete, wenn er den Ernst Sprengelgut nennt? und auch anzeigt, daß die Kirche vor dem Thore stand?

— weil sie glaubten die Stadt habe es niedergerissen und zu ihrem Nutzen verwendet — selbige solle Alles wieder aufbauen und das entkommene Kirchengeräth völlig ersetzen. Hierzu verstand sich die Stadt aber keinesweges, und lehnte diese Anforderung aus dem Grunde von sich ab, daß weil der König im J. 1530 dem Erzbischof von Gnesen die Aufsicht über das Kloster übertragen, man sich dessen nicht angemaßt, und keine Wissenschaft überhaupt davon habe. Dieses Alles ward 1622 dem Provinzial des Ordens beim Königl. Hofgerichte entgegen gehalten, und daher eine Untersuchung angeordnet. Bei dieser ergab sich aus den Stadtbüchern, daß sowohl der Rath als auch einzelne Bürger in früheren Zeiten dem Prior und dem Konvent gewisse Aecker überlassen hatten, und zwar unter der Bedingung, die gewöhnlichen Gefälle davon zu erlegen, widrigenfalls diese Ländereien wieder zurückfallen sollten. Da nun die Mönche darüber weggezogen und diesen Bedingungen nicht genügt hatten, so waren die sogen. Zellenäcker an Andere verkauft worden, welche die onera davon gehörig trugen. Auch fand man verzeichnet, daß vormals der Prior selbst verschiedene Gärten an Bürger für baare Bezahlung verkauft und selbige gegen alle Ansprüche schadlos zu halten versprochen hatte. Aus den Registern der Pfarrkirche ergab sich außerdem, daß die Sacristanei, mit des Pfarrers und des Raths Bewilligung, 1534 eine alte Monstranz aus der Augustinerkirche für 10 Mark verkauft hatten. Nach beendigter Untersuchung sprach das Königl. Hofgericht dem Konvent die in den Untersuchungsakten benannten Grundstücke und Gärten, nebst den davon gehobenen Zinsen und Einkünften zu, und legte dem Rath zugleich auf, seine Unschuld, wegen der verwüsteten Kirche und Klosters, eidlich zu beweisen; über das entkommene Kirchengeräth aber sollte, auf näheren Beweis der Mönche, künftighin erkannt werden. Beide Theile appellirten, fanden aber keine Aenderung, als daß die Stadt zu dem Vorigen, noch die

alte Monstranz nach ihrem Werthe bezahlen mußte, welches auch 1624 geschah, jedoch mit dem Vorbehalt, daß das Kloster wegen der 7 Morgen Landes jährlich einen Scheffel Roggen der Stadt verzinsen sollte. Dasselbe lieferte indeß 1625 dieses geringe Zinskorn nicht ein, wogegen die Stadt Einspruch that, der Provinzial aber Gelegenheit nahm, dieselbe in einen neuen Streit zu verwickeln, von welcher er die Privilegien und Fundationen des Klosters, wie auch viele andere Dinge mehr — z. B. einen Teich — forderte, und sie nach Hofe ausladen ließ, woselbst es zu einem Dekret kam, nach welchem die Stadt sich endlich 1626 mit dem Konvent verglich.

Einige Jahre nachher begann der Neubau des Klosters und der Kirche, mit einem diese Gebäude umgebenden hölzernen Zaun, welcher zu weit, nämlich 1¾ Ellen auf der Stadt Grund stand. Dieses gab wieder Gelegenheit zum Streit. Die Sache ging zweimal, 1641 und 1654, an den Königl. Hof, und veranlaßte zwei Kommissionen, 1645 und 1655, durch welche letztere der Streit geschlichtet, und sofort die Gränzen zwischen dem Kloster und der Stadt durch einen vereidigten Feldmesser genau abgemessen und beschrieben und eine Karte darüber beigelegt wurde. Zugleich wurde den Augustinern aufgegeben, in ihren Häusern keine Handwerker zu hegen, keinen Schank in denselben zu gestatten, und auch keinen Handel, zum Nachtheil der Stadt, treiben zu lassen.

Nicht lange darauf entstand wieder neue Zwietracht zwischen dem Kloster und der Stadt, wozu der Schwedenkrieg Veranlassung gab. Die Stadt umschwärmten und besetzten feindliche Schaaren, und setzten auch wahrscheinlich dem Kloster hart zu, daher floh der damalige Prior Bartholomäus Hyppolitowicz sammt seinen Ordensbrüdern, und nahmen alles Geräth aus dem Kloster mit. Das Uebrige raubte und vernichtete der Feind, wie die Gerichts-

Bücher vom 1. April 1656 anzeigen, und brannte 1655 im wilden Uebermuthe die neue Kirche mit dem Kloster nieder. Kaum war der Feind, nach dem zu Oliva am 3. Mai 1660 geschlossenen Frieden, aus dem Lande gegangen, als sich auch die Augustiner auf der Stätte ihres verwüsteten Klosters wieder einfanden und die Stadt am Königl. Hofe verklagten. Die Beschuldigungen waren groß; denn es sollte die Stadt selbst ihre Kirche, Kloster und andere Gebäude, aus Frevel und Muthwillen angezündet haben, das Kirchen- und Hausgeräth, die kleine Orgel, 2 Schlaguhren, 3 kleine Glocken und viele andere Sachen mit Gewalt genommen, die Dachziegel abgedeckt und sonst mehre Gewaltthätigkeiten verübt haben. Man gründete diese Klage auf eine schriftliche Nachricht, welche der damalige Präpositus in Konitz, Johannes Banner, in einem aus Tuchel am Tage Martini 1658 datirten Briefe davon gegeben haben sollte, und verlangte daher sehr große Genugthuung. Da die Mönche aber diesen Vorwurf nicht begründen konnten, so rieth ihnen das Gericht, sich mit der Stadt gütlich zu vergleichen, welches auch geschah. Der Provinzial Stanislaus Hyolitus Bugawski bestätigte 1660 diesen Vergleich, und die Stadt schenkte bei dieser Gelegenheit, aus gutem Willen und nicht aus Schuldigkeit, dem Kloster 30 Stück Bauholz und eine kleine Glocke, auch zahlte sie den rückständigen Zins von den auf der Stadt haftenden Geldern. Aber der neu angekommene Prior, Fulgentius Orliacki, mit dem Vergleiche unzufrieden, erneute schon im folgenden Jahre wieder die angeblichen ungegründeten Forderungen, unter dem Vorwande, als hätte die Stadt selbst den Vergleich gebrochen. Ja sogar forderte er sie 1662 nach Hofe, um dort wegen der 1655 abgebrannten Kirche und Kloster, wie auch der abgenommenen Kirchengüter und dabei gewesenen Kelchen, Monstranzen und anderer Dinge mehr, Rede und Antwort zu stehen. Dieses brachte 1662 ein Königl. Reskript

zuwege[42]), in welchem der Stadt anempfohlen wurde, den Forderungen des Konvents zu genügen. Der Rath widerlegte dieses und rechtfertigte sich wegen dieser falschen Anklage 1662 bei dem Könige, that seine Unschuld klar dar, und beklagte sich über der Mönche unzeitigen und unnöthigen 30jähr. Prozeß mit der Stadt, und stellte auch zugleich vor, wie der Konvent die Aussprüche der Königl. Kommissarien jederzeit überschritten, neue Verdrüßlichkeiten, ohne die geringste dazu gehabte Gelegenheit, allemal der Stadt gemacht, und bei der schweren Kriegszeit derselben große Unkosten verursacht habe. Der Prior einigte sich darauf mit den nach Warschau von der Stadt Abgesandten am 4. Novbr. 1664 über einen Stillstand, und verschob die Sache bis zum 2. Febr. 1665. Da sich aber beide Theile zum Vergleiche nicht bequemen wollten, hob der Streit wieder an, ward jedoch wegen der bedrängten Zeiten am 3. Sept. 1665 auf einen andern Termin verlegt, und zuletzt in einem unwiderruflichen ewigen Vergleich (in den Stadtbüchern der letzte Vergleich genannt) am 31. August 1667 ganz gehoben. Nach demselben wurden die ehemaligen verfallenen Gränzen zwischen dem Kloster und dem Stadtgrunde überall erneut, und zwar mit Vorbehalt: daß es der Stadt freistehe, alljährlich die Gränzmale, im Beisein einer Person aus dem Kloster, zu berichtigen[43]). Beide Theile hoben demnach alle Aufforderungen und Rechtshändel gegen einander auf; die Stadt legte zur früheren Summe von 3000 Gulden Preuß. noch eine zweite Summe von 300 Gulden,

---

42) Im Stadtarchive ist ein Brief des vormaligen hiesigen Propstes Johann Banner von 1661 vorhanden, in welchem die Stadt des Brandes der Pfarrkirche von 1657, der Georgenkirche von 1656 und der Augustinerkirche von 1655, beschuldiget wird.

43) Eine durch einen vereidigten Feldmesser aufgenommene Zeichnung von 1667, vom Augustinergrunde, befindet sich im Stadtarchiv.

und versprach diese beiden Posten zu Martini dem Kloster auszuzahlen. Sie gab außerdem dem Prior 60 Gulden zur Reise nach Lublin, um dort beim Kapitel die Bestätigung des gegenwärtigen Vergleichs zu bewirken. Außerdem ward den Augustinern freies, ungehindertes Sammeln von Almosen in der Stadt zugestanden, und freie Weide für eine bestimmte Anzahl ihres Viehes auf dem Stadtfelde freigegeben. Endlich versprachen beide Theile, einander unverzügliche Rechtspflege zu leisten, und ohne erhebliche Ursache keinen Streit anzuheben, jedes Mißverständniß gütlich und freundlich zu besprechen, und wenn dieses mißlänge, es auf guter Leute Erkenntniß ankommen zu lassen. Dieses Alles sollte, bei einer Strafe von 3300 Gulden, fest und unverbrüchlich gehalten, und der brechende Theil darüber bei dem Königl. Hofgerichte belangt werden. Der Vermittler in dieser Sache war der Königl. Sekretär Albert Johann Brauerski. Bei diesem letzten Vergleiche ist es auch immerzu verblieben, und obgleich das Kloster 1680 bei dem Provinzial klagte, als habe die Stadt den Vertrag durch Nichteinzahlung der Gelder gebrochen, so glich sich doch solches bald aus, als dieselbe erklärte, die Posten zu zahlen, wenn sie nur mit Einwilligung des Provinzials, des Definitorii und des Erzbischofes von Gnesen, als Loci Ordinarii, auf freie unverschuldete Güter ausgethan würden. Es ist aber dieses Kapital bis hierher (das heißt, noch im J. 1762) bei der Stadt von dem Kloster freiwillig gelassen worden, welches vierteljährig die Zinsen gegen schriftliche Quittungen erhebt.

Die Vorrückung ihrer Gränzsteine auf den Grund der Stadt setzten diese Bettelmönche während des Prozesses in den J. 1664, 65, 66 und 67, und auch noch später, 1733 und 43, immer eifrig und unermüdet fort. Daß sie aber stets mit den Steinen zum Rückzuge gezwungen wurden, konnte wohl nicht fehlen, weil die Gränzen vom Könige festgestellt waren.

Der Streit im 15., 16. und 17. Jahrh. mit diesen stets kampffertigen Ordensleuten ist jetzt vorgetragen, und ehe wir die kleineren Zwistigkeiten, die die Stadt mit ihnen im 18. Jahrh. bestehen mußte, erzählen, wollen wir jetzt von den Schicksalen ihres Klosters und Kirche, bis zu ihrer 1819 erfolgten Aufhebung, das Nöthige berichten.

Durch die Länge der Zeit war ihre hölzerne Kirche in Verfall gerathen, daher der Konvent bedacht sein mußte dieselbe abzubrechen und eine neue zu errichten. Dieses nun geschah 1712 im Mai, wo das alte baufällige Kirchengebäude abgetragen und ein neues von Fachwerk aufgebaut wurde. Die drei kleinen Glocken, welche in Ermangelung eines Kirchthurms zeither unter einem niedrigen hölzernen Gerüste, der alten Kirche gegenüber, gehangen hatten, wurden nunmehr auf den neuen Kirchthurm gebracht; auch ließ der Prior 1719 eine Halle gegen Westen anbauen, und hinter der Kirche ein Gebäude von zwei Stockwerken, welches der Kujavische Kanonikus Adam Czapski, als Erbherr des Gutes Zandersdorf „zum Behufe der Juden" dort angelegt hatte, nachdem er aber seine Meinung geändert und solches dem hiesigen Konvent geschenkt, 1717 auseinander nehmen und hier aufrichten, welches nunmehr zum Kloster erhoben und von den Mönchen beständig bewohnt wurde. Seit der 1819 erfolgten Aufhebung derselben dient es der Pauperanstalt zum Gelaß. Die alte Kirche drohte 1783 schon wieder den Einsturz, daher wurde dieselbe abgetragen und von 1786 — 1794 eine neue massive — von 76 F. Länge, 41 F. Breite und 24 F. Höhe — aufgeführt. Im J. 1800 wurde auch der Thurm fertig, wurde aber 1822, nachdem die Kirche zu Lehrer- und Schülerwohnungen eingerichtet, statt ihn auszubessern und der Stadt als Zierde zu erhalten, mit vielleicht mehren Kosten als dieses betragen haben würde, bis auf die Mauern abgetragen, um ihm „das Ansehen einer Sternwarte" zu geben, wie

der Dir. Müller in seinem früher erwähnten Programm von 1819 meint! — Die Rathsbücher und Gedenkbücher von Gödtke führen folgende 18 Prioren dieses Klosters an: 1404 Johann Brunkow, 1444 Matthias Pechwinkel, 1470 Kaspar, 1473 Vaneicht, 1642 Kasimir von Prag, 1655 Bartholom. Hyolitowicz, 1660—62 Fulgentius Orlsackl, 1674—82 Chrysost. Karski, — Lücke — 1718 Antonius Koskowski, 1733 Jakob Zanadzki, 1743—49 Fabian Praslenski, 1749—55 Thomas Wociklewicz, 1756 Hieron. Sioba, 1761 Joh. Kittel, 1768 Augustin Boguß, 1783 Norbert Proske, 1786—1802 Klemens Klunder [44]. Seit 1802 Severin Ostrowski bis 1819, dem Aufhebungsjahre des Klosters. Damals waren nur noch 3 Geistliche in demselben. Nach einigen hinterbliebenen Nachrichten mag die Meistzahl kaum 12 Ordensglieder betragen haben. Die Altäre und andere Kirchengeräthe wurden in die Pfarrkirche gebracht, und am 29. August der letzte große Ablaß in der Klosterkirche abgehalten. Dieser Ablaß, welcher 1384 — wie schon früher erwähnt wurde — seine Bestätigung erhielt, und jährlich einmal stattfand, zog zuweilen 2000 bis 2500 Menschen her. Diese zogen sich nachher nach dem nahe gelegenen Bernhardinerkloster in Jakobsdorf, und nach dessen Aufhebung noch zahlreicher nach dem im Konitzschen Kreise liegenden Kirchdorfe Wielle [45].

Die kleineren unzeitigen Streithändel der Augustinermönche mit der Stadt sind folgende: Nachdem sie 1733 und 43, wie früher angeführt wurde, die Gränzsteine beim Zellenwege und noch an 2 Stellen verrückt

---

44) Seiner gedenken noch (1819) die Konitzer mit großer Liebe, und er erfreute sich auch ihrer Hilfe bei seinen Bauten auf eine ausgezeichnete Weise.

45) Nach seiner Handfeste aus dem 14. Jahrhundert, Vellin genannt. Wielle ist ein später darin beigeschriebener Name Politischer Fabrik. (Vgl. §. 8. am Ende.)

hatten, aber wieder auf die rechte Stelle bringen mußten, wurde der hier 1743 anwesende Provinzial derselben ersucht, die Beschwerden der Stadt zu heben und den Prior zu belehren, daß er es künftig nicht mehr wagen solle und müsse, die Gränzen an den durch drei große Steine bestimmten Orten zu ändern, auch solle er keine Handwerker und Schankhäuser auf dem Klostergrunde hegen, wie bis jetzt geschehen, welches durch zwei Königl. Dekrete, von 1644 und 55, untersagt sei. Alles dieses verbot der Provinzial dem Prior und stellte es sofort ab. Für seine Bemühung erhielt Ersterer 3 Stof Franzwein und eben so viel Kanariensekt. Bis 1736 blieb nun Alles ruhig; da versuchten die Augustiner aber wieder die Gränzsteine und Zäune zu verrücken und Gräben außer ihrem Gebiete zu ziehen, mußten dieses Alles aber bald wieder in die frühere Ordnung bringen. Im J. 1749 machte der Konvent Anforderungen bei dem Rath, wegen 126 zu wenig gezahlter Gulden Provision, von dem seit dem 17. Jahrh. auf der Stadt stehenden Kapital von 3300 Gulden, und drei ihnen — wie sie behaupteten — noch zustehende fehlende Gärten. Der Rath setzte darauf 1750 demselben auseinander, daß dem nicht so sei, und daß derselbe von jetzt an nicht mehr 8 pCt. Zinsen wie bisher, sondern nur 5 geben, oder das Kapital abzahlen wolle. Die Verhandlungen über diese Sachen und auch abermals über die von dem Konvent geduldeten Handwerker und Schank, gingen nun durch das Jahr 1751 und 1752 fort, und 1755 wurde der Zinsfuß in Krakau auf 6 pCt. herabgesetzt, nach eingegangener Entscheidung des Generals in Rom, von demselben Jahre. Hierzu wurde eine neue Reise des Priors nach Krakau nöthig, zu welcher er den Rath um einen Zehrpfennig bat, und drei Dukaten erhielt, die er mit vielem Dank annahm, auch zugleich die Abstellung einiger Handwerker, bei dem dort zu haltenden Kapitel zu bewirken versprach, und das dazu gehörige Decretum commiss. regiae mitzunehmen und dem Diffinitorium vorzuzeigen

gelobte. Was nun weiter in allen diesen Sachen geschah, und wann die Stadt das Kapital von 3300 Gulden abzahlte, ferner, ob die Augustiner sich weiterhin, bis zur Preuß. Besitznahme 1772, ruhig verhielten, kann nicht angezeigt werden, denn Gödtke's Tagebücher reichen nur bis 1762, und andere Quellen sind nicht vorhanden. Im J. 1761 erhielt der vorher erwähnte Prior, auf sein Begehren, vom Rath ein Zeugniß seines Verhaltens, weil er zu seinem Provinzial berufen wurde, um darzuthun, ob er auch Schulden gemacht und sich wohl verhalten habe. Er nahm solches dankbar an und reisete ab.

Es ist merkwürdig, daß obgleich die Augustiner das von Janikowski erdichtete, früher erwähnte Privilegium von 1205 schon 1646 besaßen, sich doch nie, in dem langen mit der Stadt bis 1655 geführten Prozesse, auch nicht in den gütlichen Vergleichen von 1660 und 67 mit derselben, darauf bezogen haben, mit Ausnahme des vorhergen. Priors, welcher es bei den obenbemerkten Verhandlungen mit dem Rath 1750 einst vorzeigte, aber bald zum Stillschweigen gebracht wurde. Nach dieser Urkunde sollten dem Kloster von der Stadt zu ewigen Zeiten gegeben werden: „16 Hufen Land auf der Stadt Grund, nebst dem gegen die Klosterthür vorstehenden Vorwerk mit allen dazu gehörigen Gebäuden; ferner jährlich 6 Stücke Tuch von guter Arbeit und Wolle, 60 Scheffel Roggen, 80 Sch. Malz und 12 Sch. feines Waizenmehl.“

(Beschluß folgt.)

IV.

# Beiträge zu des Herrn Oberlehrer Bujack Naturgeschichte der höheren Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

(Fortsetzung.)

Die Gattung Mustela enthält mehre Thiere, die neben dem Fuchse die allerschädlichsten Thiere sind, die es bei uns giebt, namentlich sind die beiden Marder sehr raubsüchtig und kühn, und stehen an Blutdurst dem Tiger und andern dergl. Thieren nach Verhältniß ihrer Größe nicht nach.

M. Putorius, der Iltiß.

Er ist ein höchst gefährlicher Feind des zahmen Geflügels und thut oft großen Schaden. Schon diese zu allgemein bekannte Erfahrung zeigt, wie schädlich er vom Frühling bis zum Herbste auch dem Federwild im Freien ist und es vermindert, denn im Sommer hält er sich gewöhnlich nur auf dem Felde auf, wo er an Abhängen, besonders aber gerne am Wasser, seine Löcher in der Erde hat, die er erst im harten Winter verläßt und sich in die Gebäude begiebt. Die Fische frißt er außerordentlich gerne. Als vor mehren Jahren bei strenger Winterkälte die Karpfen eines kleinen Winterteiches ihr Lager verließen und fast alle dahin kamen, wo das Wasser offen gehalten wurde, so fanden sich des Nachts, wie man spüren konnte, die Iltisse sehr häufig ein, und holten kleinere Fische heraus, die sie zwingen konnten. Der Iltiß ist bei uns sehr häufig, wird aber auch eben so oft gefangen und geht sehr leicht und wie blind in die Falle. Die vierseitige, hölzerne, lange, sogenannte Iltiß- oder Rattenfalle, die bei uns sehr gewöhnlich ist, ist hinreichend, ihn fast auszurotten, wenn man Fische, Vögel oder Eingeweide von Thieren hineinlegt. Ein

hiesiger Bürger fing in Einem Winter auf diese Art 25 Stück Iltisse in seiner Scheune.

Wenn der Verf. von ihm berichtet: „Sein Fell ist wegen des an demselben lange haftenden üblen Geruches werthlos," so ist das nicht richtig. Der sehr starke, dem Iltiß eigene üble Geruch ist nach dem Zurichten des Felles verschwunden *), und hat daher keinen Einfluß auf den Werth des dadurch erlangten Pelzwerks. Dieses ist aber keineswegs werthlos, sondern es wird bei uns ein großer Handel damit getrieben, so daß man z. B. in Königsberg bei großen Pelzhändlern oft Tausende solcher Felle hängen sieht. Ein gutes Iltißfell kostet immer noch 15 Sgr. und darüber, und würde bei den vollen, ziemlich feinen Haaren vielleicht noch theurer sein, wenn hier nicht die Farbe und Häufigkeit gegen die Marder entschiede.

M. Martes, der Baummarder.

Er ist neben dem Fuchse das schädlichste Thier, das unsere Wälder bewohnt, nicht selten häufig, da man ihn im Ganzen viel zu wenig verfolgt. Es wird von Fallen gegen ihn nur hin und wieder der Marderschlag (Schlagbaum) gebraucht, durch welche er zu todt gequetscht wird und an welche man gewöhnlich ein halbes Eichhörnchen als Köder befestigt; indeß fängt er sich auf diese Art eben nicht häufig. Das beste Mittel bleibt immer, ihn nach einem frischen Schnee aufzuspüren und zu schießen. In Deutschland ist das ganze Geschlecht viel seltner als bei uns, weil man diese Thiere dort sehr eifrig verfolgt; selbst für das Wiesel bekommt der Jäger Schußgeld.

M. Foina, der Haus- oder Steinmarder hält sich vornämlich in Gebäuden auf, lebt aber den Sommer hindurch auch häufig in Getreidefeldern und Wäldern, wie ich ihn daselbst öfters gesehen habe, und ist ohne Zweifel für zahmes und wildes Geflügel mit das allerschädlichste Raubthier, das man nicht eifrig genug verfolgen kann. Bei uns ist dieses Thier, weil

*) Dies ist nicht richtig; der Geruch bleibt jahrelang, wenn gleich nicht in gleicher Stärke. D. H.

es fast gar nicht verfolgt wird, oft sehr häufig. Dazu kommt noch, daß er nur selten in die Iltiß- und Quetschfalle geht, worin sich der Iltiß so leicht fängt. Im Tellereisen kann man ihn viel leichter fangen, aber sie sind gewöhnlich zu selten. Weil der Steinmarder im Hühnerstall oder Taubenschlag gewöhnlich Alles mordet, was da ist, so thut er sehr oft den größten Schaden am Federvieh. Dabei ist er sehr kühn. So tödtete er am hiesigen Orte unter anderem vielen Hausgeflügel auch einmal zwei Mastgänse und eine brütende Kurrhenne. Er dringt in Hühnerställe und Taubenschläge und da ein, wo man es kaum glauben kann, trägt dann von den erwürgten Thieren nach und nach allemal viele, wenn er Zeit hat (nicht nur eins, wie der Verf. bemerkt), ja sogar oft ziemlich weit weg in ein anderes Gebäude in Sicherheit, und zwar in Holzhaufen, unter das Dach 2c. Er frißt später auch das Fleisch 2c das er am ersten Tag, wo er Blut hatte, nicht berührte. Diese Bemerkung habe ich hier oft zu machen Gelegenheit gehabt. Großen Schaden thut er an den Bienenstöcken, wo er nur irgend dazu kommen kann; er bricht oft die Spunde der liegenden Klotzstöcke auf, wenn sie gleich mit eisernen Nägeln verwahrt waren. Vor einigen Jahren tödtete der Marder am hiesigen Orte in einem Winter 7 Bienenstöcke. Hat er einmal Honig gefressen, so wird er im harten Winter für die Bienen eines Ortes sehr gefährlich, so daß er dann, wie erwähnt, auch in gut verwahrte Stöcke einbricht. Auf einmal bezwingt er keinen guten Stock, er braucht dazu mehre Nächte, so daß nach dem ersten Angriff der Stock noch wenig gelitten hat. Beim erstenmal nämlich bricht er die langen Scheiben weg, muß aber dann den Bienen weichen. Dadurch, und durch die Kälte, die nun eindringt, ziehen sich die Bienen weiter zurück, und erstarren zuletzt, mehr und mehr entblößt, ganz.

Zu den Taubenschlägen weiß er mit bewundernswürdiger List zu kommen; geht es nicht von außen,

so wagt er sich des Abends sogar öfters durchs Haus, wenn die Thür offen steht, bis zum Taubenschlag hinauf und erreicht seinen Zweck. Da er die Tauben außerordentlich verfolgt und ihnen auch im Sommer sehr eifrig nachgeht, so glaube ich sicher, daß beide Marder, die bei uns zu häufig sind, auch die wilden Tauben sehr vermindern, indem sie ihre Nester aufsuchen, die sie durch das Girren der Tauben leicht finden, sonst müßten diese viel häufiger bei uns sein; auch sind in Deutschland, wo die wilden Tauben sehr häufig sind, beide Marder, die man sehr verfolgt, nur selten.

Eine sehr nützliche Einrichtung ist im südlichern Deutschland die Anstellung der sogenannten Kreiser, die die Spuren des Wildes einkreisen, wozu in jedem Dorfe ein schicklicher Einwohner bestellt ist. Nach jedem frischen Schnee umgeht er das Dorf, um zu sehen, ob ein Iltiß oder Marder in ein Gebäude gegangen ist. Für den ersteren legt er in seinen Eingang ein Tellereisen und fängt ihn beim Ausgang gewöhnlich; spürt er aber einen Marder, so stellt er sogleich die unten erwähnte Polterjagd an. Darauf geht er in den Wald, um die Wildspuren, besonders von Raubwild, zu besehen, wo die Spur des Baummarders ebenfalls aufs äußerste verfolgt wird.

Der Steinmarder hat, so wie der Iltiß, wovon auch der Verf. ein Beispiel anführt, ein sehr zähes Leben. Vor mehren Jahren wurde ich durch das große Geschrei der Krähen auf eine Quetschfalle aufmerksam gemacht, die ein Gärtner an seinem Gartenzaun aufgestellt, und worin sich ein Marder gefangen hatte. Die scharfen Kanten zweier Latten, in die er eingeklemmt war, und die mit weit über einem Centner Steinen beschwert waren, hatten ihm den Rückgrat vor den Hinterbeinen zerdrückt und der ganze hintere Theil des Körpers war bereits eiskalt (es war um Weihnachten bei Schnee und ziemlich starker Kälte). Nichts desto weniger war das Thier sehr lebhaft und munter. Als ich ihm nahe kam, zog es den Kopf zurück,

und fuhr fortwährend mit Knurren sehr heftig nach mir. So sehr ich nun, besonders unter den Umständen, es zu tödten bemüht war, so war es mir bei aller mir nur immer zu Gebote stehenden Anwendung eines starken Stocks nicht möglich, und nur erst dann, als ich ihm mein Schnupftuch um den Hals legte und sehr fest anzog, erstickte er.

Bei der außerordentlichen Vorsicht, womit ein, besonders alter Steinmarder die Fallen vermeidet, bekommt man ihn im Winter am sichersten auf folgende Art. Der Marder frißt ungemein gerne gutes Obst, besonders süße Birnen, Kirschen rc., die er sich häufigst von den Bäumen holt, und thut dadurch großen Schaden. Legt man nun im Winter dahin, wo man den Marder spürt, getrocknetes Obst, Rosinen, Vogelbeeren auf seinen Weg, so kommt er dann jede Nacht, um einen Schmaus zu halten, und man kann ihn so auf eine Stelle hinlocken, wo man ihn auf dem Anstande bequem schießen kann.

Nach einem frischen Schnee geht man an den Scheunen herum, um zu sehen, wo ein Marder hinein und noch nicht wieder heraus gegangen ist. Darauf gehen in diese einzelne oder zusammenhängenden Scheunen, wo möglich, viele Menschen, die mit Ketten und andern Dingen an den bretternen Wänden ein großes Gerassel, mit der Stimme ein Geräusch machen, und auch oben auf den Balken stark mit Aexten schlagen rc., wodurch der Marder im Heu oder Stroh aufgescheucht wird und bald die Scheune verläßt, dabei häufig auch auf dem Dache erscheint (ich meine eigentlich aber Ziegeldächer; bei unsern Strohdächern kann er nicht so gut heraus kommen) wo ihn die bereit stehenden Jäger tödten. Selten habe ich diese Fangart fehlschlagen sehen, so oft ich in der Jugend dabei war. — Geht man im Spätherbste in später Nacht durch die Obstgärten mit einem Hunde, so spürt dieser oft einen Marder auf, der vor ihm sogleich auf einen Baum flieht, wo man ihn leicht schießen kann.

Der

Der Unrath des Steinmarders riecht nach Moschus, so wie das ganze Thier sehr stark moschusartig riecht. Als ich einen alten, im Sommer gefangenen Marder in der Stube halten wollte, so war es schon nach einem Tage vor dem äußerst starken, widrigen Geruch fast gar nicht mehr darin auszuhalten.

Sein Fell gehört allerdings schon zu dem feinen Pelzwerk, welches dem des Baummarders so sehr nicht nachsteht, vielmehr immer sehr gesucht und geschätzt ist. Wenn auch ein gutes Baummarderfell 2 Thlr. und etwas darüber kostet, so kostet ein solches Steinmarderfell immer auch 1 Thlr. 10—15 Sgr.

Da das Mardergeschlecht dem zahmen und wilden Geflügel in Wahrheit einen ungeheuern Schaden zufügt, so sollten auch bei uns diese Thiere, statt daß man die meistens unschuldigen Raubvögel so rücksichtslos und eifrig verfolgt, nach aller Möglichkeit fortwährend vermindert werden, und gewiß, der große Nutzen würde sich bald zeigen, statt daß man sich im Ganzen um diese so höchst schädlichen Thiere sehr wenig bekümmert.

Hier will ich zugleich Einiges über Reptilien beifügen.

### Lacerta agilis, die gemeine Eidechse.

Die Weibchen dieser Eidechse verlieren, wie ich glaube, jedesmal im Frühling einen Theil des Schwanzes, der ihnen aber im Sommer, wie ich beobachtet, nach und nach wieder wächst. An dem Anberge meines Gartens gegen die Sonne, giebt es Hunderte dieser niedlichen, flinken Thierchen, denen Niemand etwas zu Leide thut, und dennoch kann man an sehr vielen, wie ich glaube an allen trächtigen Weibchen die obige Bemerkung machen. Diese Eidechse ist ganz unschädlich, so daß die Kinder häufig sie fangen, und damit spielen. Daß aber ihre Eier so groß sein sollen als Sperlingseier, ist nicht möglich, da diese dicker sind, als die Eidechse selbst. Hier findet offenbar eine Ver-

wechselung statt. L. agilis heißt eigentlich die grüne Eidechse, die unsrige aber ist ein ganz anderes Thier. Die erstere ist wohl gegen einen Fuß lang, auch verhältnißmäßig dick, und hat, besonders im Frühling, größtentheils eine sehr schöne smaragd- und gelblich-grüne Farbe, wovon an diesem, nicht halb so großen Thierchen keine Spur vorkommt. Jenes sehr schöne Thier lebt auch keineswegs nur allein so südlich in Europa, als man glauben möchte; ich habe sie z. B. bei Meiningen häufiger gesehen, wo sie an sonnigen Bergen und Anhöhen lebt und sich gerne sonnt; und ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß sie auch diesseit des Thüringerwaldes, als bei Gotha, Erfurt, Weimar, obgleich ich sie nicht daselbst gesehen habe, ebenfalls vorkommt. So viel ich mich aus der Jugend erinnere, so lebt dort zugleich auch unsre kleine graue Eidechse. Die grüne Eidechse unterscheidet sich von der grauen nicht allein außerordentlich sehr durch die Größe und Schönheit, sondern ist auch beißiger und weniger furchtsam. Einmal sahe ich im Frühling eine sehr starke, gewiß 10—12 Zoll lange, wirklich wunderschöne grüne Eidechse, wie ich sie sonst nie gesehen, die, indem ich ihr nachging, eine sehr alte, unebene Mauer hinanlief. Als ich ihr da die Spitze einer kleinen Stange nahe brachte, züngelte sie sehr und biß heftig und anhaltend hinein. Das thut unsre graue Eidechse, die oft Kinder unzählige mal fangen, niemals. Ein solches großes Thier, wie jene, kann und wird gewiß ein Ei legen, so groß als ein Sperlingsei.

**Hyla arborea (Rana arborea L.), der Laubfrosch.**

Bei uns habe ich ihn nur selten bemerkt, in Deutschland ist er viel häufiger. Sehr merkwürdig ist beim Laubfrosch die große Liebe und Sorgfalt für seine Jungen, die ich zu bemerken Gelegenheit hatte. Vor 3 Jahren, 1835, ging ich am 6. August bei schönem, warmen Wetter im Samland Vormittags von Germau nach Palmnicken. Näher schon am letztern

Orte, hörte ich überrascht, nach langer Zeit wieder und zwar schon wohl an hundert Schritte vor mir, in einem kleinen Gebüsch am Wege, einen Laubfrosch nur einige mal, aber sehr stark und abgebrochen schreien, so daß ich sehr deutlich vernahm, er schreie nur deshalb, weil er mich schon in der Ferne kommen hörte. Als ich näher kam, sahe ich einen alten Laubfrosch mit einem kurzen Schrei von der Spitze einer nicht großen Haselnußstaude in die dichten Hecken herabspringen, wo auch, als ich nahe kam, Junge zu sehen waren, die sich ebenfalls, indem sie von oben herabkamen, verbargen, und deren ich noch 4 zählte. Da in der Mitte des Gesträuchs eine runde Vertiefung von etwa 20 Schritten im Umfang war, die beständig Wasser hielt, so war dies ohne Zweifel die Geburtsstätte der Jungen. - Erwähnte Vertiefung ist links, fast dicht am Wege, und ist keine andere weiter zu sehen. — Da nun die jungen, kleinen Laubfrösche schon so groß waren, daß sie wenigstens, nach andern Fröschen zu rechnen, 4—6 Wochen von einer Kaulquappe in einen Frosch übergegangen sein mußten, so ist es wohl falsch, wenn der Verf. behauptet, diese Metamorphose ende erst gegen Ende August. — Diese Erfahrung über die besondere Liebe des Laubfrosches zu seinen Jungen, womit er dieselben auf die Hecken führte und so treu über sie wachte, hat mir ungemein viel Freude gemacht, und so Etwas kommt gewiß bei dem ganzen Froschlurchengeschlecht nicht weiter vor, so daß sich der Laubfrosch dadurch vor allen diesen Thieren sehr auszeichnet.

### Rana esculenta, der grüne Grasfrosch.

Im mittlern Deutschland hört man diesen Frosch in warmen Frühlingsnächten in Gesellschaften von Tausenden auf dem Wasser großer Teiche die ganze Nacht hindurch so stark schreien, daß man es weit hört. Bei uns hört man dies ganz eigene Concert sehr selten, und auch niemals so sehr großartig, noch so anhaltend.

Rana temporaria, der braune Landfrosch.

Von ihm will ich nur erwähnen, daß er den Bienen sehr nachstellt und sie eifrig verschluckt, und sich deshalb so nahe als möglich an die Fluglöcher der liegenden Klotzstöcke macht, wo ich ihn, besonders wenn etwas Gras daselbst wächst, unzählige mal gesehen habe. — Vor zwei Jahren ließ ein solcher Stock bei mir einen starken Vorscharm ab, der sich wenige Schritte davon an einen jungen Baum setzte. Obgleich er eine ganze Weile schon völlig ruhig hing, so fing er doch auf einmal an, ganz einzeln auf den Stock zurückzuziehen. Indem ich nun eiligst, was ich konnte, nach der Königin suchte, die bekanntlich sehr oft, noch nicht gehörig flugbar, beim Schwärmen auf die Erde fällt, bemerkte ich unter dem Stocke, und zwar dicht unter dem Flugloche, einen braunen Landfrosch, der sehr auf jede Biene aufpaßte die zurückflog, ob eine herunterfallen möchte, und bekam Verdacht, daß er die Königin aufgefressen habe, der um so dringender werden mußte, als dieser Schwarm nie wieder herauskam, also die Königin beim Schwärmen wirklich verloren gegangen war. Ehe ich den Frosch fangen konnte, entkam er in das nahe hohe Gras. Er hatte höchst wahrscheinlich die Königin gefressen.

Bufo variabilis, die veränderliche Kröte.

Beim Kleehauen zu Grünfutter hüpfte eine solche Kröte heraus auf den Acker. Ein Hofhund, der mitgelaufen war, lief ihr nach und nahm sie ins Maul, erhob aber alsbald ein äußerst heftiges, sehr lange anhaltendes Geschrei mit Erbrechen, daß ich glaubte, er würde sterben.

Triton alpestris, der Brunnentriton.

Dieses Thier ist bei uns, wie der Verf. richtig bemerkt, gewiß sehr selten. Im mittlern und südlichern Deutschland findet man ihn in tief ausgegrabenen oder eingefaßten lebendigen Quellen in dem reinsten Quell- oder Brunnenwasser häufig, wo er mitten im

Wasser, über und unter einander, sich langsam bewegt, und wo sich die beiden Geschlechter sehr unterscheiden.

Hier noch eine Bemerkung. Bei der Lachsforelle, S. Trutta, bemerkt der Verf. in Bezug auf ihre Größe, daß sie in dieser Hinsicht das Mittel halte zwischen dem Lachs und der Teichforelle. Da der letzteren weiter gar nicht gedacht ist, und Mancher sie leicht für eine besondere Art halten könnte, so bemerke ich nur, daß die Teichforelle keine andere, als die gewöhnliche kleine (Steinforelle) Forelle ist, die man in Gebirgsgegenden auch in Teichen, aber nur von ganz reinem, hellen Quell- oder Brunnenwasser hält und erzieht.

(Fortsetzung folgt.)

---

# V.

# Literarische Chronik.

Die samländische Ostseeküste und ihre Umgebungen von K. E. Gebauer, Pfarrer in St. Lorenz, 3te Aufl. mit einer Wanderkarte. Königsberg bei Hartung, 1837. 146 S., auch mit dem Titel: „Wegweiser durch Samland, ein Buch nebst Wanderkarte für Reisende und Badegäste."

Wir begrüßen in dem genannten Buche, durch dessen Herausgabe sich der Hr. Verf. den Dank aller Freunde des Vaterlandes, insbesondere aber der Besucher unseres romantischen Ostseestrandes erworben hat, einen alten Bekannten, der uns manchmal schon auf unsern Wanderungen begleitet und mit seinen lehrreichen Fingerzeigen unterstützt hat. Neu und reichlicher mit allem Reisebedarfe gerüstet bietet er sich uns von neuem zum Wegweiser an; wie sollte er uns in dieser Gestalt nicht noch willkommner sein als früher?

Der Hr. Verf., welcher bald nach der Erscheinung der zweiten Auflage dieser Schrift auf seine jetzige Stelle im Samlande berufen wurde, empfing dadurch neue und reiche Gelegenheit, sich mit seinem Gegenstande noch vertrauter zu machen. Er hat sie treulich benutzt, und sichs alles

Ernstes angelegen sein lassen, in der Bearbeitung dieser dritten Auflage, welche uns vorliegt, die früheren zu vervollständigen und zu berichtigen, wie dies schon eine nur oberflächliche Vergleichung dieser mit den früheren Auflagen genügend ausweist. So haben wir denn nicht nur einen Wegweiser durch unsre besuchtesten Gegenden, der mehr bietet, als man von den Reisewegweisern, wie sie gewöhnlich sind, zu erwarten gewohnt ist, sondern zugleich in der ausführlichen Beschreibung eines der schönsten Theile unserer vaterländischen Provinz einen schätzenswerthen Beitrag zur specielleren Kunde des Vaterlandes. Ref., der sich seit längerer Zeit mit der Vaterlandskunde beschäftigt hat, und auch das Samland in vielen Theilen ziemlich genau aus eigner Anschauung kennt, fühlt sich gedrungen, vor allen Dingen die Richtigkeit und Genauigkeit der einzelnen Angaben, welche die bei der Sammlung und Ueberarbeitung des Stoffes angewendete Sorgfalt erfreulich bekunden, lobend anzuerkennen. Diese Angaben sind aber nicht trocken aufgezählt, sondern in lebendiger, anregender Sprache vorgeführt, so daß der Naturfreund nicht nur auf Alles des Sehens und Genießens Würdige aufmerksam gemacht wird, sondern auch manche freundliche Anregung gewinnen kann, falls er überhaupt dafür empfänglich ist. Daß der Hr. Verf., dem die Gegenden alle aus eigner mehrfacher Anschauung sehr genau bekannt sein müssen, den Weg vorzeichnet, den der Reisende nehmen soll, um sowohl keine schöne Partie zu versäumen, als auch die Schönheiten in gehöriger Reihenfolge zur Steigerung seines Genusses zu sehen, kann nur mit Dank anerkannt werden; eben so, daß er zum Schlusse eine Uebersicht so der ganzen Reise durch Samland, wie einzelner kleinerer Reisen und Ausflüge dahin mittheilt. Besonders erwünscht wird jedem Reisenden die beigegebne Karte sein, die zwar keine Ansprüche auf topographische Vollständigkeit machen kann, solche aber auch nicht machen will, sofern sie als Wanderkarte insbesondere alle die Punkte bezeichnet, welche sehenswerth sind, so wie die Wege und Stege, welche der Wanderer nach den verschiedensten Richtungen hin einzuschlagen hat. Als Wanderkarte entspricht sie nach Plan und Ausführung vollkommen dem Zwecke. — Die in einem Anhange mitgetheilte vaterländische Dichtung „Hans Polenz“ von Carnier hat nicht nur als poetisches Erzeugniß Werth, sondern gewährt namentlich als Ueberrest vaterländischer Volkssagen Interesse und verdient schon um deß willen aufbehalten zu werden. Ihre Beigabe für

einen Wegweiser durch Samland erscheint daher ganz angemessen.

Wir dürfen sonach wohl der Hoffnung Raum geben, es werde der vom Hrn. Verf. gehegte und ausgesprochene Wunsch, daß seine Arbeit zur Kenntniß des geschichtlich merkwürdigen und von der Natur herrlich ausgestatteten Samlandes in der Nähe und Ferne beitragen möge, sicher in Erfüllung gehen, um so mehr als auch der Hr. Verleger bemüht gewesen ist, das Werkchen in äußerer Hinsicht würdig auszustatten. Preuß.

---

Raumlehre oder Geometrie von S. Gelwich, Seminarlehrer und Ordner in Angerburg. Bei Gräfe und Unzer in Königsberg. 1836. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser des unter vorstehendem Titel erschienenen Werkes hat durch die Herausgabe desselben den Lehrern in Volks- und Bürgerschulen ein recht brauchbares Schulbuch geliefert, nach welchem der Unterricht in der Raumlehre mit vielem Nutzen betrieben werden kann. In mehren Schulen ist es bereits eingeführt, und Lehrer, die sich desselben bedient, oder sich auch nur einer genauern Durchsicht und Beprüfung desselben unterzogen haben, werden gewiß diesem Urtheile beistimmen. — Die Vorzüge und Mängel des Buches alle hier aufzuzählen, und somit eine vollständige Recension zu liefern, gestattet der Raum nicht; doch sei zur Empfehlung dieses Lehrbuches hier Folgendes kurz angedeutet:

1) Der abgehandelte Lehrgegenstand ist klar, leicht faßlich und in methodischer Stufenfolge dargestellt, so daß jeder Lehrer, auch der minder geübtere, die nöthigen Belehrungen daraus schöpfen kann.
2) Reine und angewandte Geometrie sind hier — dem Bedürfniß unserer Elementar- und Bürgerschulen ganz angemessen — mit einander verbunden; das Ueberflüssige ist übergangen und auf das wesentlich Nöthige Rücksicht genommen worden, und
3) empfiehlt sich dieses Buch auch durch seine äußere Ausstattung, nämlich durch gutes Papier, reinen deutlichen Druck und sauber lithographirte Figuren. Der Preis ist verhältnißmäßig sehr geringe.

---

# VI.

## Neringa, die Strand-Riesin.

### Nach einer Litthauischen Volkssage.

Sr. Hochwürden, dem Ober-Consistorial-Rath Herrn Schaub, dem der Verfasser die glücklichsten Stunden in Tilsit verdankt, als Zeichen seiner Hochachtung ganz ergebenst gewidmet.

---

Wo aus den blauen Fluthen hell
Die nackten Hügel ragen,
Des Meeres und des Haffes Well'
Am Sand zerstörend nagen:
Umkränzte einst ein dichter Wald,
Durch den der Ostsee Brandung schallt',
Der Dörfer grüne Auen,
Gar lieblich anzuschauen.

Und aus dem Dickicht hob empor
Ein mächtig Haus die Zinnen,
Auf Pfeilern des Gesimses Chor,
Hatt' große Zimmer drinnen;
Von Holz nur war es aufgeführt,
Jedoch mit Schnitzwerk reich verziert;
Auch prangten an den Ecken
Viel Muscheln und viel Schnecken.

Und Blumen strahlten freundlich bunt
Im schönen großen Garten;
Nur zarter Sinn, das that sich kund,
Konnt' so der Pflanzung warten.
Durch Blüthenschmelz und Farbenpracht
Und dunkler Gänge Schattennacht
Sah man zur Waldhöhspitze
Der Laima heil'gem Sitze.

Von hier erblickte man die See
In unermeßner Weite,
Wie hingezaubert von der Fee,
Auch noch das Haff zur Seite.
Und oft, beinahe wunderbar,
Stellt sich das schöne Schauspiel dar:
Die See warf Wogenhügel,
Das Haff lag wie ein Spiegel.

Und auf dem Bleichplatz weit und frei
War zarte Wäsch in Menge,
Die Hemden, Tücher hagelneu
(Wer maß wohl ihre Länge!)
Bedeckten einer Wiese Raum;
Und Kleider, schmuck mit buntem Saum,
Zu trocknen in dem Winde,
Faßt kaum die höchste Linde.

In Fried' und ungestörter Ruh,
Dem Glück so recht im Schooße,
Lebt' hier, als drückt' ihn nie der Schuh,
Karweit, genannt der Große;
Und ihm zur Seit' ein schmuckes Weib,
Gleich schön an Seele, wie an Leib,
Gerühmt von allen Gästen
Als Wirthin hold bei Festen.

Doch neben diesen Gütern all'
Und diesem reichen Segen
In Kisten, Zimmern, Scheun' und Stall,
Auf Feldern, in Gehägen,
Fehlt' ihnen doch das höchste Glück,
Das sie noch wünschten vom Geschick:
Ein Kindlein schön zu haben,
An dem sie sich erlaben.

Und Laima endlich hört ihr Fleh'n
Und ihre heißen Bitten,
Sie spricht voll Huld: „Es soll gescheh'n,
Nah' bin ich Euren Schritten;
Erprobt seid Ihr im Biedersinn,
Die Tugend lohn' Euch mit Gewinn;
Die Bitt will ich gewähren,
Was Liebes Euch bescheren!"

Und als das dritte Jahr begann
Im grünen Kleid zu prangen,
Der Schnee schon vor der Sonn' zerrann,
Die lieben Lerchen sangen:
Da schlich mit erstem Sonnenschein
Sich Laima still ins Haus hinein;
Der Vater kaum erwachte,
Ein Töchterlein ihm lachte.

Da wünschten Glück von nah und fern
Die Priester und viel Gäste;
Man bat sie, und sie blieben gern
Zum frohen Kindbett-Feste.
Um Laima's Lind' sich Alles schaart,
Mit Dank hier erst geopfert ward;
Drauf kreis't der volle Becher
Am Tisch der wackern Zecher.

Doch Regen folgt auf Sonnenschein,
Auf Tageshell das Dunkel.
Es kehrt ins Haus bald Trauer ein
Durch manch' geheim' Gemunkel;
Verwandelt war in Herzeleid
Der Eltern vor'ge Freudigkeit;
Den niegestörten Schlummer
Scheucht schon ein stiller Kummer.

Bald ward's der Wärterin zu schwer
Das Kind im Arm zu halten;
Es drückt die große Last zu sehr,
Man ahnt Aymaine's *) Walten;
Kaum kann man's halten auf dem Schooß,
Auch da wird das Gewicht zu groß;
Des Kindes Läng' und Breite
Erschreckt schon alle Leute.

Besonders war der Kopf sehr groß,
Besetzt mit langen Haaren,
Die, wenn sie hingen frei und los,
Fünf Fuß, auch länger waren.
„Den Wechselbalg hat in der Nacht,"
So sprach man laut, „die Laum' gebracht;
Sie hat, von Neid entglommen,
Das rechte Kind genommen!"

Und als man zählt' der Monden neun,
Konnt' man sich nicht mehr rathen;
Damit das Kind nicht sollte schrei'n,
Gab man ihm Brot und Braten;
Der mächt'ge Magen wollt' für drei,
Man stopft' ihn auch mit Grütz' und Brei;
Dem Balg' ließ man den Willen,
Den Hunger sich zu stillen.

*) Aymaine, so viel als Laume.

Man suchte bei Saitonen Trost;
Befragte die Wejonen;
Burtonen haben auch geloos't;
Die Flamm' geprüft Swakonen,
Zu hören, Alles ängstlich lauscht,
Ob wirklich sei das Kind vertauscht,
Und ob man werd' ergründen,
Wo man's noch könne finden?

Bedenklich schütteln zwar das Haupt
Die Priester und die Seher;
Doch trösten sie: „Das Ihr's nur glaubt,
Nie war das Glück Euch näher:
Das Kind, von Laima Euch geschenkt,
Wird, da das Schicksal es so lenkt,
Dereinst hier auf der Erden
Ein großes Wunder werden!“

„Die Tochter wird zu Eurer Freud',
Bewundert einst von Allen,
Bereiten Keinem je ein Leid,
Ihr Tugendruf weit schallen.
Doch sorgt bald für ein andres Haus,
Die Höh' von diesem reicht nicht aus;
Wie wir die Zukunft schauen,
Laßt's zehnmal größer bauen!“

Wie sie gesagt, so wurd' es wahr;
Die Tochter wuchs zur Riesin;
Man bracht' Geschenk' und Opfer dar,
Sie ward geehrt, gepriesen.
Schon ganze volle achtzehn Jahr
Erfreute sich das Elternpaar
Der schönsten Maid hienieden,
Die Laima je beschieden.

Den Schiffen half sie auf der See,
Den Böten auf den Flüssen;
In Gründen, wie auch auf der Höh',
Wenn Noth war, konnt' man wissen,
Neringa sei zum Gutesthun
Gleich bei der Hand, und werd' nicht ruh'n,
Bis sie das Leid geendet,
Das Unglück abgewendet.

Doch so wie schön, war sie auch spröd',
Und lachte aller Freier;
Ihr war ja die Natur nicht öd',
Nur Freiheit schätzt' sie theuer.
Manch' stolzer und manch' süßer Fant,
Von Liebe zu der Maid entbrannt,
Mocht zürnen oder rasen,
Zog ab mit langer Nasen.

Prutena's Söhn' erhoben sich,
Sie allzumal zu minnen;
Ein Jeder hofft' noch sicherlich
Den Preis doch zu gewinnen.
Aus jedem Gau im ganzen Land
Ein ebenbürt'ger Ries' sich fand,
Betheuernd es mit Schwüren
Neringa heimzuführen.

Vereint hat sich der große Troß
Der reichgezierten Männer,
Ein jeder ritt ein stattlich Roß,
Den kühnsten, schönsten Renner.
In Pleno so der Zug begann;
Sie setzten Kopf und Kragen dran,
Die Maid so lang' zu quälen,
Bis sie verspricht, zu wählen.

Und schnurstracks, wie gesagt, gethan,
Zieh'n sie nun hin zum Schlosse.
Erstaunend sieht Neringa nah'n
Die Helden in dem Trosse.
Sie hielten vor der Residenz,
Und machten ihre Reverenz
Mit hochgeschwungnen Mützen
Von ihren Rossesitzen.

„Gegrüßet seist Du, holde Maid,
Du schönste aller Frauen!
Wir kehren, hör' auf den Bescheid,
Du kannst den Worten trauen,
Nicht eh'r von hier nach Haus' zurück,
(Denn ohne Dich, wo wär' da Glück?)
Bis Du Dein Ja gesprochen,
Den Hartsinn mal gebrochen!“

Die Jungfrau nahm darauf das Wort:
„Euch Alle muß ich ehren,
Ein Jeder ist ein edler Hort,
Dem Hof und Land gehören;
Doch der nur soll mein Liebster sein,
Der einen dieser vielen Stein',
Zum Aerger allen Neidern,
Bis Windenburg kann schleudern!“

Sie lud dann freundlich zu dem Mahl,
Das festlich war bereitet.
Die Dainos hallten in dem Saal,
Vom Zitterspiel begleitet.
Oft tönte bei Allaus und Meth
Der Trinkspruch: „Daß der Wurf geräth!“
Der Jungfrau Lob hoch schallte,
Das Blut schon heißer wallte.

Im Sturm ging's zu den Steinen hin,
Die hier gereihet lagen.
„Der Glückwurf bringt uns Hochgewinn;
An's Werk fort ohne Zagen!“ —
Die Steine brausen durch die Luft,
Wohl plumpsen sie in's Haff mit Wucht;
Zur Windenburger Ecke
Macht einer nur die Strecke.

„Der ist's!“ rief froh die Jungfrau aus,
„Der Winder Burggebieter!
Ihr Andern zogt vergebens aus,
Kehr't heim auf Eure Güter.
So oft mein Weg zum Haffe führt,
Werd' ich all'zeit, wie sich's gebührt,
Erinn'rung froh Euch schenken,
Der Freierstrandung denken!“

Drauf schweift sie weit und rings umher,
Blieb aus dann auch recht lange.
Das Haus wurd' von den Freiern leer;
Den Eltern wurd' erst bange,
Als sich von West der Sturm erhob,
Der dreizehn Jahre grausig schnob,
Als sollt' die Welt vergehen
In Jammer und in Wehen.

Die See warf hohe Hügel auf,
Die Ramon's *) Ausfluß dämmten;
Der Strom nahm einen breiten Lauf,
Den Wies' und Thal nicht hemmten.
Bald stand die Fluth auf Gras und Klee,
Das Haff ward so zum großen See,
Zum Glück noch setzt' dem Meere
Neringa feste Wehre.

Erfaßt von Schrecken glauben All'
Die Welt müss' unterzehen;
Die Priester sagten: „Preußens Fall
(Mag auch die Erd' bestehen)
Sei leider wohl nicht mehr so fern;
Es werden Noth und Kreuz viel Herrn,
Nach Ruhm und Gut zu ringen,
Von Süd und West bald bringen!“ —

In Sorg und Hast zur Windenburg
Sieht man Neringa eilen.
Sie schreitet durch das Wasser durch,
Beim Liebsten nur zu weilen,
Zu dessen Burg, das Feld entlang,
Die Fluth schon immer näher drang,
Daß Alles hätt' geschwommen,
Wär' nicht die Braut gekommen.

Kaum hat sie die Gefahr erkannt,
Die ihrem Liebsten drohte,
So kam sie eilig angerannt
Zu Hilf, ein Rettungsbote;
Sie hat die Schürz voll Sand gesackt,
Mit Grand auch noch den Rock bepackt,
Schüttt rasch auf allen Stellen
Die Burg mit hohen Wällen.

Die Rettung kam zu rechter Zeit,
Als die Gefahr am größten;
Aus Noth hat sie den Lieb befreit,
Und kam ihn oft noch trösten.
Doch macht der Gang ihr gar Beschwer,
Das Wasser kam ihr in die Quer,
Sie konnte nicht so eilen,
Schwer war's, die Fluth zu theilen.

*) Ramon, so viel als Niemen.

„Der Weg ist mir doch gar zu naß,
Dem Uebel muß ich steuern.
Da kommen mir ja recht zu Paß
Die Steine von den Freiern;
Ich mach' mir einen festen Damm,
Zum Mörtel nehm' ich fetten Schlamm,
Werd' eine Brücke bauen,
Die Nachwelt soll sie schauen!“

Sie ging nun zu den Steinen schnell,
Warf sie in großen Bogen;
Sie füllte aus die tiefe Stell',
Wo stark die Fluthen zogen.
Drauf reih'te sie mit viel Geschick
Die Steine fest zu einer Brück';
Konnt' bald darüber gehen,
Benetzt' sich kaum die Zehen.

Doch wo nicht Strom noch Tiefe war,
Wollt' sie sich nicht bemühen;
Denn da konnt' sie ganz ohn' Gefahr
Sich einen Sandweg ziehen.
Sie holt Paar Dünen flugs vom Strand,
Hält wohl die Schürz' mit fester Hand;
Wollt' nun den Fußsteg schütten,
Das Band platzt, wie zerschnitten.

Der Vorrath für den ganzen Steg
Lag jetzt auf einem Haufen;
Das Wasser spült' vom Sand viel weg;
Sie wollt' das Haar sich raufen.
Doch was sie konnt', rafft' sie noch schnell,
Und warf's der Läng' nach in die Well;
Bracht' so den Damm zu Stande,
Ging über Haff zu Lande.

Und so spazierte sie ein Jahr
Nach Windenburg zur Freite;
Und auf das schöne Riesenpaar
Sah'n freudig alle Leute.
Bald ging's neun Tag' im Elternhaus
Gar hoch her bei dem Hochzeitsschmaus;
Der Liebste sammt dem Trubel
Führt heim die Braut im Jubel.

Doch nicht mehr lange herrschten hier
Auf der Wineder Feste
Noch Riesen, einst Schalauen's Zier.
Im Sand' ruh'n ihre Reste:
Beim Winde liegen Knochen bloß,
Man staunt, wie sie so stark und groß.
Die Riesen, hört man melden,
Sie fielen hier als Helden.

Um's Jahr eilfhundert neunzig war's,
Als jene Stürme schnoben;
Wie allbekannt desselben Jahr's
Die Ritter sich erhoben.
Nach sechs und achtzig Jahren schon,
Da nicht mehr stand des Kriwe Thron,
Gehörte auch Schalauen
Schon ganz der lieben Frauen.

Die Stell', wo's Schürzenband zerriß,
Wird heute noch gewiesen;
Man nennt sie jetzt die Edscheris,
Gedenkt dabei der Riesin;
Den Schiffern ist der Strich bekannt,
Schon mancher Kahn ist drauf gerannt;
Früh lenkt man ab vom Sande,
Sonst sitzt man auf dem Strande.

Der Steindamm an der Windenburg,
Der Freiersteine Becken,
Läßt wohl kein Fahrzeug glücklich durch,
Ist Allen heut' ein Schrecken;
Man bringt heraus der Steine viel,
Und wenn man glaubt, man sei am Ziel,
So hat für tausend Hände
Die Arbeit noch kein Ende.

Tilsit, den 1. März 1838.

Krelauninkas.

(Angenommener Name, d. Wanderer.)

# I.
# Beiträge zu einer historisch-statistisch-medizinischen Topographie von Pr. Holland.

Von Dr. Creutzwieser,
Stadtphysikus zu Königsberg in Pr.

(Fortsetzung.)

---

## Physisch-geographische und naturhistorische Notizen.

Die Stadt liegt mit ihrem Weichbilde im Verhältniß zur benachbarten Elbinger und Marienburger Niederung, in Rücksicht des alten jetzt trockenen Wasserbettes sehr hoch, dagegen nach der andern Seite gegen Mohrungen und Saalfeld hin, bedeutend niedrig, und wegen des viel tiefer liegenden Wasserbettes des frischen Haffes und der Ostsee können auch nur in sehr bedeutender Tiefe und mit sehr großen Kosten Trinkwasser-Brunnen gegraben werden.

Die hohe Lage des Pr. Holländischen Gebietes verdient den Namen Oberland in der That; der Marktplatz in Pr. Holland liegt über dem Wasserspiegel der Ostsee 99 Fuß, und das Dorf Grünhagen wieder über den Marktplatz 294 Fuß. Die Stadt Pr. Holland liegt ferner 80 Fuß hoch über dem Wasserspiegel der Weeske und des eine Meile davon liegenden Drausen-Sees. Vergleicht man hiermit die Höhenlage des Samrodtschen und Pinnauschen Sees, die zwei Meilen von Holland entfernt liegen, so ergiebt sich, daß Grünhagen 46 Fuß höher liegt als die beiden vorgenannten Seen, beim sogenannten Hoffnungs-Kruge; mithin liegen diese Seen 248 Fuß höher wie der Marktplatz in Pr. Holland, und 347 Fuß über dem Wasserspiegel der Ostsee. Der Röthloff-See liegt 59½ Fuß niedriger als die mittlere Höhenlage des Dorfes Grünhagen und 220½ Fuß höher als der Marktplatz in Pr. Holland, mithin 317½ Fuß über dem Wasserspiegel der Ostsee.

Der Wasserspiegel des Mühlenteiches bei Lübemühl, welches 4 Meilen von Pr. Holland liegt, ist 17 Fuß 1 Zoll niedriger als die mittlere Höhenlage des Dorfes Grünhagen, und 208 Fuß 10 Zoll höher als der Marktplatz in Pr. Holland, folglich 307 Fuß 10 Zoll höher als der Wasserspiegel der Ostsee.

Bei Pillauken und Osterode liegt der Wasserspiegel des Drewenz-Sees 88 Fuß 9 Zoll niedriger als die mittlere Höhenlage des Dorfes Grünhagen, und 191 Fuß 2 Zoll höher als der Marktplatz in Pr. Holland; mithin über dem Wasserspiegel der Ostsee 290 Fuß 2 Zoll.

Ein anderer den Pr. Holländischen Kreis berührender Höhenzug nach Nordnordosten hingelegen, zieht sich vom frischen Haffe zwischen Elbing und Frauenburg, sowie auch zwischen Mühlhausen und Pr. Holland u. s. w. nach dem Innern der Provinz hin, und heißt das sogenannte Höckerland, welches gut angebaut und mit Waldungen bedeckt ist. Die Höhe dieses Wassergebirges beträgt bei Trunz 568 Fuß 10½ Zoll und bei Davids 500 Fuß über dem Wasserspiegel der Ostsee. Von einigen Standpunkten dieses Höhenzuges hat man große und überraschend angenehme Fernsichten, besonders bei dem angenehm gelegenen Gute Davids, von wo aus man das Thal des Weeske-Flusses, und auf dessen Thal-Ufern die freundlich liegende Stadt Pr. Holland erblickt, und den dahinter liegenden reich angebauten großen Theil des Kreises so weit übersieht, daß sich das Ganze zur malerischen Perspective einer angenehmen Landschaft zusammenzieht. Auch hat man aus Pr. Holland, besonders von den Thürmen, überraschende Fernsichten nach dem Höckerlande, dem Drausen-See und der daran grenzenden Niederung.

Von Pr. Holland zieht sich das Thal-Ufer von dem Anfange der Niederung, in welcher der Drausen-See liegt, und das Thal des Sorgeflusses bis Alt-Christburg hin, welches durch einige Erdrinnen und Défiléen

durchschnitten wird, von wo aus an mehren über 100 bis 150 Fuß über dem Wasserspiegel der Ostsee belegenen Punkten, weite Fernsichten über die Niederung bis in die Gegend nach Elbing, Marienburg und selbst bis Danzig hin, sich darbieten.

Auf den Anhöhen dieser Gegend erfreut man sich oft schon am frühesten Morgen des Sonnenscheins, wenn die Niederungen noch völlig in Nebel gehüllt sind, und stehenden Gewässern, von Ferne aus gesehen, gleichen. Auf das rege Leben, auf die Heiterkeit des Gemüthes und auf die Betriebsamkeit der Bewohner scheint diese günstige Lage einen bedeutenden Einfluß zu haben.

Die den Pr. Holländischen Kreis durchströmenden Wasserläufe sind folgende:

1) Der Weeske-Fluß, welcher oberhalb Pr. Holland bei Weskenit aus einem See entspringt, theilt sich in die alte und in die neue Weeske. Die neue Weeske wird durch Schleusen aufgestaut und bildet von da ab an dem Fuße der Anhöhen, auf welchen die Stadt 80 Fuß hoch über dem Wasserspiegel ihres Flußbettes liegt, die neue Weeske, einen Kanal, von Copernikus angelegt, zum Betriebe der Mühlen, zur Verpflegung des Schlosses und der Mühlenvorstadt. Er verbindet sich unterhalb der Stadt wieder mit der alten Weeske, von wo aus sich nun der Fluß, unterhalb eingedeicht und mit kleinen Dämmen versehen, in den Drausensee ergießt, leider aber weder flößbar noch schiffbar ist.

Auf ihrem Laufe nimmt die Weeske die Flüsse Syrwis und Kleppien in sich auf. Sie ist früher schiffbar gewesen, das bezeugen annoch ihre hohen Ufer und ein vor mehren Jahren in dem ausgetrockneten früher viel breiter gewesenen Flußbette vorgefundener großer Anker, und bedeutende Ueberreste größerer Schiffe, von denen theilweise einzelne Stücke versteinert waren. Auch sind selbst in der neuesten Zeit viele, mitunter sogar bedeutende Stücke Bernstein

in den Ufern des gedachten Flusses, und oberhalb dem Schloßberge bei Anlegung der Promenade aufgefunden worden. Ob die in der Nord-Ostseite der Ringmauer befindlichen eisernen Ringe, die noch vor einigen Jahren wahrgenommen wurden, einen Beweis mehr dafür geben, daß früher der schiffbare Fluß bis an die Schloßmauer seine Wellen gespült habe, indem jene Ringe zur Befestigung der hier landenden und ankernden Schiffe gedient haben sollen, wage ich nicht zu entscheiden. Ebenso scheint es mir etwas gewagt, behaupten zu wollen, daß die terrassenartige Abstufung der Berge, die das ehemalige Flußbett bilden, und jetzt den grasreichen Roßgarten von der Stadtseite umgeben, Bildungsfolge des früher bis an den Fuß der Schloßmauer gereichten und allmählig zurückgetretenen Wassers sein soll. Ich für meinen Theil bin geneigt, jene stufenartige Abdachung, die freilich sonderbar genug rund um den Berg in parrallelen Richtungen läuft, für eine Wirkung des hier jährlich weidenden Stadtviehes zu halten, welches seine Nahrung auf den Bergen suchend, sich diese Stege und Treppen allmählig gemacht hat. Was übrigens die anscheinend jetzt unbedeutende Wassermasse bei günstigen Verhältnissen vermag und wie weit ihre Grenzen gereicht haben mögen, das haben wir im Jahre 1831 gesehen, als die Weeske durch anhaltende Regengüsse ihre Dämme durchbrach und aus ihrem Bette trat.

2) Der Sorgefluß, welcher sich von oberhalb Christburg durch ein breites aus Wiesen bestehendes Flußthal hinunterzieht. Er ist unterhalb eingedeicht, bildet die Grenzen zwischen dem Pr. Holländischen, Elbingschen und Stuhmschen Kreise und ergießt sich in den Drausen-See.

Den Drausen-See, schon im Anfange der Niederung gelegen, war ehedem so groß, daß die Ritter, als sie in Preußen vordrangen, darauf zwei große Schiffe erbauten, mit welchen sie den Elbingfluß hinunter über das frische Haff u. s. w. hinaus zur Besitznahme des Landes schifften, auch auf solche Weise die Feste Schlo-

burg auf dem damals noch schiffbaren Gorgeflusse verpflegten.

Der die Weeske und die Sorge aufnehmende, von Pr. Holland eine Meile entfernt liegende Drausen-See, der sich mit dem Elbing-Flusse verbindet, und so die Communication mit der Ostsee durch das frische Haff herstellt, ist, wie schon gemeldet worden, früher weit ausgedehnter und tiefer gewesen. Durch sein allmähliches Zurücktreten sind ungeheure Pläne Wiesenland und Niederung gewonnen worden, die einen äußerst ergiebigen, fruchtbaren Boden liefern. Diese Beobachtung und die geographische Lage des Drausen-Sees und der benachbarten Landseen im Möhrungschen und Osteroderschen Kreise, deren es daselbst eine Menge giebt, erweckte bei dem rastlos thätigen Landrathe v. Hake ein Project, welches realisirt, von nicht zu berechnendem Vortheile für ganz Ostpreußen und für die Staatskasse werden mußte. Dieses großartige Unternehmen bestand nämlich in nichts geringerem, als sämmtliche Landseen unter- und miteinander bis zur Weeske und dem Drausen-See zu verbinden, die Seen auf diese Weise und durch Anlegung von Schleusen zu entwässern, und so einen schiffbaren Fluß oder Kanal bis in das frische Haff zu bilden.

Würde auf der einen Seite durch Wasserverbindungen der Handel gehoben und dem Ostpreußischen Landmanne das Absetzen seiner Produkte erleichtert, so würde andererseits eine ungeheure Strecke Landes gewonnen, welches urbar, wieder seine Vortheile darböte. Nicht zu gedenken, welchen Nutzen das Klima durch Austrocknung der Seen erlangen, und welch ein wohlthätiger Einfluß auf die Gesundheit daraus hervorgehen mußten. — Die Sache gefiel, wurde auch von der obern Behörde gebilligt und man begann, nachdem das Terrain in Augenschein genommen worden, eine Aufnahme und Vermessung. Man überzeugte sich jedoch sehr bald, daß bei der Nivellirung große Schwierigkeiten obwalten, und durch Anlegung von Schleusen

ein bedeutender Kostenbetrag erwachsen würde — Wahrscheinlich ruht die Sache deshalb! — Die Engländer machen es in diesem Punkt besser; sie fragen nie was eine neue verbessernde Anlage kostet, sondern allemal was sie nutzt. —

Wegen des viel tiefer liegenden Wasserbettes des frischen Haffes und der Ostsee, können nur in sehr bedeutender Tiefe, und nur mit sehr großen Kosten Brunnen, Behufs des Trinkwassers gegraben werden. Letztere sind von Copernicus über ¼ Meile weit, unweit dem Dorfe Greisings angelegt; von dort aus wird durch hölzerne Röhren das Trinkwasser nach denen in der Stadt angelegten Pumpen oder Wasserbehältnissen geführt. Auf diese Weise gelangt das Wasser zuerst in ein Bassin, vor dem jetzigen Land- und Stadtgerichts-Gebäude, welches der General v. Tadden in großartigem Stile außerhalb der Stadt auf der südlich gelegenen Vorstadt erbaut hat. Früher sprudelte hier ein ansehnlich hoher Springbrunnen. Von hier aus laufen nun sämmtliche Röhren nach den Stadtpumpen.

Als es im Jahre 1821 der thätigen Umsicht des Landraths v. Hake, dem der Kreis seine Wegeverbesserung, und so manche zweckmäßige Anlage verdankt, in Verbindung mit dem Landbaumeister le Juge, durch nachdrückliche Vorstellung bei den höhern Behörden, gelang, den früher zur Winterzeit fast unersteigbaren Schloßberg, der die besuchtesten Straßen von Elbing, Königsberg und Wormditt zur Stadt führt, um 8 Fuß Gefälle durch die Kreis-Einsaßen für Anrechnung der Schuldreste an den Staat, abtragen zu lassen, da zeigten sich zwei sich gegenüber sprudelnde Tagquellen auf dem höchsten Punkte des abgetragenen Berges, dicht am Hause der dort stehenden Schmiede. Diese Quellen sind in Brunnen verwandelt worden, die sehr gutes Trinkwasser in reichlicher Menge liefern, wie überhaupt Pr. Holland seines vorzüglichen Trinkwassers wegen, berühmt ist.

In den frühesten Zeiten war Pr. Holland auch befestigt. Es hatte starke, hohe noch stehende Mauern, die mit Thürmen besetzt waren. Einer dieser letztern hieß der Speckthurm, welchen Namen er darum erhielt, weil in der zweiten polnischen Belagerung die Bürger mehre Seiten Speck daran aufhingen, um den Feinden zu zeigen, daß sie keinesweges Mangel litten, worauf die Belagerung sofort aufgehoben sein soll, obgleich in der Stadt großer Mangel zu herrschen anfing. Die Grundmauer jenes Thurmes, der nach Westen zu gelegen war, steht noch, und ist das Fundament, auf welchem gegenwärtig das Haus von dem Landbaumeister le Juge erbaut ist, durch dessen Revenüen die Promenade, wie schon erwähnt, unterhalten wird.

Der andere Thurm, von dem keine Spur mehr vorhanden, lag gegen Süden, und hieß der weiße Mantel. Im vorigen Jahrhunderte existirte er noch, und diente zur Aufbewahrung von Verbrechern. Dergleichen Thürme standen noch einer gegen Osten und noch zwei gegen Nordwesten. Außerdem hatte die Stadt bedeutend hohe Thöre, von denen noch heute das Steinthor als treuer Zeuge einer vergangenen Zeit, besteht; das Töpfer- und Mühlenthor aber ist, vor einigen Jahren, weil sie baufällig waren, abgebrochen worden. Ehemals hatte, außer diesen drei Thören, die Stadt auch eine Pforte nach Nordwest, welche späterhin bei Einführung der Accise und der Steuergesetze einging. Man sieht jetzt noch in der jetzt geschlossenen Mauer die Spuren davon.

Unmittelbar an die hintere Wand der im Durchschnitte drei Fuß breiten Stadtmauer lehnen sich die Häuser der Vorstädte nach Süden und Westen hingelegen, wogegen nach Norden und Osten hin, des Schloßberges wegen, kein Anbau stattfindet. Von hier aus breitet sich eine große Pläne nach Nordosten hinaus, wodurch die Elbinger, Marienburger und Danziger Niederung gebildet wird. Dagegen erhebt sich nach Norden hin eine gleichmäßig fortlaufende Hügelkette, die

von der einen Seite das steile Ufer der hier fließenden Weeske bildet, sich bis an jene höhere Bergkette anreihet, deren schon früher erwähnt worden und bis ins Ermland hineinragt. Früher waren diese Bergrücken mit Nadelholz bedeckt, jetzt sind sie nackt, nur hin und wieder, wo es das Terrain erlaubt, wird Getreide darauf gebaut.

Außer dem über eine Meile von der Stadt entfernten Drausen-See, liegt mit Ausnahme eines mittelmäßig großen und tiefen Teiches, genannt der Tiedgenteich, und eines zweiten, genannt der Rößteich, kein stehendes Wasser innerhalb des Weichbildes von Pr. Holland. Ersterer vor dem Töpferthor zwischen den Scheunen gelegen, besteht seit undenklichen Zeiten; beide sind sehr tief und morastig.

Der der Stadt zugehörige Wald, genannt der Kämmerei-Wald, ist eine Hufe und neun und zwanzig Morgen groß und liegt zwei Meilen von ihr entfernt. Eben so der ihr angehörige, 24 Hufen große Bürgerwald, und der nicht minder dazu gehörige 13 Hufen und 21 Morgen große Comthur-Wald. Sie bilden zusammen eine Fläche von 184 [] Ruthen. Sie sind gegenwärtig bedeutend gelichtet, so daß in wenigen Jahren bedeutender Holzmangel fühlbar werden muß.

Näher der Stadt liegen kleine Waldungen, die theils nach Schlobitten und Sumpf, theils nach Caymen, Copiehnen, Anguitten, Böhlenhoff und Grünhagen gehören, welche Ortschaften sämmtlich nicht über eine Meile von Pr. Holland entfernt liegen. Das Holz in diesen Waldungen ist gemischt; die Mehrzahl liefert jedoch Nadelholz, und unter diesen die Fichte (pinus sylvestris.) Nächstdem kommt die Buche und dann die Birke. Seine Eichen hat Gewinnsucht, namentlich in der jüngst verflossenen Zeit im Lande herumreisenden Stabschläger, sehr gelichtet, so daß sie jetzt sehr selten sind. Der Anbau der Pappeln und Weiden wird in den Dörfern sehr befördert, weil ihr schneller Wachsthum dazu auffordert. Dagegen be-

fleißigt sich der Städter des Anbaues der Linde, der Ebreschen und der Obstbäume außerordentlich; es giebt fast kein Haus in Pr. Holland, vor dem nicht eins oder das andere stände. An Gärten, namentlich Obstgärten ist die Stadt reich, jedoch liegen diese Gärten vor den Thören, ja viele sehr weit von der Stadt entfernt.

Der zur Stadt gehörige Boden an Ackerland beträgt 139 Hufen zu kulmisch, wovon 78½ Hufen die Ackerbürger unmittelbar benutzen. Die andere bewirthschaftet das Kämmereidorf Neuendorf und das daselbst gelegene auf Erbpacht ausgegebene Vorwerk. Es gehören aber außerdem noch zur Stadt, das Vorwerk Warnikan mit 6½ Hufen, das Bauerndorf Bürgershöfen mit 9 Hufen und die sogenannten Bürgerwiesen, bestehend in 4 Hufen 77 Morgen; letztere wurden vom Kurfürsten Johann Sigismund, im Jahre 1617 der Stadt als Lohn für ihre Treue und für die von den Polen ihr zugefügten Drangsale ertheilt. In demselben Jahre erhielt sie auch das Vorwerk Warnikan.

Der Boden ist durchweg warm und fruchtbar, im Allgemeinen humusreich und lehmigt; er liefert das zehnte Korn. Der zunächst der Stadtmauer gelegene Boden, schwarze Dammerde, höchst wahrscheinlich erzeugt aus den in der Urzeit hier gestandenen Waldungen, ist ganz außerordentlich ergiebig. Dieses verliert sich jedoch gegen Nordosten hin gänzlich, wo ein zusammengeschwemmter gerölliger Boden besteht. Man findet hier mehr Grand und Sand und verwitterten Granit von der zweiten Bildung. Hier ist eine Strecke hindurch die Vegetation kärglich, vorzüglich wenn ein trockener Sommer ist. Mehr noch nordöstlich, auf der Straße nach Wormditt herauf, verwandelt sich dieser Boden in rothen Lehm, wodurch er sehr strenge wird und bei dürrer Jahreszeit entsetzliche Mühe macht, ihn zu bearbeiten, wogegen bei nasser Witterung alles in denselben stecken bleibt, daher die

Wege dort zur Frühjahrs- und Herbstzeit nur mit großer Mühe und Anstrengung zu befahren sind. Dagegen ist auf der hier gegenüber liegenden Seite, mehr nach Nordwesten hin, ein aus Seepflanzen und verfaultem Grase bestehender stark mit Kalk gemischter Boden, der sich namentlich in den relativ niederen Thälern, welche Niederung genannt werden, durchgehends vorfindet. Hier decket überall eine bis zwei auch wohl vier Fuß sehr humusreiche Dammerde den darunter liegenden kiessigten Boden, und erzeugt die üppigste Vegetation. Noch höher herauf, um den Drausen-See herum, beginnt schon sumpfiger Boden. Der Uebergang des ersteren in diesen bildet den wahren Speckboden, in welchem das zwanzigste Korn gewonnen, und alle Gemüsearten: Kumst, Kohlrabi, Blumenkohl, Weißkohl, Bruken ꝛc. ohne besondere Düngung gebaut werden. In diesem gesegneten Fruchtlande liegen die zur Stadt gehörigen Wiesen und die Dörfer Weeskendorff, Langereihe, Kusfeld, Althoff, Drausenhoff und das Amt Weeskenhoff mit den dazu gehörigen Vorwerken.

Das ganze gegen Süden und Südwesten gelegene Land, das eigentliche städtische Ackerland, ist ein zur ersten Klasse gehöriger schwarzer, größtentheils aus Humus, Lehm und Dammerde bestehender Boden. Er ist durchgängig so genannter Weizenboden, nur etwas strenge. Das ganze bietet eine allmählig gegen Süden hin sich erhebende große Fläche dar, die weder durch tiefe Thäler noch durch Berge verändert, noch durch Sümpfe und Waldungen unterbrochen wird. Auf der Straße nach Grünhagen zu, erleidet dieses jedoch insofern eine Ausnahme, als hier der Boden nicht so vorzüglich, dagegen mehr steinigt ist. Wahrscheinlich findet das seinen Grund in der erhöheten Lage, wodurch die Regengüsse die Dammerde mehr und mehr nach den tiefer liegenden städtischen Gebieten geschwemmt, und durch die Winde die locker aufliegenden Erdtheile verwehet werden. Eine Folge hiervon ist,

daß sich allmählich hier mehr Steine vorfinden, worunter einige von außerordentlicher Größe und Schwere sind; sie gehören sämmtlich dem Granite an. Letztere finden sich jedoch weniger auf dem städtischen Felde, als vielmehr schon auf dem nachbarlichen Gebiete von Greisings, Hartwigs, Grünhagen und Sollainen vor.

Torferde findet sich fast nirgend auf dem Stadtfelde, es sei dann, daß einzelne Wiesenbrücher von unbedeutendem Umfange solche in geringer Menge liefern, wie z. B. auf der Straße nach Rogehnen und Schönfeld hin. Diese Torflager sind aber nur sehr dünne, kaum einen halben Fuß tief, von äußerst schlechtem Torf, der nur sehr wenig Brennstoff enthält. Südöstlich von Pr. Holland nach dem dort sogenannten Schellengrund auf dem Wege nach Alt-Kußfeld hin, zeigt sich auf einer etwas mehr ausgedehnten Fläche, die hin und wieder durch breitere Gräben und kleinere Hügel unterbrochen wird, zwischen denen einzelne Schluchten und Vertiefungen liegen, oberflächlich schlechte rothe Dammerde, die eine kärgliche Vegetation hervorbringt. Aber auch nur von denjenigen Stellen ist dieses zu entnehmen, die hoch liegen, und die hier mannigfach sich vorfindende Hügelrücken bilden, denn da wo der Boden ebener und tiefer liegend, Thäler bildet, die alle Frühjahr mehr oder weniger überschwemmt werden, ist die Dammerde stärker, daher die Vegetation üppiger. Fliegender Sand findet sich nach Westen hinaus auf den Feldern, die von dem Wege nach Weeskenhoff über Crossen hinweg durchschnitten werden. Hier ist die Vegetation äußerst kärglich, und außer Mauer-, Pfeffer-, Heidekraut, Moosarten und Königskerzen sieht man hier nichts grünen und blühen. Von diesem Theile gehört nur eine geringe Strecke zur Stadt, der bei weitem größere Theil gehört Crossen und zum Amte. Was indessen Mühe und Fleiß bei vernünftiger Auswahl erreichen können, sehen wir auch hier, denn nach dem der jetzige Domainenpächter des Amtes Weeskenhoff, Ober-

[illegible] Eggert, im Besitze dieser Sandbank ist, sieht man nicht nur verschiedene Getreidearten, als Sommerkorn und Hafer dort sehr gut gedeihen, und sogar das fünfte Korn liefern, sondern es gerathen auch vorzüglich gut die Kartoffeln in diesem Boden. Bei den fast jährlichen, wenn auch nur theilweisen und geringen, Ueberschwemmungen der hier fließenden alten Weske, ist es nicht zu übersehen, daß dadurch stets ein neuer Zuwachs des Sandes und Grandes über die benachbarten Felder hinweg getrieben wird. Dadurch ist eine bedeutend ziemliche Fläche des sonst so fruchtbaren Roßgartens versandet worden. Steinkohlenlager, Kalkgeflötze und Märgel hat man bis jetzt, so viel ich weiß, auf städtischem Gebiet nicht gefunden, aber fast überall erscheint der Lehm oder Sand sobald man eine gewisse Tiefe, oft kaum von 5 Fuß, erreicht hat.

Mit geringen Ausnahmen ist also der Boden des zu Pr. Holland gehörigen Gebietes gut und ergiebig, und äußert sich nur verschiedenartig durch die dem städtischen Gebiete zunächst gelegenen Umgebungen, wie das auf einer größeren Strecke nicht anders sein kann.

Da wie schon gesagt, der städtische Boden nicht nur hin und wieder reiner Lehm, sondern auch fast durchgängig dieser Lehm die Unterlage des fruchtreichen, Dammerde enthaltenden Erdreichs ist, so kann es nicht fehlen, daß namentlich im Herbste und im Frühjahr die Äcker sehr viele Nässe besitzen, die Wege aber unfahrbar sind, weil der Lehm die Feuchtigkeiten in größerer Menge und nur langsam einsaugt, dagegen bei der nämlichen Wärme auch langsamer ausdünstet. Aus dieser Ursache geht auch gleichzeitig hervor, weshalb in dem städtischen Gebiete der Frühling in der Regel um einige Tage früher einkehrt und warum, wenn rund herum Alles noch Schlitten fährt, hier keine Spur von Schnee und Eis mehr vorhanden ist. Aber eben deshalb kommt es auch, daß bei anhaltender Dürre, wenn dieser Lehm Zeit genug hat, seine Feuchtigkeit zu verdunsten, welches bei den häufigen

Nord- und Ostwinden noch begünstigt wird, den Boden steinhart wie eine Dreschtenne, und voll von breiten und tiefen Rissen wird, in welchen man Gefahr läuft die Füße zu brechen. — Die große Landstraße von Pr. Holland nach Berlin über Schönfeld spricht dafür. Das Feld, durch welches diese Straße führt, liegt südlich in einer ausgebreiteten nach der Stadt zu abgedachten Fläche. Um den Weg zu erhöhen, wurden Gräben zu beiden Seiten desselben gezogen, wodurch gleichzeitig der Abzug des Wassers vom Wege begünstigt werden sollte, was allerdings zweckmäßig erscheint; auch wurden, um das Einwirken der Sonne zu befördern, die vieljährigen hohen und ausgebreiteten Weidenbäume umgehauen, an deren Stelle junge Obstbäume kamen. Allein man kam durch diese Wegebesserung, so zu sagen, aus dem Regen unter die Traufe, weil, je tiefer gegraben wurde, desto mehr Lehm sich zeigte und da durch das Aufräumen der Gräben der Fahrweg erhöhet wurde, so war derselbe dadurch gänzlich unfahrbar gemacht worden. Regnete es, so zogen vier Pferde keinen Korbwagen von der Stelle; trat anhaltende Trockenheit ein, so brach man die Räder am Wagen und die Rippen im Leibe, wenn man, was nicht zu verhindern, in dergleichen Risse gerieth, die durch das breite Wagengeleise noch tiefer werden mußten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, verfiel der Landrath v. Hake sehr bald auf das rechte Mittel, indem er nämlich aus denjenigen Ortschaften des Kreises und des städtischen Bezirks, die Ueberfluß an Sand und Grand haben, diesen Weg alljährlich damit befahren ließ. Dadurch ist das Uebel vortrefflich ausgeglichen worden; und jener Weg, der nunmehr überall in ähnlichen Fällen Nachahmung gefunden hat, ist ein wahres Muster der Wegebesserung geworden. Man fährt darauf wie auf einer Mak Adamschen Chaussee. — Beiläufig gesagt, wurden vor den Wagen der diesen Weg einst passirenden russischen Kaiserin Mutter (Gemahlin Alexanders) 12 Postpferde gelegt, und zu beiden Sei-

ten gingen je fünf starke Männer, die den Wagen auf durchgezogenen Strängen nach Leibeskräften trugen, und dennoch ging es nur im ruhigen Schritte vorwärts!

Berücksichtigt man das hier eben Gesagte, welches jeder Arzt zu würdigen wissen wird, so muß man nothwendigerweise glauben, daß die nächste Umgebung und die Stadt selbst größtentheils dem schädlichen Einflusse der steten Ausdünstungen des selten trockenen Bodens Preis gegeben, und daß sie immer in Dunst und Nebel gehüllt ist, zumal die nur geringe Entfernung der Niederung und des quelligen, sumpfigen und morastigen Drausen-Sees solches noch unterhält und vermehrt; allein die freie durch keinen nahen Wald, durch keine hohe Bergkette verdeckte, den Winden Preis gegebene Lage der Stadt, und vorzüglich der Umstand, daß sie auf der Nordwestseite und zum Theil auch noch auf der Nordostseite auf einem hohen und steilen Berge liegt, an dessen Fuße eine durch nichts unterbrochene weite Pläne bis nach Elbing, Marienburg, Danzig, und bis an das Haff streift, ändert diese Meinung, und berechtigt vielmehr zu der wahren Annahme, daß die Luft in und um Pr. Holland stets rein, nebelfrei und trocken, mithin gesund ist. Da nun die Ausdünstung in einem solchen Boden verhältnißmäßig stärker in temporairer Beziehung, dagegen schwächer in quantitativer Hinsicht in Vergleich mit jener steht, mithin die Zersetzungen nur langsam von Statten gehen, so ist es auch erklärbar, warum die Vegetation hier überall so reichhaltig, namentlich in den tiefer gelegenen Flächen nach Westen hin, und warum sie weniger üppig erscheint auf denen gegen Mittag hin gelegenen, das steile Ufer der alten Weeske bildenden Bergen.

Diese Lage übet auf die Einwohner einen vortheilhaften Einfluß aus. Sie sind im wesentlichsten sanguinisch, froh und gemüthlich gestimmt, bilden ein lustiges Völkchen, welches von Epidemien höchst selten und schonend, und von endemischen Krankheiten mit Ausnahme der Brustleiden niemals heimgesucht wird,

wogegen in denen an dem Drausen-See gelegenen Ortschaften, das Wechselfieber, die Ruhr und andere Krankheiten zu Hause sind.

Pr. Holland liegt wie Anfangs schon erwähnt worden unter dem 41sten Grade der Länge und unter dem 54sten Grade der Breite, beinahe 99 Fuß über der Meeresfläche auf dem 80 Fuß hohen Schloßberge, an dessen Fuß der Fluß Weeske mit einem Gefälle von circa 20 Fuß sich in den Drausen-See ergießt. Der nach Norden gelegene, eine Meile von der Stadt entfernte höchste Punkt bei Schloß Davids ist fünfhundert Fuß, und der nach Süden hin gelegene fünfviertel Meilen von der Stadt entfernte höchste Punkt bei Weinings, ist fast dreihundert Fuß hoch, mithin ist die Höhe des in der Mitte liegenden Städtchens im Vergleich zu seinen nächsten Umgebungen immer nur relativ, und nur absolut im Vergleich der Höhe der Ostsee anzunehmen.

Wegen dieser Lage ist auch schon weniger Druck der Athmosphäre zu gewärtigen, und folglich mehr Ausdünstung, die aber schnell durch die trockene Luft eingesogen, und durch den stets freien Luftzug hinweggeführt wird, wodurch die Luft, zumal ihrer Höhe wegen, immer rein ist. Da nun aber die durch die Wärme begünstigte Luft im trockenen Zustande sich begierig mit Wasserdünsten zu sättigen strebt, so folgt schon hieraus, daß die Ausdünstung des Bodens stärker dadurch befördert werden muß. Hiezu trägt noch das Aushauen und Lichtwerden der früher der Stadt so nahe gelegenen und auch gegenwärtig selbst der entfernteren Waldungen vieles bei, indem dadurch die Trockenheit des Bodens mehr und mehr befördert wird, anderntheils die durch den Athmungs-Prozeß der Pflanzen bedingte Exhallation aufgehoben wird, welche, wenn man annimmt, daß jede Pflanze mehr noch als zweihundert mal mehr ausdünstet, als sie zu ihrem Leben bedarf, bei bestehenden großen Laubwäldern, wohl in Anschlag zu bringen ist.

Weil nun ferner die nächsten Umgebungen von Pr. Holland höher sind, als die Stadt selbst, und weil die großen Waldungen auf und hinter jenen Höhen gelegen sind, so sind Gewitter über Pr. Holland eine höchst seltene Erscheinung, obgleich von Osten her, seeeinwärts deren in Menge auftreten. Daher die fortlebende Behauptung, daß bei Pr. Holland eine Wetterscheide ist, denn fast immer ziehen die Gewitter am Saume der gegenüberliegenden Berge, und nach dem Drausen-See hin. Demnach steht die Menge des fallenden Regens mit der Höhe der Athmosphäre fast in geradem Verhältnisse, und dieser Umstand übt auf die thierische Faser einen wesentlich vortheilhaften Einfluß. Ganz anders steht es dagegen mit den benachbarten Niederungen; hier ist das Verhältniß umgekehrt, und äußert sich nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung augenscheinlich. Die in der Tiefe des Roßgartens aufgestellten Hygrometer verhalten sich zu denen auf dem Schloßberge innerhalb der Stadtmauer aufgestellten, wie 1 : 3.

Der Barometerstand ist 27'' 10''' bis 28'' 2''' und der des Thermometers nach Reaum. im Sommer + zur Mittagszeit als non plus ultra 30°, und im Winter — 20°, welches bei Nord- und Nordostwinden noch um 5° gesteigert werden kann. Pflanzen, die daher nicht 15° Kälte vertragen können, gehen hier nicht fort; daher ist es kein Land der Reben, der Aprikosen und der Pfirsiche. Und dennoch sind unwiderlegbare Beweise vorhanden, daß die Ordensritter hier ihre Weinberge anbauten und ihren selbst gezogenen Wein kelterten. Das Ausrotten der großen dichten Wälder hat offenbar hierauf Einfluß gehabt; wie uns das die Erfahrung noch täglich lehrt. — Jetzt ist es aber nichts Neues, daß selbst die Obstbäume und die niedrigern Gesträuche, Rosen, Caprifolium, Flieder rc. rc. erfrieren.

Die hier wild wachsenden Pflanzen, also die einheimischen, worunter vorzugsweise die Forstbäume gehören,

gehören, gedeihen sehr gut und erreichen eine ansehnliche Höhe; ich rechne hierher die Eiche, die Fichte und Tanne, welche letztere doch selten sind, die Buchen, Birken, Erlen, Espe, Rüster, Schwarz- und Weißdorn, Weide, Aesche, Ahorn, Hassel, Schlee, Mehldorn, Wachholder, Faulbaum, Ebreschen, schwarzer Flieder, wilde Obstbäume, Kreuzdorn, Brombeeren, Ligustrum vulgare und Hambutte (Rosa canina). Von den Eichen sind nur wenige alter deutscher Herrlichkeiten, und für neue Anpflanzungen wird leider nicht gesorgt. Ebenso wird für die Vermehrung der so nützlichen Rüster und Aesche gesorgt, deren es überhaupt nur wenige Exemplare giebt. Das Bau- und Brennholz ist verhältnißmäßig sehr theuer in Pr. Holland, was hauptsächlich wohl seinen Grund in der Art und Weise der Verwaltung der Wälder, dann aber auch in der schon gewissermaßen bedeutenden Entfernung von der Stadt sucht. Die wenigen überstandenen Eichen sind hohl. Der Cubic-Schuh einer grünen Eiche wiegt 73 Pfd. 2 Loth. Die Landstraßen sind sämmtlich mit Saalweiden, Pappeln, Ebreschen und Obstbäumen bepflanzt. Letztere wurde in der neuern Zeit auf ausdrücklichen Befehl höhern Orts in allen Ortschaften Seitens der Schullehrer durch Anlegung von Baumschulen gehegt und veredelt, wodurch man gleichzeitig dem Volke bei der Erziehung der Jugend mehr Liebe und bessern Sinn für denselben einpflanzen will, um dadurch dem bisher stattgefundenen Baumfrevel vorzubeugen. Gewiß ein höchst lobenswerther Schritt zur Vervollkommnung und Verbesserung des Gemeinwesens.

„Schneide den Namen in junge Bäume,
Nie schwinden die Spuren." —

Die Weißtanne, der Lerchenbaum, der Kastanien- und Wallnußbaum wachsen hier nur als Gartenzierde, und müssen den Winter hindurch vor Frost und Kälte sorgfältig geschützt werden, und dennoch sind sie nur höchst sparsam, indem sie sich nicht einmal selbst fortpflanzen.

Die Früchte der Buchen und Eichen benutzt hier Niemand, weil es nicht Sitte ist, und es schwer hält von denen von Vater auf dem Sohn fortgeerbten Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen sich loszureißen, und troß der gewonnenen Einsicht in eine zum Vortheil gereichende Aenderung sich zu bequemen. Auf dergleichen Vorschläge hört man denn jedesmal erwiedern: mein Vater hat das nicht gethan, und ich lasse es daher beim Alten, weil jener auch nicht verhungert ist! ebenso wenig werden in den Waldungen die Abgängsel theils zur Feuerung, theils zur Düngung und Sträue verwandelt, welches man in südlich gelegenen Ländern doch allgemein findet. In Hannover, in Braunschweig, in Westphahlen und in ganz Frankreich werden die Wälder durch Besen gekehrt, und es ist ein wohlthuendes Gefühl, welches sich jedes Menschen bei dem Hereintreten in einen solchen Hain bemächtigt, der stets wie ein Garten zu einem Feste geschmückt und gereinigt erscheint. — Wir werden auch noch dahin kommen, aber leider erst wenn uns die Noth dazu treiben wird, wenn unsere Wälder ihren Reichthum an Holz nicht mehr besitzen werden. Traurig genug, daß das Schöne, das Nützliche und Gute vom Zwange abhängt: die Noth lehrt uns beten! — Dagegen muß man den Eifer für Obstanpflanzungen und für die Veredelung derselben bei meinen Landsleuten lobend anerkennen, und zeichnet sich hierin vorzugsweise der Oberamtmann Eggert durch seine großartigen und neuen Anlagen, sowie durch seine stete Aufmunterung dazu der Landrath v. Hacke, und mehre Bürger und Landleute aus. Das hier gezogene Obst, worunter außerordentlich schöne und feine Gattungen sich auszeichnen, ist schmackhaft und reichhaltig, freilich schmeckt es in südlicheren Ländern gewürzhafter und süßer, allein das liegt am Klima. — Alljährlich gehet von hier eine Menge frisches Obst nach Elbing, Danzig, ja selbst nach Rußland. Der Bedarf für den Winter wird getrocknet und als Backobst verbraucht. Sehr kultivirt werden hier die süßen und

Spanischen Kirschen, deren es selbst an den Landstraßen genug giebt. Weniger Werth wird auf die Veredelung des Pflaumenbaumes gelegt. — Quitten werden gar nicht gepflanzt; es existirt nicht ein Baum derselben hier. Sämmtliche hier wachsende einheimische Pflanzen zerfallen in offizinnelle und nicht offizinnelle; eine besondere Abtheilung machen alsdann die acclimatisirten und ausländischen in Gärten gezogene Pflanzen. Sie folgen hier namentlich und zwar nach dem Linnéschen System verzeichnet und bekannt, wobei noch zu bemerken, daß diejenigen Pflanzen, welche mit (†) bezeichnet sind, nicht mehr in die neue Pharmacopoea Borrussica aufgenommen sind, aber doch noch oft vorkommen:

## I. Monandria (Erste Klasse.)

In dieser Klasse sind keine offizinnelle hier wildwachsende Pflanzen vorhanden.

## II. Diandria Monogynia (Zweite Klasse.)

Veronica officinalis, ächter Ehrenpreis.
† - Beccabunga, Quellen-Ehrenpreis.

## III. Triandria Monogynia (Dritte Klasse.)

Valeriana officinalis, großer Baldrian, Katzenwurzel.
Triticum repens, Quecken, Queckwurzel.

## IV. Tetandria Monogynia (Vierte Klasse.)

† Scabiosa succisa, Sumpf-Scabiosa, Teufelsabbiß.
† - arvensis, Acker-Scabiosa, Apostelkraut.
† Asperula odorata, Wohlriechender Waldmeister, Mooske, Meyerkraut.
† Galium verum, Gelbes Labkraut, Bettstroh.
† Plantago major, Großer Wegetritt, Wegerich, Wegblatt.
† - lanceolata, Spitzwegerich, Hundsrippe, Radöhl.
† Sanguisorba officinalis, Wiesenkropf, große, rothe, falsche Pimpinel, Blutkraut, Sperberkraut.

† Alchemilla vulgaris, gemeiner Sinnau, Frauenmantel, Löwenfuß.

V. 1. Pentandria Monogynia (Fünfte Kl.)

† Anchua officinalis, gemeine Ochsenzunge, Augenzier.
Cynoglossum officinale, Hundszunge.
† Pulmonaria officinalis, Lungenkraut, Hirschmangold.
Symphytum officinale, gemeiner Beinwell, Schwawurzel, Schmerwurzel.
† Primula veris, gemeine Schlüsselblume, Himmelschlüssel, Primel.
Menyanthes trifoliata, dreiblättrige Zottenblume, Fieberklee, Bitterklee, Wasserklee, Schaarbockklee.
† Lysimachia vulgaris, gelber Weiderich.
† - nummularia, Pfennigkraut, Egelkraut, Wasserpoley.
† Anagallis arvensis, rother Gauchheil, rother Hökesselblume.
Verbascam thapsus, Königskerze, Unholdenkerze, nendarm, Wollkraut.
- nigrum, schwarze Kerze.
Datura stramonium, Stechapfel, Igelkolbe.
Hyosciomus niger, schwarzes Bilsenkraut, Tollkraut, Ziegenkraut.
Solanum dulcamara, kletternder Nachtschatten, Alpranke.
† - nigrum, Saukraut, schwarzer Nachtschatten.
† Rhamnus cathartica, gemeiner Wegdorn, Kreuzdorn, Schwarzdorn.
Viola odorata, wohlriechendes Veilchen, Märzveilchen.
- tricolor, mit weißen Blüthen.
† Hedera helix, Epheu, Eppich, Wiesengrün.
† Vinca minor, kleines Singrün, Immergrün, Wintergrün.

### 2. Pentandria Digynia.

† Cynanchum vincetoxicum, Asclepias, Schwalbenwurzel, St. Lorenzkraut.

† Herniaria glabra, glattes Bruchkraut, Jungferngras.

† Chenopodium bonus Henricus, Dorf-Gänsefuß, guter Heinrich, wilder Spinat.

Ulmus compestris, Rüster, Ulme, Ypsen, Ypern.

- effusa, schwarze Rüster, Steinlinde, Bastlinde.

† Gentiana, Enzian.

† Erythräea centaurium, Tausendgüldenkraut.

† Eryngium campestrem, Feld-Mannstreu, Brachdiestel, blaue Laufdiestel.

† Sanicula europaea, gemeiner Sanickel, Saunickel.

Daucus carota, gemeine Möhre, Vogelnest, wilde Gelbrübe.

Conium maculatum, gefleckter Schierling, Tollkörbel.

† Athamanta oreoselium, Berghirschwurz, Berg-Petersilie.

† Laserpitium latifolium, breitblättriges Laserkraut.

Angelica archangelica, Große Angelik, Engel-, Brust-, Luft-Wurzel.

Phellandrium aquaticum, Wasser-, Roß-Fenchel, Pferde-Saamen.

Cicata verosa, Wasserschierling, Wütherich, Wetterich.

† Chaerophyllum sylvestre, gemeiner Kälberkropf, wilder Körbel.

† Pastinaca sativa, wilder Pastinak.

Carum carvi, gemeiner Kümmel, Schwarz-Kümmel, Wiesenkümmel.

Pimpinella saxifraga, weiße Bibernell, Pimpernell.

† Apium graveolens, Wasser-Eppich, wilder Sellerie.

### 3. Pentandria Trigynia.

Sambucus nigra, gemeiner Hollunder, Flieder, Holder.

4. Pentandria Tetragynia.

† Parnassia palustris, Sumpf-Parnassie, weiße Leberblume.

VI. 1. Hexandria monogynia (Sechste Kl.)

Convallaria majalis, Lilienkonvallien, Maiblume, Thal-Lilie.
† - polygonatum, Buschkonvallie, Salomonssiegel.
Acorus calamus, gemeiner Kalmus.
Berberis vulgaris, gemeiner Sauerdorn, Berberitzen.

2. Hexandria Trigynia.

† Rumex aquaticus, Wasserampfer.
† - acutus, Spitzampfer.
† - acetosa, Sauerampfer.

3. Hexandria Polygamya.

† Alisma plantago, gemeiner Froschlöffel, Wasserwegerich.

VII. Heptandria Monogynea (Siebente Kl.)

Außer Aesculus hippocastanum, (Roßkastanie) Nichts.

VIII. 1. Octandria mongynia (Achte Klasse.)

Vaccinium myrtillus, Heidelbeere, Blaubeere, Bickbeere.
† - vitis idaea, Preißelbeere, Kronsbeere, Bereitzkekraut.
Daphne mezereum, Seidelbast, Kellerhals, Pfefferstrauch.

2. Octandria Triginia.

Polygonum bistorta, Wiesenknöterich, Natterwurzel.
† - hidropiper, Wasserpfeffer, Bitterling, Mückenkraut.
† - aviculare, Vogelknöterich, Wegetritt, Vogeltrittgras.

3. Octandria Tetragynia.

† Paris quadrifolia, vierblättrige Einbeere, Wolfsbeere, Sauauge.

In der IX. Klasse Enneandria, sind keine hier wilde wachsende Pflanzen vorhanden.

X. 1. Decandria Monogynia (Zehnte Kl.)

Ledum palustre, Porst, Porsch, wilder Rosmarin.
Arbutus ura ursi, Sandbeere, Bärentraube.
† Pyrola rotundifolia, rundblättriges Wintergrün, Steinpflanze, Waldkohl.

2. Decandria Diginia.

† Saxifraga granulata, körniger Steinbrech, Keilkraut.
Saponaria officinalis, gemeines Seifenkraut, Waschkraut.

3. Decandria Pentagynia.

† Sedum telephium, knolliges Sedum, fette Henne, Wolfsbohne, Donnerbart.
† - acre, scharfes Sedum, Mauerpfeffer, Ohnblatt, Katzentraube.
Oxalis acetosella, gemeiner Sauerklee, Hasenkohl, Kuckuckskohl, Halleluja.
† Lichnis dioica, gemeine Lichtnelke, Marienröschen.

XI. 1. Dodecandria Monogynia (Elfte Kl.)

Asarum Europaeum, Europäische Haselwurz.
† Lythrum salicaria, Weiderich, blauer Fuchsschwanz.

2. Dodecandria Trigynia.

† Euphorbia helioscopia, gemeine Wolfsmilch, Hundsmilch.
† Sempervivum tectorum, gemeine Hauswurz, Hauslaub.

XII. 1. Icosandria Monogynia (Zwölfte Kl.)

† Agrimonia eupatoria, Odermenning, Brechwurz, Leberkletten, Königskraut.

† Prunus padus, Vogelpflaume, Elsenbeere, Faulbaum.
† - spinosa, Schlehe, Krese, Kriechenpflaume.

2. Icosandria Trigynia.

† Sorbus aucuparia, Eberesche, Drosselbeere.

3. Icosandria Pentagynia.

† Spiraea ulmaria, Sumpfspierstaude, Geisbart, Johanniswedel.
† - filipendula, knollige Spierstaude, Erdeichel.

4. Icosandria Polygamya.

† Rosa canina, Hundsrose, wilde Hambotte.
Rubus idaeus, rothe Brombeere, Himbeere.
† - fruticosus, Strauchartige Brombeere.
† Fragaria vesca, Gemeine Erdbeere, Wald-, Feld-Erdbeere.
† Potentilla anserina, kurzstieliges Fingerkraut, Gänserich.
† - reptans, kriechendes Fingerkraut.
Tormentilla erecta, aufrechte Tormentill, Ruhrwurz, Blutwurz, Birkwurz.
Geum urbanum, gelbes Benedictenkraut, Heil aller Welt, Hasenauge.
† - rivale, Wasserbenedictenkraut.

XIII. 1. Polyandria Monogynia (Dreizehnte Klasse.)

Chelidonium majus, Schöllkraut, Schwalbenkraut.
† Nymphaea alba, weiße Seerose, Seemummel, Wassertulpe.

2. Polyandria Trigynia.

Delphinium consolida, wilder Rittersporn.

3. Polyandria Polygamia.

† Anemone hepatica, dreilappiger Leberklee, blaue Leberblume, Märzblume.
Pulsatilla pratensis, Wiesenküchenschelle, Osterblume.

† Ranunculus ficaria, herzblättriger Hähnenfuß, kleines Schöllkraut.

XIV. 1. Didynamia Gymnospermia (Vierzehnte Klasse.)

† Verbena officinalis, Eisenhart, Stahlkraut.
† Ajuga piramidalis, pyramidalischer Günsel.
† Teucrium scordium, Knoblauch-Gamander, Wasserknoblauch.
† Mentha sylvestris, Waldmünze.
Glechoma hederacea, Gundermann, Erdephen.
† Lamium album, weißer Bienensaug, Taubenessel.
† Betonica officinalis, gemeine Betonie, Potenge.
Marrumbium vulgare, gemeiner Andorn, wilder Dorant.
† Leonurus cardiaca, Wolfstrapp, Herzkraut.
Origanum vulgare, gemeiner Dost, wilder Majoran.
Thymus serpyllum, Feldtymian, Feldkümmel, Quendel.
† Prunella vulgaris, gemeine Brunelle.

2. Didynamia Angiospermia.

† Euphrasia officinalis, gemeiner Augentrost.
† Pedicularius palustris, Sumpfläusekraut, brauner Rodel.
† Antirrhinum linaria, gemeines Leinkraut, Marienflachs.
† Scrophularia nodosa, gemeine Braunwurz, Kropfwurz.
† - aquatica, Wasserbraunwurz, Sauknoten, Kreuznessel.

XV. 1. Tetradynamia Siliculosa (Funfzehnte Klasse.)

† Thlaspi arvense, Ackertäschelkraut, Hellerkraut.
† - bursa pastoris, gemeines Täschelkraut, Hirtentäschel.

2. Tetradynamia Siliquosa.

† Cardamine pratensis, Wiesenkresse, Gauchblume.
† Sisymbrium nasturtium, Quellenrauke, Brunnenkresse, Bornkresse.
† - sophia, feinblättrige Rauke.
† Erysimum officinale, Wegheberich, gelbes Eisenkraut.
† - alliaria, Knoblauchskraut.

XVI. 1. Monadelphia Decandria. (Sechszehnte Klasse.)

† Geranium robertianum, stinkender Storchschnabel, Ruprechtskraut.

2. Monadelphia Polyandria.

† Malva rotundifolia, rundblättrige Malve, Katzenkäse.

XVII. 1. Diadelphia Hexandria. (Siebzehnte Klasse.)

† Corydalis bulbosa, hohle Lerchenwurz, Osterlucey.
Fumaria officinalis, gemeiner Erdrauch.

2. Diadelphia Decandria.

Melilotus officinalis, gelber Steinklee, gelber Melilot.
Trifolium repens, weißer Klee, weißer Honigklee.

XVIII. Polyadelphia. (Achtzehnte Klasse.)

In dieser Klasse sind keine hier wildwachsenden officinelle Pflanzen.

XIX. 1. Syngenesia ligulata. (Neunzehnte Klasse.)

Leontadon taraxacum, Löwenzahn, Butterblume.
† Hieracium pilosella, gemeines Habichtskraut.
Cichorium jetybus, gemeine Cichorie, Wegwart, Wegleuchte.

2. Syngenesia tabulosa.

Arctium bardana, filzige Klette.

Tanacetum vulgare, Wurmkraut, Reinfarre.
Artemisia absinthium, bitterer Beifuß, Wermuth, Wiegenkraut.
- vulgaris, gemeiner Beifuß, Johannisgürtel.
† Gnaphalium arenarium, Sandruhrkraut, Katzenpfötchen, Steinblume.
Tussilago Farfara, gemeiner Huflattich, Ackerlattich, Eselsfuß.
- petasitis, großblättriger Huflattich, Schweißwurzel.
Centaurea cyanus, blaue Flockenblume, Kornblume.

3. Syngenesia mixta.

† Solidago Virga aurea, Goldruthe, St. Petersstab.
† Jaula dysenterica, Ruhralant.
Matricaria chamomilla, römische Chamille, Kamille, Romei.
Achillea millefolium, Schaafgarte, Tausendblatt.

XX. Gynandria Diandria. (Zwanzigste Kl.)

Orchis moria, Triften-Ragwurz, Knabenkraut, Deutsche Salep.
- bifolia, zweiblättrige Ragwurz, Nachtschatten.

XXI. Monoecia Triandria. (Einundzwanzigste Klasse.)

Carex arenaria, Sandsegge, Deutsche Sarsagarille.

XXII. Dioecia. (Zweiundzwanzigste Klasse.)

D. Tetrandria. Visium album.
D. Pentandria. Connabis satica.
D. Monadelphia. Inniperus communis.

Die früher offizinelle Rinde von Fraxinus excelsior nicht vorhanden.

XXIV. Cryptogamia.

Polypodium vulgare }
Afpidium filis mas } Filices.
† Adianthum Capillus }

Lycopodium clavatum } musci.
Polytrichum commune }
Sticta pulmonacea. (Algae.)

Der Gartenbau wird hier aufs sorgfältigste, und da wo es die Mittel erlauben auch geschmackvoll und kunstreich betrieben, so daß beides: Nutzen und Anmuth zum geselligen Vergnügen darin vereinigt sind. Auch fehlt es nicht an öffentlichen Vergnügungs-Gärten, worunter sich einige durch ihre Größe, Lage und sinnreiche Anlagen vortheilhaft auszeichnen, wie z. B. der Garten des Mentzel jun. vor dem Töpferthore gelegen.

Zum Gemüseanbau hat Pr. Holland noch außerdem einen besonderen Gemüsegarten, obgleich die Stadt hinreichend von der benachbarten Niederung mit dem nöthigen Gemüsebedarf versehen werden konnte. Es eignet sich aber der Boden und die Lage ganz vorzüglich dazu, und es ist unglaublich was hierin gewonnen wird. Unter allen nur gangbaren Gemüsearten stehen hier aber der Weißkohl und die Kartoffeln obenan. Ersterer, der als Sauerkraut häufig benutzt wird, wird mehr und mehr durch die letztern verdrängt, die fast die einzige Nahrung des gemeinen Mannes geworden sind, womit er sich den ganzen Winter hindurch erhält. Die Anpflanzung derselben ist erst in dem letzten Dezennium so allgemein geworden, obgleich man schon seit fünfzig Jahren hier den Anbau häufiger betrieb. So vortheilhaft wie dieses nun auch auf der einen Seite immer ist, indem dadurch der ärmeren Klasse ein so bedeutender und wenig kostspieliger Nahrungszweig gegeben ist, der selbst einer sonst so häufig vorkommenden Hungersnoth abwährt, so viele Nachtheile gehen auch wieder daraus hervor durch den alleinigen Genuß der entweder nicht reifen oder erfrornen, verfaulten Kartoffeln, namentlich bei zartem, jugendlichem Alter, und bedenkt man vollends, daß nur ausnehmend gegenwärtig aus dieser Frucht der Brandtwein bereitet wird, den die ärmere und arbeitende Klasse nicht mehr trinkt sondern säuft, so daß es eine wahre Brandtweinspest zu nennen ist,

sich darin physisch und moralisch versäuft: so möchte ich doch wohl bezweifeln, ob wir Ursache haben Franz Drake dafür Dank zu sagen. — Freilich die Extreme berühren sich überall, und jede Sache hat ihre gute und ihre schlechte Seite, und man könnte aus demselben Grunde die Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und der Dampfmaschinen anathemasiren. Doch davon weiter unten. —

Jenen beiden Nahrungsmitteln folgen dann die verschiedenen Feldfrüchte und Gemüse-Arten, von denen oben an steht der Roggen, sodann folgt die Gerste, dann der Hafer, dann der Weizen und die Erbsen. — Bohnen werden nur wenige gebauet, und Linsen gar keine. Die Feldfrüchte sind sehr gut, und sie würden noch besser, noch ergiebiger sein, wenn die Betriebsamkeit größer wäre, aber der größte Theil der Ackerbürger ist verarmt; es fehlt ihm an den nothwendigsten Mitteln zur Bearbeitung und Benutzung seines Ackers, der oft in zehn Jahren keinen Dünger erhält, und dann immer wieder, um doch nicht ganz Brach zu liegen, mit Hafer besät wird. Dadurch kommt dieser an und für sich so ergiebige Weizenboden allmälig außer Cultur und trägt endlich gar nichts mehr. — Die Pferde, durch welche großen Theils die Bearbeitung des Feldes vollzogen wird, da diese nicht so kostspielig sind als die Ochsen, und überhaupt ihre Nutzungen vielseitiger bei der Beackerung sind, als jener, sind die traurigsten Repräsentanten des sogenannten Vollbluts ihrer Race, die Poseydon als Schöpfer selbst nicht mehr wieder erkennen könnte! Für ein Spottgeld, oftmals für ein Quart trebersaures Bier, oder für ein Quart Kartoffelfusel wird solch ein bereits abgeprügeltes, lahmes und total blindes Thier, das sich obenein noch alljährlich, der Schlange gleich, im Frühjahre häutet, weil es die Räude nie los wird, auf dem Pferdemarkte erstanden. Von Hafer ist ihm vielleicht nie ein Lied gesungen, ja nicht einmal Heu wird ihm gereicht, sondern Strohfutter und wenn es hoch herauskommt Erbsenstroh ist den ganzen Winter hindurch seine noth-

dürftige Nahrung, die ohnehin oft erst im Monat December eintritt, denn so lange es nur irgend möglich ist müssen diese armen Thiere draußen unter freiem Himmel ihre Nahrung suchen. — Wir kommen darauf vielleicht noch einmal zurück. Diese Verfahrungsart und Ackertheorie, ist jedoch nicht auf alle anzuwenden; es giebt Bürger in Pr. Holland, die mit dem Zeitgeiste mitgehen, und reichlichen Lohn für redlichen Fleiß und Mühe erndten, und eine Zierde meiner Vaterstadt sein werden. Ich nenne die Namen Saro, Studty, Kirschstein, Thiel, Mentzel, Schubert, Kretschmer, Tuschke, Eisenach, Behrends, Rase und deren Mehre.

Die Gerste wird, wiewohl nicht zum zehnten Theil mehr wie einst, als noch an Achtzig Mälzenbräuer in Pr. Holland wohnten, die das sonst so berühmte Bier, Namens Füllwurst, bräuten, verhältnißmäßig mehr als der Weitzen gebaut.

Sie ist sehr schwer und ergiebig; leider nur wird das Malz fast regelmäßig verdorben, und das davon bereitete Gebräude schmeckt brandig, schaal, und sieht schwarzbraun aus, weil es sonst der Schankwirth nicht los wird, indem der Bauer den Glauben hat, daß nur dickes schwarzes Bier kräftig und nahrhaft ist.

Hanf wird hier nicht angebaut, dagegen desto mehr Flachs, der in der Regel gut gedeihet und als rohes Garn meistentheils verarbeitet, seltener als Leinwand auf den Märkten, und an die Juden verkauft wird.

Rübenanpflanzungen, namentlich die der Zuckerrüben ist ein zu neuer Artikel, als daß er schon hätte Eingang finden können; aber Ripps wird in der letztern Zeit schon hin und wieder gebaut, und noch verkauft, obgleich es zweckmäßiger wäre, wenn er auf einer Oelmühle verarbeitet würde. Aber, wie schon gesagt, meine Landsleute sind gegen Alles was neu ist eingenommen, und aus diesem Grunde sind auch bis jetzt die Aufforderungen zu einer Maulbeerbaum-Anpflanzung und Seidenwürmerzucht vergebens gewesen, bis vor

kürzlich im Amte Weeskenhoff die Sache Eingang gefunden hat. Hoffentlich wird dieses industriöse Unternehmen, da nun der Anfang gemacht ist, Nachahmung finden.

In den letzten Jahren sind sehr viele Spargelbeete in Pr. Holland angelegt worden, auch wurde die größte Englische Zwiebel daselbst eingeführt, und häufig gebaut. Außer beiden genannten Gemüsen befleißigt man sich auch sehr des Anbaus der rothen Rüben und des Blumenkohls. Erstere werden gern und häufig als saure Suppen und eingemacht als Salat, in propfylactischer Hinsicht als Blutreinigungsmittel wider den Schaarbock (Skorbut) gegessen.

Eine vollständige fauna prus. Hollandica hier zu liefern, war zwar mein Bestreben, es wird mir jedoch nicht genügend gelungen sein, die Aufgabe zur vollkommenen Zufriedenheit zu lösen.

Was zuvörderst die Hausthiere anbetrifft, so steht die Viehzucht obenan. Es ist jedoch leider von ihr eben so wenig tröstliches zu sagen, als es bereits schon der Fall war, von der Pferdezucht bei Gelegenheit des Ackerbaues. Zug- und Ackerochsen werden nur von den mehrbegüterten Ackerbürgern zur Bebauung ihrer Felder gehalten, während die mehesten sich hierzu der Pferde bedienen. Kühe aber sind in beträchtlicher Menge vorhanden, nur sind die mehrsten klein und liefern wenig Milch. Einige darunter sind von Niederunger Race, und eine solche Kuh liefert binnen Vier und zwanzig Stunden wohl an 12 Berliner Quart Milch den ganzen Sommer hindurch. Die Viehzucht würde hier einträglicher sein, wenn man bei so reichhaltiger Vegetation und bei so ergiebigem Boden von bessern, richtigern, landwirthschaftlichern Prinzipien ausginge, und selbst in polizeilicher Hinsicht zweckmäßigere Anordnungen treffen möchte. So z. B. wird alljährlich schon zu Anfange des Frühjahrs das üppig emporwachsende Gras des großen Roßgartens durch das Hineinjagen sämmt-

lichen Jungviehes verschlemmt und im Keime erstickt. Hierauf beginnen im Monat Juni die Landwehrschießübungen, und endlich nachdem dieses beendet worden, wird nun erst die städtsche Heerde täglich an dem einen Ende hineingetrieben, lagert sich alle Mittage Behufs des Milchens am vorderen Theile des Roßgartens, wird dann wieder zurückgeführt, und Abends am anderen Ende hinausgejagt. Was kann nun aber ein noch so ergiebiger Wiesenwachs liefern, wenn bei diesem Verfahren täglich viermal eine Heerde von Achthundert bis Eintausend Häuptern über seine Pläne hinwegschreitet? Warum theilt man nicht den Roßgarten in Schläge ein? Warum befleißigt man sich nicht des Anbaues von Futterkräutern, welches bei Parzellirungen so leicht ausführbar ist? Die Hälfte der jährlich gewonnenen Kälber wird zugezogen, die andere Hälfte wird theils verkauft, theils in der Hauswirthschaft verzehrt. Die Kalbsfelle werden dann von den hier anwesenden Juden billig erstanden, und mit dreifachem Profit nach größeren Städten verschachert.

Außer dem, in den Jahren 1807, 1809 und 1811 unter dem Rindvieh gewütheten Milzbrande, woran durch Uebertragung des Milzbrand-Carbunkels mehre Menschen gleichzeitig damals erkrankten, und mein Vater selbst einen qualvollen Tod starb, haben seit jener Zeit keine Seuchen unter der städtischen Heerde, und selbst nur gewöhnliche Krankheiten in geringem Maaße geherrscht. Im Jahre 1811 waren von 758 Häuptern nur noch 52 am Leben geblieben, die sich aber auch noch die Franzosen ausbaten.

Die Schaafzucht findet hier kein Gedeihen; ich glaube der Boden ist zu flach und zu fett dazu, denn die Schaafe bekommen jährlich die Rände. Es sind die wenigen Schaafe nur diejenigen der ordinairen, höchstens der Mittelklasse angehörigen, die hier gehalten werden. So ergiebig und nützlich immerhin dieser Zweig der Landwirthschaft ist, so liegt es doch schon in der Natur der Sache selbst, daß die Schaafzucht und

namentl-

namentlich der veredelten, wenn sie einigermaßen ergiebig ausfallen soll, für den Städter, vorzüglich da wo die Feldergemeinschaft und keine Separation besteht, eine zu umständliche, beinahe unausführbare Industrie ist, und das schon allein aus dem Grunde, weil es an Raum für zweckmäßige Winterstallungen und an hinreichendem Futtereinschnitt mangelt, da schon des Düngers wegen die Hauptsache doch immer die Kuhpacht bleiben muß.

Dagegen ist die Schweinezucht hier zu Hause, deren ein ansehnlicher Theil an die auswärtigen Schweinehändler mit Vortheil verkauft wird. Die Race ist ein guter Mittelschlag zwischen der Englischen und der Deutschen. Sie leidet aber nicht selten an Finnen, und zuweilen auch an der Borstenfäule. Esel und Ziegen werden hier nicht gehalten.

Hochwild steht auf städtischem Gebiete nicht, jedoch treten Rehe und wilde Schweine von Zeit zu Zeit aus der benachbarten Königl. und gräflich Schlobittschen Forst hinüber. Hasen und Füchse sind ziemlich häufig, der Dachs aber ist selten. Marder, Wiesel, Iltis, Igel, Eichhörnchen, Maulwürfe, Mäuse, Ratten, Fledermäuse, Fische und Flußottern sind in Menge vorhanden, Wölfe erscheinen aus dem nachbarlichen Polen von Zeit zu Zeit und richten oftmals großen Schaden an, jedoch sind sie jetzt gegen früher nur seltene Gäste, denen hier kein langes Quartier gegeben wird, denn sobald sie sich zeigen, wird eine allgemeine Treibjagd gegen sie veranlaßt. Elchwild oder Elen zeigte sich noch vor 8 Jahren auf der benachbarten Höhe bei Münsterberg. Bären giebt es keine mehr hier, obgleich es deren hier unbezweifelt noch in vorigen Jahrhundert gegeben hat, wofür nicht nur schriftliche Aufzeichnungen, sondern auch die darauf bezüglichen Benennungen mancher Plätze und Marken sprechen, wie z. B. der Bärenwinkel, der Bärengrund rc. Der Biber hat meines Wissens hier nie gewohnt. Hunde und Katzen sind im Ueberfluß vorhanden, und zwar mehr als es die menschliche Sicher-

heit und die menschliche Gesellschaft erfordert, wie fast überall, werden die Weibchen der Hunde bei ihrer Geburt ersäuft, und nur die Männchen erzogen. Durch dieses Mißverhältniß aber wird der schrecklichsten Krankheit, der Hundswuth, zur Erzeugung fördernde Gelegenheit gegeben.

Zu den hier einheimischen nistenden Vögeln zähle ich zuvor die zahmen Gänse und Enten, Hühner und Tauben. Letztere vorzüglich sind hier sehr beliebt und mehr ein Luxus- und Vergnügungsartikel.

Unter den Singvögeln zeichnet sich auch hier die Nachtigal aus, die leider, so häufig wie sie hier auch ist, durch Gewinnsucht und Aufhebung ihrer Brut vertrieben, mit jedem Jahre sich mehr und mehr vom städtischen Gebiete zurückzieht und verringert. — Der Kanarienvogel wird fast in jedem Hause in der Sklaverei erzogen; die Lerche, der Buch- und Distelfinke, die Amsel, der Spre, der Zeisig, die Grasmücke, der Zaunkönig, die Meise sind hier in großer Menge vorhanden. Unter den Zugvögeln sind der treue Storch und die gesellige Schwalbe, die beide von Jedermann mit Jubel empfangen und fast wie heilig verehrt werden, die häufigsten; sodann fehlt es auch nicht an Kranichen, Fischreihern, Drosseln, Schnepfen, Wachteln, Hasel- und Rebhühnern. Die Eulenarten, so wie die im weitern Sinne zu den Raubvögeln gehörigen Dohlen, Krähen, Raben, Habichte, Wiesen, Tauben- und Hühnerfalke, Neuntödter, Wendehals und Wiedehopf, desgleichen die Spechtarten; der Goldammer, der Kuckuck und die Mandelkrähe sind hier außerordentlich zahlreich, sowie der Haus- und Baumsperling. Ebenso sind die Felder mit Staren, wie die Wälder mit wilden Tauben und Ortolanen angefüllt.

Von Sumpfvögeln sind die wilden Enten, die Märzente, die Krickente, die Löffelente, die Brandtente, die weißköpfige Ente und die große Trappe, die Pfuhlschnepfe und die Rohrdommel, so dann auch einige Mövenarten hier einheimisch. Der Schwan nistet hier nicht.

Die in dem Weeskebette und im Drausensee vorgefundenen Fische sind der Karpfen, der Hecht, der Zander, die Forelle, der Kaulbarsch, der Aal, der Weißfisch, die Karausche, die Neunauge, die Schleihe, die Schmärl. Des Schmärlfanges wegen war Pr. Holland von jeher berühmt; in der neueren Zeit ist dieser Fisch sehr selten geworden. — Die Karpfen werden in Weihern aufbewahrt, und den Winter hindurch in besonders dazu erbauten Hüthekasten.

Alle die hier genannten Fischarten sind in großer Menge vorhanden und dienen der Stadt zur Consumtion auf vornehmen und geringen Tafeln, nur ist es zu bedauern, daß gerade zur Laichzeit der Fischfang am stärksten betrieben wird.

Auch ist an Krebsen und Muscheln ein großer Reichthum in der Weeske. Erstere werden von bedeutender Größe daraus auf unsere Schüsseln aufgetragen, letztere werden nicht gegessen, wenn gleich zur Zeit der Franzosen es geschah, die es uns, sowie die schmackhafte Zubereitung der Froschkeulen lehrten. Die Bienenkultur ist hier aber nicht zu rühmen, sie beschränkt sich wohl nur auf Liebhaberei.

Schöne Schmetterlinge trifft man hier an, von denen der große Schwalbenschwanz, das große Pfauenauge, der Admiral, der Todtenkopf, der Trauermantel und der große Fuchs die vorzüglichsten sind. — Der Springkäfer, der Nashornkäfer, der Riesenkäfer, der Goldkäfer, der Hirschkäfer, die Baumwanze, die Gallwespe, aber auch der Erdfloh und der Kornwurm sind hier häufig. Der Blutegel, früher so erstaunt häufig, ist jetzt in unsern Gräben und Teichen eine seltene Erscheinung geworden, seitdem er zur Spekulation fürs Ausland erwählt worden ist. — Am Bandwurm, und zwar am gegliederten leiden viele Pr. Holländer. Man giebt dem Trinkwasser Schuld — eine Hypothese, die ich nicht erst bekämpfen darf, jedoch ist es gewiß, daß von auswärts hierher verzogene, früher nicht daran erkrankte Menschen ihn hier erst spüren. Einem

zwanzigjährigen Mädchen trieb ich sieben dieser Gäste, zusammen eine Länge von 218 Ellen auf einmal und einer Frau einen Bandwurm von 75 Ellen ab. Außerdem habe ich ihn aber wohl bei zwölf Personen mit mehr oder weniger Erfolg abgetrieben, nur nie diese Länge beobachtet. Auch die Hunde haben ihn fast durchgängig.

Raupen sind oft mehre Jahre hintereinander in Milliarden hier, so daß sie durch die Schornsteine in das Essen fallen und kein grüner Baum rundum zu sehen ist. Eine solche Plage herrschte namentlich in dem Jahre 1827. Heuschrecken sind wenige, aber häufiger ist der Maiwurm und die Spanische Fliege, die in der Regel alle drei Jahre in großen Massen auf unserm aklimatisirten Flieder sich einfindet, aber nur wandernd. Die große und die kleine Ameise, das Heimchen, und der Feuerwurm, desgleichen die große Kreuzspinne und viele dieser Arten sind in ungeheurem Ueberfluß hier, und nicht selten eine große Plage. Unter den Reptilien gehört hier die Eidechse, die Blindschleiche, die Viper, die Unke und die Kröte her. Vom Vipernbiß habe ich sehr oft lebensgefährliche Folgen gesehen, ja ein Fall ist mir bekannt, wo ein Hirtenknabe, und ein anderer, wo eine Magd an den Folgen des Bisses, nämlich am Fußbrande starben.

(Fortsetzung folgt.)

## II.

# Kirchengeschichte der Stadt Konitz.

Von N. G. Benwitz.

(Beschluß.)

## §. 13.

Nachdem wir nunmehr die Geschichte der hiesigen Augustiner und ihrer mit der Stadt an 350 Jahre — und vielleicht noch länger — geführten Streitigkeiten vorgetragen haben, ist es noch nöthig Etwas über die Gründung, und frühere Geschichte der Pfarrkirche St. Johann in Konitz, aus dem 14. und 15. Jahrh. zu sagen, wie es Goedtke uns in seiner im 1. §. angezeigten Kirchengeschichte dieser Stadt hinterlassen hat.

Ihrer Umwandelung in eine evangel. Kirche 1555, und nothgedrungenen abermaligen 1616, in eine katholische, wurde schon im 3. und 5. §. erwähnt. Sie ist 1205 gegründet worden, welches aus mehren, zum Theil noch jetzt erhaltenen Papieren derselben zu entnehmen ist und war, ferner nach einer früher dort befindlich gewesenen Marmortafel, und nach einer vormals in der Sakristei gehangenen schwarzen Tafel, [46])

---

46) Obgleich keine Kunde vorhanden ist, daß die Johanniterritter zu jener Zeit, in Konitz, wie in andern Städten, Besitzungen hatten, so besaßen sie doch in dem Dorfe Schwornegatz, 2½ Meilen nördl. von Konitz entfernt, 1291 ein Ordenshaus, (späterhin ein Sattelhof des D. Ordens) eine in der Gegend von Konitz gelegene Haide, und mehre, einige Meilen von der Stadt entfernte Ländereien, welches aus 2 in Ledeburs Allg. Archiv. 1. Band 3. Heft 1830. S. 225—227. mitgetheilten Urkunden von 1291 hervorgeht; und nach diesen Urkunden befand, und befindet sich noch, in Schwornegatz eine Kirche, welche, gleich der in Konitz, den Namen „Johannes des Täufers" führt. Ob vielleicht die Johanniterritter beide Kirchen gegründet, oder zu ihrer Gründung beigetragen haben mögen? —

Johannes dem Täufer, bei ihrer Einweihung, gewidmet worden, wiewohl man auch anderer Schutzpatrone, als des Evangelisten Johannes und der Maria Magdalena hiebei nicht vergaß, wie die gen. Tafel darthut. Ihr Gewölbe, welches wie schon früher erwähnt wurde, durch die Brände v. 1657 und 1733 mürbe gemacht, einstürzte, ruhete auf 6 noch jetzt, 1837, vorhandenen starken massiven Pfeilern. Inwendig, im Gewölbe, hatte sie 42 Ellen Höhe, 33½ Breite und 84½ Länge. Ihr großer Thurm, ohne das Dach zu rechnen, hält 14 Ellen in der Breite und 80 in der Höhe. (Dieses weicht von den Maßen der 1750 geschehenen Vermessung ab, nach welcher diese Kirche, mit der Mauerdicke, 128 Fuß lang, 69 F. breit und 49 F. hoch, und der Thurm, von 29 F. im □, bis ans Dach, 125 F. hoch gefunden wurde. Nach einer noch späteren Vermessung soll die Kirche mit dem Thurm, 154 F., im Lichten lang und 65 F. breit sein. (Die im Fensterbogen, vorne am Thurm eingeschnittene Jahrzahl 1541, deutet vermuthlich auf eine frühere Ausbesserung der Kirche hin.) An der Kirche standen früher 2 Kapellen, der Maria Magdalena und der Jungfrau Maria gewidmet, in deren letzterer die Dorengowskische Familie ihr Erbbegräbniß hatte. Die erstere wurde durch einige Legate verschiedener adelicher Familien bis 1622 erhalten, hingegen verfiel die letztere gänzlich, und der Eingang nach derselben aus der Kirche, wurde 1755 zugemauert. Jetzt, 1837, ist keine Spur mehr von Beiden zu finden, denn die von der einen noch vorhandene Ringmauer ohne Dach, wurde schon im Anfange dieses Jahrh. abgetragen. In der Pfarrkirche befanden sich ehemals 7 Altäre; nach dem Brande v. 1657 wurden aber nur 4 wieder aufgerichtet, auf deren einem, — welcher aus der verfallnen Marienkapelle weggenommen, und an der Südseite der Wand gestanden, — aber in Ermangelung der Reliquien und des geweihten Grabsteins, keine Messe hat können gelesen werden. Nach Anwei-

sung des jetzt angeführten decreti reformatorii, sollen auf den übrigen 3 Altären, wöchentlich 13 Messen gelesen werden. Zur Erhaltung des Pfarrers hat der Hochmeister Winrich v. Kniprode, in der der Stadt Konitz 1360 gegebenen erneuerten Handfeste, sechs freie Hufen verliehen, und 1383 stellte der Komthur von Schlochau, Friedrich Bül vom Scharpenstein, eine noch im Stadtarchiv befindliche Urkunde aus, über das auf der Stadt Grund und Mauer erbaute Haus des Pfarrers der Stadt, Konrad Dech, welches hinter der Widdem (Pfarre) liegt, und nach seinem Tode der Stadt zufallen soll. Im 15. Jahrh. hat der hiesige Rath nebst den Aeltesten, 1445 Dominica Jubilato, angeordnet, daß der Pleban die erste Messe sinn tone lesen, und an allen Sonntagen, auf der Kanzel der Seelen der Verstorbenen gedenken mußte, welche die erste Messe instaurirt hatten. Nachher hat der Rath, in Gegenwart des Grafen Johann von Gleichen und Johann Hoyers, zu der Zeit Hauptmann in Konitz, mit dem Pfarrer, 1459 nach Quasimodogeniti, einen Vergleich geschlossen, nach welchem er täglich die Frühmesse zu lesen bestellen sollte, für welche Arbeit ihm jährlich 4 gute Mark zu geben versprochen, welches bald darauf erhöht, und ihm 1461 Dominica oculi, jährlich 10 gute Mark versichert wurden. Eines andern Vermächtnisses v. 1463, über 50 Mark, von Johann Hoyer, Kaspar Nostitz, Joh. Schwenkenfeld und andern Rittern mehr, vom Hause Schlochau, das Sakrament bei Kranken betreffend, wobei den Pfarrer 4 Schüler, mit Kerzen und Fahnen begleiten sollen, erwähnt ebenfalls das älteste hiesige Rathsbuch am Tage Martini des gen. Jahres. Wie viele Geistliche aber bei der Pfarrkirche zur Bestellung des Gottesdienstes gewesen sind, kann man nicht deutlich genug anzeigen; so viel ist gewiß, daß außer dem ordentlichen Pfarrer, ein beständiger Vikar gehalten worden ist, welches aus der vom Hochmeister W. v. Kniprode 1378 ertheilten Bestätigung

zweier Vikarien, die der Pfarrer Konrad zu Konitz, sowohl in der dortigen Kirche, als auch in dem Krankenhause zu Schlochau, zur Ehre der h. Katharina — gestiftet hatte, hervorgeht. Auch dieses beglaubigen die hiesigen Rathsbücher v. 1462, 1463 und 1530, daß zu dem Lorenzaltar ein besonderer Vikarius, wie auch ein Altarista, der zugleich Pfarrer in Neukirch gewesen, verordnet worden ist, und auf dem Altar der Apolonia das Amt der Messe gehalten hat. Ein dort noch 1530 befindlich gewesener Altar hieß „Schützenaltar", und wurde vermuthlich von der hier damals schon lange bestandenen Schützengilde gegründet. Die gedachten Bücher v. 1436, am Tage Katharinä, erwähnen, daß damals, ohne den Pfarrer Heinrich Warlank,[47]) noch 4 Kapellane oder Vikarien gewesen sind, welcher Namen folgende waren: Nikolaus Pyrer, Nikol. Stange, Nikol. Blume und Paul Pfawl.

---

47). Dieser vermachte am genannten Tage der Pfarrkirche 179 gute Mark; und 1450 erhielt sie von dem hiesigen Bürger Hanns Hartemerhe ein Legat von 46 ger. Mark, und der Augustinerkonvent dieser Stadt 10 ger. Mark. Ueberhaupt empfingen im 15. Jahrh. diese beiden Kirchen viele Vermächtnisse. So erwähnt z. B. die in der 4. Anmerkung genannte Jesuitenchronik eines Kelches, den die Kreuzherren 1437 aus Jerusalem gebracht, und der Pfarrkirche geschenkt haben sollen, welchen letztere 1616 vermißte. Ob dem so sei, mag dahin gestellt bleiben, denn dieses Buch tischt manches Unglaubliche auf, wie wir bereits früher gelesen haben. Weil hier gerade von Alterthümern die Rede ist, will ich noch Etwas dieser Art hier anführen: Es befinden sich noch jetzt, 1837, in unsern beiden evangel. Kirchen 2 merkwürdige messingene Taufbecken, mit getriebener Schrift und Figuren, nach welchen zu urtheilen, solche im 14. Jahrh. gearbeitet sind. Ich habe beide im 8. u. 9. Jahresberichte der Pommerschen Gesellschaft für Pomm. Geschichte und Alterthumskunde, S. 26—30, näher beschrieben. Vermuthlich sind solche 1555 mit der Pfarrkirche, — in welcher sie sich wahrscheinlich damals befunden haben werden, in den Besitz der evangel. Gemeine übergegangen, und darin geblieben.

Ueberhaupt ist in dieser Kirche, von Alters her der Gottesdienst juxta rituale romanum gehalten worden, bis die Augsp. Konfession 1555 hier öffentlich angenommen wurde, welches auf der früher erwähnten schwarzen Tafel zu lesen war, wie folgt: „Templum hoc Parochiale Conicense extructum et erectum Anno 1205, sub titulo S. Joannis Baptistae Decollati; ejusque dedicatio celebratur dominica prima et proxima post festum decollationis S. Joannis Baptistae. Gloriatur gaudetque et aliis Patronis, S. videlicet Joanne Evangelista, et S. Maria Magdalena; eorum festum cum octava celebratur. Occupatum erat Secta Lutheri Anno 1555, recuperatum a Catholicis Anno 1646, die S. Bartholomaei. Exustum Anno 1657, d. 20 Decbr. Cepit reaedificari Anno 1661. Deo et Patronis suis in honorem."

Es ist auch hier vormals eine gewisse Priesterbrüderschaft „Confraternitas Sacerdotum Immaculatae Conceptionis B. V. Mariae" genannt, — gewesen, welcher die Rathsbücher 1459 und 1466 erwähnen,[48] die 1521 noch in völligem Flor war, und nachher einigermaßen erhalten wurde. Sie hatte ihren Konvent nahe an der Pfarrkirche,[49] und hielt ihren Gottesdienst in derselben. Diese Brüderschaft aber soll, nach geschehener Reformation 1555, völlig aufgehoben und einige ihrer Priester gar aus der Stadt verjagt

48) Auch der Vorsteher der Elenden, zuweilen auch der Elenden Gilde genannt, erwähnen solche 1444 u. 1477, und 1484 „eines Bakul Hartwigk an der Pfarrkirche." Unter der Benennung „der Elenden" können wohl nicht die Armen der hiesigen beiden Spitäler zum heil. Geist und zu St. Georg gemeint sein, weil sie stets unter diesen beiden letzteren Namen vorkommen.

49) Auch befand sich unweit der Pfarrkirche, auf Stadtgrund ein Gebäude, welches Albert Stanislawski 1623 derselben schenkte, in welchem die zu dieser Kirche gehörigen Kirchensänger und Musikanten freie Wohnung hatten.

worden sein, von denen nachher Crispinus Dargegowski 2 in dem Kloster Oliva gefunden hatte. Das Begräbniß dieser Brüderschaft wurde noch 1733 in dem letzten Gange in der Pfarrkirche nach der Nordseite, gegenüber der Mar. Magdalenakapelle, gezeigt. Von den derselben früher gehörigen Kapitalien, findet man in dem alten Register der Pfarrkirche, in med. fol. 1. sqq. einige Nachricht, und ist daraus zu ersehen, daß diese Gelder nachher der Pfarrkirche zugeschlagen worden sind.

Nach den in den Rathsbüchern enthaltenen Nachrichten, waren im 14. u. 15. Jahrh. folgende Pfarrer bei derselben angestellt: 1378—1388, vielleicht auch noch länger, Konrad Dech, auch Kurt Drech genannt; 1410 Nikolaus, Propst und Dekan zu Konitz. 1415 Johann Rogge,[50]) 1436 Heinrich Warnlank, 1445 Tylomes, nach einer Urkunde früher Kapellan des Hochmeisters. Die Titularpröpste, welche während der Zeit, daß die Pfarrkirche im Besitz der Bekenner der gereinigten Lehre war, (vergl. §. 5.) eingewiesen wurden, hießen Johann Wisotzki, Jakob Tech, 1572, Johann Clardus 1579, und Johann Nowodworski 1599. Die Pröpste des 18. Jahrh. sind schon im 5—10. §. genannt worden, und zwar bis 1772; die späteren und die Schicksale der Pfarrkirche zu ihrer Zeit, gehören nicht mehr zu dieser Kirchengeschichte, und werden daher nicht ange-

---

50) Nach einer Urkunde im Geh. Archiv zu Königsberg; ein Schreiben vom Vikarius des Erzbischofes von von Gnesen, Simon, vom J. 1415, in welchem er dem Propste und Dekan von Konitz, Johann Rogge, oder Pogge, die Erlaubniß ertheilt, 3 Jahre von seiner Kirche abwesend sein zu dürfen. Rogge war nämlich in Paris Doktor der Medizin geworden, und wurde von der dortigen Universität auf das Konzilium zu Kostnitz berufen. Da er indessen, ohne Bewilligung des Hochmeisters Michael Küchmeister diese Reise unternommen hatte, so befahl ihm dieser 1417, bis zu einem bestimmten Termin, zurückzukehren. (November-Heft d. Pr. Prov.-Bl. 1829.)

führt. Aus einer im Geh. Archiv zu Königsb. befindlichen Urkunde, angeführt im Novbr.-Heft 1829, der Pr. Prov.-Bl. S. 449, erfahren wir, daß schon 1384 die Pfarrei Konitz zur Diözese des Erzbischofes zu Gnesen gehörte, und aus einer zweiten, einem Schreiben des Propstes und Dekans von Konitz, Nikolaus, v. J. 1410, lernen wir die Pfarreien kennen, welche zum Dekanat von Konitz gehörten; nämlich, Schönenfelt, Bresin, Genczinick Birchow, Blumenfelt, Buchholz, Massyn, Steynborn, Marienfelt, Frodelank, Strezzyn, Christfelt, Bartenfelt, Heinrichswalt, Rosynfelt, Prussinwalt, Crommensee und Breytenfelt. Die jetzigen Namen dieser Dörfer sind hierin leicht zu erkennen. Dieses Schreiben ist an die Geistlichen seines Dekanats gerichtet, und er fordert sie darin auf, dafür zu sorgen, daß dem Erzbischofe von Gnesen, von ihren Pfarrkindern der Zehnte entrichtet werden möchte.

Das Siegel der Pfarrkirche zu Konitz zeigt in seiner Mitte das Haupt Johannes des Täufers, und eine Lateinische Umschrift. In der Kirche befinden sich noch jetzt, 1837, zwei anmerkenswerthe Leichensteine; der eine vor dem Hauptaltar, deckt den unruhigen Präpositus Johann v. Gleißen Dorengowski, welcher, wie wir im 5., 6. und 10. §. gelesen haben, der Stadt — v. 1612—1625, in welchem Jahre er starb — so vielen Verdruß machte, und unter dem zweiten Stein ruht sein Bruder Hans v. Gleißen Dorengowski, — auch ein gewaltiger Eckstein des Kathol. Glaubens, — der am 14. Juni 1627 starb. Mit Harnisch, Helm und Schwert zum Kampfe versehen, abgebildet, steht er auf seinem Leichenstein; er war Herr von Zandersdorf und Landschöppe von Dirschau. Auch sind hier die Ruhestätten der beiden 1620 zuerst hergekommenen Jesuiten Schröterus und Crusius, (vergl. §. 11.) nebst noch einigen Andern ihres Ordens, deren Leichensteine aber wahrscheinlich in den Bränden v. 1657 und 1733, durch das herabgestürzte Gewölbe zerschmettert worden sind.

§. 14.

Jetzt muß noch der Gründung der zu Konitz bis 1656 befindlich gewesenen — aber am 14. März desselben Jahres durch den Kriegsobersten der Lande Preußen, Johann Weyher, abgebrannten und nachdem nicht mehr wieder erbauten — St. Georgenkirche und Spital gedacht werden, deren Geschichte im 5. und 6. §. größtentheils vorgetragen worden ist. Ihre Stelle wurde nachher durch ein hölzernes Kruzifix, und 1740 durch eine (noch jetzt, 1837 dastehende) gemauerte Säule bezeichnet, auf welcher, sonderbar genug, Johann Nepomuck statt des heil. Georg stand, jetzt aber seinen Platz einem strahlenden Kreuze überlassen hat, da hingegen der Platz auf welchem das Hospital nebst dem Vikarienhause gestanden, mit Scheunen und andern Wohnungen bebaut, und der Stadt dadurch Nachtheil in früheren Zeiten (d. h. bis 1772) verursacht worden. In jetziger Zeit umlagern die genannte Säule stets eine Menge Baumstämme, und man scheint vor diesem Platze, welchen einst die genannte Kirche zierte, keine Achtung mehr zu hegen, denn er entbehrt sogar einer Umzäunung. Zwar wurde durch den Erzbischöflichen Visitator hier 1713 verfügt, die Schenken abzuschaffen und an deren Stelle wieder ein Spital zu errichten, welches aber von dem Präpositus nie befolgt wurde, sondern im Gegentheil, nachdem solche Wohnungen am 11. Novbr. 1718 abbrannten, im J. 1720 nebst der Schenke und Höckerei abermals aufgerichtet wurden, und nach dem Brande v. 1742 nochmals nebst einem Kruge.

Diese vormalige Georgenkirche nebst Hospital, wurde von den D. Ordensrittern, vermuthlich im 14. Jahrh., errichtet, gleichwie sie eben so benannte Kirchen und Spitäler in sehr vielen Städten erbauten, (z. B. in Pr. Friedland, nach einer vom Komthur zu Schlochau, Johann Schönfeld, 1385 ertheilten Urkunde). Im J. 1385 war sie schon vorhanden, und bis dahin hatten sich wahrscheinlich die Mitglieder des Hospitals, wie dieses auch bei vielen ähnlichen Stif-

tungen der Fall war, täglich nur zum Gebet in der Kapelle versammelt. In diesem Jahr aber vermachte ein Bürger zu Konitz, Martin Ditlif, dem Georgenspital 100 Mark Preuß., von deren Zins, 10 Mark jährlich betragend, ein besonderer Vikar für dasselbe unterhalten werden sollte. Der Hochmeister Konrad Zölner bestätigte diese Schenkung durch ein besonderes, zu Marienburg 1385 am Tage Circumcis. Dom. ertheiltes Privilegium, welches sich im Archiv der Stadt, in Abschrift in Gordtkes Kirchengesch. derselben, und im Auszuge im Novbr.-Heft 1829 d. Pr. Prov.-Bl. S. 447. 48. befindet. In demselben sind folgende Bestimmungen festgesetzt. Der Vikarius war verpflichtet, täglich eine stille Messe zu lesen, den Kranken das Abendmahl zu reichen, und die Todten auf dem dortigen Kirchhofe zu Grabe zu begleiten. Dafür wurden jährlich die vorerwähnten 10 Mark bewilligt, und eine freie Wohnung neben der Kapelle. Der erste Vikar war Johann Ditrichswald. Damit dem Pfarrer durch diese neue Stiftung kein Abbruch geschähe, sollte ohne dessen Bewilligung täglich nie mehr, als eine stille Messe gelesen, kein neues Fest angeordnet, und keine gesungene Messe gehalten werden. Nur am Tage des heil. George sollte der Pfarrer selbst eine Messe singen, und was an diesem Tage an Opfergeld auf den Altar gelegt würde, mit dem Vikar theilen. Außerdem erhielt der Pfarrer jährlich eine Mark Preuß., zur Entschädigung. Das Vergabungsrecht dieser Vikarie wurde dem Rath übertragen, so wie die Verwaltung des geschenkten Geldes einem sogenannten Kirchenstiefvater. Im J. 1386 erlaubte Konrad Zölner v. Rotenstein dem Hospital jährl. ½ Ruthe Brennholz aus dem Schlochauischen, und eben so viel aus dem Tuchelschen Gebiete zu holen. Die darüber zu Schwornegast am Donnerstage vor Oculi 1386 ausgestellte Urkunde, befindet sich im Geh. Archiv zu Königsberg. Die Armen wurden 1538, mit Einwilligung des Erzbischofes von Gnesen, — wegen Ermangelung

des nöthigen Unterhalts, — aus diesem Spital in das andere, zum heil. Geist, gebracht, aber nach Abtretung des Ersteren 1618 an die Katholiken, nach 63jährigem Besitz, dahin wieder zurück. Von da an wurde kein besonderer Priester bei dieser Kirche mehr gehalten, sondern der Präpositus der Pfarrkirche hielt zuweilen dort Gottesdienst; wie sich denn auch Johann Banner oft „Praepositum apud S. Georgium“ in Schriften genannt hat, und auch der Letzte war, welcher diesen Titel geführt hat, denn es geschah noch bei seiner Zeit, daß diese Kirche und Spital 1656 abbrannte, wie zu Anfange dieses §. angezeigt worden ist.

§. 15.

Die Kirche und Hospital zum heil. Geist zu Konitz, deren Geschichte, bis auf ihre Gründung, im 5., 6., 7. und 10. §. bereits vorgetragen ist, verdankt wohl ebenfalls ohne Zweifel, dieselbe dem D. Orden, der in vielen Orten in Preußen Kirchen und Spitäler gleiches Namens erbaute,[51]) denn in den alten Rathsbüchern findet man, daß schon 1441 und 1444 dieser Kirche einige Legate zugefallen sind, welche mit dem Namen einer Präpositur oder Propstei bezeichnet worden ist, so daß auch die Vorsteher, oder Väter derselben, „Vitricas Praepositurae Sancti Spiritus“ alle Mal in den Rathsbüchern genannt werden. Den Gottesdienst hat vormals ein besonderer Geistlicher verrichtet, welcher zum Unterschiede vom Pleban oder Präpositus der Pfarrkirche „Vikar“ genannt worden ist, wie solches aus den Rathsbüchern von 1455 und 1461 erhellt. Diese Präpositur nahmen die Evangelischen, zur Zeit der hier 1555 eingeführten Reformation in Besitz, und blieben darin bis zur jetzigen Zeit, 1837, ungestört.

51) Der Rath hat zwar im Anfange des 18. Jahrh. Anfrage bei dem geh. Archiv in Königsberg, wegen der Gründungsurkunde der heil. Geistspitalkirche gemacht, aber zu Antwort erhalten „daß weil fast alle ecclesiastica von Pomerellen, in das Landesarchiv zu Tapiau gebracht seien, diese Urkunde zu suchen, sehr weitläuftig sein möchte.“

Vom Hospital bemerkt Goedtke noch folgendes: „daß von dem dabei angestellten Betvater darin täglich dreimal Betstunde gehalten wird, nämlich am Morgen, Mittag und Abend, nach einer besondern Vorschrift, und auch gewisse Stücke aus der heiligen Schrift gelesen werden. (Ob dem noch jetzt, 1837, so ist, ist mir unbekannt). Die dort befindlichen armen Leute leben von den Almosen und wenigen Vermächtnissen guter Leute, wiewohl kümmerlich.“ Anders ist es auch noch heute nicht.

Da nunmehr die Kirchengeschichte von Konitz beendiget ist, so bleibt nur noch übrig, die an beiden dortigen evangel. Kirchen angestellt gewesenen Prediger anzuführen, jedoch ohne ihre ihnen widerfahrene merkwürdige Schicksale, welches, aus im 1. §. angeführten Gründen vorzutragen, überflüssig wäre.

Es waren folgende Prediger:

| | kam hin | kam weg | starb |
|---|---|---|---|
| Elroterus Berent | 1555 | — | 1568 |
| Peter Taubenheim | 1567 | — | 1590 |
| Bernhard Alfter | 1568 | 1580* | 1600 |
| David Rast | 1580 | — | 1588 |
| Johann Neuhof | 1588 | — | 1604 |
| M. Kaspar Schumann | 1591 | 1609* | 1639 |
| Klemens Möller | 1604 | — | 1613 |
| Adam Petzoldus | 1609 | 1611 | 16.. |
| Johann Pischelius | 1611 | — | 1631 |
| Christian Gröning | 1613 | — | 1620 |
| Valentin Lycäus | 1620 | 1644* | 1645 |
| George Melchior Gerhenser | 1631 | — | 1657 |
| Christian Tech | 1644 | — | 1657 |
| Christian v. Holzen | 1657 | — | 1663 |
| Michael Glagau | 1659 | 1667** | 1684 |
| Daniel Siebert | 1663 | — | 1667 |
| George Stephani | 1667 | — | 1681 |
| David Spielenberger | 1668 | — | 1704 |
| Christian Goedtke | 1681 | — | 1705 |
| Joachim Ernst Horlitz | 1704 | 1706 | 1709 |
| Johann Seidel | 1705 | — | 1711 |
| Johann Wilke | 1707 | — | 1737 |

| | kam hin | kam weg | starb |
|---|---|---|---|
| Johann Valentin Wieweg . . . . . | 1712 | 1749* | 1753 |
| Johann Daniel Hewelke . . . . . . | 1738 | — | 1785 |
| Andreas Hanisch . . . . . . . . | 1749 | — | 1761 |
| Johann Julius Paul Ribbe . . . | 1761 | 1765** | 17.. |
| Jakob Ephraim Fromm . . . . . | 1766 | — | 1786 |
| Johann Friedrich Augustin Orthmann . | 1784 | — | 1830 |
| Boguslaw Gottlieb Richardi . . . | 1786 | 1795 | 1798 |
| Johann Nathanael August Mützell . | 1795 | 1811 | 1831 |
| Johann Christoph Moritz Annecke . | 1822 | | |

* heißt: ein Adjunkt erhalten, und
** abgesetzt worden.

## §. 16.

Ich habe am Ende des 8. §. in der 20. Anmerk. bemerkt, noch Einiges von dem im 17. Jahrh. über Konitz „geschwebten Polnischen Unwesen", wie es der König von Schweden, Karl Gustav nannte, in diesem §. sagen zu wollen; es ist Folgendes, und rechtfertiget den 1655 gethanen Ausspruch dieses Königes vollkommen, sowohl bei diesen, als auch bei den früheren und späteren Ereignissen. Nach Goedtkes Gesch. der Stadt Konitz S. 41. fanden sich im Januar 1659 die Schweden abermals vor Konitz ein und verlangten von der Stadt einen freien Durchzug und Reiterzehrung, welches ihnen der Bürgermeister Wolf versagte, und zwar auf Anstiften und Zureden des Polnischen Unterkanzlers und Schlochauischen Amtshauptmanns Boguslaw Leszinski, welcher einige seiner Diener in die Stadt geschickt hatte. Es waren aber weder diese Leute, noch die wenigen Bürger und Bauern, die sich ihrer Sicherheit wegen hineinbegeben hatten, stark genug sich zu wehren, besonders da die durch die Schweden 1657 in die Stadtmauer eingeschossene bedeutende Oeffnung nur mit Pallisaden zugemacht worden war; daher die Stadt, nach dreimaliger vergeblicher Aufforderung des Feindes, von demselben erstürmt und geplündert wurde, wobei 23 Bürger, 2 Frauen,

2 Frauen, 70 Bauern, 2 Rathsherren und ein Küster erstochen wurden [52]). Dieser unklugen Handlung des Leszinski ist eine ähnliche frühere des Poln. Kriegsobersten Johann Weyher an die Seite zu stellen, welcher 1656 am 14. und 16. Mai, beide Vorstädte von Konitz, nebst den dort befindlichen beiden Kirchen, Speichern, Scheunen, Krügen und Windmühlen, wegbrennen ließ, welches aus Angst vor den Schweden geschah, aber keinen vernünftigen Zweck hatte, weil denselben damals durchaus kein wirksamer Widerstand hätte geleistet werden können. Was aber dem damaligen Poln. Unwesen gar die Krone aufsetzte, ist Folgendes. Bald nach dem 1656 ein von Stephan Czarnezki geführter Theil der Poln. Völker, aus Konitz in die Winterquartiere ziehend und dabei „gar zu sicher" seiend, durch den Schwed. Obersten Rütger Aschenberg, nicht weit von der Stadt aufgehoben worden war; erschienen die Schweden abermals 1657 vor Konitz (S. Goedtke's Gesch. der Stadt Konitz S. 40.) am 8. Januar, unter Anführung des Königs Karl Gustav selbst, beschossen die Stadt 3 Tage hin-

52) Dieser Einfall, Konitz mit einer Hand voll Leute gegen die Schweden vertheidigen zu wollen, erinnert an etwas Aehnliches, nämlich an die lächerliche Pralerei der Großpolnischen Truppen des 15. Jahrh., welche vor der Schlacht bei Konitz, am 18. Septbr. 1454, schrieen: „Sie wären stark genug, auch also, daß ihre eigenen Fuhrleute, mit ihren Peitschen, so einen kleinen Haufen Feinde vor sich möchten hertreiben", wie Schütz in seiner Gesch. der Lande Preußen, S. 207. b. erzählt. Die Sache fiel aber noch viel trauriger aus, als die durch den weisen Rath des B. Leszinski 1659 zu Konitz verunglückte, nämlich mit ihrem gänzlichen Untergange, „nachdem sie ohne Ursache flohen und den König im Stich ließen, der sie vergeblich zum Standhalten mit lauter Stimme ermahnte." Am Schlusse der Beschreibung dieser Schlacht, sagt Schütz S. 208.: „Deshalb ist die namhafte Schlacht vor Konitz, mit welcher die Polen noch heutiges Tages, 1599, wegen ihrer damals gebrauchten Zaghaftigkeit und Unvorsichtigkeit, von den Kriegserfahrenen getadelt worden."

durch, schossen die Mauer am Mühlenthor nieder und erstürmten und plünderten am 11. Januar dieselbe. Trotz dieser, nach Lage der Umstände gewiß tapfern Vertheidigung, wurde demnach bald darauf von den Polen ausgesprengt, als hätte die Stadt ein geheimes Verständniß mit den Schweden gehabt und solche ihnen ohne die geringste Gegenwehr übergeben; weshalb der Adel, nebst der sich umhertreibenden Poln. Miliz, einen so großen Widerwillen gegen die hiesigen Bürger faßte, daß diese außerhalb der Stadt auf dem Wege nirgend sicher waren, sondern überall angefallen und übel mitgenommen wurden. Es wendete sich daher der Rath an den König Johann Kasimir selbst und erhielt bei ihm einen Sicherungs- und freien Geleitsbrief 1657, gegen alle Gewaltthätigkeiten, welcher noch im hiesigen Stadtarchiv vorhanden ist. Dennoch aber konnte dem Poln. Adel und Völker der vorher genannte Wahn nicht benommen werden, und da die Stadt von ihnen immerzu angefochten und überall gedrängt wurde, bewarb sich der Rath bei dem gedachten Könige um einen abermaligen Salvum conductum, welchen er auch 1658 erhielt, nebst einigen Kommissarien, welche untersuchen sollten, ob dieses ausgesprengte Gerücht irgend einen Grund hätte, daß sich Konitz selbst an den Feind ergeben und einen Hochverrath begangen habe? Diese Schrift befindet sich ebenfalls noch im Archiv der Stadt. Wie wenig Grund aber dieses Vorgeben gehabt hat, ist aus Demjenigen vorhererwähnten mit den Schweden 1659 Geschehenen, leicht abzunehmen. Nichts destoweniger hat der gefaßte Argwohn ihnen dennoch nicht benommen werden können, indem der damalige Schlochauische Amtshauptmann Boguslaw Leszinski befahl, diesen Geleitsbrief noch 1658 zu respektiren und die Stadt Konitz nicht mehr zu beunruhigen, in einer besondern Schrift, datirt Schlochau, den 28. Juni 1658, welche sich auch im hiesigen Stadtarchiv befindet.

## Ueberschrift der 12 Beilagen zur Kirchengeschichte der Stadt Konitz, welche sich im dortigen Rathsarchiv befinden.

1) Beschwerde der Pfarrkirche in Konitz, ohne Tag und Jahrzahl.
2) Beschwerde des Pfarrers in Konitz, ohne Tag und Jahrzahl.
3) Die Pfarrkirche in Konitz wird vom Starosten der Stadt abgesprochen 1603.
4) Beweis, daß die Stadt Konitz von dem Urtheil des Starosten appellirt, 1603.
5) Protestation der Stadt Konitz gegen das Urtheil des Starosten, 1603.
6) Königl. Urtheil der abgesprochenen Pfarrkirche zu Konitz, 1613.
7) Die Stadt Konitz versichert die Uebergabe der Pfarrkirche, 1616.
8) Beweis von der geschehenen Uebergabe der Pfarrkirche in Konitz, 1616.
9) Antwort des Raths in Konitz an den Erzbischof, die Uebergabe der Pfarrkirche und Einnehmung der Hospitalkirche betreffend, 1616.
10) Urtheil des Starosten über verschiedene Kirchensachen, und das Hospital zum heil. Geist in Konitz, 1618.
11) Beweis, daß die Stadt Konitz dem Pfarrer die Schule, die Hospitalkirche zu St. George und andere Gründe, übergeben, 1618.
12) König Sigismund III. erlaubt die Kirche auf dem Rathhause, 1623.

N. G. Benwitz.

## III.

## Die Kolumbatzer Fliege in Preußen.

### Von Dr. C. Th. v. Siebold in Danzig.

Unter den bei uns einheimischen Tiphlarien, einer großen Familie der zweiflügeligen Insekten, sind bekanntlich einige Gattungen mit meist sehr kleinen Arten durch die Qual, welche sie durch ihre Saugrüssel Menschen und Thieren bereiten können, sehr verrufen, nämlich die Gattung Culex, Anopheles, Ceratopogon, Psychoda und Simulia, welche man gewöhnlich mit dem Namen Stechmücken, Kriebelmücke oder Gnitze zu belegen pflegt. Was wollen aber die Beschwerden, welche unsere Mücken und Gnitzen verursachen, gegen jene Martern sagen, welche man in den Tropengegenden von den sogenannten Mosquitos auszustehen hat. Diese ebenfalls nur sehr kleinen Geschöpfe sind mit den eben erwähnten Mückengattungen verwandt und bestehen höchst wahrscheinlich aus zahlreicheren Gattungen und Arten, als man vielleicht erwartet. Es muß als interessant hervorgehoben werden, daß gerade die heißesten und kältesten Zonen der Erde dieser Mückenplage am meisten ausgesetzt sind. Wir lesen keinen Reisebericht über diese Gegenden, in welchen sich nicht die Berichterstatter in den bittersten Klagen über diese Mückenplage ergossen hätten. So entwarf der bekannte Reisende Poeppig in Beziehung auf die Mosquitos von den Peruanischen Urwäldern am Huallagaflusse ein furchtbares Bild [1]). Während Poeppig unter dem 8ten Grade südlicher Breite einer so großen Insektenqual ausgesetzt war, klagte der Akademiker v. Baer, welcher bekanntlich im vorigen Jahre eine Expedition nach Nowaj-Semla und Lappland begleitete, unter dem 65sten Grade nördlicher Breite, daß er an den Küsten des weißen Meeres die nordische Plage der Mücken zum ersten Male empfunden habe,

---

1) Siehe: Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde. Bd. 32. S. 3.

welche nicht nur durch ihre Zahl, sondern noch mehr durch ihre unglaubliche Zudringlichkeit, mit der sie mit stets vorwärts gestrecktem Rüssel die unbedeckten Theile des Körpers aufsuchen, außerordentlich lästig werden [2]. Die Bewohner der gemäßigten Zonen müssen es also für eine Wohlthat ansehen, nur von mäßigen Plagen der Mücken heimgesucht zu werden, und doch besitzt auch die gemäßigte Zone ihre Moskitos, aber mit dem Unterschiede, daß sie nur von Zeit zu Zeit einmal in größerer Menge erscheinen und zur Landplage werden; ich meine nämlich die Kolumbaczer Mücke, welche sich ganz besonders in Ungarn berüchtigt gemacht hat. Es gehört diese Mücke zur Gattung Simulia und ist den ältern Naturforschern als Culex reptans bekannt gewesen. In Deutschland hat sich diese Mücke schon zu mehren Malen auf empfindliche Weise bemerkbar gemacht, namentlich ist dies im Jahre 1804 in dem oberbarnimschen Kreise der Fall gewesen, so daß sich das Obermedizinalkollegium zu Berlin genöthigt gesehen hat, unter dem 8. Mai des genannten Jahres eine Bekanntmachung über die Verhütungsmittel des von diesen Insekten verursachten Schadens in den öffentlichen Blättern ergehen zu lassen [3]. Im Frühjahre 1812 zeigte sich die Kolumbaczer Fliege in der Kurmark und im Sommer 1829 in dem Posener Regierungs-Departements abermals so gefährlich, daß neben der obenerwähnten Bekanntmachung noch neue Belehrungen über diesen Feind des Nutzviehes veröffentlicht wurden.

Leider haben sich auch im vorigen Frühjahre nachtheilige Spuren dieser Kolumbaczer Mücke in hiesiger Gegend gezeigt, wie ich nachher zeigen werde. Da sich die Unfälle, welche diese Mücke bereits auf mehres Nutzvieh in der Nähe von Stargard gemacht hat, in diesem Jahre wiederholen könnten, und da die Ge-

---

2) S. Froriep's neue Notizen. Bd. 5. S. 50.

3) S. Augustin: die Königl. Preuß. Medizinalverfassung. Bd. 2. S. 12.

[illegible] dieses gefährlichen Insekts in unseren Provinz wenig bekannt zu sein scheint, so will ich besonders für diejenigen, welche durch Viehbesitz hierbei interessirt sind, eine auf diese Viehplage bezügliche amtliche Bekanntmachung [4]) hier wörtlich anführen.

„Das Weiden des Rindviehes auf tiefliegenden und grasreichen Wiesen, ist in diesem Frühjahre an mehren Orten demselben dadurch sehr nachtheilig geworden, daß schwarze Stechfliegen sich an den wenig behaarten Theilen des Körpers, an der innern Oberfläche der Ohren, an dem Euter und nach dem After zu setzen, blutige Stiche und Flecken, und eine mit gelbem Wasser gefüllte Geschwulst verursachen. Das dadurch erkrankte und gefallene Vieh litt an starkem Brennen in den zerstochenen Theilen, an Verschwellung des Halses, großer Unruhe, ängstlichem Athemholen, vielem Durst, ließ ganz vom Fressen und mistete wenig und hart. Die Schwerkranken starben schon gewöhnlich am andern Morgen. Die Obduktionen ergaben keine Spur einer innern Krankheit. Dies Ereigniß macht die Warnung vor dem Austreiben des Viehes auf tiefliegenden Wiesen, in welchen sich die schwarze Stechfliege häufig findet, nothwendig. Rauch und das Waschen der am meisten gefährdeten Stellen, mit Essig, verscheuchen das schädliche Insekt. Die gestochenen Thiere aber werden vorzüglich durch kaltes Waschen und Begießen, durch Umschläge von Bleiwasser auf die zerstochenen und geschwollenen Theile und durch das Aufritzen der am meisten angelaufenen Stellen mit einem Messer gerettet.“ Potsdam, den 30. April 1816. Amtsbl. Nr. 19. S. 169.

„Die Fliege, welche nach der Bekanntmachung vom 30. April d. J. in diesem Frühjahre dem Rindviehe auf den Weiden durch ihren Stich sehr gefährlich wurde, ist, wie sich bei näherer Untersuchung ergeben hat, ein, zwar in unserer Gegend weniger häufiges außerdem aber seit

4) S. Augustin: Medizinalverf. Bd. 2. S. 34.

langer Zeit bekanntes Insekt. Linné beschreibt es unter dem Namen Culex reptans, Fabricius (Entomologia systematica IV. pag. 276.) aber genauer als Rhagio colombaczensis. Griselin in seiner Geschichte des Temeswarer Bannats gedenkt dieses nachtheiligen und in Ungarn vorzüglich häufigen Insekts unter dem unrichtigen Namen Oestrus. Am ausführlichsten aber handelt davon Schönbauer in einem eigenen Buche: Geschichte der Kolumbatzer Mücke in Bannat. Wien 1796. 4to. Mehre, diese Fliege betreffende Beobachtungen und Abbildungen finden sich von Oberjäger Seyler in den Schriften naturforschender Freunde zu Berlin 4ten Bandes S. 408, von Dr. Klug in Niemann's Taschenbuch für Hausthierärzte 2te Theil[5], und in Germar's Magazin der Entomologie 1ster Jahrgang 2tes Heft, S. 185.[6]) Auch erging von Seiten der Königl. Preußischen Landesbehörden bereits eine Belehrung des Publikums über die Maaßregeln bei dem häufigen Erscheinen der Kolumbatzer Mücke im Oberbarnimschen Kreise im Mai 1804. de dato Berlin, den 6. Mai 1804." —

„Diese Fliegen sind anderthalb bis zwei Linien lang, in der Brustgegend kaum eine halbe Linie breit, entstehen aus Larven, die, wie die mehrsten Mückenlarven in Sümpfen und stehenden Wassern leben. Sie lieben feuchte schattige Gegenden und entstehen nur in den Frühlingsmonaten April und Anfangs Mai. Einzeln können sie keinen Schaden thun sondern nur in dichten Haufen, die wie kleine Wolken durch die Luft ziehen, sich in den Augenwinkeln, den Nasenlöchern,

5) Diese Abhandlung enthält eine sehr genaue Beschreibung dieser Mücke nebst einer getreuen Abbildung derselben, letztere ist auch in Niemann's Taschenbuch der Veterinärwissenschaft auf Tafel II. mit aufgenommen.

6) Hier ist nur eine Zeitungsnachricht abgedruckt, wo unter anderen aus Ungarn gemeldet wird, daß im Jahre 1813 in Banlack von dem Viehe mehr als 200 Stück, in Versatz 500 Stück durch die Kolumbatzer Mücken gefallen seien.

Nasenhöhlen, am After, den Geschlechtstheilen, und selbst an der Luftröhre ansetzen, und durch die Menge der Stiche, so wie durch den Kitzel in der Luftröhre tödten. Im Jahre 1783 fielen allein in den Besitzungen, welche zu den Bergwerken des Temeswarer Bannats gehören, an diesen Mückenstichen 20 Pferde, 31 Füllen, 60 Kühe, 71 Kälber, 130 Schweine und 310 Schaafe. Im Jahre 1804 zeigten sich dieselben Insekten zahlreich in einem Theile des Herzogthums Mecklenburg Strelitz, der Uckermark und der Grafschaft Ruppin. Ihren Namen aber erhielten sie von dem alten Schlosse Kolumbacz am rechten Ufer der Donau in Servien, wo sie in den daselbst häufigen Felsenhöhlen gegen stürmisches und regnigtes Wetter in großer Anzahl Schutz suchen. Auf offenem Felde findet man dies nur selten, und fast immer nur in sumpfigen Waldungen, Höhlen und Klüften, wo es vor dem Winde geschützt ist. Man vermeide also im Frühjahr die sumpfigen Gebüsche und Waldungen und treibe das Vieh vor einbrechendem Abend zurück. Um das Vieh, welches ausgetrieben werden muß, vor dem Stiche der Kolumbaczer Mücke zu sichern, ist das Waschen der verwundbarsten Stellen mit Essig, oder einem starken Absude von Tabacksblättern, so wie das Bestreichen des Mauls und der Nasenlöcher mit Thran am wirksamsten befunden. Sind die gestochenen Theile sehr entzündet, und leidet das Thier an Erstickungszufällen, so ist, außer dem Aufschneiden der Geschwülste schnelles Aderlassen das einzige Mittel zur Rettung des Viehes."

Einige neuere Nachrichten, welche Spencer über diese gefürchteten Mücken in Ungarn gegeben hat, dürften hier ebenfalls als nicht am unrechten Orte wiederholt werden 7). „Diese sonderbaren und giftigen, den Muskitos ähnlichen Insekten, kommen gewöhnlich in der ersten großen Hitze des Sommers zum Vorschein, in solcher Menge, daß sie großen Rauchwolken ähnlich

7) S. Froriep's neue Notizen. Bd. IV. S. 90.

sind. Ihre Angriffe sind gegen alle Arten von Vierfüßern gerichtet, und so kräftig ist das Gift, welches sie mittheilen, daß selbst ein Ochse seinem Einflusse nicht widerstehen kann, denn er stirbt gewöhnlich längstens binnen zwei Stunden. Dieses Resultat, nicht sowohl der Schärfe des Giftes, als dem Umstande zuzuschreiben, daß jeder verwundbare Theil zu gleicher Zeit von den giftigen Insekten bedeckt ist, entsteht daher, weil die armen, durch den Schmerz wüthend gemachten Thiere wild werden, durch die Felder rennen, bis der Tod ihrem Leiden ein Ende macht, oder sich kopfüber in den Strom stürzen. Die Schäfer dieser Gegenden, welchen das Herannahen der Plage aus Erfahrung bekannt ist, reiben bei ihren Heerden jeden Theil der Thiere, welcher nicht durch die Natur geschützt ist, mit einer starken Abkochung von Wermuth ein, gegen welche die Fliegen große Abneigung zu haben scheinen. Ueberdem zünden die Schäfer große Feuer an, um welche das Vieh sich zitternd und geduldig sammelt. Zum Glück ist die Lebensdauer dieser Fliege nur sehr kurz, und die geringste Witterungsveränderung reicht hin, den ganzen Schwarm zu zerstören."

Glücklicher Weise scheinen die Umstände, welche die Entwickelung und Vermehrung dieser Mücken zu so gefährlichen Schwärmen begünstigen, nur zufällig und selten in Gegenden außerhalb Ungarn zusammenzutreffen; in Ungarn selbst dagegen mögen solche der Kolumbatzer Mücke ersprießliche Oertlichkeiten Jahr aus Jahr ein fortbestehen und die Landleute durch die sich stets wiederholenden Anfälle dieser Mücken ununterbrochen in Furcht erhalten werden. Obgleich in Preußen die Gattung Simulia nicht fehlt, ja selbst die berüchtigte Simulia reptans hier vorkömmt, so haben die Glieder dieser Gattung sich bisher in gehörigen Schranken erhalten und nur ein entomoligisches Interesse gewährt. Ich besitze in meiner Insektensammlung vier Arten dieser Gattung, welche ich sämmtlich in der Umgegend von Danzig aufgefunden und welche ich nach Meigen's klas-

seinem Werke 8) als Simulia ornata, maculata, sericea und reptans bestimmt habe. Nach Meigen soll die Simulia maculata die wahre Kolumbaczer Fliege sein, während er die Simulia sericea für das Männchen der S. reptans zu halten geneigt ist. Es sind außer diesen erwähnten vier Kriebelmücken-Arten gewiß noch mehre andere von den durch Meigen beschriebenen 19 Simulien-Arten in Preußen einheimisch, auch ist zu vermuthen, daß alle Arten dieser Gattung zur Viehplage werden können, und daß es dazu nur einer von gewissen Bedingungen abhängigen starken Vermehrung der einen oder der anderen Art bedürfe, welche Bedingungen freilich in Preußen bisher noch nicht eingetreten sind. Um so überraschender mußte daher ein Gerücht sein, welches sich im vergangenen Frühjahre hier verbreitete. Man erzählte, daß sich in der Gegend von Preußisch Stargard kleine schwarze Fliegen zeigten, welche in großen Schwärmen das Vieh auf den Weiden überfiele und durch ihre Stiche bereits eine Anzahl von Pferden und Rindvieh getödtet hätten. Es mogte dieses Gerücht allerdings übertrieben gewesen sein, jedenfalls war aber etwas wahres an der Sache, indem ein an die hiesige Königl. Regierung unterm 26. Juni 1837 eingegangener amtlicher Bericht des Stargarder Kreisphysikats folgendes darüber äußert. „In der Mitte des vorigen Monats wurde hier viel von einem plötzlichen Viehsterben gesprochen, das in der nahen Umgegend ausgebrochen und giftige Fliegenstiche zur Ursache haben sollte; aus officieller Quelle kam jedoch darüber nichts zur Sprache. So vergingen mehre Tage, als mich am 25. Mai ein Krankenbesuch nach Kocharawo zum Amtmann Möller führte. Hier klagte mir dieser, daß gestern zwei von seinen Kühen auf der Weide bei Kochanken so von kleinen schwarzen Fliegen zerstochen

8) S. Meigen: systematische Beschreibung der bekannten Europäischen zweiflügeligen Insekten.

worden wären, daß nach Verlauf von wenigen Stunden schon der Tod eingetreten. Das veranstaltete Aufhauen der Kadaver hätte indeß im Innern an den verschiedenen Brust- und Baucheingeweiden nichts verändert gezeigt, äußerlich wäre bloß der Hals, die Zunge und das Maul angeschwollen erschienen. Zwei andere Kühe, die des Abends vorher von ähnlichen Fliegen dort angefallen und gestochen worden, fürchtete er ebenfalls zu verlieren, weshalb er sie heute zum Versuche einer Rettung habe nach Kocborowo zurückbringen lassen."

„Herr Möller war so gut und ließ mir diese kranken Thiere zur Untersuchung vorführen. Man sah an ihnen in dem ersten Augenblicke kein Anzeichen von Krankheit, bloß eine große Unruhe fiel auf, sie konnten nicht zum Stillstehen und ruhigen Beobachten gebracht werden. Die Augen, das Maul, die Nase und Ohren untersucht, zeigten nichts normwidriges, der Herzschlag war wenig frequent aber pochend, das Athemholen ängstlich, Freßlust und Wiederkäuen vermindert. Die Milchabsonderung meist unterdrückt, der Absatz des Mistes und Harnes erfolgte, ersterer in harten Massen und letzterer spärlich. Es wurden nun noch die inneren Flächen der Schenkel, der After und die äußeren Geschlechtsorgane einer Beaugenscheinigung unterworfen, da man an den übrigen unbehaarten Körpertheilen keine Spur von Stichen wahrgenommen hatte. Man entdeckte an den obgedachten Theilen, besonders den inneren Oberflächen der Schenkel, den Genitalien bald die hier angerichtete Verwüstung, namentlich wirkliche Merkmale der Entzündung, als leichte Anschwellung und große Empfindlichkeit jedoch ohne wahrnehmbar erhöhete Temperatur der affizirten Stellen, dagegen erschienen dieselben mit unzähligen kleinen schwarzen Brandflecken eines Hirsekorns groß und darüber bedeckt. Das Ganze trug das Bild, als wenn man jene Partie mit feinem Jagd- oder Schießpulver dicht bestreut und es darauf abgebrannt hätte. Weiter wurde nichts krankhaftes entdeckt."

„Mein Rath, den kranken Thieren, einem jeden 6 Pfund Blut aus der geöffneten Halsader zu entziehen, säuerliche Getränke aus Sauerteig und Kleienwasser bereitet zu reichen und das Lokalübel mit gleichen Theilen Essig und Wasser fleißig zu baden, wurde befolgt und die Folge von diesem Heilverfahren war die erwünschte.“

„Außer den beiden Kühen, die Herr Möller verloren, sollen auch dem Förster Meitens in Kochankenberg zwei Kühe gefallen sein. Wieviel Rind sonst noch anderswo dadurch umgekommen ist, ist mir unbekannt.“

„Der glückliche Ausgang bei den beiden zuletzt gestochenen Kühen des Herrn Möller ist wohl in dem Umstande zu suchen, daß bei ihnen vorzugsweise nur der Hinterleib gestochen worden, während der Kopf, namentlich die Zunge, das Innere des Halses, der Nase u. s. w. gänzlich verschont geblieben ist, weil im entgegengesetzten Falle unstreitig die Hülfe würde zu spät gekommen sein. Daß übrigens die vorgefundenen Erscheinungen an den beiden untersuchten kranken Kühen durch Insektenstiche verursacht seien und diesen zugeschrieben werden mußten, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung, ob aber die gefürchtete Kolombaczer Mücke (Culex reptans Lin.) es gewesen, die in großen Haufen diese Viehstücke angefallen, läßt sich im vorliegenden Falle, da das Insekt dem Referenten in keinem einzigen Exemplare zur Ansicht hat vorgelegt werden können, durch nichts erweisen. Doch ist so viel gewiß, daß schwerlich die Stiche irgend einer anderen Gattung von kleinen Fliegen so gefährliche Zufälle hervorzurufen geeignet sein möchten, als die Untersuchung sie in den obigen Fällen nachgewiesen hat und allen Erfahrungen zufolge nur nach den Stichen der Kolumbaczer Mücke als charakteristisch beobachtet wurden. Dazu war der verspätete Frühling, die trübe naß-kalte Witterung zu jener Zeit wohl von der Beschaffenheit schädliche Insekten jener Art hervor zu locken. Auch die Zeit und der

Ort des Erscheinens derselben entsprach dem Leben und Wirken dieser seltsamen kleinen Kerbthierchen."

„Das Forsthaus Kochanken liegt nämlich wie bekannt in einer Gegend, welche einerseits von Wald, anderseits von mit Gestrip bewachsenen Anhöhen, Sumpf und Wiesen eingeschlossen und begrenzt wird."

„Schließlich ist noch zu bemerken, daß vorbesagtes Viehsterben in hiesiger Gegend zu den unerhörten Vorfällen gehörte, welches den ältesten und erfahrensten Landwirthen unbekannt war, indem sie es mit demjenigen, dessen Rohlwes in seinem allgemeinen Vieharzneibuch vom Jahre 1828, S. 347 erwähnt und wogegen derselbe Mittel (nämlich: wider die Bomatischen Fliegen [9]) angiebt, verwechselten."

Der Berichterstatter, Herr Kreisphysikus Dr. Hasse zu Stargard hat also die Thierchen, welche den erwähnten Schaden angerichtet haben, selbst nicht gesehen, schließt aber aus der Art ihres nachtheiligen Wirkens, daß nur die Kolumbatzer Fliege hier ihr Wesen getrieben haben könnte. Gewiß ist es eine Simulia gewesen, welche sich in der Stargarder Gegend so zahlreich und schädlich gezeigt hat [10]); ob es aber die von Meigen für die wahre Kolumbatzer Fliege genommen

---

9) Was Rohlwes mit seinen Bomatischen Fliegen gemeint hat, konnte ich nie recht einsehen, die ganze Beschreibung, die er von dem Schaden dieser Thiere giebt, klang mir so fabelhaft, daß ich mich an die Professoren der Berliner Thierarzneischule, Herrn Dr. Gneist und Hertwig wandte, um deren Meinung darüber zu erfahren; an kompetentere Richter in dieser Sache konnte ich mich wohl nicht wenden. Ersterer konnte mir ebenfalls keine Auskunft über diese räthselhaften Thiere geben, und letzterer meinte, daß die ganze Sache mit den Fliegen wohl auf einem Irrthume beruhe, und daß die den Fliegen zugeschriebenen Todesfälle wohl auf Rechnung des Milzbrandes zu setzen seien.

10) Sollten sich auch an anderen Orten der Provinz diese Mücken schädlich gezeigt haben, so wäre eine Nachricht darüber in diesen Blättern gewiß sehr willkommen.

S. maculata oder eine andere Art gewesen, steht übrigens noch dahin; die Möglichkeit des ersten Falles wäre insofern vorhanden, als die S. maculata, wie ich oben gezeigt habe, wirklich hier vorkömmt. Da aber diese Kolumbaczer Kriebelmücke eine bläulich-aschgraue Farbe besitzt und in dem Berichte des Dr. Hasse die Farbe der kleinen Fliegen ausdrücklich schwarz angegeben wird, so ist es sehr wahrscheinlich, daß es die von Meigen als Simulia reptans beschriebene Mücke gewesen ist, welche auch schon von anderen Naturforschern für die Kolumbaczer Fliege ausgegeben worden ist. 11)

Man hat die Erfahrung gemacht, daß an denjenigen Orten, an welchen eine auffallende Vermehrung von irgend einer Insektenart eingetreten ist, sich dasselbe Insekt gewöhnlich schon ein Jahr vorher ziemlich bemerkbar gemacht habe. Sollte dies auch mit der Simulia reptans in der Stargarder Gegend der Fall sein? Wären die im Jahre 1837 erschienenen Kriebelmücken-Schwärme nur die Vorläufer einer noch weit zahlreicheren Generation des Jahres 1838 gewesen? Es dürfte dies leicht zu fürchten sein, wenn dieses Frühjahr eine eben so feuchte Witterung, wie im vergangenen Jahre mit sich brächte. Möchte diese Erfahrung uns diesmal täuschen, und die Simulia reptans in ihren früheren Schlupfwinkeln wie bisher verborgen bleiben!

Danzig, den 14. März 1838.

---

11) Bei einem etwa möglichen Falle des Wiedererscheinens dieser gefährlichen Mückenschwärme bitte ich diejenigen, welche einige dieser Mücken habhaft würden, mir solche zur genauern Bestimmung gefälligst zu übersenden.

## IV.

## Wenige freimüthige Worte über einige Stellen des Aufsatzes des Herrn Dr. v. Duisburg im März-Heft dieser Blätter betitelt: „Geschichte der Cholera-Epidemie des Jahres 1837 im Regierungsbezirk Danzig."

Von Dr. Neumann, Kreis-Physikus zu Strasburg in Westpreußen.

---

Motto: Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist. Haller.

Die Entstehung und Fortpflanzung der asiatischen Cholera ist ein das gebildete Publikum so allgemein interessirender Gegenstand, daß es wohl nicht unpassend erscheinen dürfte, denselben in den preußischen Provinzial-Blättern zu besprechen.

Möge daher das hier aus Ueberzeugung und Wahrheitsliebe Gegebene, auch nur zur Förderung der Wahrheit beitragen, und als solches eine freundliche Aufnahme finden, nicht aber etwa einen Federkrieg erregen, den ich zu sehr scheue, um nicht alsdann nur durch Stillschweigen zu antworten.

Wenn Herr Dr. v. Duisburg bald nach Beginn seines Aufsatzes (S. 190.) behauptet, daß im Jahre 1831 dasselbe Faktum die Cholera betreffend von verschiedenen Partheien der Ansteckungstheorie als Beweis für ihre Ansicht angeführt sei, so wird er es mir wohl nicht übel deuten, wenn ich auch seine sechs Jahr später gesammelten Fakta, zumal die wenigsten aus eigener Autopsie entsprangen, auf andere Art und beweisend für meine Ansicht zu gebrauchen suche.

Ich muß nämlich vorweg bekennen, daß ich meines Zeichens ein reiner Contagionist bin, der seiner Fahne seit dem Jahre 1831 auch nicht einen Augenblick untreu geworden, und selbst da nicht, als er sah,

daß mancher seiner Collegen nur um nicht als furchtsam zu gelten, der Parthei der Miasmatiker huldigte. Wie lächerlich jedoch das Schild des Miasma mit philosophischen Augen betrachtet erscheinen muß, geht schon daraus hervor, daß gegen ein Contagium doch noch Schutz denkbar ist, während man einem aus der Erde und Luft ausströmenden Miasma durchaus nicht entfliehen kann.

Doch nun zurück zu dem Aufsatze des Herrn Dr. v. Duisburg.

Einen Beweis für die miasmatische Natur der Cholera findet der Herr Verf. (S. 195.) in dem beinahe gleichzeitigen Erscheinen der Cholera zu Danzig und Warschau, obwohl dieselbe an ersterem Orte doch gerade unter den aus Warschau gekommenen Mannschaften zuerst und am meisten wüthete. Wie leicht ist hier der Zusammenhang der Sache durch ein Contagium gefunden, welches von Warschau aus durch die Polen nach Danzig verschleppt wurde, und zu gleicher Zeit (wenigstens officiel) sich hier und dort manifestirte. Es scheint diese Erklärungsart wenigstens ungezwungener, als eine gleichzeitige Entwickelung eines Miasma's anzunehmen, welches immer die Frage unbeantwortet lassen würde, warum denn zu Danzig gerade erst so viele der Polen, und dann die übrigen dort ansässigen Leute erkrankten. Denn die Annahme des Herrn Verf. (S. 196.) eine größere Disposition zur Krankheit bei den schlecht genährten und gekleideten Polen zu finden und dieses durch den Satz zu unterstützen, daß eben deshalb mehre Personen aus den unteren Ständen als den höheren erkrankten, dürfte so allgemein hingestellt, wenigstens gewagt erscheinen, da die neuere Zeit bewiesen, daß, wie z. B. in Wien bei dem zweiten Auftreten der Cholera, in München und in andern Orten gerade die höheren Klassen verhältnißmäßig um vieles mehr als die unteren, die Opfer der Seuche lieferten.

Wird

Wird nun aber die Frage aufgeworfen, wie kam die Cholera nach Warschau, so ist die Erklärung leicht in der Zeitungsnachricht zu finden (Gazeta Warszawska), daß im Oktober 1836 schon 17 als Cholera asiatica constatirte Fälle in Warschau beobachtet wurden, daß während des Winters $18^{36}/_{37}$ das Contagium, wie immer in nördlichen Gegenden schlummerte, im Frühjahr 1837 aber erwachte, und wahrscheinlich schon in Warschau und längst der Weichsel einzelne Opfer forderte, die aber nicht gerade zur Kenntniß der Behörden kamen. Die Annahme heimlicher Erkrankungen kann wenigstens in der aus amtlichen Quellen entnommenen Behauptung des Herrn Verf. (S. 195.) wonach von 1887 Mann innerhalb einer Zeit von mehr als zwei Monaten *niemand gestorben* und auch *niemand einmal erkrankt sei*, kaum eine Widerlegung finden. Denn abgesehen von der Cholera, scheint das Faktum doch zu auffallend um unbedingt auf Treu und Glauben angenommen zu werden; zumal es wohl schwer seyn dürfte eine so bedeutende Menschenmasse während einer langen Reise und einem so langen Zeitraum *über Erkrankungen* und Todesfälle gehörig zu controliren, und noch dazu, wenn die Controle bei Entfernung jeder ansteckenden Krankheit durchaus nicht so dringend geboten schien.

Die auf Seite 198 und 199. von Herrn Verf. angeführten Fälle glaube ich auf ähnliche Weise aus einem Contagium leichter als aus einem Miasma erklären zu können, sobald man nur, wie es doch auch der Autor später thut, eine Disposition zur Aufnahme desselben bei den einzelnen Individuen stattfinden läßt. Kamen also z. B. in einer Ortschaft zuerst wenige Cholera-Fälle vor, während viel später die eigentliche Epidemie ausbrach, so darf man nur annehmen, daß bei den ersten Erkrankungen nicht zur Cholera Disponirte sich den Kranken naheten, mithin das Contagium erlöschen mußte, während später dieses anders sich gestaltete, wo

durch sich mehre Brennpunkte bildeten, von denen strahlenförmig aus das Contagium sich ausbreiten konnte.

S. 200. bespricht der Herr Verf. seine zweite Behauptung, welche lautet: „daß mehrentheils der Kreis der Cholera nicht sehr ausgedehnt ist, in welchem sie herrscht,“ und führt an: daß sie oft sogar nur auf ein Haus in einer Ortschaft beschränkt sei, daß zwar auch wohl einzelne Fälle in der nächsten Umgebung eines inficirten Ortes vorkämen, besonders aber bei Personen, die den letztern besuchten, und daher also der Materie ausgesetzt waren.

Wohl gemerkt, der Herr Verf. sucht durch diese Sätze die miasmatische Natur der Cholera zu beweisen, wie sich aus S. 206. ergiebt, wo es heißt: „bis dahin habe ich (der Herr Verf.) mich als Gegner der Contagiosität der Cholera gezeigt u. s. w. Gut, daß der Herr Verf. selbst uns dieses sagt, denn sonst würden wir nach dem eben Angeführten ihn wahrscheinlich falsch verstanden haben.

Wie nämlich soll man sich wohl ein über der kleinen Fläche eines einzelnen Hauses schwebendes Miasma denken, ohne eben ein solches „Contagium“ zu nennen; wie ferner einzelne Erkrankungen in der Nähe des inficirten Ortes aus der Einwirkung der Materie entstehen lassen, ohne eben wiederum diese Materie Contagium zu nennen. Alles dieses läßt sich nicht leicht absehen, es sei denn, man ist ein durchaus so entschiedener Miasmatiker, der nun einmal sogar das Miasma nennt, was man wohl sonst durch Contagium zu bezeichnen pflegt.

S. 201 und 202. findet der Herr Verf. Beweise für die miasmatische Natur der Cholera in dem plötzlichen und allgemeinen Ausbruche der Seuche, in dem zu Zeiten scheinbare Nachlasse derselben, und endlich in dem gänzlichen Erlöschen, worauf kein neuer Ausbruch stattfindet, und selbst dann nicht, wenn von anderen Orten Kranke eingebracht werden. Auch diese Erscheinungen sollte man denken, ließen sich viel unge-

ungezwungener aus der Annahme eines Contagiums und der gleichzeitigen Disposition zur Aufnahme desselben bei inficirbaren Individuen erklären. — Auf diese Weise verbreitet sich bei dem Verkehr in einem Orte das Contagium meistentheils leicht und schnell, erlischt zu Zeiten scheinbar, weil nicht gerade viele Prädisponirte den schon Erkrankten nahe kommen, und flammt wieder von neuem auf, wenn dergleichen wieder ergriffen werden. Ist aber die ganze Zahl derselben durchgeseucht, so ist natürlich kein Zunder für die Ansteckung mehr vorhanden, und selbst eingebrachte fremde Kranke können nicht weiter inficiren.

Nach längerer Zeit erwacht natürlich die Disposition in einem Orte wieder, indem theils neue Einwohner eingewandert sind, theils die Empfänglichkeit der alten früher geschützten Einwohner durch veränderte Körperconstitution, Diätfehler u. s. w. einen neuen Focus des Contagiums bilden kann.

Wir kommen nun zu den auf S. 203 und 204 angeführten Beweisen für das Miasma.

In Hinsicht derselben möchte ich nur erwähnen, daß mir nichts schwieriger erscheint, als mit Bestimmtheit den ersten Cholerafall in einem Orte anzugeben. Von den Patienten selbst, deren Umgebung, den Aerzten und sogar den Behörden (zumal auf den Dörfern) werden Fälle verheimlicht. Wie also läßt sich mit Gewißheit auf sogenannte actenmäßige Angaben bauen, die natürlich eben so gut, wie alles übrige durch Menschen Producirte, Unvollkommnes und Ungewisses an sich tragen. Auch der Verkehr oder Nichtverkehr mit einem Orte, zumal in Cholerazeiten, ist schwer nachzuweisen, weshalb auch hierüber nur mit großer Vorsicht abgeurtheilt werden kann.

Das bisher Gesagte dürfte auch auf das von dem Herrn Verf. S. 205 und 206 Angeführte passen, und um nicht die Geduld der Leser zu ermüden, will ich deshalb nicht weiter in Erörterungen mich einlassen. In Hinsicht der Seite 207 aufgestellten über Disposition

zur Cholera, muß ich mit Freuden bekennen, daß ich dieses alles, wie es mir scheint, mit vielem Scharfsinn Aufgefaßte und aus der reifen Erfahrung am Krankenbette Entnommene sehr gern unterschreibe. Auffallend jedoch ist mir hiebei, die gleich darauf (S. 208.) angeführte Geschichte der Epidemie in Liniewo, welche der Herr Verf. nur als „bemerkenswerth" bezeichnet, ohne doch zuzugeben, daß diese gerade mit seiner Ansicht über die miasmatische Natur der Cholera ganz unverträglich ist, und durch ein reines Contagium wiederum am leichtesten gedeutet wird, während der Herr Verfasser, seine Erklärung, wie man zu sagen pflegt, eigentlich bei den Haaren herbeizieht, und in einer nur in einem Menschen zu Liniewo vorhandenen Disposition zur Cholera findet, während doch die den übrigen Einwohner zur Cholerine disponirten. — Gehört denn die Cholerine zu Cholera-Zeiten nicht auch zur Cholera, und wie stimmt dieses überhaupt mit der früheren Ansicht des Herrn Verf., daß wo die Constitutio epidemica vorbereitet ist, auch nach dem ersten wirklichen Cholera-Fall die Seuche immer epidemisch auftreten müsse.

Der im Nachtrag S. 210. erwähnte Fall in Elbing läßt sich aus Contagiosität, wie es mir scheint, sehr wohl erklären, sobald man annimmt, daß auch noch Disposition zur Aufnahme des Contagium in den den Kranken umgebenden Personen sein mußte, um die Verbreitung der Seuche zu befördern.

Nun zum Schlusse will ich noch meine Ansicht über die Fortpflanzung der Cholera in nuce geben, und für dieselbe noch anführen, daß ich sie nicht aus Hypothesen geschöpft, sondern aus meinen Erfahrungen in der Epidemie des Jahres 1831 und der sehr bedeutenden des Jahres 1837 im Strasburger Kreise und zwar bei strikter Autopsie mir abstrahirt habe.

1) Die Cholera theilt sich in unseren Gegenden nur durch Contagium mit, welches aber einen zur

Aufnahme günstigen Boden finden muß, wenn es reproduzirt werden soll.

2) Die Disposition zur Cholera ist selten angeboren, wird meistentheils durch Diätfehler, Gemüthsbewegung und geschwächte Leibesconstitution überhaupt erworben.

3) Nicht Leichen, nicht gesunde Menschen oder wohl gar leblose Gegenstände sind Träger des Contagiums, wohl aber Kranke, sei es nun, daß dieselben sich wirklich schon krank fühlen, oder doch den Saamen des Contagium in sich tragen, ohne dessen durch Unwohlsein bewußt zu sein. Jedenfalls werden sie aber auch in dem letzten Falle in dem von ihnen inficirten neuen Orte zuerst erkranken.

4) Keine Räucherungen mit Chlor noch mit andern Substanzen vermag das Contagium zu zerstören; wohl aber Reinlichkeit in Haus und in Kleidung das Wohlsein der Bewohner zu erhöhen, und ihre Disposition zur Cholera zu vermindern.

5) Präservative gegen die Cholera sind: Ruhe des Gemüths, Mäßigkeit im Essen und Trinken und Verwahrung vor jeder Erkältung, so wie vor jeder andern den Körper krank machenden Potenz. Den zu Dreisten so wie den Furchtsamen faßt die Seuche am ersten.

## V.

## Was haben wir von dem Aufsuchen springender Quellwasser in der Umgegend von Danzig zu erwarten?

---

Jede neuere Erfindung oder Entdeckung, die auf das bürgerliche Leben praktisch einzuwirken verspricht, wird gewöhnlich um so eher und um so eifriger ergriffen, je mehr sie, mit dem Reize der Neuheit, zugleich die Wahrscheinlichkeit des Gelingens und Vortheile verbindet, die dem Bedürfnisse der Menschen oder der Betriebsamkeit ihrer Gewerbe, nützlich werden können. Eine solche Entdeckung ist unstreitig, die in den letzten Decennien dieses Jahrhunderts, häufig in Anregung und oft mit Erfolg in Ausführung gebrachte Erbohrung der sogenannten artesischen Springbrunnen.

Es ist nicht eine vorzügliche Art, sich populär und beliebt zu machen, wenn man der herrschenden Meinung, über ein solches Unternehmen am hiesigen Orte, nicht unbedingt beipflichten kann, sondern der noch sehr unsichern Lieblingsidee und sanguischen Hoffnung, aus theoretischen Gründen entgegenzutreten sich genöthigt sieht. Da, wo der durch Theorie und frühere Erfahrungen belehrte, noch zweifelt, ist der Dilettant gewöhnlich schon zur erfolgreichen Gewißheit gelangt, vorzüglich, wenn er von den irrigen Voraussetzungen ausgeht, daß alles Bohrbrunnenwasser nothwendig über die Erdoberfläche aufspringen müsse, welches selbst im ehemaligen Departement Artois nicht der Fall ist; und daß man überall auf der Erde, gleichviel wo, nur geschickt und tief zu bohren brauche, um eines glücklichen Erfolges sicher zu sein, welches die Erfahrung gleichfalls nicht bestätigt.

Da die Erbohrung springender artesischer Brunnen, jederzeit eine eigenthümliche Beschaffenheit der Fels- und Erdarten voraussetzt, so ist es unerläßlich,

zuvor die örtlichen Verhältnisse des Bodens zu berücksichtigen, um wenigstens mit einiger den aufzuwenden den Kosten proportionellen Wahrscheinlichkeit, auf ein günstiges Resultat rechnen zu können, welches am so nöthiger wird, als das Anlegen dieser Bohrbrunnen, durch den Reiz der Neuheit, leicht überschätzt zu werden pflegt.

Bei Uebergehung alles Historischen und Technischen, der sogenannten artesischen Brunnen, setze ich auch die geognostische Beschaffenheit des Bodens, als bekannt voraus, in welchem jene Springquellen in Frankreich, England und Deutschland mit Erfolg erbohrt sind. Sie fanden größtentheils in der tertiairen und den vorhergehenden Uebergangsformationen statt und die Wasser drangen aus den Ablagerungsflächen in der Tiefe, öfters mit Heftigkeit und in großer Ergiebigkeit, zuweilen bis über die Erdoberfläche empor.

Hier wollen wir nur die geognostische Beschaffenheit der Gegend in und um Danzig, in etwas nähere Betrachtung zu ziehen, versuchen.

Die Stadt Danzig liegt sehr wenig über der Meeresfläche, denn die durch dieselbe fließenden Gewässer haben, bei einer Entfernung von 2770 Ruthen Rheinländisch von der Ostsee, nur 1, 61, und das Straßenpflaster des Markts am Rathhause, 15, 74 Par. Fuß Erhöhung über dem Meeresspiegel. Sie liegt in einem Thale, das etwa zur Hälfte, nach NO. und O. vom Meere und den Niederungen begrenzt wird; zur andern Hälfte aber, etwa 2 Meilen gegen NW., durch die schroffen Ufer-Anhöhen von Koliepke und dem im W. u. S. liegenden Hochlande geschlossen wird. Von dort ab, zieht als Fortsetzung des Pomerellischen Höhenzuges, in einer wellenförmig zusammenhängenden Hügelreihe, im flachen Bogen, etwa eine Meile vom Seeufer entfernt, sich nach SO., bis zu den Anhöhen des Weichselthales herum und berührt die Stadt selbst, sehr nahe: sodann aber folgt sie, mehr südlich dem Weichselthale bis Dirschau u. s. w., und

läßt die Niederungen, die Delta's der Weichselmündung, in flachen Ebenen bis zu den Dünen der Ostsee vor sich liegen.

Dieser Höhenzug läßt von Kolipke bis Danzig, zwischen sich und dem Meere, einen etwa eine Meile breiten Streifen flachen Sandlandes, den wir füglich für das annehmen können, was die Franzosen La Plage zu nennen pflegen, obschon hier keine merkliche Ebbe und Fluth stattfindet.

Der niedere Boden selbst, besteht aus aufgeschwemmtem Lande neuester Formation, einer Alluvion, und erhebt sich in wellenförmig zusammenhängenden Hügeln, vom Seeufer landeinwärts, also von NO. nach SW. allmälig immer höher und bildet ein Hochland von älterer Diluvialbildung, das endlich etwa 5½ Meilen, direct vom Gestade entfernt, durch eine Hügelgruppe im Carthäuser Landschaftskreise ½ Meile Nordöstlich von dem Kirchdorfe Schöneberg, unter 54°, 13′, 29″ Br. und 35°, 47′, 27″ L. seinen Culminationspunkt, über 1000 Par. Fuß, absoluter Höhe erreicht, und dann wieder nach allen Seiten, allmälig abfällt.

Dieses Hochland zeigt auf seiner Oberfläche oft in geringer Entfernung, bald strengen Lehmboden, bald Sand, bald gemischtes fruchtbares Ackerland. Von demselben werden mehre allmälig abfallende Sandhügel, nach dem Seeufer zu vorgeschoben, die sich diesem bis auf ½ und 1 Meile nähern und von vielen Thälern, von SW. nach NO. durchschnitten werden. Diese Thäler sind wahrscheinlich in uralten Zeiten, durch Quellen und Fluthen ausgespült worden, wovon bis jetzt noch, die rieselnden Bäche bei Zoppot, Oliva, Stries u. s. w. die Ueberreste darbieten.

Jene vorgeschobenen Hügel bestehen, wie ein großer Theil des Hochlandes selbst, aus feinerem oder gröberem Flug- und Perlsand und Kies, mit Geröllen, Thon und Kalkerde gemischt, aus welchem die letzteren Erdarten, mehrestens durch meteorische Niederschläge,

allmälich von Jahrtausenden, ausgewaschen und in die Tiefe geführt sind. Hier bilden sie zum Theil unförmliche Massen, von mehr oder weniger reinem Thon, Lehm oder Kalk und Thonmergel; zum Theil Kalk-Inkrustationen, an sich herabziehenden Wurzeln, auch wohl Stalaktiten ähnliche Verhärtungen, wie z. B. die Mochauer Höhle bei Putzig, die durch Wasser ausgespült wurde, wahrnehmen läßt.

Sollten auch in dem Hochlande selbst, hin und wieder einige Andeutungen von Schichtenlagerung verschiedener Erdarten sich antreffen lassen, so ist doch in vielen der vorgeschobenen Hügel, in denen feiner und grober Sand, Kies und größere Gerölle, unregelmäßig abwechseln, keine Spur davon aufzufinden. Obschon mehre derselben, als Ueberreste des eigentlich aufgeschwemmten Diluvialbodens sich noch erkennen lassen, tragen viele doch den Charakter der Alluvion, vorzüglich aber den, der Sanddünen an sich. Da diese so tief, als man in ihnen bisher eingedrungen ist, nur aus den zuletzt angeführten Bestandtheilen bestehen und in der Tiefe nur selten unregelmäßige Massen von Thon und Kalk und Mergel umschließen, so scheinen sie einer uralten Dünenbildung, ihre Entstehung verdankt zu haben, welche durch vieljährige anhaltende Stürme und Orkane, aus NO. und O. bewirkt wurde.

Ein großer Theil des niedrigen Bodens unserer nächsten Umgegend, ist also als eine Anhäufung von mehr oder weniger feinem Sande und Kies, mit unregelmäßig untermischten Kalk- und Tonerden zu betrachten, die durch mehr oder weniger herabgeschwemmte Dammerde und Dünen-Grasbenarbung, jetzt in ihrer Gestalt erhalten wird. In seinem Innern, enthält dieser Boden weder Zerklüftungen, noch eigentliche Wasserbehälter, die der Beweglichkeit seiner Sandtheile wegen, nicht stattfinden können. Sollte unter Begünstigung der Erdarten auch hin und wieder, vom Zuflusse des Wassers eine Aushöhlung ausgewaschen sein, so stürzt sie, über kurz oder lang zusammen, wie man

neuerdings in der Gegend von [illegible] wahrgenommen hat.

Es läßt sich daher leicht einsehen, daß die auf diesem Theile des Hochlandes sich absetzenden meteorischen Niederschläge, nicht in derselben Art auf die Bildung der Quellen, vorzüglich der unterirdischen, wirken können, die bei den oben erwähnten geognostischen Verhältnissen der Provinz Artois u. s. w. stattfindet.

Das auf unserem Hochlande niedergeschlagene atmosphärische Wasser, fließt vermöge seiner Schwere von der geneigten Oberfläche zum Theil ab; größtentheils aber dringt es in dieselbe ein und senkt sich in dem sandigen Erdboden bis zur niedrigsten Stelle, die es einnehmen kann, d. h. bis der Sand für dasselbe, durch seine Sättigung, oder durch andere Gegenstände z. B. ein Fels- oder Thonlager, undurchdringlich wird; daher auch unsere Anhöhen gewöhnlich sehr wasserarm angetroffen werden.

Da das Wasser in dem lockeren Sandboden, weder Höhlungen noch Röhren und flächenförmige Zerklüftungen antrifft, so kann es weder unterirdische Wasserbecken, schwebender Wasser, bilden, noch im ununterbrochenen Zuge zur Tiefe gelangen und röhrenförmige Gänge formiren. Durch den Druck des von oben nachsinkenden Wassers, wird dasselbe vielmehr, zwischen die Poren des Sandes nach allen Seiten, horizontal und vertikal, sich allgemein verbreiten, wenn es keinen natürlichen Abfluß erzwingen kann, bis irgend ein für dasselbe undurchdringlicher Gegenstand, z. B. ein Fels- oder Thonlager, es zurück hält und seine Spannung veranlaßt. Wird ihm nun durch ein Bohrloch Luft geschafft, so wird es in demselben, im Verhältnisse seiner Spannung, aufsteigen und selbst überfließen, wenn Druck und Gegendruck durch höhere Orte bewirkt werden, als die Mündung des Bohrlochs befindlich ist.

Oefters aber trifft, das gleichsam nur filtrirend durchschleichende Wasser, in jenem Diluvialhochlande, ein gegen den Horizont geneigtes Lager von groben

Kies- oder größerem Stein-Gerölle, welches ihm gestattet, die dazwischen liegenden lockeren Erdtheile auszuwaschen, um durch Triebsand, die sogenannten Hungerquellen zu bilden oder selbst abfließend, sich einen natürlichen Ausweg zu Tage, zu verschaffen. Diese Wassergänge sind als langgestreckte Höhlungen zu betrachten, nach welchen sich ein großer Theil des von oben durchsickernden Wassers hinzieht, aber sich nicht ansammeln kann, da es hier einen natürlichen Abfluß findet. Solche Kies- oder Gerölle-Lager finden sich in sehr verschiedenen Höhen unserer Sandhügel, daher auch die mehresten natürlichen Quellen, weit über dem Fuße dieser Hügel abfließen, obschon dieses auch, nahe über und selbst unter dem Niveau des Meeres und der Flußgewässer, stattfinden kann.

In diesem letzteren Falle, ist der Gegenstand, der dem herabsickernden Wasser, den Gegendruck leistet, der Spiegel des Meeres oder der Flüsse.

Das in dem Sande, durch den obern Druck, allgemein verbreitete atmosphärische Wasser, wird nun, durch das nachfließende nach allen Richtungen und selbst aufwärts gepreßt werden, und da der sandige Meeresboden, ihm keinen absoluten Widerstand leistet, muß es in das Meerwasser, gleichsam filtrirend übertreten, so lange sein Druck stärker, als der Gegendruck des Meeres ist, bis das Niveau im Verhältnisse des specifischen Gewichts beider Flüssigkeiten, hergestellt ist. Das übrige Meteor-Wasser, wird unter einem steten Gegendrucke zurückgehalten, welcher der Höhe des Meeres- oder Flußspiegels, proportional ist.

Wenn man daher mit dem Bohrer, das Meeres-Niveau erreicht und unter demselben tiefer in dem sandigen Alluvial-Boden eindringt, so wird man, bis eine feste Unterlage eintritt, viel Wasser, mit dem Sande vermischt, antreffen, das sich dort ansammeln muß, da der geringere Druck des herabgesunkenen Meteorwassers nicht hinreicht, den Gegendruck des Meereswassers zu überwinden, sondern von demselben zurückgehalten und in dem Bohrloche heraufgedrängt werden

muß; daher man auch nahe am Seestrande wird Brunnen graben können, die süßes Wasser geben, das aber auch nicht höher, als bis zum Spiegel des Meeres aufsteigen kann.

Man kann also in unserer Umgegend, unter der Oberfläche des Bodens, nur im Niveau des Meeres erst, Quellwasser antreffen und da das Meteorwasser, zwischen den Poren des Sandes allgemein verbreitet ist, so sind auch keine verschiedenartig über einanderliegende Quellen zu erwarten und man wird durch das Tieferbohren, höchstens nur, reines filtrirtes Wasser, als das zuerst aufgefundene Seihwasser, erhalten können.

Da nun der niedrige Boden, der nächsten Umgegend unserer Stadt nur aus Alluvialsand besteht, dessen Mächtigkeit und Unterlage uns ganz unbekannt ist, und da derselbe ein Becken bildet, das zur Hälfte nur von Anhöhen, zur Hälfte aber vom Meere begrenzt wird, so kann der hydrostatische Gegendruck, nur von dem Niveau dieses letzteren ausgehen, und jedes in unserer Gegend von den Anhöhen, nur herabschleichende unterirdische Wasser, nach hydrostatischen Gesetzen, die Höhe des Meeresspiegels, nur wenig überschreiten. Da nun aber der Boden unserer Bohrstelle etwa 20 bis 30 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben ist, so wird auch das, aus jeder Tiefe aufsteigende Quellwasser, eben so tief, etwa 20 bis 30 Fuß, unter der Oberfläche desselben stehen bleiben, indem das Wasser nur so hoch steigen kann, als sein natürlicher Druck es bestimmt. Kein trockener Sommer und starrer Winter, wird dessen Spiegel erniedrigen; kein feuchter Herbst und Schnee-schmelzender Frühling ihn erhöhen, welches nur allein durch die Höhe der Meereswogen bewirkt werden kann. Wo daher Ebbe und Fluth stattfindet, muß auch diese ihren Einfluß auf die benachbarten Brunnen äußern. So führt Hericard de Thury eine in 17 M. zu Nogelle sur mer erbohrte Quelle an, deren Spiegel zur Zeit der Ebbe 2 M. unter Tage, bei

der Fluthgraben mit dem Boden gleich steht, auch sollen zu Abbeville, Dieppe, Montreuil u. s. w. ähnliche Oscillationen vorkommen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß wenn man die Localität der Erdbohrung verändert, auch das geognostische Verhältniß des Bodens sich verändern kann, vorzüglich, wenn man von hier den Thälern eines thonreichen Hochlandes, des eigentlichen Diluvialbodens, sich zuwendet und bedeutend vom Meeresufer entfernt. Hier können theils Lagerungen verschiedener Erdarten, theils Druck und Gegendruck der meteorischen Wasser dem Zwecke mehr entsprechen und den Erfolg springender Quellen begünstigen. Doch werden diese Fälle im aufgeschwemmten Lande, jedenfalls viel seltener, als in der Tertiären und den nächsten Uebergangsformationen anzutreffen seyn.

So weit begleiten uns die aus Erfahrung abgeleiteten Naturgesetze, in der Umgegend von Danzig und rauben uns die Wahrscheinlichkeit, über die Oberfläche unseres Bodens aufspringende Wasser zu erlangen, insofern nicht unterirdische natürliche Ableitungen von höher liegenden Sümpfen, Teichen und Seen, die aber kein eigentlich reines Quellwasser geben, sich vorfinden sollten, die wie die künstliche Röhrenleitung von der Tempelburger Wassersammlung, uns dasselbe aufsteigend herbeiführen könnten.

Jedoch bleibt uns die an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, in der Tiefe viel Wasser anzutreffen, das durch, in demselben unlösliche Erdarten, filtrirt und von den oberen wilden und unreinen Seihwassern, durch die Röhrenwände abgeschieden, ganz rein, aus jeder Tiefe, bis etwa 20 oder 30 Fuß unter der Erdoberfläche, in der Mündung der Röhre emporsteigen wird, und von hier aus, durch Saug- oder Schöpfwerke, zu Tage gebracht werden könnte.

Wo uns die Erfahrung abgeht, verlassen uns auch begründete Theorien, die sich zu bloßen Hypothesen, wie die Wahrscheinlichkeit zur Möglichkeit, verhalten.

Alles, was ich bisher angeführt habe, bezieht sich nur auf Beobachtungen auf den Höhen unserer Umgegend, bis zu unserem hiesigen Standpunkte; was unter demselben [illegible] finden könnte, ist und bis jetzt noch verborgen. Es wäre es möglich, aber auch nur möglich, daß in größeren Tiefen, die noch keines Menschen Hand erforscht hat, sich Erscheinungen darstellen könnten, die, wie ich schon oben angeführt habe, in Flözgebirgen häufig an der Oberfläche stattfinden, in unserem aufgeschwemmten Lande aber sehr selten vorkommen. Sollte in diesen Erdschichten z. B. eine Schichte groben Kieses zwischen zweien Schichten von Thonlagern, deren eine dem Entweichen des Wassers nach unten eine Grenze setzt, indessen die andere dasselbe von oben zurückhält; und sollten diese Schichtungen, die sich oft unglaublich weit verbreiten, auch dem Hochlande zu, selbst weit unter dessen Oberfläche, sich erheben und durch ein wasserdichtes Thonlager, vom Gewässer und Boden, ganz abgeschnitten werden; so wäre es möglich, aber auch nur möglich, daß der Versuch mit einigem Erfolge gekrönt würde.

Wir sind daher der Behörde, die diesen Versuch unternehmen läßt und dem Ausführer desselben, der ihn mit vieler Umsicht und Solidität leiten wird, und die Erfahrungen seiner Vorgänger mit Sachkenntniß zu benutzen vermag, vielen Dank schuldig, indem wir nicht bekannt geworden ist, daß irgend wo, unter ähnlichen geognostischen Verhältnissen, ein Brunnen gebohrt wurde, der selbst, wenn er den Zweck des über die Erdfläche aufspringenden Wassers nicht erreichen sollte, doch in wissenschaftlicher Hinsicht, uns Aufschlüsse und Kenntnisse zur Ausbeute bringen wird, die nicht allein uns, den Bewohnern dieser Gegend, sondern dem wissenschaftlichen Publicum überhaupt, von großem Interesse sein dürften.

Geschrieben im März 1837.

VI.

## Einige Gedanken über Klee und Kartoffeln.

Durch Klee- und Kartoffelbau sind in der neuern Zeit wohl die wichtigsten Veränderungen im Feldbau Deutschlands und der angränzenden Länder hervorgebracht und von ihrem zweckmäßigen Einschieben in die verschiedenen Rotationen, nebst der Verwendung ihrer Produkte, ob zur Nahrung der Menschen oder des Viehes oder der Fabrikation, hängt in den meisten Wirthschaften der Reinertrag derselben ab. Beide haben lange kämpfen müssen, ehe sie das Bürgerrecht im Feldbau erhielten, beide haben ihre grossen, unzuberechnenden Vortheile, aber auch beide können schaden, wenn man ihren Anbau mißbraucht oder übertreibt. Hierauf bloß aufmerksam zu machen ist der Zweck dieses Aufsatzes. — Uebertrieben ist der Kleebau nun wohl selten, höchstens hier und dort auf eine falsche Stelle in der Rotation gerathen; in den allermeisten Fällen und auf allen Gütern, die durch natürliche Wiesen ihren Düngungsstand nicht so hoch bringen, daß sie zu jeder dritten Frucht tüchtig misten können, und die keinen schlechtern Boden, als, nach landschaftlichen Grundsätzen, Boden dritter Klasse haben, ist der Kleebau lange noch nicht genug gewürdigt. Alle diese Güter würden durch seinen Anbau, in 7 bis 9jährigem Turnus, ihren Ertrag vielleicht verdoppeln, nicht nur durch vortheilhaften Körnerbau, sondern hauptsächlich erst durch Vergrösserung und Verbesserung der Viehzucht, dadurch höherer Einnahme aus dieser nicht nur, sondern auch Verbesserung und Stärkung des Bodens zu Körnerfrüchten und Handelsprodukten.

Wenn man nach den Grundsätzen der landwirthschaftlichen Statik die Vortheile eines geregelten, sichern und besser nährenden Futterbaues berechnen wollte, würden die Folgerungen des genialen Nebbien

weniger chimärisch erscheinen; denn die Kraftvermehrung des Bodens, also höherer Ertrag bei viel geringerem Verhältniß, der, besonders in unserm Vaterlande, wegen Länge des Winters so großen Wirthschaftsausgaben, dürfte wohl so hoch steigen, daß man in der dritten Rotation die dreifache Einnahme der, bei der Dreifelder-Wirthschaft, mit wenig Wiesen, bisher gewöhnlichen bekommen könnte. Lange Erfahrung und sehr häufige Berechnung des Düngerverhältnisses der meisten Güter unserer Provinz haben mir bewiesen, daß, wegen der Kälte des Bodens, bei sonst ganz guten Mischungsverhältnissen, der Getreidebau nirgends recht lohnt, wo man auf jeden Scheffel Winter-Aussaat nicht 30 bis 36 Ctr. Heu erbaut. Und wie wenig Güter sind in diesem glücklichen Verhältnisse — und, wenn sie darin sind, wie oft gehören dazu so große Wiesenflächen, daß der reine Vortheil dadurch wieder unbedeutend wird. Bei den meisten Gütern kommen, wenn alle ihre Äcker in Kultur sind, kaum 12 Ctr.; in vielen nur 6 Ctr. Heu auf den Scheffel Winter-Aussaat bei einer Dreifelder-Wirthschaft. Dabei kann aber, bei den gewöhnlichen Preisen, bei den Abgaben und doch nothwendiger Theilnahme an dem bestehenden Luxus der Lebensweise sowohl als der Erziehung der Kinder, keine anständige Familie bestehen, denn auf Boden dritter Klasse wird dann durchschnittlich kaum das dritte Korn und so verhältnißmäßig gewonnen. —

Wohl weiß ich, daß es in unserm Vaterlande Gegenden giebt, wo eine 12jährige Düngung eine gewöhnliche und ein sechsfältiger Ertrag im Roggen doch noch ziemlich sicher ist, aber das sind doch nur Ausnahmen und auch die Besitzer solcher Güter würden daran glauben lernen, daß Mebbien kein bloßer Phantast ist, wenn sie durch Verdoppelung ihres Futterbaues die jetzt schmachtende Viehhaltung höben und dann ihre Grundstücke gewiß zweimal so hoch wie bisher nutzen würden, obwohl sie sich auch jetzt, wenn sie bei

alter

alter Lebensweise blieben und weder ihre geistigen noch ihre leiblichen Bedürfnisse vermehrten, auch noch ziemlich behaglich fühlen und mit Verachtung vom Beschmieren des Bodens mit Klee und dazu nothwendiger anderer Feldeintheilung sprechen.

Eine bei weitem größere Rolle als der Klee, spielen seit ungefähr dreissig Jahren die Kartoffeln in unserm Feldbau, denn bis zu der Zeit, als man ihre vortheilhafte Benutzung zu Branntwein kennen lernte, waren sie kein Feldgewächs, sondern nur ein Gartengemüse und vielleicht wäre es sehr gut, wenn sie dies auch geblieben wären, d. h. noch bloß zu menschlicher Nahrung benutzt würden, denn jetzt wird es beinahe zweifelhaft, ob sie der Menschheit nicht mehr schädlich als nützlich geworden sind. Besonders in Deutschland, Preußen, Dänemark, Schweden, England und ganz vorzüglich in Irland ist die Kartoffel das Mittel geworden, die Menschenzahl wohl zu verdoppeln, indem sie gewiß viermal so viel Nahrungstheile hervorbringt, wie das Getreide auf einer gleichen Ackerfläche. Ob diese Menschenmenge aber glücklicher ist, steht in Zweifel, denn eben diese Menschen, welche der Kartoffel hauptsächlich ihr Dasein schuldig sind, sind auch vorzüglich diejenigen, die, seit Benutzung derselben auf Branntwein, durch dies so wohlfeil erzeugte gefährliche Getränk, physisch und moralisch so verderbt sind, daß sie ihr Erdenglück wohl nur dann fühlen, wenn sie berauscht, d. h. zu allem Guten nicht nur träge und unfähig, sondern auch zu allen Lastern geneigt sind: Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man annimmt, daß drei Viertheile aller Bettler, es durch die, durch Kartoffelbranntwein so wohlfeil befriedigte Trunksucht sind. Sauf-Jochens giebt es in jedem Dorfe und in jeder Straße und allenthalben wird der nüchterne und arbeitende Mensch jährlich mehr in Anspruch genommen, um die Bedürfnisse derer zu befriedigen, die ihre Glückseligkeit größtentheils nur auf dem Boden des Schnappsglases suchen und so hat die an sich so wohl-

thätige Kartoffel der Menschheit nicht nur den ekelhaften Anblick allenthalben herumtappender, zerlumpter, trunkner Mitbrüder, sondern auch eine jährlich zunehmende, theils freiwillige, theils gezwungene Abgabe auferlegt.

Wir dürfen nicht klagen, daß wir in Betracht der Lasten, die uns unser Klima aufbürdet, zu wenig Abgaben haben, aber gewiß ist es, daß in einigen Theilen des Landes der Einsaße weit weniger an Steuern zahlt, als er in die Branntweinschänken, diese privilegirten Lasterhöhlen, trägt. In den Städten sowohl als in den Dörfern findet man jetzt wenigstens noch einmal so viel Schänkhäuser, in denen fast nur Kartoffelspiritus debitirt wird, (von Bier ist, besonders auf dem Lande wenig mehr die Rede) als vor dreißig Jahren und eine jede solche Schänke ist eine wahre Lasterschule, in der jede Art Gottlosigkeit viel thätiger, als in den Jugendschulen Tugend gelehrt wird, denn der größte Theil dieser Branntweinschänker ist nicht weniger gewissenlos als der Voigt Hummel in Pestalozzi's Bernhard und Gertrud. Es ist fast unglaublich, was viele dieser Leute für Pfiffe und Kniffe anwenden, um leichtsinnige Kunden in ihre Höhlen zu ziehen. Die grünen Reiser auf den Dörfern und Vorstädten geizen eben so sehr nach dem menschlichen Elende, als die bunten Fläschchen in symmetrischer Aufstellung an den Fenstern der schönsten Straßen großer Städte, die so überhand genommen haben, daß sie bald jede andere Erleuchtung werden ersparen helfen.

Oben habe ich gesagt, daß der Kleebau fast nirgends in der Ausdehnung betrieben wird, als seine Natur es zuläßt und wohlverstanden landwirthschaftliche Betriebsamkeit erfordert: ganz anders ist es mit dem Kartoffelbau. Dieser wird, besonders von den bäuerlichen Wirthen, an sehr vielen Orten schon übertrieben. In den Stadtfeldern sieht man gewiß die Hälfte des Sommerfeldes mit Kartoffeln besetzt, in vielen Dörfern ist es nicht anders, den Städtern möchte das auch nicht

schaden, weil eine große Menge zugekauftes Heu und Stroh ihren Aeckern fremde Kraft zuführt; aber der Bauer, der nicht nur Heu und Stroh, sondern auch die meisten Kartoffeln verkauft, wenig davon verfuttert, schadet sich ganz offenbar und mergelt seinen Boden so sehr dadurch aus, daß man wegen mangelnder Düngung, selten mehr gutes Wintergetreide auf Bauerfeldern sieht. Die größern Güter übertreiben theils den Kartoffelbau nicht so sehr, (es möchte wohl wenig große Wirthschaften geben, in denen der vierte Theil der Felder mit Kartoffeln bestellt wird) theils machen sie ihn dadurch weniger nachtheilig, daß sie ein Futter- und ein Wickfeld in den Turnus nehmen, welches die Bauern bei noch bestehender Gemeinheit nicht können. Nur in der Gegend zwischen der Weichsel und der Elbe soll der Kartoffelbau an vielen Orten sogar ³/₈ der Felder einnehmen. Billig darf man daran zweifeln, daß dies lange geschehen kann, wo nicht ein ganz ungewöhnlich großes Wiesenverhältniß stattfindet, oder Stroh zugekauft werden kann; denn wenn auch bei den bestehenden großen Branntweinbrennereien sich große Mastungen befinden, so können doch auch diese wohl nicht den Düngeraufwand ersetzen, den ein Kartoffelbau auf ³/₈ des Areals in Anspruch nimmt, weil die zu Branntwein verwendeten Kartoffeln vielleicht nicht halb so viel Mist geben, als geradezu verfütterte. Die große Menge Urin, die das Mastvieh bei dieser Futterung giebt, täuscht sehr, denn der Urin ist so klar, daß er wohl nicht viel mehr werth sein mag, als reines Wasser. Ich wenigstens habe bemerkt, daß unter den Bohlen liegender Torfmulm, nachdem er mehrere Jahre darunter geblieben und dann auf den Acker gebracht wurde, wenig mehr Kraft äußerte, als der saure, gleich nach dem Stechen aufgebrachte.

260. Um der Vergleichung, zwischen Benutzung des Ackers zu Klee oder zu Kartoffeln nun näher zu kommen, wollen wir den Ertrag desselben annehmen. Auf ziemlich eben liegenden Boden dritter Klasse, in 6jähriger

30 *

Düngung zu 150 Ctr. Mist pr. Morgen, möchte derselbe durchschnittlich der Jahre wohl nur 80 Sch. Kartoffeln geben. Daß sie eben so oft dem Mißwachs ausgesetzt sind, wie andere Früchte zeigen uns die Jahre: 1832 mit gänzlichem Mißwachs und fast ungenießbarer Qualität durch Nässe; 1834 gänzlichem Mißwachs durch Dürre; 1835 beinahe Mißwachs durch Dürre; 1837 gänzlichem Mißwachse, zuerst durch Nässe, dann durch Dürre veranlaßt, so daß bis Johanni sie an allen niedrigen Stellen ausfaulten, nachher durch Dürre austrockneten und erst nach Bartolomäi anfingen zu wachsen, folglich zum 3. Oktober, als schon solche Fröste kamen, daß das Kraut gänzlich erfror, aller Wachsthum also aufhörte, nicht reif waren. In diesen letzten sechs Jahren gab es nur eine ganz gute Ernte, die von 1833, und nur eine mittelmäßige, die von 1836. Es ist als wenn der Himmel uns warnen will, den Anbau dieser an sich so wohlthätigen Frucht auch nicht zu übertreiben, denn bis 1832 war ein Mißwachs derselben so selten, daß man oft behaupten hörte, bei den Kartoffeln könne gar kein Mißrathen vorkommen.

Bedenkt man nun noch, daß die Kartoffeln, bei nicht ganz günstiger Witterung, so spät im Herbste, besonders in Lehmboden, unangenehmer und kostbarer sind, als irgend eine andere Frucht, daß sie häufig bei der Ernte schon im Felde erfrieren, daß dies eben so oft in Kellern geschieht, wenn ein ungewöhnlich strenger Frost eintritt; daß sie oft in den Kellern faulen, sobald sie darin in etwas zu großer Menge aufgehäuft sind und die Keller bei flauem Winter zu warm werden, ihre sichere Aufbewahrung also in jedem Betracht mehr gefährdet ist, als die anderer Früchte; daß ihre Verfutterung selbst kostbarer und unangenehmer ist, als die jeden andern Futters; daß sie den Boden zwar in großer Reinheit, aber in vielen Verhältnissen sehr ausgemergelt hinterlassen, so darf man wohl bezweifeln, daß der Kartoffelbau die einträglichste Benutzung des Bodens sei.

Nimmt man überdies noch an, daß da, wo man ihn in ganzen Feldern treibt, vielleicht auf ¼ oder ⅛ des ganzen Areals, man wegen Mangel an Leuten zur kostbaren Bestellung und Ernte, bei der drohenden Gefahr des Erfrierens auf dem Felde, sich oft genöthigt sieht, die Kartoffeln auf Antheil (in Masuren auf den 4ten Theil der Ernte) zu bauen, daß dann da von 80 Schffl. Ertrag pro Morgen, nur 60 Schffl. für den Wirth bleiben, so möchte der Futterbau, betrieben auf die Art, wie in den Gestüts- und Remontedepot-Vorwerken, wohl, besonders für die Dauer, vortheilhafter als der Kartoffelbau sein: schon aus dem Grunde, weil Futterbau den Boden nach jeder Rotation kräftiger, der Kartoffelbau ihn gewiß schwächer hinterläßt. Denn auf Boden dritter Klasse giebt der Morgen (nicht, wie oft bisher mit 6 Pfd. rothem Klee allein, sondern mit einem doppelt so großen Gemisch von Rothklee, Weißklee und Thymotigras besät) gewiß 30 Ctr. Heu, das, nach guten landwirthschaftlichen Principien, wohl so viel werth ist, wie 60 Schffl. Kartoffeln und unendlich bequemer zu ernten, aufzubewahren, zu futtern und auch wohl gesunder. Ein Hauptvortheil eines solchen Gemisch's der Futtergesäme aber besteht auch darin, daß man darnach wenigstens noch 2 Jahre eine höchst kräftige, gesunde, gewiß dreimal soviel Vieh nährende Weide hat, als auf gewöhnlichen Weidedreeschen und diese herrliche Benutzung kostet dann nichts als die Bodenrente. Solch Futter auf feine Schaafe verwendet wird auf die Dauer mehr einbringen, als die leidige, verdrießliche, soviel Holz und andre Sorgen kostende Branntwein-Brennerei, mit deren Fabrikat sich der ehrliebendste Mann noch oft muß argwöhnisch behandeln lassen, wenn er einen Markt für dasselbe sucht: anstatt daß es ein wahres Vergnügen ist, seine Schäfchen und Lämmerchen zu besuchen und sich täglich zu freuen, wie sie gedeihen.

Auf Boden vierter Klasse kann man nun zwar sehr wohlschmeckende Kartoffeln und gar keinen Klee

bauen, aber grade auf diesem Boden thut ein Uebertreiben des Kartoffelbaues, wegen mangelnden Düngers, noch eher Schaden, als auf besserem und grade auf diesem sollten sie nur zur menschlichen Konsumtion oder Viehfutter verwendet und nicht verkauft oder in Spiritus verwandelt werden. Auf Aeckern erster und zweiter Klasse hingegen stellt sich der Kleebau noch viel vortheilhafter, wie oben angegeben, denn auf ihnen wird man, bei gehöriger Mischung der verschiedenen Futtergesäme wohl auf 50 Ctr. Heu pro Morgen kommen anstatt daß die Verdrießlichkeiten des Kartoffelbaues hier in eben dem Maaße sich vermehren und die Frucht selbst schlechter, ja für den menschlichen Gaumen fast ungenießbar wird und auch weniger Alkohol giebt.

Nach alle dem was nun gesagt worden, scheint es ein Unglück, daß die Kartoffelfelder in Preußen so groß und die Kleefelder noch so selten und so klein sind. Nicht bloß einen erfreulichern Anblick wird der Klee gewähren, sondern auch mehr Nutzen, auf die Dauer, leisten. Der Kleebau giebt die sicherste Grundlage zum Gedeihen jeder andern Frucht, zu Erhöhung und Veredlung und größerm Ertrage der Viehzucht und zum gründlichen Wohlstande der Bewohner des Landes. Der Kartoffelbau aber untergräbt in den meisten Verhältnissen die Kraft des Bodens, dadurch der Wohlstand der kleinern Landwirthe besonders und durch den unglücklichen Tauschhandel auf Branntwein, die Sittlichkeit der großen Masse des Volks. Der Kleebau besonders mit Rücksicht auf Schaafzucht, läßt den Landmann mit Eintritt der Herbstwitterung fast ohne andere Sorge, als des Achtgebens auf die Futterung — und den Lohn für diese angenehme Beschäftigung holt er sich, auf wenigen Wagen in der schönsten Jahreszeit, bei den besten Wegen, auf der Reise zum Nationalfeste der Thierschau und des Pferde-Rennens und bringt für eine Wagenlast fast so viel Geld nach Hause, wie für hundert mit Branntwein beladene Wagen, wenn man die

Steuer des Branntweins abzieht. Mit der Verarbeitung der Kartoffeln zu Branntwein ist er keinen Tag vor den verdrießlichsten Auftritten sicher, hat fast täglich den unangenehmen Anblick von Leuten, die bei allem ihren sonstigen Werthe doch nur kommen, um sich zu überzeugen, ob er auch ehrlich sei; hat seine Gespanne fast den ganzen Winter unterwegs, um das Holz für die Brennerei zu fahren oder den Branntwein zu versilbern, wobei er sich wieder muß wie ein Betrüger behandeln lassen, wenn er auch der ehrlichste Mann von der Welt ist, fast als wenn er oder sein Fabrikat unehrlich wäre.

Das Resultat dieses ganzen Aufsatzes ist daher: der Kleebau führt zu sichererm Ertrage auf die Dauer, angenehmerer Wirthschaft und mehr Ehre — der Kartoffelbau zu Branntwein zu den unangenehmsten Verdrießlichkeiten der Landwirthschaft, zu immerwährender Beunruhigung und Aufregung, sowohl beim Betriebe als bei der Beaufsichtigung der Brennerei und Versilberung des Fabrikats. Laßt uns daher, auf jedem dazu geeigneten Boden, den Kleebau erweitern und den Kartoffelbau einschränken: dann werden die Landwirthe zufriedener, wohlhabender, glücklicher sein und die Bettler sich wieder vermindern und einem nicht in jeder Straße und auf allen Wegen Sauf-Jochen begegnen.

## VII.

## Die Gärtner-Lehranstalt zu Tilsit.

(Von einigen Gartenfreunden daselbst.)

---

Wer etwas Ausgezeichnetes zu Stande gebracht hat, verdient dafür auch Anerkennung zu erhalten; besonders wenn sein Unternehmen nur durch diese Anerkennung und Aufmunterung bestehen kann. Wenn nun dieses Unternehmen unmittelbar zum Wohlsein der Gesellschaft beiträgt, zur Erhöhung des Lebensgenusses, zur Verschönerung unserer Umgebung, zur Veredlung unseres Daseins; so erscheint es verdienstlich, dasselbe bekannt zu machen und der allgemeinen Theilnahme zu empfehlen. So hoffen auch wir auf allgemeine und rege Theilnahme aller Gartenfreunde Litthauens und Ostpreußens, wenn wir auf eine Anstalt aufmerksam machen, die zwar schon seit 10 Jahren besteht, aber immer zu wenig beachtet und benutzt wurde, weil sie nicht allgemein bekannt war. Es ist dieses die Gärtner-Lehr-Anstalt des Hrn. Lieut. Schlenther zu Tilsit.

In ganz Litthauen ist der Handelsgarten des Hrn. Lieutenant Schlenther bekannt. Jeder kennt seine Zuverlässigkeit und Gediegenheit, die rasche Ausführung der ihm gewordenen Aufträge, die dem hiesigen allgemeinen Bedürfniß entsprechende Auswahl an Gartengegenständen, und die festen dem Werth der Gegenstände angemessenen Preise. Wenn auch manche Gartenfreunde eine größere Auswahl einiger Luxus-Artikel wünschen und geringere Preise derselben, so muß ihm doch ein Jeder, seiner Solidität wegen, gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber die Hauptsache des ganzen Etablissements ist nicht der Handelsgarten, sondern die Gärtner-Lehr-Anstalt und diese ist zu wenig bekannt und daher zu wenig benutzt, und doch verdient gerade dieser wegen Hr. Lieutenant Schlenther die meiste Anerkennung.

Es ist in unserer Provinz eine allgemeine Klage über Mangel und Untauglichkeit der gewöhnlichen Gärtner; daher das Bedürfniß derselben so fühlbar und die Nachfrage nach denselben so groß ist. Es ist wirklich zu verwundern, wie so wenige junge Leute sich diesem angenehmen und nahrhaften Berufe widmen, dagegen sich zu viel beschwerlicheren und lange nicht so einträglichen drängen. So ist z. B. der Zudrang zu dem Schulstande so groß, daß die Seminarien kaum die Hälfte der Angemeldeten berücksichtigen können, und eben so viele der in denselben Ausgebildeten Jahrelang auf eine Anstellung warten müssen. Zwar ist dieser Drang nach Erkenntniß und das Streben, seine Bildung Andern mitzutheilen, etwas sehr Verdienstliches und ein hohes Lob unserer Regierung, die solche Veranstaltungen getroffen hat, daß der Stand eines Landschullehrers ein so wünschenswerther und ehrenvoller ist. Hat sich aber wohl jeder Seminarist geprüft, ob er in diesem Geschäft die Freude seines Lebens finden werde? ob er bei dem spärlichen, ja dürftigen Einkommen bei der mühsamen, oft lästigen Arbeit noch die Gesundheit des Körpers, die Heiterkeit der Seele, überhaupt die Freudigkeit in Gott erhalten werde, ohne welche der Lehrstand keinen Seegen von oben erwarten darf? Gewiß würde sich mancher viel wohler in seiner Baumschule befinden, unter seinen fröhlich und kräftig emporsprossenden Bäumchen, die schon jung und zart viel Früchte tragen von der schönsten Art, als unter den oft durch Schulstrafen zusammengetriebenen, im engen Raum eingesperrten Kindern. Er würde viel fröhlicher sein Morgenlied lernen von der jubelnden Lerche, als er, gedrückt von Nahrungssorgen, es vermöchte, zu unterrichten, die oft nicht lern- und singlustigen Kinder seiner Schule. Unter seiner Pflege würden Kohl und Rüben viel besser gedeihen, als seine durch Denkübungen und Sprachlehre oft von ihm gelangweilten und geplagten Kinder. Die Blumen, die er pflanzte und pflegte, würden ihm viel freudiger entgegen lächeln, als die Augen

[illegible] Kälte, wenn er oft [illegible] bis die Thränen des Schmerzes auspreßt. Denn der Stand eines Kunstgärtners, ja auch nur eines gewöhnlichen Gemüse- und Obstgärtners, ist von allen Diensten eines Privaten der freieste, angenehmste und dankbarste. Dreißig, vierzig bis siebenzig Thaler baares Gehalt, freien Unterhalt oder reichliches Ausgedinge! — wie wenige Land-Schullehrer können sich eines solchen Einkommens erfreuen. Ist es daher nicht zu verwundern, daß so wenige junge Leute, sich diesem Geschäfte widmen, daß nicht mehr wohlhabende Landleute und Handwerker ihre Kinder dazu bestimmen, besonders, wenn sich eine so vorzügliche Gelegenheit darbietet die dazu erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben. Diese finden sie nun ganz besonders in der hiesigen Gärtner-Lehr-Anstalt des Hrn. Lieutenant Schlenther. Er selbst besitzt dazu alle erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Er hat früher auf der Universität zu Königsberg studirt, sich durch Reisen vielfältig gebildet, und noch vor einigen Jahren durch Verwendung Sr. Excellenz des Hrn. Oberpräsidenten v. Schön auf Staatskosten eine Reise nach Berlin unternommen, um die Gärtner-Lehr-Anstalten in Schöneberg und Potsdam kennen zu lernen. Sein hiesiges Garten-Etablissement ist ganz darauf berechnet, die jungen Leute in jedem Zweige des Gartenbaues und der Gartenkunst vorzüglich praktisch zu bilden, doch ihnen nebenbei auch die nöthigen Kenntnisse der Botanik, der Pflanzenphysiologie und der bildenden Gartenkunst zu geben.

Frühe im März beginnen die Mistbeet-Treibereien im großartigen Maaßstabe. Hier erhalten sie nicht bloß praktische und theoretische Anleitung zum Treiben der gewöhnlichen und feineren Gemüsearten, vom Salat und Radiese bis zu den Schneidebohnen und den delikatesten Melonen; sondern sie sehen und machen auch die interessantesten Versuche aus der Pflanzen-Physiologie; üben und beurtheilen jedes Verfahren,

Pflänzchen im Treibkasten zu [illegible]; die Keimfähig-
keit der Saamen zu untersuchen und zu fördern, den
Wuchs und die Blüthezeit der Gewächse zu beschleu-
nigen, oder zu verzögern u. s. w. In den Baumschu-
len lernen sie zuerst und vorzüglich die peinlichste Ord-
nung und Genauigkeit; dann aber die Behandlung,
nicht bloß aller gewöhnlichen Sorten von Fruchtbäu-
men der Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, sondern
auch der Pfirsichen, der Aprikosen und des Weins.
Alle Veredlungsarten werden geübt und verglichen;
die schwierige Kunst des Beschneidens sowohl bei
Standbäumen, als Spalieren und Topfbäumen gezeigt
und geübt; auch die kleinern Obstsorten, als Stachel-
beeren, Johannisbeeren, gelbe und rothe Garten-Him-
beeren, Maulbeeren, Quitten, Feigen und Mispeln
nicht vernachlässigt, um auch sie zur größten Vollkom-
menheit zu bringen. In den reichhaltigen Gemüse-
gärten lernen sie die richtige Behandlung aller Arten
der Gemüse von der Mairübe bis zum Broccoli und
den Artischocke. Ueberall muß der Lehrling selbst
Hand anlegen beim rajolen, graben, harken, säen, gä-
ten und erndten; überall werden vergleichende Versuche
angestellt, und auf die Ergebnisse aufmerksam gemacht,
und in den Tagebüchern bemerkt. In dem Theil des
Gartens, welcher die Saamenzucht bezweckt, wird er
bekannt mit diesem so wichtigen und ersprießlichen
Theile des Gartenwesens, der noch immer zu wenig
beachtet wird und für dessen Verwahrlosung wir noch
jährlich Tausende von Thalern dem Auslande bezahlen
müssen, und — o über die Ausländerei! — noch so
gern bezahlen. Sorgfältig sind hier die verwandten
Sorten getrennt, damit durch Kreuzung keine Ausar-
tung entstehe. Auch hier wird der junge Gärtner an
Ordnung, Sorgfalt, Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit
gewöhnt, sie mag anerkannt werden, oder nicht. Wenn
nun der größere Theil des Gartens dem Nutzen einge-
räumt ist, und billig sein muß, so wird der Zierde und
dem Schmuck wenn auch ein kleinerer Theil doch eben

so große Sorgfalt gewidmet, da gerade dieser Theil der Gartenkunst die eigentliche Liebhaberei des vielseitig gebildeten Besitzers ist. Die Ziersträuche und Staudengewächse findet der Lehrling sowohl in Schulen als auch in wohlgefälligen Zusammenstellungen. Durch tägliche Anschauungen und Beschäftigungen mit denselben lernt er den Namen, die Cultur, nicht bloß der schon verbreiteten und allgemein beliebten Gewächse, die ohne besondern Schutz die hiesigen Winter ausdauern, sondern auch der zärtlichen von der Kugel-Akazie und dem Tulpenbaum bis zu den Azaleen und Neuholländern. Und wenn auch von jedem nur einige Exemplare vorräthig sind, und viele schon als untauglich verworfen werden mußten, so werden doch jährlich die viel gepriesenen angeschafft, und ihr Werth sorgfältig geprüft. Dadurch will der rechtliche Vorsteher der Anstalt seine Zöglinge einerseits vor eitler Ruhmredigkeit, andererseits vor eitlem Haschen nach Neuerungen bewahren; denn wie vieles, das pomphaft ausgepriesen, und als ausgezeichnet schön in den Verzeichnissen angeführt wurde, mußte als völlig werthlos oder für diese Gegend unpassend verworfen werden. Ebenso reich sind die Blumenfloren, die im Freien ausdauernden Zwiebelgewächse, die Tulipanen und Narzissen, Hyacinthen, Crocus, Lilien und Martagons, die Ranunkeln und Anemonen; ferner die Aurikeln und Primeln, der Sommerblumen unübersehbares Heer von A bis Z, vom Adonisröschen bis zur prächtigen Zinnie. Ihre Bodenart, ihr Stand, ihre Behandlung, um sie zur größten Vollkommenheit zu bringen, ihre Krankheiten, alles wird berücksichtiget, alles den jungen Leuten gezeigt, alles von ihnen geübt, und in ihren Tagebüchern aufgezeichnet. Damit kein Theil der Gartenkultur ausfalle, ist auch ein Gewächshaus vorhanden, worin in einer Abtheilung die zärtlichen Gewächse des Gartens überwintert werden, also das sogenannte Grünhaus; in einem andern Theile am Treibhause werden Gewächse wärmerer Art gepflegt und getrieben.

Wenn nun im letzteren auch manche Pflanze fehlt, die jetzt zur Mode gehört, z. B. keine Camillen-Sammlung, keine Ananas-Treiberei sich befindet, so findet sich doch darin alles, was hier für Litthauen paßt und noch wenig bekannt ist. So ist für jeden Zweig der Gartenkunst gesorgt; jedem sein Platz und seine Stelle nach reiflicher Erwägung angewiesen; und jeder mit gleicher Liebe und gleichem Eifer gepflegt. Wenn nun die Benutzung dieser Anstalt geringer war, als Hr. Schlenther es beabsichtigte, indem nur stets 3 Zöglinge dieselbe besuchten, so können doch wohl 10 darin Beschäftigung und Unterweisung erhalten, und zwar unter Bedingungen, die bei weitem mäßiger sind, als die Handwerker verlangen. Er will 6 Zöglingen freien Unterhalt und Unterricht in den 8 Monaten von April bis November geben und sie in 4 Jahren dahin bringen, daß sie in allen vorhin genannten Zweigen selbstständig einem Garten vorstehen können, oder, wenn sie sich als wirkliche Kunstgärtner ausbilden wollen, in Berlin ein gutes Unterkommen finden. Die Uebrigen aber erhalten freie Unterweisung und Anleitung zu allen Arbeiten; müssen aber selbst für Kost und Wohnung sorgen. Wenn aber ein gewöhnlicher Tischler sich 50 bis 100 Thlr. Pension für einen Lehrling geben läßt, so wird ein Jeder die Bedingungen des Hrn. Schlenther billig finden, und daraus erkennen, wie sehr es ihm um Gemeinnützigkeit zu thun ist.

---

## VIII.

## Prioritäts-Anspruch.

In Beziehung auf einen Vorschlag zu einem Rettungsapparat für Menschen aus Feuersgefahr im Juli-Heft 1837 des Dinglerschen polytechnischen Journals ist zu erwähnen: daß schon vor mehren Jahren dem Königsbergischen Polizeipräsidio ein Modell für den erwähnten Zweck übergeben wurde, das ganz nach den Prinzipien, nach welchen die in Vorschlag gebrachte Smith'sche Maschine erbaut werden soll, construirt war; auch eben so empfänglich der Vervollständigung ihrer Anwendbarkeit gewesen wäre, wofern die Sache, wie sich auch der Referent in Betreff der in Rede stehenden Maschine ausspricht „einmal Anklang gefunden hätte". Aber das gedachte Modell kam nicht über den Canal zu uns — und es war außerdem vom Uebel, daß das technische Gutachten, welches der Königl. Polizei über jenes Modell abgegeben wurde, aus individuellen Gründen sich nicht genehmigend darüber aussprach. Es verlautete nämlich, daß die begutachtende Person kurz zuvor einen ungeheuren, sich bei der Anwendung ganz und gar als unbrauchbar erweisenden Apparat hatte erbauen lassen; und so mögen Menschlichkeiten bei der Sache von Einfluß gewesen sein.

Seitdem hat sich ein sehr unglücklicher Fall ereignet, bei welchem mehr als ein Menschenleben verloren ging. Wäre zu dieser Zeit die vorgeschlagene Maschine schon hergerichtet und wären etwa Zimmerleute darauf eingeübt gewesen mit ihr zu operiren, so wäre vielleicht Rettung möglich gewesen. Gewiß ist solch ein zweckmäßiger Apparat Bedürfniß, und verdient es von der Polizeibehörde nicht ganz unberücksichtigt zu bleiben.

Der auf einem Wagen mit niedrigen Rädern aufrechtstehende Pfosten war an dem mehrerwähnten Mo-

den ebenfalls um seine Achse beweglich, und der Pfosten selbst höher und niedriger zu stellen; an dem durch Taue beweglichen Querbalken befand sich ein Rettungskorb; und man überzeugte sich an dem Modell von der schnellen Wirkung des Auf- und Niederlassens des Rettungskorbes und seiner schleunigen Entfernung aus dem Bereich des Feuers um ihn entfernt von dem brennenden Hause niederzulassen.

Die Verbindung des Löschapparats mit dem Rettungsapparat und seine Benutznng um möglichst in der Nähe dem Heerde des Brandes beizukommen, liegt zu nahe als daß man darauf nicht hingeleitet werden sollte, sobald man sich für die Sache erst interessirt.

---

Vorzüglicher scheint die Vorrichtung und compendiöser, wenn der Pfahl zum sofortigen Gebrauch der Maschine auf einem Wagen schon befestigt sich befindet, als wenn derselbe erst bei jedesmaligem Bedürfniß auf seinem Gestell oder auf den Füßen, die dazu in Vorschlag gebracht worden, aufgerichtet und befestigt werden soll.

Zu Aufbewahrung der Maschinen käme es doch wohl auf einen express dazu zu erbauenden Schauer nicht an; wenn auch der Pfahl 20 Fuß hoch sein müßte, damit der Apparat die erforderlichen Verhältnisse bekäme, um den Rettungskorb bis an die Fenster der obersten Etage des höchsten Hauses hinzureichen.

Der Querbalken ist ohnedies aus seiner Verbindung mit dem aufrecht stehenden Pfahl leicht zu entfernen und wieder darin zu befestigen.

NB. 40 Fuß ist für den Pfahl oder Pfosten wenn der Apparat als Rettungsmaschine zunächst dienen soll, eine zu enorme Höhe, die niemals erforderlich ist, da derselbe doch niemals die erforderliche Höhe erlangen kann, um von seiner Spitze aus mit Nutzen die Spritzenschläuche zu dirigiren, wenn das Feuer in

den oberen Etagen sich befindet. Mit 40 Fuß wird derselbe viel zu schwerfällig, unbehülflich und unsicher. Der Rettungskorb kann aber für die Spritzenleute sehr nützlich werden; und um diesen mittelst des Querbalkens zu der erforderlichen Höhe zu heben, wird der Pfosten auch nicht einmal die Höhe von 20 Fuß zu haben brauchen.

---

## IX.

## Anfrage an Sachkundige.

Wie ist das Verfahren bei dem Anbaue des Wunderklee's? auf welchen Ländereien gedeiht er und unter welchen Bedingungen?

---

### Druckfehler im April-Heft.

Seite 375 Strofe 2 Zeile 3: statt Das lies Daß
— 377 — 3 — 5: statt Luft lies Schlucht.

---

# I.

## Die Lebensfrage der Civilisation.

Von E. Hermes, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Memel.

---

So, wie es einem Wanderer, der in der Wildniß eines Waldes umherirrt, ein wohlthuendes Gefühl ist, Stimmen von Menschen zu vernehmen — anfangs fürchtet er noch auch von diesen Gefahr; dann aber siegt die Hoffnung, durch jene aus der Irre geleitet zu werden —, so wohl thut es, in einer Zeit, in welcher mannigfache Verirrungen des menschlichen Geistes eine nur zu gerechte Besorgniß erzeugen, daß die bestehende Ordnung der Dinge gestört werden könne, eine Stimme zu hören, welche den einzuschlagenden Weg mit Umsicht und Sicherheit wahrhaft menschlich zeigt. Wer durch den Drang störender Ereignisse sich aufgefordert fühlt, zu rathen und zu helfen, und wer sich auch der Kraft dazu bewußt ist, der darf und soll seine Stimme erheben.

Ein Solcher ist der als Schulmann rühmlichst bekannte Seminardirektor Diesterweg, und geredet hat er zu uns in einer kleinen von ihm verfaßten Schrift, die bei Bädeker in Essen 1836 unter dem Titel „Lebensfrage der Civilisation in drei Abtheilungen" erschienen ist.

Theils der Preis dieser Flugschrift, theils andere und gewichtige Gründe machen es unmöglich, dieselbe in Aller Hände zu bringen; doch ist es ohne Zweifel zu wünschen, die Ansichten, welche sie enthält, möglichst allgemein zu verbreiten. Darum sei es uns erlaubt, auch in unserm Kreise für diese Verbreitung nach Kräften zu sorgen, und uns für einige Augenblicke eine Aufmerksamkeit zu erbitten, wie sie ein Gegenstand mit Recht von uns fordern muß, welcher das Wohl

der Menschheit ins Auge faßt. Wer Gott, König und Vaterland so treu liebt, als Diesterweg, der wird uns gern diese Aufmerksamkeit schenken und mit Vergnügen die dargebotenen Ansichten aufnehmen und prüfen, wenn sie ihm auch nach den gewohnten Verhältnissen für jetzt unausführbar erscheinen sollten, und dadurch allmälig das Bessere vorbereiten. Der Gang der Gedank der genannten Schrift soll hier in gedrängter Kürze gegeben werden, und nur hin und wieder wollen wir uns einzelne Bemerkungen erlauben.

Diesterweg sagt, es müssen die traurigen Ereignisse, die in den letzten Jahren hier und dort selbst in unserm trefflich geordneten Staate, ja! unter den Augen unseres allverehrten Landesvaters durch Unfügsamkeit der ungebildeten Menge veranlaßt worden sind, dem Menschenfreunde die Augen geöffnet haben, die Quelle zu erkennen, aus welcher dergleichen Verirrungen unter gewissen Verhältnissen immer entspringen müssen. Als diese Quelle bezeichnet er die geistige und gesellschaftliche Hilflosigkeit der Menge, die — bei großer Fülle einer geübten und durch Entbehrungen abgehärteten Körperkraft — bei dem etwaigen Umsturze der Ordnung Nichts verlieren könne, als das werthlose Leben, und dagegen Das gewinnen, was ihr durch die täglichen Entbehrungen als das Werthvollste erscheinen muß, weil schon die billigste Forderung der menschlichen Natur darauf gerechten Anspruch macht, Möglichkeit nämlich einer menschlichen Nahrung, nicht bestehend in den Ekel erregenden Abgängseln dampfender Küchen, oft von einem mäßig genährten Hunde verschmäht, eine menschliche Kleidung, nicht bloß eine kaum zusammenhängende Lumpenhülle für einen von Hunger und Schmutz fast verzehrten Körper, und eine menschliche Wohnung, nicht die Schauder erregende Höhle des Elendes, wie die Cholera sie den Augen Derer geöffnet hat, welche nie die Möglichkeit einer entmenschenden Armuth eingefallen war.

Es kann sich der Begüterte, der Wohlhabende, der Sichergestellte die Noth, die Entbehrungen der — oft unverschuldeten — Armuth wahrhaftig nicht vorstellen, da sie ihm nur selten und in den schwächsten Erscheinungen begegnet. Bettler machen das wahre Elend noch nicht sichtbar; da erst, wo aus der Gewöhnung an namenloses Elend Fühllosigkeit, völlige Nichtachtung der Persönlichkeit, völliges Thierwerden entstand, zeigt sich die wahre Noth, und diese ist die Quelle der größten Verirrungen.

Das Mißverhältniß des Besitzes, hier ungeheurer Reichthum, der sich rücksichtslos immer mehrt, dort gräßliche Armuth, die trotz aller Anstrengung und Arbeit stets zunimmt, stumpft den Armen allmählich ab. Wenn er nun Nahrung, Kleidung, Obdach begehrt, wird er anfangs durch Furcht abgehalten, sie da zu suchen, wo sie ihm geboten werden müßten, bei der christlichen Bruderliebe nämlich, dann, durch Noth gedrängt, sucht er sie wie das Thier, und ist mit dem Elendesten zufrieden; denn er hat aufgehört, sich als ein Geschöpf anzusehen, daß höhere Ansprüche auf jene Unentbehrlichkeiten machen dürfe. Aus dieser Abgestumpftheit folgt die Nichtachtung aller sittlichen Verhältnisse, und durch List, Betrug, Gewalt, durch Wegwerfung Seiner selbst sucht der entmenschte Arme zu Dem zu kommen, was ihm die ungerechte Besitzvertheilung versagt hat. Er ist bereit, Ehre, Tugend, Gesundheit, Leben Dem zu opfern, der ihm dafür bezahlt. Darf noch mehr gesagt werden, um nachzuweisen, daß Armuth den Menschen in den Schlamm der Unsittlichkeit hinabdrücken müsse?

Wenn aber der Hinabgedrückte durch einen plötzlichen Anstoß zu dem Gefühle seiner Menschenwürde gebracht wird, wenn er seine Lage erkennt und mit neidischem Auge auf den Begüterten schaut; ist dann nicht Alles von ihm zu fürchten? Und hat es die Erfahrung nicht bestätiget, daß in Volksaufständen eben die bitterste Armuth die gräßlichsten Auftritte herbeigeführt

hat? Nichts Heiliges ist Dem mehr, dem von Kindheit an nie Etwas heilig war, keine Eltern-, keine Geschwisterliebe, der nur durch Zwang, oder durch Gewohnheit in den Schranken gehalten wurde. Es lösen sich alle Bande frommer Scheu, wenn Der die gewohnten Fesseln sprengt, der nie eine fromme Scheu hatte, dem Frömmigkeit völlig fremd ist; weil er in seinen Augen keinen Werth hatte und durch Mangel an Religion in seinen Umgebungen nie auf Gott gewiesen worden ist. Nur der Mensch, der durch seine religiöse Erziehung zu dem Gefühle seiner Würde gekommen ist, kann in kindlichem Verhältnisse zu Gott stehn. Der im Schlamme der Unsittlichkeit Erwachsene kann, wenn ihm die Vorstellung von Gott durch — schlecht benutzten — Unterricht mitgetheilt wird, sich nur einen Gewaltigen, einen Despoten denken, der ihn in die schrecklichste der Lagen nach seiner Willkühr gestürzt hat und ihm für alle Vergehungen kaum ein größeres Elend bereiten kann, als das ist, in dem er täglich vergeht. Und da sollte Frömmigkeit und fromme Scheu sein?

Der Arme ist ein Feuer, das unter trügerischer Asche schlummert, ein kleiner Windstoß facht es zur hellen Flamme an. Armuth macht frech, Armuth macht feil. Der feile freche Arme bietet dem üppigen, dem zügellosen Reichen zu Allem die Hand und wirkt, indem er ihm Gelegenheit zu sündigen giebt, auch auf die Verschlechterung der Stände, die durch ihre Stellung und Bildung sittlicher erscheinen könnten, als es unter den bestehenden Verhältnissen der Fall ist. Und was von dem Staate zur Hebung der Sittlichkeit durch Bildungsinstitute geschieht, geht in der unsittlichen Umgebung und Gewöhnung der Jugend unvermeidlich unter.

Alle Anstalten, den Zustand der Armen erträglicher zu machen, sind Zeichen der Sorge des edleren Theiles der Menschheit für die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes; aber sie genügen nicht und entsprechen nicht dem Kostenaufwande, welchen sie verursachen.

Darum füllen sich die Strafanstalten täglich mehr und können doch nur ein der menschlichen Gesellschaft gefährliches Glied eine Zeit lang unschädlich machen, bis sie es, meistens noch verdorbener wieder ausspeien.

Nachdem Diesterweg die Quelle der sittlichen Verschlechterung und den Heerd der Greuel der Empörungen nachgewiesen, geht er zu den Mitteln über, von denen er Abhilfe erwartet. Diese sind: Sorge für die nothwendigsten leiblichen Bedürfnisse der Armen, Organisirung der Masse, zweckmäßiger Unterricht und Entwickelung der Bürgerehre und des Gemeingeistes auch durch erhebende Nationalfeste.

Aufhebung der völligen Dürftigkeit ist nun das natürlichste Mittel, wie Jeder einsieht. Es ist christlich, es ist auch klug, daß der Reiche einen Theil seines Reichthums dazu abtrete, um dem ganz Armen wenigstens Das zu verschaffen, was er als Mensch und als Glied einer ordentlich eingerichteten Gesellschaft bedarf. Die zu diesem Zwecke den Armenpflegern überwiesenen Summen sollen verwendet werden, um Denen, deren Thätigkeit nicht im Stande ist, sie zu ernähren und ihnen das Nothwendigste anzuschaffen, eine menschliche Stellung zu sichern; es habe also nur der ordentliche, thätige Arme darauf Anspruch und nur so lange, als er wirklich bei aller Bemühung ohne diese Hilfe nicht nothdürftig bestehen kann. Darum müßten die bewährtesten Männer darüber wachen, daß überall die zweckmäßigste Thätigkeit herrsche, der unverschuldete Arme aber nie durch Noth niedergedrückt werde, in welche ihn widrige Schicksale, die Jeden treffen können, versetzt haben. Eine Gabe zur rechten Zeit macht oft jede fernere Hilfe unnöthig. Verweigerung der zeitigen Gabe zwingt uns aber meistens zu einer größeren Gabe, die uns oft sehr beschwerlich wird. Die Armen erhalten zwar manche Unterstützung an den Thüren der Wohlhabenden; aber diese dienet nicht dazu, den Zustand der Armen zu verbessern; oft werden diese sogar durch schlechte Verwendung der er-

haltenen Gabe noch mehr verdorben, Bettler aus Arbeitsscheu.

Wir meinen aber, daß es der Opfer von Seiten der Begüterten kaum einmal bedürfe, um den Armen das Nothwendigste zu reichen, indem durch Verwendung der zur Armenpflege bereits ausgesetzten Summen, wenn Armenhäuser und andere Einrichtungen der Art nach und nach eingehen könnten, der Zustand der Armen wahrscheinlich schon verbessert werden müßte. Gesetzt aber, sie reichten nicht zu; so würden sich bei dem in die Augen springenden Vortheile für die Gesellschaft die Begüterten sich wohl bewogen fühlen, ihr Scherflein dem Armen zu reichen und dafür den Segen der Menschheit zu ernten.

Doch von dieser Spende allein hänge, sagt Diesterweg, die gründliche Umänderung des Zustandes der Gesellschaft nicht ab, es müsse mehr dafür gethan werden. Zunächst sei für Organisirung der Masse zu sorgen. Er versteht darunter die Gliederung der menschlichen Gesellschaft, theils nach der Gleichheit, oder Aehnlichkeit des Geschäftes, theils nach dem Zusammenleben in einem Bezirke. In erster Beziehung wäre dafür zu sorgen, daß wie es auch nach den neuesten Verordnungen Absicht des Staates zu sein scheint — der Gesellschaft die Vortheile des alten Zunftwesens, der Gewerke und Innungen wieder gesichert werden, in der zweiten Beziehung wären die Geschäfte und Einwirkungen der Gemeinderäthe, Bezirksvorsteher u. dergl. so zu erweitern, daß sich durch die Wirksamkeit derselben die einzelnen Familien zu größeren Familienkreisen und diese zu einer ordentlich eingerichteten und regierten Gemeine vereinigt darstellten. Mäßigkeitsvereine und Anstalten zur Rettung Verwahrloster dürften durch die Aufsicht und Wachsamkeit des Gemeinderathes entbehrlich werden, und man würde wieder mehr Geld zu dem oben bezeichneten Zwecke erhalten. Ein Unmäßiger, ein Unordentlicher, ein Verschwender sei für kürzere oder längere Zeit von

gewissen Vortheilen und Rechten auszuschließen, bis Besserung erfolgt, oder Unverbesserlichkeit ein härteres Einschreiten nothwendig macht; denn nur der wirkliche Taugenichts sei jeder Hilfe unwürdig, und aus dem gesellschaftlichen Verbande auszustoßen.

Es leuchtet ein, daß von dieser Einrichtung großentheils die Möglichkeit der Anwendung des ersten Mittels abhängig ist. Aber es ist auch klar, daß eine solche Gliederung ganz besonders zur sittlichen Erhebung eines Volkes und zur Erweckung des Gemeingeistes und der Bürgerehre beitragen müsse, nicht allein dadurch, daß den Untauglichen Schande trifft; sondern vielmehr dadurch, daß jedem Gliede seine Mitwirkung zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes zur Pflicht gemacht und die Möglichkeit einer Thätigkeit für dieselbe gezeigt wird. Diese Vortheile für die Gesellschaft müssen um so sicherer sein, jemehr man die Glieder derselben schon von Jugend an gewöhnt, sich als solche anzusehen, und als solche zu wirken; nur muß die Organisirung nicht oberflächlich sein, sondern tief eingreifend, genau in Form und Wesen bestimmt, und selbst die Jugend sei ein wesentliches Glied derselben.

Als ein drittes Mittel zur Abhilfe der sittlichen Verschlechterung giebt Diesterweg eine mehr ins Leben eingreifende Einrichtung der Unterrichtsanstalten an. Ohne sich über die Form der Einrichtung auszulassen, die wohl mancher Verbesserung bedürfte, verlangt er nur, daß diejenigen Lehrgegenstände Eingang in die Bildungsanstalten erhalten sollen, die dem Lehrlinge eine wirkliche Ausbildung für das Leben geben können, während andere, die nur durch einen alten Gebrauch in ihnen bisher Platz gehabt haben, in höheren namentlich das Latein und Griechisch, wegfallen müßten. Daneben fordert er, daß eine möglichst genaue Kenntniß der Staatseinrichtung und der nothwendigsten Gesetze den Zöglingen gegeben werde. Weil aber zu dieser eine gewisse Reife nöthig sei, so müsse der Unterricht in den Schulen nicht mit dem 14ten bis 18ten Jahre ge-

schlossen, sondern in immer geringerer Stundenzahl bis zu dem Alter der Mündigkeit fortgeführt werden. Außer den Schulen könnten für diesen Zweck auch Versammlungen der reifern Jugend unter den Vorständen des Gemeindewesens thätig wirken, und sie würden um so erfolgreicher sein, jemehr in ihnen Gegenstände des wirklichen Lebens, Erfahrungen, die in einzelnen Fällen gemacht wurden, behandelt werden. Auch ist es einleuchtend, daß auf diese Weise eine größere Theilnahme an der Gesellschaft bei Allen geweckt werden müsse. Am Schlusse der Lehrlingszeit entscheide dann eine zweckmäßige Prüfung, die nicht bloß in einem Nachfragen nach dem Erlernten besteht, sondern die im Stande ist, die geübte Kraft und die Fähigkeit für das Wohl der Gesellschaft zu wirken, darzuthun, über die Tüchtigkeit Dessen, der als selbstständiges Glied in die Gesellschaft eintreten soll.

Es ist gewiß, daß dieses dritte Mittel nicht bloß den Zustand der Armen verbessern solle; allein es thut, wie Diesterweg zeigt, auch den Reichen noth, eine Kenntniß ihrer Stellung zu haben, und überdies ist nur durch wahrhafte Bildung der sittlichen Verschlechterung entgegen zu arbeiten. Wie die Sachen jetzt stehen, so wird meistens das Ergebniß der Schulzeit durch die Einwirkung der nächsten Umgebungen des Lehrlinges aufgehoben. Die gewonnene Bildung, wenn ja ein Gewinn da ist, ist nur ein Mittelding von halbverstandenen Kenntnissen und von einseitiger Gewöhnung durch das Leben. Als Halbbildung kann sie den Menschen nicht heben; eher kann sie ihn für das Leben unbrauchbar machen, weil der Halbgebildete dasselbe nicht richtig auffassen und erkennen gelernt hat. Von der wahren Bildung, sagt unser Verfasser, sei es nicht zu fürchten, daß sie dem Menschen einen Dünkel geben werde, der ihn Scheu vor den niedrigern Geschäften empfinden läßt, das sei vielmehr Wirkung der Halbbildung, und selbst diese, wie die Erfahrung lehrt, läßt immer noch Hände genug für diejenigen

Geschäfte, denen sich gewöhnlich die ärmere Volksklasse unterzieht, weil die Aussicht auf Gewinn der nothwendigen Unterhaltsmittel immer das Bestimmende sein wird. Der wahrhaft Gebildete siehet ein, daß das Geschäft nicht adle oder entehre, sondern der Geist, in welchem und mit welchem es getrieben wird. Sollte aber Jemand für die Verhältnisse seiner Stellung wirklich zu weit gebildet sein; so ist von dieser Ueberbildung weit weniger zu fürchten, als von der Sucht, in Außerlichkeiten und mit ihnen zu glänzen, daß zu niederen Verrichtungen und Gewerben die nöthigen Hände fehlen werden. Es zeigt sich auch wirklich bei der putzsüchtigen dienenden Klasse eine nicht geringe Scheu vor Arbeiten, die mit dem modischen Putze in keinem richtigen Verhältnisse stehen. Diesem Uebel ist nur durch gründliche Bildung zu begegnen, welche den Menschen seine Stellung erkennen und den Werth der Aeußerlichkeiten richtig schätzen lehrt. Man thut gewiß unrecht, der Bildung einen nachtheiligen Einfluß zuzuschreiben, vielmehr darf man von ihr in jeder Beziehung wohlthätige Folgen erwarten. Darum sei es Sorge des Staates, Jedem diese Bildung zu gewähren. Wir verkennen nicht den Werth der in dieser Beziehung getroffenen Einrichtungen unseres Staates, die Menge der verschiedenartigen Unterrichtsanstalten und die Maßregeln, Jeden zur Benutzung derselben zu nöthigen: wir müssen aber gleichwohl gestehen, daß sie aus mancherlei hindernden Ursachen nicht die Wirkung haben, die man von ihnen billig erwarten könnte. Am meisten tragen zu diesem verringerten Wirken die Fehler der häuslichen Erziehung und die schädlichen Einflüsse der überall vorkommenden unsittlichen Erscheinungen bei. Die oben vorgeschlagene Organisation der Masse würde durch ihre Einrichtung, durch die Befugniß der Gemeindevorsteher die Hindernisse der Bildung durch Unterrichtsanstalten vermindern und aufheben können, vorzüglich wenn man den Schulen eine zweckmäßigere Einrichtung gäbe. Und gewiß ist diese in unserm Staate zu erwarten, so-

bald nur erst durch die jetzt angestellten Untersuchungen über diesen Gegenstand sicher ausgemittelt sein wird, was, wieviel und durch welche Bildungsmittel es geleistet werden soll?

Die durch die Schulen begründete Bildung, welche den Menschen seine Stellung erkennen lehrt, müsse dann durch religiöse Vorträge, sagt Diesterweg, unterhalten und erweitert werden. Wenn dieses auf dem bisherigen Wege nicht geschehen könne; so sei ein anderer einzuschlagen; denn von der Religion müsse man doch einmal die segensreichsten Folgen erwarten.

Wir kommen demnach auf das letzte Mittel, das der Herr Verf. zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes vorschlägt. Es ist: Entwickelung der Bürgerehre und des Gemeingeistes auch durch erhebende Nationalfeste. Daß wir entweder gar keine haben, oder daß ihre Feier nicht erhebend sei, ist eine Thatsache, die nicht geleugnet werden kann. Wären wir ein Volk, dessen Geschichte aller großen Begebenheiten für Staats- und Volksleben entbehrte; so dürfte uns dieser Mangel an Volksfesten nicht wundern. Allein welches Volk, dessen Entwickelung sich eines so ruhigen Ganges zu freuen hat, als das unserige, hat mehr solcher wichtigen, einflußreichen Ereignisse aufzuweisen? Und dennoch haben wir keine Nationalfeste! denn unsere Krönungsfeier wird doch Niemand für ein erhebendes Nationalfest halten? Wer nimmt daran Theil? Immer sind es nur Wenige, die in geschlossenen Kreisen auf mannigfache Weise die Feier des Tages begehen, dessen oft nur beiläufig erwähnt wird, um durch ihn nicht an der Ausführung eines andern Planes gehindert zu werden. Und wie Viele von den wenigen Theilnehmern wissen des Festes Bedeutung? Dennoch ist dieser Tag gewiß zu einem Nationalfeste geeignet und könnte es trotz der ungünstigen Jahreszeit sein. Die Liebe des Volkes zu unserm guten Landesvater macht dessen Geburtstag zu einem Volksfeste. Daß dieser Tag uns d e n König gab, durch den die Nation

so Vieles hat, macht seine Feier auch wohl zu einem Nationalfeste; aber wie herzlich er auch begangen wird, wie sehr man sich auch der Fröhlichkeit an ihm hingiebt; erhebend für die Nation ist des Tages Feier nicht. Allgemeiner Volksjubel ist keine Nationalfeier. Und weiter kein Nationalfest, weder ein erhebendes, noch ein blos fröhliches. Hier und dort giebt es in Städten und Dörfern gewisse Volksbelustigungen; aber eben darum, daß sie nicht allgemeine und oft ohne alle Erhebung sind, können sie nicht Nationalfeste sein, welche Bürgerehre und Gemeingeist wecken und nähren.

Obschon Diesterweg mehre solcher Feste zum Andenken an große geschichtliche Ereignisse hätte aufführen können; so hat er doch an keins derselben gedacht, sondern vielmehr ein ganz ungeschichtliches angedeutet. Es ist ein Jugend- und Frühlingsfest, und wir ersehen daraus, daß auch andere Gelegenheiten, Zeitenwechsel und Anderes mehr, durch eine zweckmäßig veranstaltete Feier den ganzen Menschen als Solchen und als Bürger erheben können. Er sagt, die Jugend sei die Hoffnung, der Stolz der Nation, sie bringe uns die Zukunft, von ihrem Gedeihen müsse man sich jährlich überzeugen. An einem schönen Maitage ziehe die ganze schulpflichtige Jugend beiderlei Geschlechts, geführt von ihren Bildnern, auf einen Platz, auf dem des Ortes ganze Bevölkerung Raum hat. Dort dürfe keine Art natürlicher Verschönerung fehlen. Auch hier erscheine ein gegliedertes Ganze. Der ergötzlichen Menschenschau folge eine Reihe körperlicher Uebungen, Spiel und Tanz. Seinen Kranz finde hier das Verdienst u. s. w.

Wir meinen, es lasse sich da noch Manches thun. Genug! es soll ein Nationalfest werden im Geiste der Feste bei den alten Griechen, die durch ihre Spiele den rechten Ernst für das Bürger- und Volksleben gewannen. Ihre Spiele waren nicht der Ergötzlichkeit halber angeordnet; sondern es knüpfte sich an sie irgend eine große Erinnerung, wichtig für die Entwickelungsgeschichte des Volkes. Auch der Tanz drückte bei ihnen

oft solche merkwürdige Ereignisse aus, und nicht im raschen Wirbel, sondern mit dankerfülltem Herzen tanzten sie vor den Altären der Götter, deren Hand sich an dem Volke einst an dem Tage, dessen Feier man beging, verherrlicht hatte.

Und dies möge Denen, welche für die Erhebung des Volkes durch Feste sorgen möchten, ein Fingerzeig sein, die Religion nicht von dem öffentlichen Leben und solcher Feier zu trennen, sondern dahin zu trachten, daß gerade durch sie der Mensch erzogen und erhoben werde.

Wir hoffen, daß die geehrten Leser dieses Blattes selbst dann, wenn Ihnen die hier mitgetheilten Ideen unausführbar vorkommen möchten, weil sie mit dem Bestehenden nicht in Uebereinstimmung sind und mitunter manches Opfer zu verlangen scheinen, uns einigen Dank für die Mittheilung wissen werden; weil es für Jeden, der Theil an der Menschheit nimmt, erfreulich und erhebend ist, darüber Vorschläge und Ansichten zu vernehmen, wie der Zustand der Gesellschaft verbessert und dessen dauerhaftes Glück gesichert werden könne. Da wir indessen nur in gedrängter Kürze den Inhalt der gedachten Schrift mitgetheilt haben, so verweisen wir Diejenigen, welche dem Gegenstande einige Theilnahme zuwenden, auf die Schrift selbst und wünschen, daß die gute Sache derselben auch durch uns etwas gefördert sein möge.

## Zur Gedächtnißfeier Kant's am 22. April 1887.*)

Ich schätze es mir zur besondern Ehre, am heutigen Tage vor den Freunden und Verehrern Kants einige Worte über ein Thema sprechen zu dürfen, welches Kant selbst mit Theilnahme aufgefaßt und seiner Prüfung würdig erachtet hat. — Es handelt: „von der Kraft des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz Meister seiner krankhaften Gefühle zu werden."

Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift, die bei ihrem Erscheinen große Sensation machte, war der gegen Kant ausgesprochene Wunsch Hufeland's, gewissermaßen als Vervollständigung seiner Makrobiotik, Kants Meinung darüber zu vernehmen, in wie fern der Mensch wohl im Stande sei, sich auf psychischem Wege gewisser leiblichen Uebelstände zu entschlagen, und somit zur Verlängerung seines Lebens in verhältnißmäßiger Gesundheit auch geistig beizutragen.

Diesem Wunsche genügte Kant mit Vergnügen, erledigte sich aber des Auftrages nur an der Hand eigens an sich selbst gemachter Beobachtungen und Versuche, auf einfache Weise. Es würzen übrigens diesen kleinen Aufsatz manche naheliegende Bemerkungen und selbst humoristische Aeußerungen. Er entfloß aber seiner Feder erst in den letzten 90er Jahren; schon im eigenen hohen Lebensalter des Verfassers, und man vermißt darin allerdings jene Strenge und Schärfe der Argumentation aus frühern Jahren. Es fehlten ihm auch

*) Der verehrte Herr Verfasser hat erst jetzt meiner Bitte nachgegeben, die von ihm am gedachten Tage zur Gedächtnißfeier Kant's gehaltene Rede durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Den Verehrern unsres unsterblichen Landsmannes wird sie gewiß eben so willkommen sein, wie die neue Auflage seiner Schriften; ich säume daher nicht sie den Lesern dieser Blätter mitzutheilen. D. H.

hinreichend erwiesene Facta in genügender Anzahl, und ohne solche war Kant stets weit entfernt, sich, wenn es Gegenstände der Erfahrung galt, auf weitführende Schlußfolgen einzulassen, die Er dann für bodenlos und chimärisch erklärte. Auch scheint Er sich wohl durch die einfache und bescheidene Anfrage Hufelands zu eben dieser schlichten und anspruchslosen Beantwortung absichtlich bestimmt zu haben, über einen Gegenstand, der, wenn auch auf diesem Wege nicht zu erheblicher practischer Ausbeute führend, dennoch die erfreulichste Gelegenheit darbietet, fernere Untersuchungen von mannichfachem Interesse anzustellen, die manchem bisher wenig beachteten Verhältniß zwischen Leib und Seele zu dereinstiger Klarheit verhelfen dürften.

Wahrhaft ehrwürdig aber erscheint uns K. wiederum in dieser kleinen Schrift wegen der reinen und edeln Absicht, die daraus hervorleuchtet, menschliche Leiden und selbst physische Gebrechen durch stete Hinweisung auf des Menschen geistige Kraft möglichst erträglich zu machen oder zu beseitigen.

Bei alle seinem Tüchten und Trachten hat wohl selten Einer so wie Er stets die Würde des Menschen im Auge behalten, und sich in allen Beziehungen das Wohl und Wehe seines Nebenmenschen recht warm und philantropisch zu Herzen genommen. Darum ging Er auch gern und lebhaft aufs Praktische ein, und jedes seiner Worte, gesprochen oder geschrieben, ergoß nicht nur Licht und Klarheit über den betreffenden Gegenstand, sondern athmete auch lebendige Wärme eines liebenden Herzens! Bei solcher Gesinnung, unterstützt von der Riesenkraft seines Geistes, mußte Er allerdings wohl Großes leisten und Unvergängliches in seinen Wirkungen! Er, der Held jedes denkenden Jahrhunderts, der Gefeierte des heutigen, ewig denkwürdigen Tages, Er führt auch uns wiederum zu einander, die wir vielfach das Glück seiner persönlichen Nähe und Belehrung genossen. Wie aber stehe ich an dieser Stätte? Soll ich unbedingt auf des Meisters

Worte schwören? — Das würde Er selbst mit Recht gemißbilligt und es als einen Beweis angesehen haben, daß seine Lehre unfruchtbar geblieben — oder soll ich ihm widersprechen und dadurch den Schein auf mich laden, Ihn vielleicht nicht einmal richtig verstanden zu haben? Solches verbietet mir sowohl die unbegrenzte Hochachtung, die ich Ihm zolle, als nicht minder mein eigner Vortheil! — Das Dilemma ist dennoch wahrlich kein geringes, und es bleibt mir zu meiner Rettung nichts übrig, als die wenigen Worte, die ich darüber vorbringen soll, in das Gewand einer freundlichen Besprechung zu kleiden. — Die Aufgabe der Hufelandschen Makrobiotik war, zu zeigen, wie man auf physischem Wege durch materielle Hilfsmittel die Gesundheit des Menschen erhalten und das natürliche Ziel seines Lebens möglichst weit hinausschieben könne. Kant's kleine Schrift sollte jene Lehre dadurch integriren, daß sie nachwiese, ob und in wie weit der Geist des Menschen mit Absicht und nach Willkühr schützend und erhaltend, vielleicht gar heilend, auf das leibliche Befinden einzuwirken vermöge. Diesem Zwecke hat nun K. dadurch zu genügen gesucht, daß Er das, was Er in dieser Beziehung an sich selbst versucht und beobachtet, treu angegeben hat, dessen Erklärung jedoch eine mehr andeutende als erschöpfende zu nennen sein dürfte: auch beziehen sich seine hierüber an sich angestellten Beobachtungen und Versuche nur auf geringere körperliche Uebelstände und zwar in Bezug auf den Athmungsproceß, die Verdauung und den Schlaf.

Im Allgemeinen räumt K. die wohlthätige Wirkung des freien Willens nur auf eigentlich nervöse, oder wie Er sie nennt, krampfhafte Leidensformen ein, wozu Er auch die Hypochondrie zählt, insofern dieselbe nicht auf materiellem Boden wurzelt, sondern nur in einer krankhaften und irrthümlichen Besorglichkeit besteht. Wenn Er aber, wie Er dies angelegentlich und oft gegen seine Freunde äußerte, z. B. gegen den kitzelnden Hustenreiz, als eine zu große Reizbarkeit der Luft-

röhre, das vorsätzliche Schließen der Lippen und ein dadurch erzwungenes Athmen durch die Nase als nützlich empfahl, so ist freilich der Vorsatz, sich solchen Zwang anzuthun, ein willkührlicher psychischer Act, das Mittel selbst aber ein rein physisches, mithin eigentlich nicht beweisend für das, was bewiesen werden sollte. Die heilsame Wirkung dieser Methode liegt nämlich darin, daß der Luftzug, durch die Nase eingeathmet, theils in vermindertem Quanto, theils auf längerm Wege an den Kehlkopf und die Lungen gelangt, mithin weniger reizend wirkt, wozu noch die größere Erwärmung des durch die Nase strömenden Luftzuges in Berechnung kommt. Wollte man ein solches Verfahren aber ein psychisches nennen, so könnte man mit eben dem Rechte auch den Vorsatz, diese oder jene Arznei zu nehmen, oder überhaupt sich der Behandlung eines ächt allopatischen Arztes zu unterwerfen, ein psychisches Mittel heißen, obgleich dieser mehrentheils auf sehr materiellem Wege die Heilung betreibt. Was die Verdauungsschwäche betrifft, so ist sein Rath, sich je nach Umständen zu richten, als da sind Alter, Beschäftigung, Gewohnheit ꝛc., wie oft und in welchem Maaße man täglich den Trieb nach Speise und Trank befriedigen solle, mehr eine verständige Prophylaxis zu nennen, um nicht krank zu werden, als ein psychisches Mittel, ein wirklich vorhandenes physisches Leiden zu beseitigen. — Die gelegentliche Schlaflosigkeit bekämpfte er durch das willkührliche Auffassen eines Gegenstandes der Betrachtung, also zwar auf psychischem Wege, aber Er gesteht zugleich ein, daß der Grund seiner Schlaflosigkeit mehrentheils selbst ein psychischer war, indem Er sagt: ich führe mir absichtlich einen in mannigfaltigen Beziehungen stehenden Gegenstand, wie z. B. den Namen Cicero, vor die Seele, dessen Mannigfaltigkeit mich zerstreut, d. h. doch wohl: meine Aufmerksamkeit von einem andern mich gar zu stark fesselnden Gegenstande ablenkt, und dadurch dem Geiste eine verhältnißmäßige Abspannung gewährt, die nun

den

den Schlaf erst möglich macht. Hier ist also eigentlich wieder nicht die Rede von einem physischen Leiden, durch die Macht des Gemüths überwältigt, sondern nur von einem siegreichen Kampfe der Seele mit sich selbst. Dasselbe gilt auch von der Bekämpfung hypochondrischer Grillen und hysterischer Launen, denn in beiden Fällen nimmt K. einen leeren objectlosen Wahn an, also nur einen anomalen Zustand der Seele, den Er durch eine andere willkührliche Geistesrichtung aufzuheben sucht. Die Art und Weise, wie K. allmählich Meister desjenigen krankhaften Gefühls geworden, welches ihm durch den flachen Bau seiner Brust und die daraus hervorgegangene Gepreßtheit seiner Lungen entstanden, hat zwar mehr den Anschein einer unmittelbaren psychischen Gewalt über ein physisches Leiden, indem Er in der That sein langes Leben hindurch weniger Krankheiten der Brust unterlegen hat, als unter jenen Bedingungen zu vermuthen stand. Indeß täuschen wir uns auch hier nicht! Er bezeugt nämlich selbst, daß die Betrachtung: „es sei bei der Einmal vorhandenen physischen Anlage seinerseits nichts zu thun, mithin bewirke jede Besorglichkeit als eine nutzlose, zugleich nur eine Verschlimmerung seines allgemeinen Befindens,“ ihn allmählich völlig beruhigt habe. Sein physisches Leiden hat Er also nicht objectiv gemindert, sondern hat es lediglich, und wahrlich ehrenwerth genug, dahin gebracht, nicht ferner (zu seinem Nachtheil) darauf zu achten. Es bleibt aber nur ein Raisonnement, seiner Natur nach psychisch, welches ein anderes ihm schädliches Raisonnement entfernt. Hiernach also hätte K. eigentlich in keinem der an sich gemachten Versuche und Beobachtungen strenge nachgewiesen, ob und welche psychische Macht der Mensch besitze, Herr und Meister seiner krankhaften Gefühle zu werden, da Er theils physisch krankhafte Gefühle auf physischem Wege, theils psychische Anomalien auf psychischem Wege, mithin Jedes durch seines Gleichen zu bewältigen suchte. Und demnach sehen wir tagtäg-

lich im gemeinen Leben das Gemüth oder den Geist, theils willkührlich, theils unwillkührlich eine gewisse, oft sogar eine sehr bedeutende Macht ausüben über das Leibliche, oft zum Vortheil, eben so häufig aber auch zum Nachtheil des physischen Lebens. Wo aber im Allgemeinen diese psychische Kraft walte, wie viel dem Menschen davon beiwohne, ob er dieselbe willkührlich handhaben könne, und bis zu welchem Grade, ob er sich derselben oft blindlings und bewußtlos unterworfen fühle, und von welcher Seite sie ihm dann hilfreich oder verderblich entgegenkomme, um auf alle diese Fragen auch nur ahnend und von fern eine Antwort zu versuchen, dazu müssen wir die Argumentation aus tiefer zurückliegenden allgemeinen Betrachtungen zu führen uns bemühen. Fassen wir die Kantsche Aufgabe scharf ins Auge, so finden wir in ihr selbst die einfachste und klarste Auflösung, und ihre eignen Gränzen bestimmt. Es soll nämlich nicht das physische Leiden selbst auf psychischem Wege gehoben, sondern nur dessen geistiger Reflex auf das afficirte Subject, d. h. das **Gefühl** des Leidens mehr oder weniger beherrscht und überwunden werden; es wird mithin eigentlich nur verlangt, die **kranke Stimmung der Seele** durch eine andere und zwar willkührliche Thätigkeit derselben, sei es durch erzwungenes Attendiren oder Abstrahiren, mehr oder weniger zu heben, und so den Schmerz oder das physische Leiden erträglicher zu machen. Kein Object in der Welt kann einen Eindruck auf uns machen, ohne daß dasselbe uns ins Bewußtsein tritt, **wodurch erst das Gefühl entsteht**, denn das Bewußtsein allein ist der Vermittler zwischen der Welt und uns, also auch zugleich zwischen unsern eigenen 2 Hälften, der leiblichen und der geistigen, denn in diesem Sinne ist die geistige Hälfte unser Ich, die leibliche die **äußere Welt**. Je nach der verschiedenen Subjectivität werden also auch die nämlichen Objecte, sowohl in gradu als in modo verschieden von uns aufgenommen, d. h. eine

pfunden werden. Diese Fähigkeit, Eindrücke zu empfangen, ist ihrer innersten Natur nach eine Passivität, und durch diese sind wir alle mehr oder weniger der Lust und dem Schmerz offen und als gute Beute hingegeben. Ist nun der Eindruck ein schmerzhafter, so lebt in uns ein natürlicher Trieb, denselben los zu werden, verbunden mit einer bis auf einen gewissen Grad dazu hinreichenden psychischen Kraft — aber es existirt eine solche Macht auch außer uns, die unabhängig von unserm Willen und ohne daß wir dagegen etwas zu thun im Stande wären, uns von jenem Gefühl erlösen kann. Auf einen Augenblick abgesehen davon, ob diese Kraft in oder außer uns sei, erkennen wir an ihr im Allgemeinen, daß sie auf doppeltem Wege wirkt, entweder unmittelbar durch Wegschaffung des schmerzhaften Objects und dies ist ihre directe Methode — oder mittelbar durch Schwächung des Bewußtseins ad objectum, oder durch völlige Zerstörung desselben im Subject, vermöge dessen wir allein das Schmerzhafte empfinden, und dies ist ihre indirecte Methode. Nun fragt es sich zuvörderst, wer ist im Besitz der einen oder der andern dieser psychischen Kräfte, und wie weit reicht dieselbe? Sollte es dem Menschen wohl möglich sein, unmittelbar und directe vermöge seines bloßen Vorsatzes, also willkührlich, das schmerzende Object, sobald es ein leibliches ist, theilweise oder ganz an sich zu vernichten, und somit durch den Geist eine körperliche Radicalkur an sich zu bewirken?

Das ist wohl Niemanden je in den Sinn gekommen, und selbst der Stoiker hat sich nie so weit vermessen, sondern sich damit begnügt, den Schmerz, im vollen Bewußtsein desselben, nur willkührlich zu ignoriren, d. h. ihm jene zerstörende Uebermacht über seinen geistigen Antheil nicht einzuräumen. Dies ist aber nur durch die zweite Methode, die mittelbare, möglich, indem sie die subjective Empfindung durch die willkührliche Ablenkung der Aufmerksamkeit zu mindern sucht, und dies dürfte wohl in Bezug auf psychische

Selbsthilfe die äußerste Grenze menschlicher Seelenstärke sein.

Können wir uns wohl, wenn wir den Thatsachen vollen Glauben schenken wollen, die Kraft eines Mucius Scävola, den Heldenmuth im Märtyrertode, oder die Geduld eines Hiob anders erklären? Ist in solchen Fällen die Seele nicht allemal von einer höheren, erhabneren Betrachtung eingenommen, stark genug, den physischen Schmerz vergessen zu machen?

Jene unmittelbare, psychische Methode aber, das objective Uebel selbst, den realen Schmerzensgrund, zu überwältigen, d. h. körperliche Krankheit psychisch zu heilen, ist auch kein Traumbild, sondern kommt in der Wirklichkeit vor. Aber solches ist kein Menschenwerk! — Das vermag allein die Natur, groß und mächtig, wie überall, so auch hier in ihrer Wunderkraft! So gut, wie sie durch leidenschaftliche Aufregung, durch unerwarteten Schreck, überraschende Freude oder irgend eine andere mächtige Umstimmung der Seele Krankheit und Tod bewirken kann, so vermag sie auch bisweilen physisches Leiden auf psychischem Wege objectiv und unmittelbar zu heilen.

Ich erinnere mich aus den früheren Jahren meiner Praxis eines Nervenfieberkranken in unserer Stadt, der, ohne Bewußtsein und fast in Agone liegend, durch eine in seiner nächsten Nähe ausgebrochene Feuersbrunst dermaßen in Schrecken versetzt wurde, daß er halbnackt in einer kalten Winternacht aus dem Bette sprang, und, der Achtsamkeit seiner Wächter entgehend, auf die Straße hinausrannte, bis er endlich in einem entferten Hause aufgenommen wurde, und hier, von dem Augenblicke ab, rasch seiner Genesung entgegeneilte.

So soll es auch Fälle langwieriger Lähmungen geben, urplötzlich durch heftigen Schreck geheilt. Kleine physische Leiden weichen hundertmal psychischen Eindrücken. Kopfweh vergeht oft durch ein anregendes Gespräch, der leichtere Singultus hört plötzlich

auf durch irgend eine Ueberraschung, sie sei angenehmer oder unangenehmer Art, selbst leichte Fieberbewegungen verschwinden oft durch eine freudige Anregung des Gemüths; aber in allen diesen Fällen wirkt die Natur proprio Marte, ohne irgend einen thätigen Antheil des Leidenden; es kann also die heilende Einwirkung hier nicht auf menschliche Rechnung kommen.

Doch ist diese unmittelbare psychische Einwirkung der Naturkraft nicht die einzige Methode, deren sie sich bedient, um ihre Zwecke zu erreichen — sie kann auch, und zwar in einem weit mächtigern Grade, wie der Mensch durch seinen Vorsatz, mittelbar durch Schwächung oder Aufhebung des Bewußtseins, auf leibliche Zustände des Menschen einwirken; dann aber freilich leider meistentheils nur auf Unkosten seines geistigen Antheils, also zu keinem erwünschten Ausgange. Ich ziele hier auf die Einwirkungen der Geisteszerrüttungen, namentlich in der Tobsucht und dem Blödsinn. Seiner natürlichen Nerven-Empfindlichkeit beraubt, sehen wir den Tobsüchtigen stumpf und gefühllos gegen Hunger und Durst, Frost und Hitze, wie gegen körperliche Mißhandlungen, denen er früher so unmenschlich ausgesetzt war; die stärksten Dosen drastischer Arzneimittel verfehlen ihre sonstige Wirkungen bei ihm; seine Zunge verliert ihr ganzes Unterscheidungsvermögen, und ohne alles Urtheil verschlingt ein solcher Unglücklicher die heterogensten Dinge, oft ganz ungenießbare Gegenstände, selbst der ekelhaftesten Art. Bei Blödsinnigen dagegen finden wir häufig, daß frühere Krankheiten aufhören, besonders, daß ein reger und gesunder Appetit sich einstellt und dauernd bleibt, wie überhaupt eine materielle Kräftigung in der ganzen vegetativen Sphäre. Soweit die Natur! beneiden wir sie aber nicht um ihrer übermächtigen Kräfte willen — wir würden mit ihnen doch nicht zu unserm Heil umzugehen verstehen! — Es fehlt uns einmal das Auge zur Einsicht in den großen alles umfassenden Zusammenhang der Dinge, um selbstthätig, ohne unermeßlichen Scha-

hen, eingreifen zu können. Was wir auf diesem Wege von der großen Naturkraft ausgeführt sehen, ist zwar bisweilen heilbringend, öfter aber noch zerstörend und vernichtend! Ob auch hiemit große Zwecke erreicht werden, dürfen wir nicht bezweifeln, denn gewiß beruhet solches auf unveränderlichen und allgemeinen Gesetzen, die nur für uns verschleiert und unerkannt vorhanden sind! Begnügen wir uns vielmehr dankbar mit unserer Beschränktheit in dieser Hinsicht, denn so weit unsere eigenen Kräfte reichen, auf psychischem Wege auf's leibliche zu wirken, können wir uns wenigstens grober, Unheil bringender Mißgriffe mit einiger Sicherheit enthalten; außerdem ist ihre verständige Anwendung nicht nur mit der Erhaltung unseres geistigen Antheils vereinbar, sondern sogar von dessen steter Förderung unzertrennlich, und gereicht uns demnach zur reinen Wohlthat nach allen Richtungen hin. Man würde mich übrigens mißverstehen, wenn man aus dieser Anerkenntniß der heilsamen Schranken unserer desfalsigen psychischen Kräfte auf eine völlige Ohnmacht des Menschen schließen wollte; es wohnt uns gegentheils eine Macht bei, willkürlich und mit Ueberlegung die blinde Naturkraft in gewissen Fällen zur Heilung schwerer physischer Leiden als Heilkünstler zu benutzen. Es giebt nämlich Fälle, wo wir absichtlich das Bewußtsein des Kranken vorübergehend aufheben, oder wo wir vorsätzlich gewisse Stimmungen in der Seele des Menschen erregen können, um kranke Zustände aus dem Grunde zu heben; es klingt dies fast wie ein Wunder, und ist dennoch ohne Anmaßung zu behaupten, und nur in sofern sind uns Menschen die Hände dabei gebunden, als wir nur im Stande sind, auf andere Individuen so einzuwirken, niemals aber auf uns selbst.

Ein merkwürdiger Belag hiezu ist die bekannte Methode, Paroxysmen periodisch wiederkehrender Krankheiten, meist nervöser und spastischer Natur, ganz besonders aber der Wechselfieber, durch ein künst-

lich herbeigeführtes Verschlafen der gefürchteten Anfallsstunde zu hintertreiben, oder doch zu verschieben, und dadurch seltner zu machen. Hier haben wir das Bewußtsein des Kranken absichtlich unterbrochen und ihn die Furcht vor dem zur bestimmten Stunde erwarteten Paroxysm verschlafen lassen — erwacht nun der Kranke nach Verlauf der gefürchteten Stunde, so ist seine Seele voll der Hoffnung, die Krankheit sei gebrochen und werde nicht wiederkehren, und hundertmal bestätigt sich auch diese Hoffnung, die uns den Beweis giebt von der mächtigen heilsamen psychischen Wirkung auf leibliches Befinden, wie nicht minder rückwärts schließend, von der durch bloße Besorgniß herbeigeführten Wiederkehr der krankhaften Erscheinungen.

So wie ein unwillkührlicher Schreck bekanntlich oft sehr nachtheilig auf die Gesundheit einwirkt, und unter Umständen selbst den Tod herbeiführen kann, so steht es andrerseits bisweilen in der Macht des Arztes, einen wohlthätigen Einfluß auf kranke Zustände auszuüben, indem er gewisse mächtige Umstimmungen der Seele absichtlich im Kranken erregt. Das glänzendste Beispiel dieser Art ist wohl das von dem sinnreichen und kühnen Börhaave angewandte Verfahren im Waisenhause zu Leyden. — Hier war nämlich ein von der Epilepsie befallenes Kind in demselben Schlafsaale mit vielen andern gesunden Kindern untergebracht worden. Wenige Anfälle dieser Krankheit hatten hingereicht, sie durch den bloßen Nerveneindruck des gräßlichen Anblicks auf die Mehrzahl der Schlafgenossen zu übertragen, so daß die Anstalt in Gefahr schwebte, in kürzester Frist zu einem Hospital unheilbarer Kranken umgestaltet zu werden. In dieser dringenden Verlegenheit entschloß sich Börhaave, wo möglich mit Einem Schlage den grimmigen Feind zu vernichten. Da trat er eines Morgens, mit der Miene eines Richters über Leben und Tod, in den Saal, hinter ihm her zwei flämische Lictoren, statt der Fasces eiserne Feuerbecken mit glühenden Kohlen in den Händen, mit Zangen und sonstigen

Marterinstrumenten versehen, und mit donnernder Stimme verkündete er dem zitternden Völkchen: der Erste unter ihnen, der es wagen sollte, auch nur die leisesten Zuckungen zu verrathen, würde unerbittlich seinen Frevel auf dem glühenden Roste mit dem grausamsten Tode büßen — und dieses furchtbare Nervenleiden war von Stunde an auf lange aus diesem Hause gebannt! —

In allen Fällen dieser Art ist aber keine Spur von eigener Willenskraft über das eigne physische Leiden, gegentheils ist die heilsame Wirkung nur Ausfluß einer höhern Naturkraft psychischer Art, jedoch vom Menschen willkührlich gehandhabt und künstlerisch benutzt.

Die Grenze der Macht des Gemüths, krankhafter Gefühle Meister zu werden, ist demnach dahin zu bestimmen, daß der Mensch im besten Falle, wenn das Leiden nicht übermächtig ist, dasselbe mit Muth und Standhaftigkeit ertrage. Und dies war gerade der würdige Stolz des Stoikers, beim klarsten Bewußtsein seines Schmerzes, demselben jene deprimirende Gewalt über sein Geistiges mit nichten einzuräumen.

Es dürfte indessen wiederum schwer sein, die Höhe des Stoicismus im concreten Falle genau zu messen und demnach richtig zu würdigen. Die physische Nerven-Empfindlichkeit ist bei den verschiedenen Individuen so unendlich verschieden graduirt und modificirt, daß eine ähnliche Aeußerlichkeit im Betragen keinesweges auf einen ähnlichen Grad der zum Stoicismus nothwendigen Seelenstärke schließen läßt. Schon ein bedeutender Mangel oder ein Uebermaß an Phantasie allein bedingt wesentlich die Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Aufgabe. Der Phantasiereiche erleidet nicht nur den Schmerz des Augenblicks, sondern auch den gefürchteten der ganzen Zukunft in seiner lebendigen Vorstellung; der stumpfe Mensch dagegen, und noch mehr das Thier ohne alle Phantasie, empfindet nur den Schmerz der Gegenwart.

Von den Amerikanischen Wilden heißt es, daß sie körperliche Schmerzen mit großem Gleichmuth ertragen — sollte diesem scheinbaren Heroismus nicht aber vielmehr eine stumpfere Nervenempfindlichkeit zum Grunde liegen, als daß wir annehmen dürften, ein geistig-rohes Volk sollte einer so hohen und ausgebildeten Geistesgewalt mächtig sein? So giebt es Menschen, die die härtesten Schläge des Schicksals mit großem Muth ertragen, dabei aber eine weibische Verzagtheit offenbaren, sobald ihr körperliches Befinden auch nur irgend wie gefährdet erscheint; gewiß ein scheinbarer Widerspruch, der sich nur dadurch löst, daß wir der materiellen Nervenempfindlichkeit das ihr gebührende Gewicht beilegen, ohne welches die Höhe des Stoicismus nie richtig zu ermessen ist.

Trotz mancher Schwierigkeiten aber zur gründlichen Feststellung des Gegenstandes unserer obigen Betrachtungen, so stellt sich dennoch so viel als gewiß heraus: es existirt allerdings eine Seelenkraft in uns, dem physischen Ungemach insofern zu widerstehen, daß dasselbe uns nicht unsern geistigen Antheil über die Gebühr hinaus beeinträchtige — ja noch mehr — wir erkennen in uns sogar eine würdige stoische Kraft, oft in einem Grade, der zur Bewunderung zwingt. Kann aber schon der kalte Stoicismus auf eine ehrende Krone Anspruch machen, so winkt dem Menschen gewiß noch eine glänzendere, indeß nur dem gebührend, der mit dem kräftigen Heldenmuthe des Stoikers auch A n m u t h und G r a z i e im Ertragen zu verbinden versteht! Gern gestehe ich ein, daß hiermit ein schwer zu erringendes Ziel im Ideale aufgestellt ist — aber ganz unerreichbar ist dasselbe nicht. Anstand und Sitte im gemeinen Leben schon haben ihren Grund und zugleich ihren Werth in dem tiefbegründeten und schönen Bedürfniß gebildeter Menschennatur, sich vom Thierischen, als etwas rohem und ihr aufgedrungenem, so viel möglich, zu befreien — wir unterliegen einmal als materiell-organisirte Wesen,

vielerlei physischen Bedürfnissen und Bedingungen; diesen mit möglichster Schicklichkeit d. h. mit möglichster Verschleierung des Thierischen zu entsprechen, ist das Kennzeichen feiner Bildung. Ein gewisses Maaßhalten, das sorgfältige Vermeiden aller Uebertreibung ziemt jedem Menschen, so im Gange, in der Gesticulation, im Mienenspiel, wie im Ton der Stimme, ja selbst im Essen und Trinken. Daß ein Jeder, selbst der roheste Mensch, bei einer gewissen äußern Nöthigung bedeutende Gewalt hierin über sich gewinnen könne, beweist die tägliche Erfahrung.

Jede Bewältigung des Leiblichen als etwas Rohen und Irrdischen ist allemal ein Sieg des Geistes, zugleich Frucht und Endziel aller Bildung. Daher darf Geschmack in diesem Sinne nirgend fehlen, wo der Mensch auf wahrhafte durchdringende Bildung Anspruch macht und als eine schöne Natur erscheinen soll. Selbst in der Ausübung von Tugend und Recht giebt es Geschmack, wie Geschmacklosigkeit, und wirklich möchte man bisweilen geneigt sein, eine an sich gute Handlung lieber ganz unterlassen, als dieselbe geschmacklos ausgeführt zu sehen!

Den weitesten Spielraum aber zur glänzendsten Entwickelung dieses moralischen Schönheitssinnes bietet dem Menschen der Schmerz dar, er sei ein geistiger oder ein leiblicher.

Dem kräftigsten Stoiker wird fast immer noch das mühevolle Ringen und Streben mehr oder weniger anzusehen sein — der Schmerz aber, als etwas Unvermeidliches, in Ergebung, mit Anmuth und Grazie getragen, sichert dem Leidenden den edelsten Siegerkranz, wie die lebendigste und wohlthuendste Theilnahme aller Mitmenschen!

Lassen wir aber auch die Erreichung dieses Ideals an der Gebrechlichkeit unseres beschränkten Wesens scheitern, ja setzen wir unserer hier in Rede stehenden psychischen Kraft auch noch so enge Grenzen, so dürfen wir dennoch die viel besprochene Macht des Gemüths

nimmer bezweifeln, oder als ein leeres Luftgebilde betrachten, vielmehr sind wir befugt, an Jedermänniglich unbedingt und unerlaßlich mindestens die Forderung zu stellen: daß Er, sein physisches Leiden steige noch so hoch, es immer verständig hinnehme und nie ganz die geistige Fassung verliere, daß er stets Maaß halte in der Aeußerung seines Schmerzes und sich nie in thierischer Rohheit gehen lasse, daß weder feige Verzagtheit noch wilde Verzweiflung ihn je sich selbst entfremde, sondern daß er mit ruhigem und festem Blick sein ganzes Leiden bis an die äußerste Grenze überschaue, getrost das nie ausbleibende Ende erwarte, und somit nach bester Kraft die zwar große, das menschliche Vermögen aber nicht überschreitende Aufgabe würdig löse: mittelst des bloßen Vorsatzes, Meister seiner krankhaften Gefühle zu werden.

W. Motherby.

---

## III.

## Gelegentliche Gedanken über das Unterrichtswesen in Beziehung auf die Realschule.

Die Schule ist der Organismus der öffentlichen Thätigkeit, welche die Erwachsenen dem nachwachsenden Geschlecht zuwenden, um es zu freier Theilnahme an dem Entwickelungsproceß der Menschheit zu befähigen. Es soll dadurch weggehoben über die retardirenden Verirrungen der Vergangenheit mit ungebrochner Kraft auf die Bildungshöhe der Gegenwart gelangen, um frisch und rüstig in die Stelle der Väter einzutreten, wenn diese in dem endlosen Kampf der Zeit ermattet oder unterlegen sind. Die Schule trägt daher immer das Gepräge der Zeit. Und wie sie schon von den ephemeren Schwingungen derselben nicht un-

bewegt bleibt, so wird sie von jeder tieferen Veränderung des öffentlichen Strebens genöthigt, eine neue ihr entsprechende Form der Jugendbildung hervorzutreiben. Das ganze System unsrer Lehranstalten ist auf diese Weise nach und nach unter den Hauptepochen des allgemeinen Entwickelungsganges erwachsen.

Das Bedürfniß, die zerstreuten Keime einer höhern Cultur, welche der Sturm der mittelalterlichen Völkerkriege auf den germanischen Boden herübergeweht hatte, zu sammeln und zu pflegen, rief zuerst die Universitäten als die Berufsschulen für die Gelehrten in's Dasein. Als darauf Luther die zum Monopol der Geistlichkeit gewordne Religion wieder zum Gemeingut der Menschheit machte, gab er dem Volk durch die Elementarschule die Empfänglichkeit für die seelenbelebende Nahrung zurück, die es in den langen Fasten des Katholicismus verloren hatte. Darauf errichteten Melanchthon und Camerarius das Gymnasium, um durch höhere Ausbildung der theoretischen Lebensrichtung die Begabtesten aus der Elementarschule zur Universität hinüberzuführen. Es wurde die vorbildende Standesschule der Gelehrten. Es pflegte den Humanismus, der auf die Gestaltung der Europäischen Zustände damals den größten Einfluß übte. Von ihm lernten die Theologen das Verständniß der Bibel, von ihm Machiavelli und Grotius Politik und Völkerrecht. Seit dem 30jährigen Kriege änderte sich die Richtung der Zeit und die Philologie verlor allmählig ihre Bedeutung. Die Theologen zogen sich vom Umgang mit ihr zurück und schlossen sich wieder in die Zellen der Symbolik ein. Der Staat mußte das Gleichgewicht von Europa auf stehende Heere stützen und darum seine Aufmerksamkeit auf die Finanzen richten. Er brauchte nun nichts so sehr, als Waffen und Geld; der Humanismus aber taugte für keins von beiden: für jene war er zu weich, für dieses zu rostig. Er fiel daher immer mehr im Ansehn, als durch Colberts Merkantilsystem Gewerbfleiß und Handel, durch die Physiokraten der Ackerbau zum Günstling

der Fürsten erhoben ward. Aber durch die Reformation mit dem Deutschen Volksgeist einmal auf's innigste verwachsen, behauptete er sich in den Schulen dessen ungeachtet und konnte noch nach dem 7jährigen Kriege Basedows und Kampes Angriff aushalten, die ihn, im Dienst jener materiellen Richtung des politischen Lebens, zu stürzen suchten. Aber was half es den Philologen, daß sie den Sänger der Ilias und die Lehrer einer alten Weisheit gegen die Geringschätzung der Philanthropen siegreich vertheidigen, da sie Adam Smiths Industriesystem nicht widerlegen konnten, welches den Durst der Staatsökonomie aus ganz andern Quellen löschte. So gingen denn aus den materiellen Interessen der neuern Politik die Kriegs- und Handelsschulen, die ökonomischen und polytechnischen Institute hervor, welche, gleichsam die getrennten Facultäten einer praktischen Universität, dem Nähr- und Wehrstande die Bildungsmittel zu der nothwendig gewordenen Sublimirung ihrer Berufsthätigkeit darboten. Nun aber zeigte sich zwischen diesen und der Elementarschule wieder dieselbe Lücke, die auf der Seite des theoretischen Berufs von dem Gymnasium ausgefüllt war. Der Uebergang von diesem in die praktischen Berufsschulen schien jedenfalls ein gefährlicher Seitensprung, der leicht entweder für den Zögling, der ihn machte, oder für den Beruf, zu dem er führte, halsbrechend werden konnte. Und so sah man sich zuletzt noch genöthigt, den Fortschritt aus der Masse des Volks zu einer höhern praktischen Ausbildung durch die Realschule zu vermitteln. Damit vollendete sich denn das System unsres Schulwesens, dessen noch unentwickelte Einheit in der Elementar- oder Volksschule sich zunächst in die beiden coordinirten Standesschulen, in das Gymnasium und die Realschule differenzirt, die sich dann weiter in die Berufsschulen spalten, das Gymnasium in die vier Fakultäten der Universität, die Realschule in die vielnamigen praktischen Institute.

Die Realschule ist also das jüngste Glied dieses Systems, von dem Materialismus unsrer Zeit erzeugt, um die Jugend zu seinem Dienst zu bereiten. Wie wohl oder übel sie auch immer von dieser ihrer Herkunft und Bestimmung denken mag: sie muß sich nun einmal beide gefallen lassen, wie sie sind. Sie darf sich nicht in den aristokratischen Kreis des Gymnasiums eindrängen; sie würde doch den feinen Ton aus den Zeiten der alten Regime nicht ganz treffen und immer als ein emporgekommener Roturier bespöttelt werden. Aber sie ist das Kind unsrer Zeit, daher ihr Liebling und bestimmt, der Stab ihres Alters zu werden. Praktische Menschen soll sie ihr bilden, welche den Interessen der Gegenwart leben, in ihrem Vaterlande heimischer als in Hellas und Latium und mit den Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen ihres Volkes innig vertraut sind. Praktische Menschen sind jetzt der Kern des Volkes, auf dem der Schwerpunkt des Staates ruht, sind die Koryphäen dieser Zeit, sind als Inhaber des Grundbesitzes oder der Industrie oder der baaren Kapitalien und als Mitglieder der militärischen Macht fast allein zur Beantwortung der politischen Lebensfragen berufen und nehmen im Gefühl dieser öffentlichen Bedeutsamkeit auch im geselligen Verkehr den theoretisch gebildeten Ständen gegenüber immer mehr die erste Stelle in Anspruch.

Praktisch also ist das Losungswort der Realschule. Aber verstand man das Wort auch immer? Fast scheint es doch, als hätte man es häufig durch brauchbar übersetzt und unter einem praktischen Menschen geradezu einen nützlichen verstanden, einen, von dem das gemeine Wesen mehr Vortheil ziehen könnte, als von andern, ein in der Tretmaschine des öffentlichen Erwerbes mit Gewinn anstelliges Automat, dem keine freie Ausbildung fromme, weil es selbst die höchsten Wunderkräfte des Geistes doch nur dazu mißbrauchen würde, um aus Steine Brod zu machen. Wo diese Ansicht herrschte, gab man der Realschule gern den

Namen einer höhern Bürgerschule, (aber im Sinne von bourgeois, nicht von citoyen) und demgemäß eine Verfassung, durch welche sie im Wesentlichen ganz in die Sphäre der Elementarschule als bloße Erweiterung derselben zurückgeworfen wurde.

Dies zeigte sich dann auch deutlich in der Wahl und Behandlung der Lehrgegenstände.

---

Die Gegenstände, welche in den Bildungsschulen behandelt werden, sind entweder technische Uebungen, zunächst gewisse körperliche Fertigkeiten bezweckend, oder sie sind scientifischer Art und vorzugsweise auf die intellectuelle Cultur berechnet. Die letztern theilt noch mancher officielle Lehrplan in Sprachen und Wissenschaften ein; allein wo sich auch der Ursprung dieser Distinction herschreiben mag, so hat sie von einer Eintheilung doch schwerlich mehr als den Namen. Weil aber eine richtige Ansicht von dem Verhältniß der Lehrobjecte zu einander ein wesentliches Erforderniß zu der Lösung unsrer Frage ist: so wollen wir hier eine andre Eintheilung versuchen, die vor jener wenigstens den Vortheil der Logik voraus haben wird.

Wenn man das ganze Gebiet der Erkenntniß überblickt und von der niedrigsten Region anhebend die Mannigfaltigkeit der Anschauung gruppenweise unter die Einheit der Begriffe sammelt; dann die Verbindung mit diesen weiter fortsetzt und so, alles Besondre unter die umfassende Allgemeinheit subsumirend immer höher hinaufsteigt: so wird man sich in diesem ironischen Denkgeschäft ganz nahe am Ziel durch einen letzten unversöhnlichen Gegensatz aufgehalten sehn, dessen beide Glieder sich zwar alle übrigen Erkenntnißobjecte gefügig unterordnen, dessen Einheit selbst aber dem Gedanken schlechthin unvollziehbar bleibt; es ist der Gegensatz von Geist und Natur. Wir müssen zwar eine solche Einheit auch hier voraussetzen, da beide Glieder faktisch in einer unleugbaren Relation stehen; aber wir können sie nun einmal nicht denken, und wenn

man sie in der Idee oder dem Absoluten meint gefunden zu haben, so ist das doch immer nur eine Einheit des Namens, nicht des Gedankens, in dem jene beiden Begriffe eben so wenig zusammentreten, wie die Merkmale der absoluten Ausdehnung und des absoluten Denkens in dem spinozistischen Gott. Sie bleiben auch unter einem Namen ewig zwei Gedanken, wie zwei Häupter dadurch noch nicht eins werden, daß man sie unter einen Hut bringt. Dagegen umfaßt jener Gegensatz allerdings die ganze Gesammtheit unsrer Erkenntnißobjecte und giebt daher den natürlichsten Grund zu einer Dichotomie unsres Wissens, und weil nur dies der Zweck des scientischen Unterrichts ist, aller Lehrgegenstände. Wenn wir demnach unser Wissen, insofern es das geistige Sein zum Inhalt hat, das ethische oder ideale; insofern es aber auf das dingliche oder Natursein gerichtet ist, das physische oder reale nennen: so können wir füglich die sämmtlichen Objecte des wissenschaftlichen Unterrichts in ethische und physische spalten. Beide Glieder dieser Eintheilung werden von einer andern gekreuzt, wenn man vom Object der Erkenntniß abstrahirend auf die Weise achtet, wie es erkannt wird. Dies kann entweder speculativ oder empirisch geschehen; im ersten Falle wird das Object im Allgemeinen, seinem Wesen nach, als Kraft im zweiten aber im Besondern, seinem Dasein nach, als Erscheinung aufgefaßt. Und da endlich die speculative Betrachtungsweise sich wieder in eine formale und materiale sondert, je nachdem man nämlich die Form oder den Gehalt des Erkenntnißobjectes zum ausschließlichen Inhalt des Denkens macht: so erhalten wir demnach folgendes streng gegliedertes

System der Lehrgegenstände.

| | | A. Scientifische. | | B. Technische. |
|---|---|---|---|---|
| | | I. Ethische. | II. Physische. | |
| 1. Speculative | a. formale: | Sprachl. | Mathematik | Zeichnen. |
| | b. materiale: | Religionsl. | Naturlehre | Singen. |
| 2. Empirische | | Geschichtsk. | Naturk. | Schreiben. |

Es

Es ist für unsern Zweck überflüssig, die in dieser Tabelle angedeutete Parallele der technischen Uebungen mit den andern in gleicher Reihe befindlichen Lehrgegenständen näher zu begründen; daher nur über die Anordnung der letztern einige rechtfertigende Erläuterungen.

Die Sprachlehre vertritt im Schulunterricht die speculative Erkenntniß der Formen unsrer Geistesthätigkeit. Denn da die Logik, welche eigentlich in dem System der Wissenschaften diese Stelle einnimmt, in ihrer Reinheit dem der Abstraction noch ungewohnten jugendlichen Geist allerdings unzugänglich bleibt, so kann ihm ihr unentbehrlicher Inhalt nur unter der Drapperie, welche die Sprache den Denkformen umlegt, zum Bewußtsein gebracht werden. Hiezu sind die Sprachen am tauglichsten, in denen die Formen der Vorstellungsthätigkeit am ungestörtesten ausgeprägt, in denen sie so rein erkennbar sind, wie die Körperverhältnisse unter dem nassen Gewande, — die primitiven also mehr als die secundären oder Mischsprachen, und unter jenen die Deutsche wenigstens eben so gut wie die Griechische. Die Sprachlehre sieht daher von der lexicalischen Bedeutung, wie von dem zunächst empirisch bestimmten phonetischen Element der Wörter möglichst ab und faßt beides nur als organischen Ausdruck logischer Formen, als Inkarnationen der Geistesthätigkeit. Von den beiden Theilen, in die sie zerfällt, behandelt die Grammatik den Ausdruck der allgemeinen Vorstellungsformen in der Wortbildungs-, Wortbiegungs- und Wortfügungslehre, die Stylistik die von bestimmten Zwecken gegebenen besondern Gestaltungen der Rede in der Prosaik, Poetik und Rhetorik. Sprachlehre ist demnach etwas ganz anderes als Sprachkunde, welche die Sprache nicht als Organismus des Gedankens, sondern blos traditionell auffaßt, an den äußerlichen, hörbaren Formen haftet und sich wenig um Grund und Zusammenhang ihrer Gesetze kümmert, Vokabeln und Phrasen auswendig lernt, mit Par-

liren anfängt und endet und nicht den Geist, sondern nur die Zunge übt. Durch jene lernt man eine Sprache verstehen, durch diese nur kennen. Jene betrachtet in einer Sprache eigentlich alle, während diese bei jeder immer wieder von vorn anfängt. Durch jene gelangt der Zögling zu einem freien, energischen Gebrauch der Rede, während ihm diese im Grunde nie mehr zu sprechen erlaubt, als er gelernt hat. Die Sprachlehre setzt freilich immer die Sprachkunde voraus, und daher ist ihr Weg durch eine fremde Sprache, wo diese Kunde erst erzeugt werden muß, länger und mühsamer, als durch die Muttersprache, wo sie schon vorhanden ist; wenn sie aber ganz in ihr untergeht, so bleibt diese wichtige Bildungsstelle leer und dieser Unterrichtsgegenstand ist dann weiter nichts mehr, als ein losgelöstes Glied der Geschichtskunde.

Was die Sprachlehre im Gebiet des ethischen Wissens, ist in dem physischen die Mathematik, die allgemeine Formenlehre der Natur. Denn die Kategorien von Raum und Zeit, über denen sich diese ganze Disciplin aufbaut, finden ihre Anwendung lediglich in der Sphäre der Natur, der gegenüber der Geist nothwendig als unräumlich und zeitlos gedacht wird. Und faßt man auch beide Begriffe als blos subjective apriorische Formen der Anschauung, die der Geist zur Naturbetrachtung immer schon mitbringt: so folgt daraus doch nicht, daß die Mathematik auch als die Wissenschaft der Geistesformen anzusehen sei, da sie jene Begriffe selbst nie construirt oder untersucht, sondern schon voraussetzt, und ihre Formen und Zahlen auch nur von der Natur ihre Füllung erhalten. Eine weitere Begründung dieser Ansicht würde auf philosophische Principien führen, die hier auseinander zu legen der Raum zu eng ist. Der Kundige wird aber auch so zugeben, daß z. B. der Gebrauch der Algebra in der Psychologie einen starken Anstrich von Abentheuerlichkeit hat, da es für die Dynamik des Geistes nicht, wie für die Kräfte der Natur, einen Maaßstab zur arithmeti-

schen Bestimmung ihrer Wirkungen giebt, und man hier also nie durch Substituirung bestimmter Zahlenausdrücke die Differenz der Function ihrer veränderlichen Größe finden kann. Wohl mag, wie Herbart sagt, dieselbe Gesetzmäßigkeit, welche über der scheinbaren Regellosigkeit der Natur herrscht, auch in der Freiheit unsres Geistes walten; wohl mag die Bahn unsrer Vorstellungen und Entschlüsse eben so fest an geheimen Gesetzen hangen, wie die Bahnen der Sterne am nächtlichen Himmel: aber unser Geistesleben wird doch erst noch ganz andre Phasen durchlaufen müssen, ehe der Leibnitz geboren wird, der einen neuen Infinitesimalcalcul für diese geheimen Gesetze findet. Nur das sei hier noch in Beziehung auf diese Disciplin bemerkt, daß die intuitive Betrachtungsweise der Mathematik, welche das Allgemeine im Einzelnen anschaut, der discursiven in der Logik, die das Einzelne durch das Allgemeine betrachtet, geradezu entgegengesetzt ist, und daß daher die Sprachlehre von der Mathematik nie kann vertreten oder überflüssig gemacht werden. Vielmehr wird die pädagogische Erfahrung bestätigen, daß eine gewisse Virtuosität in der einen Disciplin die in der andern noch keineswegs ein, oft aber ausschließt, wie denn nicht selten selbst großen Mathematikern und Astronomen die Fassungskraft für die Philosophie so sehr abgeht, daß ihre Urtheile darüber oft desto scherzhafter scheinen, je ernstlicher sie gemeint sind. Daher kann denn auch die hie und da herrschende Bestimmung, daß die philosophische Propädeutik, die in manchen Gymnasien den Sprachunterricht vervollständigt, von dem Lehrer der Mathematik solle ertheilt werden, ihren Grund lediglich in der Voraussetzung haben, als hätten die Sprachlehrer, denen dieses Lehrobject doch naturgemäß zustände, ihre Wissenschaft nur historisch betrieben. Denn übrigens scheint doch die Lehrfähigkeit vielmehr an dem Object, als an der Weise der Erkenntniß zu haften, und ein Mathematiker hat als solcher für den Unterricht in der Grammatik oder Logik

nur gerade so viel innern Beruf, wie ein Theologe für die Physik oder ein Historiker für die Botanik.

Wie Sprachlehre und Mathematik das Wesen des Geistes und der Natur in formaler, so behandelt es in materialer Hinsicht, seinem Inhalte nach, die Religions- und Naturlehre.

Von der letztern wird dies Niemand bezweifeln, da sie in der Physik die Kräfte, in der Chemie die Stoffe, in beiden also die in allen körperlichen Erscheinungen thätigen allgemeinen Agentien der Natur darstellt, wobei denn die Mathematik als die Lehre von den Formen ihrer Wirksamkeit die unbeschränkteste Anwendung findet. Aber auch die Religionslehre hat keine andre als die angegebne Bedeutung. Denn wie man sie auch immer ansehn mag: — selbst die derbste Auffassung des Offenbarungsbegriffes verlangt doch nur, daß durch die Wiedergeburt das göttliche Urbild von den sündhaften Beimischungen, womit es in dem natürlichen Menschen versetzt ist, ausgeschieden und aus diesem chemischen Proceß der neue Mensch als das präcipitirte Residuum gewonnen werde. Zuletzt kommt also auch diese Ansicht darauf hinaus, daß die Religionslehre das Wesen des Geistes als einer freien, von den Naturbedingungen losgesprochenen Kraft, nach seinem eigenthümlichen Gehalte darzustellen habe. Hiebei ist denn von der Logik eben so, wie in der Naturlehre von der Mathematik, ein regulativer Gebrauch zu machen, was zu häufig vergessen wird. Da das Wesen des Geistes seinem tiefsten Gehalte nach als Frömmigkeit ein Gefühl, mithin nicht Gegenstand des Unterrichtes ist: so kann die Religionslehre es nur auffassen, wie es von diesem innersten Centralpunkt aus das Leben nach beiden Seiten hin durchdringend sich in der Erkenntniß als Glaube, im Handeln als Liebe offenbart, und sie zerfällt daher in zwei correlative Theile, in die Glaubens- und Sittenlehre. In beiden Gestalten wird dieser wesentliche Inhalt des Geistes nicht in speculativer Reinheit, sondern, wie die Formen

derselben in der Sprachlehre, in historischer Verkörperung der Jugend dargeboten. Aber wie die Sprachlehre ihren Bildungszweck verfehlt, wenn sie über der äußern Form einer Sprache die darin ausgedrückten Geistesformen vergißt: so wird auch die Aufgabe der Religionslehre offenbar von denen am wenigsten gelöst, die ihrem Inhalt geflissentlich den starren Charakter von äußerlich gegebenen Gesetzen aufzwingen, deren Majestät mit ihrer Unverständlichkeit wächst. Sie tragen damit auf das jugendliche Gemüth nur eine täuschende Schminke auf, die doch der erste Regen des Schicksals wegschwemmt. Sie verwandeln die Religion, das treibende Ferment der Seelen, in ein trockenes, jede Lebensregung niederschlagendes Pulver, das sie den Opfern ihrer Charlatanerie mit Wasser eingeben. Sie haben es zu verantworten, daß das religiöse und sittliche Leben in den Herzen so selten tiefe Wurzeln schlägt und daß die meisten Christen nur Juden sind; denn sie zerren das Christenthum von seiner verklärten Taborshöhe wieder unter die sinaitischen Donner hinab und bilden nur Knechte, nicht Kinder Gottes. Wenn die erhabenste Weissagung im A. T., Joel 3, 1. 2.: „daß der Geist Gottes solle ausgegossen werden über alles Fleisch und daß auch die Knechte und Mägde weissagen werden" — die den Jüngern Jesu in der Stunde, wo ihnen das Verständniß ihres Meisters flammend aufging, (Act. 2, 17. 18.) als die Aufgabe der ganzen sittlichen Weltordnung vorschwebte, die das Christenthum zu verwirklichen bestimmt sei; — wenn diese Weissagung der einzige sichre Maaßstab ist für alle Zeitbestrebungen: wie gottvergessen erscheint dann so Vieles, was sich mit unbegreiflicher Genugthuung als Rechtgläubigkeit und Legalität erbrüstet.

Ueber die Stellung der beiden letzten Glieder im obigen System ist nur wenig zu sagen übrig. In der Geschichts- und Naturkunde fassen wir Geist und Natur auf, in sofern ihr allgemeines Wesen sich in der Erscheinung individualisirt und zum Daseln gelangt.

daß die beiden Theile der Naturkunde, die sogenannte Naturbeschreibung und die Geographie wesentlich eins sind, wird dem nicht befremdlich klingen, der die neueste Gestaltung der Erdbeschreibung kennt und daraus abnimmt, daß sich die Naturbeschreibung zu ihr nicht anders verhält, als die ethnographische zu der synchronistischen Behandlung der Geschichte. Beide empirische Disciplinen grenzen übrigens nahe an einander, ohne darum ganz zusammen zu fließen. Wie die Naturbeschreibung in der Anthropologie, die Erdkunde in der Ethnographie und Topographie die äußern Erscheinungen schon der unmittelbaren organisirenden Einwirkung des Geistes ausgesetzt sieht; so lehnt sich die Geschichte, indem sie die Geisteskraft in ihrer Verwirklichung durch das allmählige Werden des höchsten Gutes immer von den reagirenden Einflüssen der Natur modificirt findet, wieder auf die Astronomie und physische Geographie zurück, da sie denn von jener in der Chronologie die mathematische Bestimmung der Dauer und Aufeinanderfolge in den Metamorphosen der ethischen Erscheinungen, von dieser die Kenntniß der ihnen beigemischten Natureinwirkungen hernimmt. Hieraus ergiebt sich zugleich, daß die Chronologie zwar ein unentbehrliches Vehikel, aber eben so wenig die Hauptsache in der Geschichtskunde ist, wie die gewöhnlich mit ihr verbundene Nomenclatur. Zahl und Name sind hier nur Maaß und Zeichen für den ethischen Lebensgehalt und wo dieser fehlt, wo nichts zu messen und zu bezeichnen ist, völlig bedeutungslos. Ein Baierisches Ministerialrescript von 1837 verordnet, daß in dem ganzen Geschichtscursus auf Gymnasien nicht mehr als 137 Jahrzahlen sollen gelernt werden. Mit den Namen ist es ebenso. Die Kenntniß der persönlichen Urheber der historischen Veränderungen (Individuum, Familie, Volk, Nation, Stamm, Race) gehört freilich zum Pragmatismus der Geschichte, aber dieser verlangt mehr die Kenntniß ihres Charakters, als ihres Namens. Cato schrieb eine Geschichte ohne

Namen. Dies ist besonders in Bezug auf die Dynastientafeln wichtig. Zwar sind die Fürsten nach ihrer Stellung im Centrum des Volksbewußtseins die natürlichsten Ausgangspunkte aller Entwickelungen desselben, dennoch aber hatten sie oft an dem Guten, das in ihrem Reiche geschah, nicht mehr Antheil, als Gott nach Leibnitz Theodicee an dem Bösen in der Welt; wozu denn also bei der Erinnerung desselben ihrer Namen erwähnen? Auch ist die immer entschiedenere Richtung auf den ethischen Gehalt der Weltbegebenheiten in der neuern Historiographie nicht zu verkennen, und es ist daher eine pädagogische Barbarei, der Jugend für das Geschichtsstudium in mehren Bänden ein massenhaftes Conglomerat von Namen und Zahlen zu geben, die kein andres Cäment haben, als das Papier, worauf sie stehen.

---

Bei der Bestimmung über Rang und Behandlung dieser Lehrgegenstände hielt sich die Realschule zunächst an das ihr gegenüber stehende Gymnasium, dessen Charakter sich während seiner längern historischen Dauer vollständig ausgebildet hatte.

Das Gymnasium verfolgt die Richtung auf den Gelehrtenstand, und da dessen Wirksamkeit sich vorzugsweise in der Sphäre des Geisteslebens hält, so muß es in seinen Zöglingen die theoretische (erkennende, symbolisirende) Kraft zu beleben suchen. Es hebt zu diesem Ende mit Recht die ethische Seite der Erkenntniß heraus. Auf dieser muß die Sprachlehre als formale Disciplin wieder den Vorrang vor den beiden andern erhalten, weil die Form des geistigen Lebens die Bedingung und Trägerin seines gesammten allgemeinen und besondern Inhaltes ist. Es bedient sich dabei einer allerdings fragenden und übenden, aber doch möglichst systematischen Methode, der zu Liebe es selbst der Mathematik einen der ersten Stellen unter seinen Lehrgegenständen einräumt. Was die materiellen Bildungselemente betrifft, so muß hier die Sprache

kunde vorzugsweise auf das Griechische und Lateinische gerichtet sein, weil der Stand der Gelehrten den eigenthümlichen Beruf hat, durch Kenntniß der historischen Entwickelung unsrer Lebensformen die Continuität ihres Fortschrittes zu vermitteln, die in der Gegenwart durch Erziehung und Sitte nicht immer genug gesichert ist. Da aber die Hauptformen unsres Lebens, das Recht, die Kunst, fast die ganze Wissenschaft, selbst unsre Religion aus Elementen des classischen Alterthums aufgebaut sind, wie die Häuser der Römischen Nobili aus abgetragnen Trümmern des Colliseo: so ist die Kenntniß ihres bisherigen Werdens nur mittelst jener beiden Sprachen zu erreichen. Durch sie meint man denn zugleich die Gewandheit im Gebrauch der Muttersprache zu entwickeln, die den gelehrten Ständen allein ihren Einfluß auf die Gegenwart sichert, und es mag hier ununtersucht bleiben, ob dies im Gebiet der Grammatik eben so gut, wie in der Stylistik, möglich ist.

Zu allen diesen Charakterzügen des Gymnasiums sollte nun die Realschule das Gegenbild liefern, und je vollständiger dies geschah, desto gewisser, meinte man, müßte sie ihrem Zweck entsprechen. Sie verfehlte ihn aber desto gewisser, jemehr man vergaß, daß beide Anstalten zwar durch entgegengesetzte Elemente auseinander gehalten, eben so sehr aber auch als coordinirte Glieder durch wesentliche Uebereinstimmung in den Begriff einer höhern Bildungsanstalt eingeordnet werden. Die Realschule soll in ihren Zöglingen die Tüchtigkeit für die praktische (handelnde, organisirende) Lebensrichtung entwickeln. Aber nun glaubte man diese auf die Bewältigung und Handhabung der Natur einschränken zu müssen. Ihre Kräfte, Stoffe und Gestaltungen zu kennen schien darum Hauptaufgabe und die physischen Wissenschaften erhielten daher die erste Stelle. Es kam hier ferner nicht sowohl auf Bildung, als auf Kenntnisse an. So wurde unter den ethischen Wissenschaften noch die Geschichte, die im Gymnasium

mit überwiegendem Interesse bei dem Alterthum weilt, bei der Betrachtung der mittlern und neuern Zeit erweitert; aber der Zuwachs bestand hier meist nur in einer größern Masse von Begebenheiten, und wurden diese nur gewußt, so fragte man nicht, ob sie verstanden wurden. Denn zu Lastträgern der Gesellschaft prädestinirt, sollten diese praktischen Menschen nicht gewöhnt werden, die geistigen Entwickelungsformen an den Maaßstab ihres — durch wen? — beschränkten Verstandes zu legen. Die Sprachlehre wurde auf Sprachkunde herabgesetzt, die sich mit Recht auf die Deutsche, Lateinische und Französische Sprache beschränkte, weil diese zu einem geschäftigen Leben in der Gegenwart allerdings am nothwendigsten sind. Aber ein tieferes Eingehn in die Grammatik und Stylistik, eine logische und Geschmacksbildung hielt man für überflüssig, da praktische Menschen ihre Gedanken ja nicht verstehen, sondern nur ausüben sollten. Im Gegensatz zu der systematischen Methode des Gymnasiums hielt man sich hier an eine aggregirende, aphoristische, tumultuarische, oder wie man sonst ein Verfahren nennen will, das um Begründung, Zusammenhang und Vollständigkeit der Einsicht unbekümmert, nur auf anwendbare Kenntnisse Jagd machte. Natürlich konnte dabei von einer wahrhaft erothematischen Unterrichtsweise, von einer sokratischen Mäeutik nicht wohl die Rede sein, sondern man tummelte sich in epitomatorischer Ueberlieferung der Resultate und war zufrieden, wenn die Schüler das Wichtigste davon im Gedächtniß behielten und bei vorkommender Nachfrage hersagen konnten. Nach dieser Methode, die man praktisch zu nennen beliebte, wurde denn aus der Sprachlehre, die man eleminirt hatte, Einiges, was zur Erklärung der Spracherscheinungen doch schlechterdings unentbehrlich war, gelegentlich angeknüpft oder eingestreut, und nur bei der Mathematik sah man sich genöthigt, von der strengen Observanz dieser Unregel ein wenig nachzulassen, da es doch zu lächerlich schien, auch sie durch

solche Praktiken zu zerreißen und die Lehre vom Kreise z. B. an die gelegentliche Erwähnung eines Wagenrades zu knüpfen. So entstand denn ein wunderliches Gemisch von Wahrem und Falschem. So erzog man Jünglinge, die viel wußten und wenig einsahen, deren nur kümmerlich entwickelter Geist sich in der unangepaßten Bekleidung seiner Kenntnisse etwa eben so bewegte, wie David in der Rüstung des Saul, und die man nur äußerlich mit den Zöglingen des Gymnasiums vergleichen durfte, um zu sehen, daß die freie, aufrichtende Kraft der Seele in ihnen entweder nie gepflegt oder von der Masse ihres unbegriffenen Wissens erdrückt war. Und daß man ihnen auch nur eine niedrigere Stellung im geistigen Leben zugestand, bewies schon der Gebrauch, selbst die ältesten unter ihnen mit Du anzureden, worin sich zwar die Vertraulichkeit, aber auch die Geringschätzung ausspricht, die eben nicht gehoben wird, wenn man mit den Söhnen der einflußreichsten Leute eine verbindliche Ausnahme macht.

Es ist klar, dies ist nicht der Weg, auf welchem die Realschule zur Lösung ihrer historischen Aufgabe gelangen wird. Diese verlangt von ihr praktische Männer, welche für die Gegenwart sorgen, aber zugleich wahrhaft gebildete Männer, denn Einfluß ohne Bildung ist gefährlich — Männer von tiefer selbstbewußter Religiosität, die nicht von jedem mystischen Hausirer betäubende Theriakskugeln als himmlisches Manna kaufen — Männer von klarem Verständniß ihrer Zeit und von selbstständiger Kraft der Rede, die das Wohl ihres Vaterlandes beurtheilen können und was sie für dasselbe zu sagen bereit sind, nicht erst dürfen von einem Advokaten redigiren lassen — Männer von zarter Empfindlichkeit für alles Schöne und Edle, die, wenn auch nicht genährt mit den süßen Weinen Joniens, nicht erwachsen unter attischem Veilchenduft, unter den Platanenschatten im Garten des Akademos, ihrem arbeitvollen Leben doch die höhere Kunstform der freien Geselligkeit zu geben wissen und wieder

wie abgegriffene Englische Münzen ohne Gepräge durch die Säle coursiren, noch mit groben Füßen die zarten Blüthen des verfeinerten Lebensgenusses niedertreten. Das sind die praktischen Männer, die unsre Zeit verlangt.

Was die Realschule thun muß, um solche zu bilden, ist nicht schwer zu sehen. Sie muß die höhern Bildungselemente, die sie ihrem Begriffe nach mit dem Gymnasium wesentlich gemein hat und die nur ein logischer Abderitismus aus ihrem Kreise verbannen konnte, mit mehr Sorgfalt pflegen. Sie muß die ethischen Wissenschaften, ohne die physischen darum zu beschränken, in ihre natürlichen Rechte wieder einsetzen. Sie bedarf dazu keiner vergrößerten Stundenzahl für dieselben; nur die Behandlung muß eine andere werden. Die Arbeit der Jugend wird dadurch nicht erschwert, sondern vielmehr erleichtert. Denn alles Gründliche, Zusammenhängende, das den Geist befriedigt, wird leicht erkannt; nur in den Maulwurfsgängen eines ganz zerworfenen Stoffes findet sich die Jugend so schwer zurecht, wie das Alter. Sie muß die Sprachlehre, den Mentor des jugendlichen Geistes, aus ihrer unverdienten Verbannung zurückrufen. Sie muß die Grammatik an der Muttersprache lehren, die im Grunde allein dazu geeignet ist und jetzt mehr, als irgend eine andre, dazu einladet. Sollen Grimms herkulische, sollen Beckers dädalische Arbeiten, welche die bewunderten Leistungen der classischen Grammatiker weit hinter sich lassen, für dieses ächt vaterländische Institut vergebens gethan sein? Sie muß dem Geschmack durch tief eingehende Betrachtung der Deutschen Schriftwerke eine höhere Reife geben und dabei die musterhaften Uebersetzungen nicht ausschließen, durch welche die Werke der Griechen und Römer mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit bei uns heimisch geworden sind. So kann sie, im Besitz aller wesentlichen Bildungselemente, dasselbe Resultat, zu dem das Gymnasium auf dem weiten Umwege durch längst abge-

höhern Lebensregionen kommt, auf dem kürzern und blumigern Richtstege durch die Gegenwart erreichen. Nur so kann sie, als die einzige höhere Bildungsanstalt, die unmittelbar in die Kernmasse des Volks hineinwirkt, diesem die Geistesreife geben, die noch vor zwei Jahrzehnden an ihm vermißt ward, und dem Vaterlande Männer erziehen, die fähig sind, aus Unterthanen Bürger zu werden.

---

Auf Neuheit machen diese Gedanken wenig Anspruch, aber je öfter gesagt, je herrschender sie sind, desto mehr auf Billigung. Der Verfasser wiederholte manche bekannte Ansicht, der er seine Anerkennung zollt, weil auch das Gute in Vergessenheit geräth, wenn es nicht öfter in Erinnerung gebracht wird; auf Deinhardt's Darstellung des Gymnasialunterrichts nahm er, auch wo er davon abwich, Bezug. Er wollte wenigstens kurz auf das Verhältniß der Realschule zu den Bedürfnissen unsrer Zeit hindeuten, weil der sittliche Werth wie das Gelingen jeder einzelnen Thätigkeit hauptsächlich bedingt ist durch das Bewußtsein ihres concentrischen Zusammenwirkens mit allen übrigen und weil, wo dieses Bewußtsein fehlt, auch die rüstigste Kraft sich in gutgemeintem Amtseifer erfolglos zermartert und doch durch die ängstlichste Sorgfalt im Kleinen nicht einmal so viel erreicht, daß sie über der Vergeblichkeit ihrer Bemühungen die Pilatushände in Unschuld waschen kann.

---

# IV.

## Beiträge zu einer historisch-statistisch-medizinischen Topographie von Pr. Holland.

Von Dr. Creutzwieser,
Stadtphysikus zu Königsberg in Pr.

(Fortsetzung.)

---

### Statistische Bemerkungen.

Ein Blick auf die geographische Lage der Stadt überzeugt schon, daß sie in tellurischer, athmosphärischer Beziehung eine gesunde zu nennen ist, die durch die Bauart, welche in den Hauptsachen nur zweckmäßig zu nennen ist, wo möglich noch erhöht, mindestens unterstützt wird. Vieles haben, was die Bauart anbetrifft, die früher hier so oft gewütheten Feuersbrünste erzielet, wodurch namentlich geräumige breite Straßen, bequeme Zugänge zu den Häusern, großentheils helle Böden und Küchen, vor allen aber ein tiefes Fundament und trockene, geräumige, warme Keller, deren sich Pr. Holland zu erfreuen hat, erstanden sind. In den mehrsten Häusern sind die Keller sehr tief, förmliche Gewölbe. Theils schreibt sich das aus der alten katholischen Zeit noch her, wo hier auch ein Mönchskloster gestanden haben soll, theils aber wohl hauptsächlich sucht es seinen natürlichen Grund in den vielen Mälzenbräuern, die hier ansäßig waren. — Die auf solchen der Zeit trotzenden Kellergewölben erbauten Häuser sind aus Ziegeln und Fachwerk, die wenigsten massiv erbaut, großentheils mit zwei Stockwerken, ohne den Bodenraum. Weil aber in der frühern Zeit in Pr. Holland meistentheils die Ackerbürger gleichzeitig auch Mälzenbräuer und Tuchmacher waren, so entstand der üble Umstand, daß in der Regel in jedem Hause nur eine Wohnstube angelegt, Alles übrige aber zum Hausraum Behufs des Waarenlagers liegen blieb, daher findet man heute noch viele Häuser, die

die Jahreszahlen 1696 und 1697 tragend, diese Einrichtung haben. Hieraus erwächst der große Nachtheil, daß die oft sehr bedeutende Familie in einer und derselben Stube, die im Winter ihre 20 Grade geheizt und sorgfältig in allen Ritzen und Fugen verklebt wird, eingesperrt ist. Glücklicherweise stockt es höchst selten in den Wohnungen, nur wenige machen hiervon eine Ausnahme, die gegen Osten gelegen sind. Die Häuser, sämmtlich mit breiten Dachpfannen gedeckt, sind zwar in einer geraden Linie, aber nicht unter einem Dache erbaut, so daß eines hoch das andere niedrig erscheint, dieses solche, jenes wieder eine andre Form hat. Sie haben sämmtlich hölzerne Rinnen zwischen sich, die früher bis mitten auf die Straße hinausführten, und zur Regenzeit einen ganz besondern Anblick und manchen Uebelstand veranlaßten, wobei man vorzüglich zur Nachtzeit, da hier von Laternen niemals die Rede war, seines Lebens nicht sicher war. Jetzt sind Gott Lob nur noch sehr wenige treue Zeugen dieses Skandalismus vorhanden; die thätige Polizei hat tapfer darunter aufgeräumt. Das Straßenpflaster könnte eines der vorzüglichsten sein, wenn man sich angelegen sein ließ, es von tüchtigen, sachkundigen Handwerkern bearbeiten zu lassen, indem nämlich alljährlich wegen des Legens der Wasserröhren zu den Pumpen das Pflaster aufgerissen und frisch gelegt werden muß; indessen ist es immer noch besser wie in allen anderen Städten des Oberlandes, und kann immer noch selbst der Haupt- und Residenzstadt Königsberg zum Muster dienen. — Die Lage der Straßenrinnen ist höchst zweckmäßig, indem selbige vor jeder Häuserreihe gehörig vertieft in abfallender Richtung so angebracht sind, daß sie leicht allen Straßenkoth zur Regenzeit aufnehmend denselben in den Stadtgraben führen, der in der Gegend des Steinthores unter der Stadtmauer fortgeht und sich nach dem Roßgarten zu in einem Graben öffnet, welcher mit der nahen Weeske in Verbindung steht. Diese zweckmäßige Einrichtung kommt sehr zu statten;

denn was die Straßenreinigung anbelangt, so ist darüber eben nichts Lobendes zu sagen, wenngleich gesetzlich wöchentlich zweimal die Straßen gekehrt werden sollen, und es ist ein Glück, daß die Stadt viele Schweine hält, deren instinktmäßige Nahrung sie zur Aufräumung des Unrathes antreibt, welche Straßenkehrung sie regelmäßig alle Morgen beim Austreiben ex officio unternehmen, und worin sie absichtlich der kluge Schweinehirt auch nicht stört. Aber auch sie haben ihre natürlichen Bedürfnisse, und so entsteht eigentlich nur ein Umtausch, der durch das, Morgens, Mittags und Abends hindurchgejagte Vieh zur Sommerszeit noch vermehrt und bleibend wird, bis der Himmel sich durch einen tüchtigen Platzregen erbarmt und alles superfluum wegschwemmt. Diesem Uebelstande könnte sehr leicht dadurch abgeholfen werden, daß die Vierfüßler nicht durch die Straßen der Stadt gejagt, ja überhaupt gar nicht in der Stadt selbst, sondern in denen vor der Stadt gelegenen Scheunen und Stallungen aufbewahrt würden. Das sind jedoch pia desideria, auch läßt sich in der That über Verbesserungen dieser Art leichter raisoniren als sie realisiren. Es giebt in kleinen Städten in dieser Beziehung unüberwindliche Hindernisse.

Die die Stadt rund umgebende Mauer, so alt wie sie immer ist, trotzt dem Zahne der Zeit, und kann füglich nicht gut abgetragen werden, weil eines Theils die Erdhöhe von innen und außen allmählich bis auf den 3ten Theil der Höhe gegen die Mauer herangewachsen ist, anderntheils die sogenannte Neustadt unmittelbar auf und an dieser Mauer erbaut worden ist. Diese Stadtmauer ist oft 3—4 Fuß breit, jedoch gerade da, wo sie am breitesten ist, nicht durchgängig mauerfest, sondern hohl und mit Schutt und losen Steinen inwendig angefüllt; wenigstens ist dieses mit dem Theil der Fall, der das Schloß nach der Nordseite hin umgiebt.

Derjenige Theil der Stadt, welcher die Neustadt heißt, ist schlecht gebaut, und noch schlechter gelegen. Die hier durchführenden Straßen sind unmittelbar die Stallgassen, worin von den Nebengebäuden des hintern Stadttheils sämmtliche Misthaufen und Cloake sich befinden. Hier ist stets eine drückende ungesunde Luft, die im heißen Sommer unerträglich wird. Die Vorder- und Seitenwände der hier stehenden oder vielmehr hängenden Häuser, die häufig eher einem Vogelkäfige gleichen, sind von Holz oder Bindewerk, und nur die hintere Wand, die eigentliche Stadtmauer, ist massiv. Die zu diesen Wohnungen führenden Stiegen sind im strengsten Sinne des Wortes oft nur Leitern und Hühnerstangen, die man mit Lebensgefahr betritt. Wehe dem Ausgleitenden! er fällt in einen Ocean von Jauche verschiedenen Gemisches, die hier gar keinen Abfluß hat. Sämmtliche dieser Wohnungen sind stockigt, naßkalt im untern Raum, während oben eine pestilentialische Hitze obwaltet, aller Luftzug fehlt, denn unmittelbar an der anderen Seite der Mauer lehnen wieder die Gebäude der Vorstadt mit ihrer Hinterwand, oder die Obstbäume der nachbarlichen Gärten verschatten und verdecken die kleinen Kabbacheń, in deren unteren Stockwerken nicht nur häufig 2—3 Familien in einer und derselben Stube wohnen, sondern auch noch einige Ferkel, Hühner, Kaninchen und Bruttauben ihren nächtlichen Aufenthalt haben, wobei nicht zu vergessen, daß der ganze Winterbedarf sämmtlicher Kartoffeln unter den Betten in eigends dazu gemachten Vertiefungen und Erdgruben aufbewahrt wird. — Ohne diese Kehrseite wäre Pr. Holland weit gesünder noch und gewiß auch weit angenehmer. — Hier wohnt die ärmste Klasse der Einwohner. Statt der Federn in den Betten findet man öfters dürres Laub und zur Sprei gewordenes Lagerstroh. Hier ist Ungeziefer aller Art zu finden. Schlimmer aber noch steht es in einem Erkrankungsfalle dieser Armen, am Schlimmsten jedoch in einem Sterbefalle!

Wo

Wo bleibt man mit der Leiche? Es bleibt wegen Mangel an Raum kein anderer Ausweg als drei Tage hindurch in enger Gesellschaft mit dem Todten zu bleiben! Das ist namentlich im Sommer recht erfreulich und heilbringend!

Ganz das Gegentheil findet in der Stadt und in den Vorstädten statt. Hier wohnt häufig nur eine Familie in einem Hause, welches geräumig ist, und gesunde, helle, meist 7—8 Fuß hohe Zimmer hat, die in den meisten Häusern schon nach der neuesten Sitte, dem Luxus und dem modernen Geschmacke entsprechend, eingerichtet sind, und nichts zu wünschen übrig lassen.

Pr. Holland zählt gegenwärtig 3232 Einwohner verschiedenen Glaubens; die vorherrschende Religion ist die lutherische. Vor circa 30 Jahren war noch kein Jude in der Stadt ansäßig, ja er durfte sich Behufs des Handels nur in dem sogenannten Quitschenkruge vor der Stadt einige Tage aufhalten. Gegenwärtig sind an 40 Familien ansäßig und im Besitze der schönsten Häuser. In Folge dessen ist jetzt auch eine Synagoge in der Stadt.

Wie fast überall, so hat sich auch hier die Popularität in den letzten beiden Dezennien gehoben. Pr. Holland hatte vor 20—30 Jahren selbst incl. der Garnison immer nur 2000 Einwohner. Die Vermehrung um 1200 Seelen in einem Zeitraume von beinahe 20 Jahren ist für eine so geringe Bevölkerung bedeutend, und liefert den Beweis für eine verhältnißmäßig geringere Sterblichkeit auf der einen, und für günstige Populations-Verhältnisse auf der andern Seite, worüber die beigefügten Mortalitäts- und Populationslisten das Nähere ergeben. Hier nur so viel, daß im Jahre 1836 — 123 geboren, 102 gestorben und 28 Paare copulirt worden sind. Dabei steht die Sterblichkeit unter den Juden mit der der übrigen Confessionen, eben so auch die Population, in gar keinem Verhältnisse, denn letztere ist auffallend zahlreicher,

während erstere höchst selten ist, und das aus dem einleuchtenden Grunde: weil der Jude ein nüchterneś, geregelteres und einfaches Leben führt, welches fern von aller Schwelgerei ist. Wann sieht man z. B. wohl einen betrunkenen Juden? — In einem Zeitraume von 15 Jahren starben in Pr. Holland nur 5 Kinder jüdischer Eltern von circa 30 Familien, welche letztere Zahl keine stehende Norm annehmen läßt, da dieses alljährlich im Steigen begriffen ist. Die ältesten Menschen, aber auch die gesundesten finden sich hier unter den Juden. Letztere sind großentheils Handels- und Kaufleute, und nur sehr wenige gleichzeitig auch Ackerbürger, noch geringer ist die Zahl der Handwerker. Viele derselben schicken ihre Kinder in christliche Schulen, wo sie gleichzeitig dem christlichen Religionsunterrichte beiwohnen, und man muß den jüdischen Knaben Hinsichts ihres Fleißes und ihres Scharfsinns volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Der auf Tuchfabriken, Garn- und Flachshandel, sowie auf Bierbrauerei gegründete früher unter den hiesigen Bürgern häufig und fast allgemein zu findende Wohlstand, ist gegenwärtig in einen hohen Grad von Armuth und Dürftigkeit mehrentheils verwandelt worden, wozu hauptsächlich die unglücklichen Kriege von 1805—1815 und die Gewerbefreiheit, verbunden mit dem gänzlichen Mangel an Garnison das Ihrige beigetragen haben. Durch die ersteren ist eine ungeheure Schuldenlast über die Stadt gekommen, aus der sie sich, bleiben die Zeitverhältnisse dieselben, vielleicht nie mehr ohne fremde Beihilfe hinausreißen wird, denn Pr. Holland ist gegenwärtig ohne alle Gewerbthätigkeit, ohne alle anderweitige Hilfsquellen, als die Ergebnisse einer im Ganzen schlecht, höchstens nur mittelmäßig betriebenen Dreifelderwirthschaft, darbieten. Hier sind weder außerordentliche Anlagen und einträgliche Bauten, noch commercielles Getreibe und vortheilhafte Conjuncturen, kein Großhandel, kein Detailgeschäft, keine Speculationen, denn es fehlt am besten, am

nervus rerum gerendarum. Darum herrscht aber auch kein auffallend heiterer, zufriedener Sinn mehr unter den mittleren, und am wenigsten unter den niedern Ständen; keine, einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zeigende Vertrauen einflößende, Behaglichkeit, selbst unter den höhern Ständen, die abgesondert für sich, eine jede Familie im engeren Kreise der Verwandten leben. Kein Wunder daß man sich gegenwärtig fremd und mißtrauisch wird, und daß jeder gesellige Verein durch den hinter jedem Blicke, hinter jedem Worte im Geheim lauernden Neid und Intrigue vergällt und zerstört wird. — Einst war es anders, meine Vaterstadt war weit und breit bekannt ihres lustigen und geselligen Humors wegen. Ein Pogenter, ein Wäker, ein Dittrich, werden stets in treuem Andenken bleiben. Ja sogar in der Vorzeit hieß es von ihr, daß daselbst sehr gebildete und umgängliche Menschen wohnen, die das richtigste und wohlklingendste Deutsch sprechen. Ein sehr bedeutendes Mittel zur Förderung der Industrie und der geistigen Bildung durch gegenseitigen Austausch der Ansichten und Ideen, liegt aber im Wechselverkehr, und hat namentlich für eine Provinzialstadt etwas wesentlich Vortheilhaftes. Als früher die Kunststraße über Elbing noch nicht existirte, war in Pr. Holland ein großer Postenlauf, es ging die große Poststraße über Pr. Holland von Königsberg nach Berlin ꝛc. Täglich wimmelte es im Städtchen von Reisenden von nah und fern. Jetzt ist der Cours verlegt, es denkt Niemand mehr daran mit Extrapost über Pr. Holland zu reisen, nur die Fahrposten gehen hier durch, deren neuere Einrichtung den Aufenthalt von ¼ Stunde nur erlaubt. — Anstatt daß sonst ein ganzes Regiment mit seinem Generalstaabe hier garnisonirte, steht jetzt ein Landwehr-Kader in der Stadt. Das hat wieder auch auf Copulation und Population einen wesentlichen Einfluß; eine Hochzeit in dem Städtchen ist heute ein seltenes und außerordentliches Fest, das Alles

darin auf die Beine bringt, und da überall die Extreme sich berühren, so ist es mit den Begräbnissen hier derselbe Fall, zumal, wie schon früher gezeigt, die Sterbefälle eben auch nicht so häufig sind. Bei diesen letztern findet nun noch der besondere, die Neugirde und den Auflauf noch mehr begünstigende und von keinem vernünftigen Menschen zu billigende Uebelstand des Besingens mit der halben und ganzen Schule statt. Um 12 Uhr Mittags findet sich der Rector oder der Prorector mit der Hälfte der männlichen Schüler (welches dann mit der halben Schule begraben heißt) vor dem Trauerhause ein. Es wird nun, — gleichviel ob es Keulen friert oder ein Wolkenbruch stattfindet, oder die im Zenith stehende Sonne, dem oft baarhäuptig dastehenden Jungen das Mark bis zum Sonnenstich verbrühet — vor der Hausthüre ein erbauliches langes geistliches Lied, von den Trauernden eigens dazu gewählt, abgesungen. Endlich gegen den letzten Vers dieses monotonen Singsangs stellt sich der Geistliche ein, und nun wird in Reih und Glied sich stellend, ein anderes Lied begonnen und der Leiche, die hier noch von verschiedenen Gewerken getragen wird, in Intervallen singend, zum Kirchhofe vorangeschritten. Bei einer sogenannten halben Leiche kommen die armen Jungen noch glücklich genug davon, denn sie kehren, — was aber auch erst neuerdings eingeführt worden — vor dem Thore kurz abbrechend um. Anders ist es aber bei der sogenannten ganzen Leiche: Hier beginnt die Zeremonie erst um 2 Uhr Nachmittags, man bringt die Leiche nicht nur bis auf den Kirchhof, sondern besingt sie auch hier noch während des Einsargens mit einem dritten, und vor und nach der zu haltenden Leichenrede auch noch — zum Ueberfluß — mit einem vierten und fünften Liede! — Bedenkt man, daß, da gerade diese Proceduren um Mittagszeit stattfinden, der Junge entweder gar nichts zu essen bekommt, oder sein Mittagbrod hineinwürgend wieder zur Schule eilt, die um 1 Uhr beginnt, und ver-

gißt man nicht den oft pestilenzialischen Gestank, den eine solche Leiche in den Hundstagen verbreitet, gehörig zu veranschlagen, übersicht man dabei nicht die großen Nachtheile, die die Witterung auf die oft kränkliche Jugend äußert, und zieht man nun noch eine Bilance zwischen dem dadurch nothwendig herbeigeführten Versäumen in der Nachmittagsschule, und den schon angeführten Schädlichkeiten in physischer und streng genommen auch in moralischer Hinsicht; so ist nicht zu begreifen, wie es möglich ist, daß man dieser Sitte stets hartnäckig fröhnt, wogegen man gegen Leichenhäuser und andere dahin zweckende nützliche Einrichtungen eifert. — Hier wie dort aber, bei der Trauer, wie bei der Freude zeigt der oft übelverstandene und schlecht angebrachte Luxus seine ekelhafte Schminke, denn während von außen man in seidenen Gewändern prangend, den spielenden Winden, die weit hinausreichenden Florbänder gerne leihend, aller Augen auf sich zu ziehen sucht, halten oft Knoten im durchlöcherten Hemde die letzten Fetzen noch fest! — Die Magd unterscheidet sich in ihrem Aeußern durch nichts von der Hausfrau, ja selbst das trauliche „Du" unter der dienenden Klasse ist verschwunden, durch unseelige Vornehmthuerei, das Gesinde redet sich gegenseitig durch: „Sie" an. — Ich war sogar eines Tages Zeuge davon, daß ein sich bei einem adlichen Gutsbesitzer als Knecht vermiethender verabschiedeter Gardist, der directe von Berlin kam, dem Brodherren zur Bedingung machte, daß man ihn nur „Sie" und nie: „Du" oder „Er" anreden müsse. Der Gutsherr, der obschon er Hinsichts des zu verabreichenden Lohns ꝛc. mit dem Herrn Knecht einig war, öffnete, nach dem er dieses hörte, schnell die Thüre und schob ihn hinaus, mit der Versicherung, daß er so vornehme Knechte nicht in Dienst nehmen könne.

Den größten Theil der Einwohner bildet die Mittelklasse, die aus Ackerbürgern und Handwerkern besteht, unter welchen letztern, seit Einführung der Gewerbfreiheit, die Schuhmacherzunft die zahlreichste

ist, jedoch fast nur aus patentirten Meistern besteht, die, mit weniger Ausnahme sehr schlechte Arbeit liefern. Die Tuchmacherzunft, die einst hier stark und wohlhabend war, ist bis auf zwei Meister reducirt. An diese schließt sich zunächst die arbeitende und dienende Klasse, zu der ich besonders die Tagelöhner und das Gesinde gezählt wissen will. Diese in numerischer Beziehung bei weitem stärkere Klasse hat sehr selten liegendes, festes Eigenthum, sondern wohnt entweder zur Miethe oder bei ihrer Brodherrschaft. Es sind diese Menschen auch nicht mehr das, was sie vor der Französischen Invasion waren, die ihnen sowohl unmittelbar durch Plünderung, Abgaben ꝛc. als auch hauptsächlich mittelbar durch Verderbniß der Sitten, durch Veränderung ihrer früheren Bedürfnisse und einfachen Lebensweise verderblich wurden. Wenn der Tagelöhner sonst seine Schemper- oder wenn es hoch hinaus kam seine Biersuppe mit grauen Erbsen und ein Stück Roggenbrod zum Frühstück verzehrte, wobei er bei Kräften, nüchtern und bis Mittag vollkommen gesättigt blieb; so trinkt er jetzt, seit der vornehmen Bekanntschaft dünnen Zichorien-Kaffee und ißt Weißbrod dazu. Natürlich hält das nicht lange vor, und bald darauf ersetzt die Branntweinflasche scheinbar das Fehlende. Diese muß ihn perpetuell restauriren, oft für den ganzen Tag, da unter diesen Umständen nichts Reelles zu Mittage gewonnen werden kann. Ich rede hier nur im Allgemeinen, es giebt allerdings noch rühmliche Ausnahmen. Gesundheit, Kräfte, innere Zufriedenheit und alle andere häusliche Tugenden schwinden dahin mehr und mehr. Daher mit jedem Jahr das Lohn erhöht werden muß, und dennoch die Leistungen alljährlich schlechter werden. Der Officianten, theils der activen, theils der schon pensionirten, theils vom Civil und Militair, giebt es verhältnißmäßig hier eine ziemlich bedeutende Anzahl.

Es ist hier ein Landraths-Amt, ein Land- und Stadtgericht, ein Rathskollegium, letzteres bestehend aus einem Bürgermeister, einem Stadtkämmerer und vier Raths-

herren; ein Steueramt; ein Landbaumeister-Amt; ein Oekonomie-Commissariat, eine Superintendentur; ein Kreis-Physicat ꝛc. Der sich auf den Detailhandel beschränkende Kaufmannsstand ist für Pr. Hollend viel zu groß. Die hier ansäßigen Kaufleute sind alle Materialisten und nebenbei verbinden sie gleichzeitig damit den Debit einer Weinhandlung, eines Bier- und Branntweinschankes.

Bis zum Jahre 1827 war hier nur eine Wassermühle, seit dieser Zeit aber ist auch noch eine Windmühle, wodurch das Publikum nur gewinnen konnte. Dagegen ist die Zahl der Wirthshäuser bei dem Mangel an Wohlstand und Handelsverkehr viel zu groß. Der Betrieb derselben ist daher meist schlecht und dem Müßiggänger Thür und Thor geöffnet.

Für den Schulunterricht ist in der neuern Zeit sehr viel gethan. Gegenwärtig bestehen in Pr. Holland außer der Sonntagsschule noch sieben Elementarschulen und eine lateinische oder höhere Bürgerschule. Den Grund dazu legte schon der verdienstliche, wissenschaftlich gebildete Superintendent Jedosch, dem die Stadt überhaupt Vieles dankt, und der auch in den unglücklichen Kriegsjahren mit unermüdetem Eifer und ohne allen Eigennutz als Ordinateur, Dollmetscher, Vermittler und treuer Freund des Vaterlandes, sowie eines jeden Einsassens, durch Rath und That wesentlich der Stadt nützte. Er war ein Mann, der seinem Jahrhundert vorangeeilt war, aber gerade deshalb, weil er zuweilen gegen das decorum clericale verstoßen haben mochte, schief beurtheilt, verkannt und mit Undank gelohnt wurde. Es ist nicht zu leugnen, daß er einen harten, unbeugsamen Charakter hatte, jedoch mit hoher Intelligenz und mit einem Herzen, welches zugleich empfänglich für alles Schöne und alles Edle war. Diesen Mann trafen in der letzten Zeit, gerade als er sein Jubiläum feiern wollte, allerlei Anfeindungen, die freilich nicht ohne Grund waren, die ihm bei seinem stolzen Charakter um so verderblicher wurden und, verbunden mit widrigen Familien-Verhältnissen,

seine letzten Tage entsetzlich verbitterten. Er starb am anderen Tage seines Dienst-Jubiläums. Er hatte wohl ein besseres Loos verdient. — Sit ei terra levis! —

Gegenwärtig steht die Schulvisitation unter dem einsichtsvollen Prediger Klinger.

Keine der Schulen ist überfüllt, und Gott Lob es ist ein jeder Schullehrer so gestellt, daß er nicht nöthig hat nebenbei noch Strümpfe zu stricken, um nicht zu verhungern. Anstatt daß ehedem die Eltern ihre Kinder beliebig nach der Schule schickten und das gesetzliche Schulgeld unmittelbar an die Lehrer entrichteten, ist jetzt die lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß eine allgemeine Schulkasse durch Kopf- und Personal-Steuer errichtet worden, woraus sämmtliche Lehrer salarirt werden. Dadurch ist der Vater schon gewissermaßen gezwungen seine Kinder in die Schule zu schicken, anderntheils alle Willkühr in der Zahlungsleistung des Schulgeldes wegfällt. — Die Schulstuben sind nicht überfüllt, sind geräumig, meist neu angelegt und haben ein freundliches einladendes Aeußere, in denen die Knaben von den Mädchen sorgfältig von einander getrennt sind.

Außer der hier herrschenden lutherischen Kirche, giebts auch noch eine kleine Anzahl von Katholiken, eine bedeutend größere von Reformirten und einige Mennoniten. Der Juden ist bereits gedacht worden. Pietisten, oder Mucker, wie man sie heute vulgo nennt, finden in meiner Vaterstadt keinen Eingang, obgleich es nicht fehlte an Versuchen dieser Art. Sie scheitern an dem gesunden nüchternen Verstande, und, ich irre mich gewiß nicht, an den Folgen des noch in der Generation fortlebenden Religionsunterrichts durch den verstorbenen, schon besprochenen Seelsorger Jedvsch, der irrigerweise als ein Freigeist, im gewöhnlichen Sinne, verschrieen, allem dergleichen Spuk ein geschworner Feind war.

Aus demselben Grunde hat es bis jetzt auch der Homöopathie noch nicht glücken wollen, ihre Blasphemie dort zur Schau zu stellen, und den Leuten die Köpfe zu verdrehen.

Von den 358 Feuerstellen, welche die Stadt incl. der Vorstädte zählt, sind sehr viele außerordentlich baufällig, einige sind aus diesem Grunde von Polizei wegen niedergerissen worden und werden, wenigstens von den ehemaligen Eigenthümern, bei so schlechten Conjuncturen nie wieder erbaut werden, und da bei der auf der Stadt lastenden Schuldenmasse die Abgaben alljährlich von den liegenden Gründen erhöht werden, wegen des jährlich erfolgenden Ausfalls mehrer Concurrenten, so scheut sich auch der begüterte Fremde ein solches Grundstück, was er ohnehin erst aufbauen muß, an sich zu kaufen. Aus allem geht aber genügend hervor, daß bei zunehmender Gewerbelosigkeit Pr. Holland mehr und mehr herunterkommen muß. Dennoch hängt jeder dort Eingeborne mit ganzer Seele an seiner Vaterstadt, und daher mag es denn auch wohl kommen, daß immer dieselben Namen sich fortbürgern, indem des Sohnes fernes Ziel nach langer Wanderschaft immer wieder seine theure Vaterstadt ist, nach der er sich, wo er auch sein mag, immer wieder zurücksehnet, und es sind mir einige treffende Beispiele von Heimweh vorgekommen, die einen ächten Schweizer-Charakter an sich trugen, und nur durch die Rückkehr nach Pr. Holland gehoben wurden. — Gleichzeitig aber glüht der Pr. Holländer auch für sein gemeinsames Vaterland und für seinen König, beiden, wenn es gilt, freudig die größten Opfer bringend, welche Wahrheit Beispiele genug erhärten.

Der Form nach sollte ich jetzt auch in medizinisch-statistischer Beziehung das hier Erforderliche anreihen; ich werde jedoch zuvor, aus logischen Gründen, die anderen Capitel voranschicken, und dann erst die medizinische Statistik mit ihren Krankheitslisten und Sterberegistern folgen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

## V.

## Beiträge zu des Herrn Oberlehrer Bujack Naturgeschichte der höheren Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

(Fortsetzung.)

---

### Vögel.

Sie machen überall unter den höhern Thieren an Gattungen und Arten bei weitem die größte Zahl aus. Aus der Eigenthümlichkeit in ihrem Baue gehen eigne Schwierigkeiten hervor, sie in ihrem Leben und Treiben zu beobachten. Es ist nicht zu verwundern, daß bei dem jetzigen gründlichen Streben, in Betreff der Vögel im Allgemeinen noch Manches zu berichtigen ist, was als unrichtig und unhaltbar bis jetzt mit fortgeführt worden, weil der auch sicherste Beobachter in der Natur nicht immer dazu die günstige Gelegenheit findet und durch seine Lage und Verhältnisse oft gehindert wird, manche Vögel selbst zu beobachten. Daher muß man sich hüten, wenn man nicht selbst Ornitholog ist und nicht eigene gründliche Beobachtungen in der Natur anstellen kann, früher Gesagtem leichtgläubig zu folgen und dies zu veröffentlichen. Leicht kann dadurch geschadet und durch frühere fabelhafte Angaben Verwirrung erzeugt werden. Doch zur Sache! —

#### Falco fulvus, der Steinadler.

Von diesem Vogel berichtet der Verf. u. a.: „Sein Flug ist majestätisch und er schießt schnell und gewaltig auf seine Beute, junge Rehe, Hirsche, Hasen, Lämmer rc. herab, ja raubt sogar, sichern Erfahrungen gemäß, Kinder, und wird selbst Erwachsenen gefährlich. Vor einigen Jahren, erzählt Th. Smith, stand ein Adlernest (sicher nicht vom Steinadler) auf einer kleinen

Insel des Sees Kilternay. Ein Mann schwamm, um es auszunehmen, hinüber. Als er eben zurückschwamm, langten die alten Adler an, bemerkten ihn, stürzten sich über ihn her und tödteten ihn auf der Stelle."

Was ist hier aus unsern furchtsamen Raubvögeln gemacht?! Sie werden mit Unrecht wilden reißenden Thieren gleichgestellt, die weder Thier- noch Menschenleben verschonen. Nach meinen Erfahrungen über unsere Raubvögel bin ich fest überzeugt, daß so wie alle anderen, auch unsere beiden großen Adler sich nicht, oder kaum in weiter Ferne sehen lassen werden, wenn auch nur das kleinste Kind ihnen Eier oder Junge aus dem Neste nehmen sollte. Warum wollen wir auch Etwas in der Fremde suchen, was wir nahe haben können? — Beide große Adler sind ja einheimische Brütevögel. — Wo sind die jungen Rehe, die Hirsche, die Hasen, die Lämmer, die Kinder und die Menschen, die ein Adler jemals bei uns umgebracht hat, und die Menschen, die so etwas bei uns beobachtet haben? — Gewiß, wenn nur eine einzige solche Erfahrung bei uns gemacht wäre, die selbst in den Ueberbleibseln, an Knochen rc. sicher zu erkennen sein würde, so würde sie allgemein bekannt geworden sein, wenn gleich die Adler bei uns nicht so häufig herum fliegen, wie die Sperlinge.

### Falco palumbarius, der Hühnerhabicht.

Wenn behauptet wird, daß er, selbst angeschossen, sein Nest nicht verlasse, so ist dies sicher nicht der Fall. Ein Vogel, nach welchem geschossen ist, ist darum noch nicht angeschossen. In diesem Falle würde ihm wohl die Lust zum Brüten vergehen.

Möchte doch dieser höchst schädliche Vogel recht eifrig verfolgt, möchte doch auf ihn, so wie auf den Uhu ein recht aufmunterndes Schußgeld für den Jäger gesetzt werden! In dem eben vergangenen, anhaltend strengen Winter hat der Hühnerhabicht an den Tauben in hiesiger Stadt und Umgegend großen Schaden ge-

than; viele derselben vom Dache weggenommen, und gewiß auch den Feld- und Waldhühnern großen Schaden zugefügt. Wenn er einmal eine Taube in den Krallen hat, und mit ihr auf der Erde sitzt, so läßt er sich dieselbe, die er nur mit Mühe trägt, weder durch Schreien, noch durch Schießen wieder abjagen, wie ich gesehen habe. Jetzt, wo die Zugvögel, besonders auch die wilden Tauben schon häufig wiedergekehrt sind, bemerkt man ihn nicht mehr in der Nähe hiesiger Stadt.

### Falco ater, der schwarzbraune Milan.

Er theilt, wie ich beobachtet, den Flug und die Lebensart des rothen Milan's ganz. Beide fressen stinkendes Aas, beide kommen häufig an den hiesigen See, wohl mehr nach Fröschen als nach Fischen; doch habe ich den rothen Milan im letzten Herbste auch einige Mal mitten in's Wasser stoßen sehen, was er in Deutschland häufig thut, wodurch er schädlich wird, was, als zu seiner Lebensart gehörig, nicht übergangen werden darf.

Obgleich ich vor mehren Jahren das hiesige Paar von Falco ater dem Königl. Museum zu Königsberg zusendete, so habe ich ihn bis jetzt doch mehrmals wieder gesehen, so daß er in hiesiger Gegend fortwährend brütend, jedoch selten vorkommt.

### Falco apivorus, der Wespenbussard.

Von ihm wird erzählt „er ist hier zu Lande nicht selten und am häufigsten unter den Weihen. Fast auf jedem mit Schilf und Rohr dicht bewachsenen Teich und See ist er anzutreffen, wenn er nicht vertrieben wird.“ — Dies paßt aber gar nicht auf diesen Vogel, sondern nur auf den Rohrweihen, F. rufus. Es ist hier aus Versehen der Rohrweihe mit dem Wespenbussard verwechselt. Derselbe Fall findet statt pag. 113.; wo die Länge des Fischaar (F. Haliaëtos) die nur 1 Fuß 9 Zoll vom Männchen und

2 Fuß vom Weibchen beträgt, mit 2 Fuß und 8 Zoll vom M. und 3 Fuß 3—4 Zoll vom W. angegeben ist. Gewiß sind diese Verhältnisse vom Seeadler auf den Fischaar übertragen.

## Strix acadica, die Sperlingseule.

Diese Eule habe ich hier mitten im Juni, also jedenfalls zur Brütezeit von einem jetzt Königl. Förster, der ein sehr aufmerksamer Mann war und der behauptete, es sei ein Paar beisammen gewesen, erhalten. Da ich mich mit diesem Manne über mehre Vögel sehr gut verständigen konnte, so daß er mir mehre gute Sachen schoß, so ist mir seine Aussage werth. Deshalb, besonders aber aus dem erstern Grunde glaube ich annehmen zu dürfen, daß die Sperlingseule, wenn auch nur selten, doch auch bei uns brütet, was der Verf. bezweifelt. In einem Exemplare dieses Vogels, am 30. Oct. a. pr., fand ich 2 Feldmäuse (H. arvalis) zerstückt in seinem Magen zusammengedrängt, wovon beide Schwänze noch ganz, und nicht im mindesten angegriffen waren. Ich wunderte mich sehr, daß diese sehr kleine Eule ein so guter Mäusefänger ist.

## Strix bubo, der Uhu.

Er raubt niemals Reh- und Hirschkälber; ein so gewaltiger Raubvogel ist er nicht. Zu solchen Thaten weder durch seine Größe noch Stärke geschickt, würde er auch der Rache der alten Rehe und Hirsche, beim Verzehren seiner Beute, nicht entgehen. Eben so wenig kann zwischen ihm und einem Adler, jemals ein Kampf stattfinden, da dieser ein Tag- und der Uhu ein Nachtvogel ist, beide Vögel sich also niemals begegnen.

Das Geschrei dieses Vogels ist übrigens so schauerlich nicht und kann selbst auf furchtsame Leute nicht so heftig einwirken, daß ihnen von Angst die Haare zu Berge stehen. Meine Erfahrung darüber habe ich schon früher mitgetheilt. — Wo der Uhu nicht ungestört in großen öden Waldungen leben kann, wird das er-

wähnte Geschrei, welches wochenlang des Morgens und Abends ununterbrochen fortdauert, kaum gehört werden, und ist daher in Deutschland, wie der Vogel selbst, viel seltner als bei uns.

Strix bachyotos, die Sumpfohreule.

Bemerkenswerth ist von ihr die Eigenheit vor allen Eulen, daß sie sich nur allein auf die Erde niedersetzt, nie auf einen Baum.

Strix aluco, der Waldkauz.

Um sie nicht zuweilen zu verkennen, ist zu bemerken, daß es fast fuchsrothe giebt, die nicht ganz selten sind. Auch von dem folgenden Schleierkauz halten sich die Paare im Winter zusammen.

Caprimulgus europaeus, der Tagschläfer.

Der Verf. sagt von ihm „Seine Wanderungen stellt er im Frühlinge selten gepaart an". Ich füge hier hinzu: Er zieht, als ein reiner Insectenvogel, der seine Nahrung wie die Schwalben im Fluge fängt, im Herbste von uns bald weg und kommt ziemlich spät im Frühling zurück.

Hirundo rustica, die Rauchschwalbe.

Sie soll nach dem Verf., unter den Schwalben die rascheste und gewandste sein. Von ihr heißt es ferner: „Es giebt auch Bastarde der Rauch- mit der Hausschwalbe". Allein beide Vögel bauen an ganz verschiedene Orte und ziehen zu verschiedenen Zeiten. Dies scheint hinreichend, obige Meinung zu widerlegen. Sie baut im Gegensatz zur Hausschwalbe ein offenes Nest, legt es auch stets an wärmeren geschützten Orten an, als: in Häusern, in Ställen, ganz besonders aber in Schornsteinen, wenn sie auch täglich voll Rauch sind, die Wärme derselben ist ihr nicht zuwider. Wie viel Hitze selbst die Jungen daselbst ertragen, ist fast unglaublich. Die

jungen Rauchschwalben in dem Schornsteine eines niedrigen Brauhauses waren nach einem starken Brauen, während dessen Tag und Nacht hindurch außerordentlich geheizt wurde, so daß beständig eine große Hitze durch den Schornstein ging, in ihrem Neste ganz munter. Die Rauchschwalbe zieht auch nie mit der Hausschwalbe. Es kommen also gewiß niemals Bastarde vor; dies wäre höchst auffallend und gegen alle Erfahrung.

Noch wird von der Rauchschwalbe gelehrt: „daß sie nur die Drohnen der Bienen, die nach ihrem Hervorkommen meist nutzlos und entbehrlich seien, zu rauben suche". Ich kann unmöglich glauben, daß sie die Nutzlosigkeit und Entbehrlichkeit dieser Thierchen zu erkennen weiß. —

### Hirundo riparia, die Uferschwalbe.

Sie nistet eben sowohl in schroffen Abhängen von Lehmgruben, nachgefallener Erde auf dem Felde oder an Wegen, auch weit entfernt vom Wasser, als nur, wie der Verf. angiebt, an Wasserufern.

### Muscicapa grisola, gefleckter Fliegenschnäpper.

Dieser Vogel baut sein Nest eben so häufig zwischen zwei Aeste der Bäume, etwa 6—12 Fuß hoch und in die Mauerlöcher von Gebäuden, als, nach dem Verf., in die Löcher hohler Bäume. Er ist übrigens gar nicht selten bei uns, sondern ziemlich gemein, und thut den Bienen beträchtlichen Schaden. Er nimmt wenn man fast dicht dabei steht, die heimkehrenden Bienen vom Stocke weg, die er dann auf einem nahen Gegenstande verzehrt, und wiederholt dies in einigen Minuten 5—6 Mal, täglich mehre solche Mahlzeiten haltend. Deshalb darf dieser Vogel in der Nähe von Bienenstöcken durchaus nicht geduldet werden. Er singt nicht, schreit aber, besonders in Gesellschaft seiner ausgeflogenen Jungen beständig und zum Ueberdruß.

**Lanius excubitor, der große Würger.**

Ist nicht häufig, bleibt aber im Winter bei uns, wo er sich, wie ich gesehen, von kleinen Vögeln und Mäusen nährt. Er verfolgt die kleinen Vögel mit ungemeiner Hast. Einmal sah ich ihn einem alten Sperling, der eine große Strecke hin und zurück flog, vergeblich eifrigst nachfliegen, ohne ihn einzuholen. Fast jeden Winter habe ich diesen Vogel hier erhalten. Er fängt sich in den Schlingen, welche die Knaben für Dompfaffen und Stieglitze, auf Klettenbüschen machen, wo er die bereits gefangenen Vögel verzehren will und sich dabei selbst mit den Füßen verwickelt.

**Lanius minor, der kleine Würger.**

Er ist bei uns häufiger, als der vorige, wenn auch lange nicht so häufig als L. collurio, der Dorndreher. Er ist es, der die Stimme vieler Singvögel nachahmt, so daß er oft ganz vorzüglich schön singt und man ihn für einen ganz andern vorzüglichen Singvogel hält, bis man ihn sieht, keinesweges ist dies aber der Dorndreher, wie der Verf. angiebt. Gar häufig, hier und in Deutschland habe ich ihn bei seinem ausgezeichneten Gesange beobachtet. Der Dorndreher singt wohl mitunter auch etwas leise, doch niemals so deutlich und schön, als dieser.

**Lanius rufus, der rothköpfige Würger.**

Er kommt im nördlichen Deutschland schon sehr selten vor; aber in Ostpreußen habe ich ihn niemals bemerken können. Dagegen bemerkt Herr Dr. v. Siebold in Danzig, daß das Königl. zoologische Museum zu Königsberg diesen Vogel aus Preußen besitze und derselbe auch von ihm bei Danzig gesehen worden sei.

(Fortsetzung folgt.)

---

VI. Be-

## VI.

## Bemerkungen über die Sammlungen des Königl. zoologischen Museums zu Königsberg.

(Vom Direktor desselben, Dr. H. Rathke.)

---

Seit dem ersten Mai vorigen Jahres, da ich über das Museum einen Bericht abgab, der auch in die Prov.-Bl. aufgenommen worden ist, haben die Sammlungen dieser zwar noch jungen, jedoch schon recht reichen und sehenswerthen Anstalt wiederum einen nicht unbedeutenden Zuwachs an Naturalien erhalten. In den folgenden Zeilen will ich darüber ein Näheres angeben, und auch über einige von diesen Gegenständen etliche Bemerkungen mittheilen, die für das größere Publikum vielleicht einiges Interesse haben könnten.

Durch die Gnade Sr. Majestät des Königs wurde das angeblich bei Tannenberg gefundene versteinerte Schulterblatt eines Wallfisches, das in diesen Prov.-Blättern (December-Heft vom J. 1837) von mir beschrieben worden ist, angekauft und dem Museum zum Geschenk gemacht.

Außerdem wurden geschenkt:

8 Arten von Säugethieren (darunter ein Balg, ein Skelet und ein Schädel des Auerochsen, und ein weißer Fuchs).
13 — — Vögeln (darunter eine Zwergtrappe).
2 — — Amphibien.
2 — — Fischen.
19 — — krebsartigen Thieren.
2 — — Eingeweidwürmern aus dem Auerochsen.
1 Seeigel.

Die Geber waren: das Königl. hohe Ministerium zu Berlin und die Herren Dr. Albrecht, Gen.-Lieuten. v. Below, Consul Brockmann, Geheimrath Burdach, Kaufmann Douglas, Kaufmann Dultz, Kaufmann Goulon, Dr. Grube, Stadtrath Hensche, Guts-

besitzer Kelch, J. Lobach, Dr. Reichert, Oberförster Riedel, Förster Roßmann, Dr. v. Siebold, G. Thiel, Oberförster Wernecke.

Durch Kauf und Tausch wurden erworben:

24 Arten von Säugethieren (unter andern ein Schuppenthier, ein Indisches Reh, eine Gemse, ein fliegender Maki, ein großes fliegendes Eichhorn, ein schwarzer Bär).
70 — — Vögeln (darunter ein Paradiesvogel, ein Kasuar, ein Argus, ein großer pfauenartiger Schmuckvogel, ein Lämmergeier, eine von den Schwalben, welche die eßbaren Nester machen, ein Paar der wilden Ostindischen Hühner, von denen einige Racen der Haushühner abstammen).
19 — — Amphibien (darunter eine Riesenschlange und ein fliegender Drache).
13 — — Fischen.
34 — — Weichthieren.

Der Zuwachs betrug demnach an 208 Thieren, den Arten nach gerechnet.

---

Von dem Auerochsen, diesem sonst in Europa weit verbreiteten, jetzt nur allein auf das Gouvernement Grodno beschränkten Thiere, befinden sich ausgestopfte Exemplare, so viel mir bekannt, bis jetzt nur in St. Petersburg und Wilna. Das in dem Königsberger Museum vor wenigen Wochen aufgestellte männliche Exemplar ist von dem geschickten Conservator dieser Anstalt, Herrn Wiedemann, der ungefähr 8 Monate an dem Aufenthaltsorte der Auer verlebte, hunderte von diesen Thieren sah, einige nach dem Leben zeichnete, und an andern genaue Ausmessungen anstellte, mit Berücksichtigung sowohl dieser Zeichnungen und Ausmessungen, als auch des mitgebrachten Skelettes desselben Exemplares, auf das sorgfältigste ausgestopft worden. Es darf daher wohl als ein treues Abbild eines

lebenden Auers angesehen werden, und ist jetzt der werthvollste Gegenstand und die erste Zierde in den Sammlungen des Museums. — Von den Auerochsen, die im Kaukasus vorkommen, behauptete im vorigen Jahre der Herr v. Baer, daß sie mit den Europäischen zu einer und derselben Art gehörten; nach einer mündlichen Aeußerung aber, die mir unlängst von dem Dr. Koch gemacht wurde, der fast zwei Jahre im Kaukasus zugebracht und mehre von diesen Thieren gesehen hatte, sollen sie von den Europäischen Auerochsen wesentlich verschieden sein.

Der weiße Fuchs, den das Museum aus der Gegend von Pr. Eylau erhielt, ist nur eine Abart des gemeinen, ein wahrer Albino. Die bei andern Füchsen dunkel gefärbten Theile der Augen waren, weil in ihnen der dunkle Farbestoff fehlte, blutroth, wie sie es bei den weißen Kaninchen sind, und seine Haare überall blendend weiß. Bei Füchsen ist eine solche Ausartung sehr selten bemerkt worden, öfterer bei andern Säugethieren, z. B. Mäusen, Hamstern, Kaninchen, Pferden, und auch bei Menschen, desgleichen bei verschiedenen Arten von Vögeln. Ganz verschieden von diesem Zustande ist das Weißwerden der Haare, das manche Säugethiere und Vögel in kältern Klimaten gegen den Winter bemerken lassen, z. B. der Wechselhase, das große und kleine Wiesel, der Eisfuchs, das Schneehuhn. Dieser letztere Zustand ist ein ganz normaler, und es bleiben bei den genannten Thieren die Augen auch im Winter so gefärbt, wie sie es im Sommer sind.

Die beiden schwarzen Ratten (Mus Rattus), die das Museum im vorigen Winter erhielt, wurden zu Königsberg in der Speicherstraße gefangen, und können für diese Stadt als eine große Seltenheit gelten; denn diejenigen Ratten, welche man hier nur gar zu häufig zu sehen bekommt, gehören einer andern Art an, derjenigen nämlich, welche von den Zoologen Wanderratte (Mus decumanus) genannt wird.

Beide sind kein ursprüngliches Besitzthum von Europa, sondern aus andern Welttheilen eingewanderte unwillkommene Gäste. Die letztere Art, also die Wanderratte, hat nur erst einige Zeit vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts Europa heimgesucht, und stammt her aus dem südlichen Theile von Asien, wahrscheinlich aus Indien oder Persien. Von da aus hat sie sich durch den südlichen Theil des Asiatischen Rußlands, dann durch das Europäische Rußland, und so allmählig von Osten nach Westen auch durch die übrigen Länder Europas verbreitet. Um das Jahr 1727 fand sie sich in Astrachan ein, später in verschiedenen Gegenden Sibiriens, ungefähr im Jahr 1740 in Paris, und erst in dem jetzigen Jahrhundert in der Schweiz: doch war sie 1824 noch nicht im Canton Zürich und einigen andern Cantonen der Schweiz bemerkt worden, und ob sie schon die Pyrenäische Halbinsel besucht hat, ist mir nicht bekannt. Wo sie aber eingekehrt ist, hat sie sich in kurzer Zeit überaus stark vermehrt, und ist eine große Hausplage geworden, so namentlich auch, wie hinreichend bekannt, hier in Königsberg.

Die andere oder schwarze Art ist weit früher, als jene in Europa eingewandert, doch läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, wann und woher sie gekommen ist. Linne, und auf die Autorität desselben sich verlassend, auch Cuvier haben geäußert, daß sie zu uns durch Schiffe aus Amerika herüber gebracht worden ist. Es ist aber erwiesen, daß der Gewährsmann, auf den sich Linne beruft, in der von diesem citirten Stelle grade das Gegentheil sagt, nämlich daß die Ratten durch ein Schiff von Antwerpen nach Amerika hinübergebracht worden sind. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Meinung für sich, daß auch diese schwarze Art aus Asien herstamme. Wie dem nun aber auch sein mag, so kommt sie jetzt in allen Welttheilen vor, und richtet namentlich in vielen Gegenden Amerikas und auf vielen Inseln der Südsee ungemein großen Schaden an. Was die Zeit anbelangt, in der sie Europa heimgesucht hat,

so hatten die Zoologen sich veranlaßt, dieselbe in das Mittelalter zu verlegen. So viel dürfte wohl gewiß sein, daß sie im Alterthume in unserm Welttheile ganz unbekannt gewesen ist: denn in den auf uns gekommenen Schriften der alten Römer und Griechen ist ihrer nicht im Mindesten Erwähnung geschehen.

In der neuesten Zeit nun aber ist sie in manchen Gegenden Europas wiederum völlig, in andern beinahe völlig verschwunden, indem sie durch die andere Art, der sie an Größe nachsteht, und an der sie einen ihrer unversöhnlichsten Feinde gefunden hat, vertilgt worden ist. So scheinen in Schlesien jetzt keine schwarze Ratten mehr vorzukommen, und in Ostpreußen ist ihre Zahl bedeutend vermindert worden. Ob in Königsberg noch welche vorkämen, hatte der Herr v. Baer, obgleich von ihm mehre Jahre hindurch deshalb Nachforschungen angestellt worden waren, nicht in Erfahrung bringen können, und es schien diesemnach, als wäre sie auch hier schon ganz verdrängt worden. Daß diesem jedoch nicht so sei, beweisen die beiden an das Museum gelangten Exemplare, deren oben Erwähnung geschehen ist. Andrerseits aber ist es auch gewiß, daß sie hier nur noch äußerst selten vorkommt, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie nach kurzer Zeit hier gar nicht mehr zu finden sein wird.

Das fliegende Eichhorn, welches an das Museum gelangte, gehört zu der Art Pteromys Petaurista, stammt aus Java, und ist eines der größten, die es giebt.

Unter den Säugethieren, die dem Museum zugingen, befand sich auch Vespertilio serotinus, (eine Fledermaus). Sie ward bei Sensburg gefangen, beweist also, daß diese Art von Fledermäusen auch in Ostpreußen vorkommt.

Die Zwergtrappe (Otis Tetrax), ist ein für unsere Gegenden ungemein seltener Vogel. Das vor mehren Jahren in den Besitz des Museums gelangte Exemplar, ward bei Danzig auf der frischen Nehrung,

das vor wenigen Wochen zugesandte in der Nähe von Bartenstein erlegt. Einheimisch ist dieser Vogel im westlichen Europa: namentlich ist er in Frankreich häufig und brütet auch dort. In Deutschland aber, selbst in dem westlichen, hat man ihn, so viel bekannt, niemals brütend angetroffen.

Der Lämmer- oder Bartgeier (Gypaëtos barbatus), ist zwar weit über die Erde verbreitet, denn man findet ihn auf verschiedenen Hochgebirgen von Europa, Asien und Afrika, doch kommt er allenthalben, wo man ihn bis jetzt gefunden hat, nur in geringer Anzahl vor, und ist daher auch nur in wenigen zoologischen Museen anzutreffen. Das von dem hiesigen Museum angekaufte ist ein völlig erwachsenes Weibchen vom Cap der guten Hoffnung, jedoch, wie überhaupt die Afrikanischen Exemplare, etwas kleiner, als namentlich die Europäischen.

Die Bankiva-Hühner, von denen das Museum jetzt ein männliches und ein weibliches Exemplar besitzt, gelten allgemein und wohl mit Recht für den Stamm der in Deutschland gewöhnlichen Racen der Haushühner. Man hat sie in diesem Jahrhunderte zuerst auf Java entdeckt, späterhin auch in Cochinchina. In den zoologischen Sammlungen sind sie bis jetzt noch sehr selten. Sie leben am Rande der Wälder, sind ungemein scheu, so daß sie nicht leicht erlegt werden können, und kleiner, als unsere zahmen Hühner.

Zwei andre sehr seltne und gleichfalls in dem südöstlichen Theile Asiens einheimische Vögel, die das Museum angekauft hat, sind der Argus (Phasianus Argus) und der oben erwähnte Schmuckvogel, Lophophorus refulgens (Männchen und Weibchen). Die langen, großen und mit einigen Hunderten von schön gefärbten Augenflecken versehenen Federn an den Flügeln des erstern sind nicht die Schwungfedern, sondern die Deckfedern der Flügel. An dem Männchen des letztern prangen Kopf und obere Seite des Körpers mit den schönsten und verschiedenartigsten Farben

in dem lebhaftesten Metallglanze. Das Weibchen dagegen ist ungefähr so, wie eine Trappe gefärbt.

Mit Bezugnahme auf einen in diesen Blättern (Mai-Heft 1837) befindlichen Aufsatz des Herrn Dr. v. Siebold, habe ich zu bemerken, daß dem Museum Parus caudatus aus der Nachbarschaft von Königsberg, und Picus medius aus der Gegend von Pr. Eylau, wo sie geschossen worden waren, zugesendet worden sind.

Nach einer Zeitungs-Nachricht sollen während des letzt verflossenen ungewöhnlich strengen Winters in der Gegend von Stettin mehre Individuen von Colymbus arcticus, einem hochnordischen Vogel, gesehen worden sein, der dort sonst höchst selten sich erblicken läßt. Aber auch in Ostpreußen haben sich diese Vögel während des vorigen Winters ziemlich häufig gezeigt, so wie auch andre hochnordische, sonst nur sehr selten hier herkommende Vögel, namentlich Mergus Merganser, Alca Torda und Anas glacialis.

Von Cottus Gobio, an dessen Vorkommen in Preußen gezweifelt worden ist, sind dem Museum 2 Exemplare geschenkt worden. Sie wurden in dem Graben des Forts Friedrichsburg gefangen.

## VII.

## Auch eine Stimme über den Gebrauch des Lutherischen Katechismus.

Da in diesem Augenblicke der Gebrauch des Katechismus in höheren und niederen Schulen ein Gegenstand ernster Erwägung geworden ist, so dürfte die Mittheilung der Ansichten christlich-frommer und zugleich gelehrter Theologen von diesem Gegenstande nicht ohne Interesse seyn. Zu den christlich frommen und gelehrten Theologen gehört aber unfehlbar der verstorbene Doctor der Theologie Georg Christian Knapp, Consistorialrath, Senior der theol. Facultät der vereinten Universität Halle-Wittenberg u. s. w. Knapp pflegte bei seinen dogmatischen Vorlesungen Mori Epitome Theologiae Christianae zu Grunde zu legen und hatte ein Heft darüber mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet und fortwährend mit Nachträgen versehen. Diese Vorlesungen nun hat der Prof. Thilo 1836 aus der Handschrift des Verfassers unverändert in einer zweiten Auflage herausgegeben. Im zweiten Bande dieser Vorlesungen befinden sich S. 310 f. folgende Worte: »Richtig bemerkt »Morus (p. 243. unten): Wir Christen beobachten »diese moralischen Vorschriften im Mosaischen Gesetze« [die zehn Gebote] »deswegen, quia ratio dictat, et »Christi doctrina proponit, proponendoque »confirmat. Judaei vero tenebantur ea obser»vare, quia ratio dictabat, et Moses iussu divino »praescripserat. Hieraus lassen sich nun die Aus»sprüche Christi leicht erklären, Matth. 5, 17—19., »er sei nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, »(νομον και προφητας,) und alle darin enthaltenen »göttlichen Gebote müßten auf das genauste erfüllt »werden. Dies streitet mit Pauli Lehre nicht. Diese »einzelnen allgemeinen Gesetze will und kann Chri»stus nicht aufheben, eben darum, weil es allgemeine

»göttliche Gesetze sind, (nicht deshalb, weil sie von
»Moses geboten sind); sondern seine Absicht sei, sie
»noch mehr in das Licht zu setzen und ihre Beobach-
»tung durch Lehre und Beispiel zu empfehlen. In
»neuern Zeiten ist viel darüber gestritten worden, ob
»die zehn Gebote Mosis beim Unterrichte des Volks
»und der Jugend in der Sittenlehre beibehalten oder
»abgeschafft werden sollten. Daß sie als Gesetze Mosis
»(durch Moses gegeben), nicht verbindlich sind, ist aus
»dem frühern klar. Es ist also keine Nothwendig-
»keit verhanden, sie im christlichen Religionsunter-
»richte zum Grunde zu legen. Aber wenn es geschieht,
»und wo es geschieht, da ist auch davon an sich kein Schade
»zu befürchten, so wenig, wie in der ersten christlichen
»Kirche, wenn man nur dabei dem Beispiele und der
»Methode Christi und der Apostel folgt, wenn sie sich
»auf die moralischen Gebote im Moses und alten Testa-
»mente beziehn. Jeder verständige und gewissenhafte
»Religionslehrer wird hier alle Vorsicht gebrauchen,
»um dem Volke und der Jugend nichts von der Ab-
»schaffung der zehn Gebote Mosis vorzureden, weil
»dies sonst leicht so verstanden wird, als sollten
»sie ihrem Inhalte nach abgeschafft wer-
»den. Der Unterricht, den Gott durch Jesum über
»das Sittengesetz und unsern Pflichten gegeben hat, ist
»freilich noch viel vollkommener und ausführlicher,
»als der, den er durch Moses gab und geben konnte.
»Man führt die Zuhörer also lieber gleich zu dieser er-
»giebigen Quelle hin. Dies hindert aber nicht, auch
»die Belehrung im alten Testamente damit zu ver-
»binden, wie Christus und die Apostel thaten, zu-
»mal da die Geschichte des alten Testaments hier
»vieles so sehr erläutert und anschaulich macht. In
»denjenigen christlichen Gemeinen also, wo verfassungs-
»mäßig beim Unterrichte in der Sittenlehre der Deca-
»logus zum Grunde gelegt wird, ist es von Seiten des
»Lehrers garnicht nothwendig und rathsam, daß er
»auf Abschaffung dieser Gewohnheit dringe, weil er

»dadurch in den meisten Fällen mehr Schaden als Nutzen
«stiften würde; sondern er handelt am sichersten und
»zweckmäßigsten, wenn er 1) alle einzelnen, im Deca-
»logus enthaltenen sittlichen Vorschriften aus dem
»neuen Testamente und der Lehre Christi bestätigt, er-
»gänzt und weiter ausführt, daß ihm also der Deca-
»logus bloß als Leitfaden beim christlichen Unterrichte
»dient; 2) wenn er mit dem Katechismus zugleich ein
»gutes Lehrbuch verbindet, oder es darau folgen
»läßt, worin die christliche Glaubenslehre und
»Sittenlehre in einem natürlichen Zusammenhange,
»kurz, faßlich und practisch nach der heiligen Schrift
»vorgetragen werden«. Philochristos.

## VIII.

## Einweihung des Gymnasial-Gebäudes in Marienwerder.

Durch die Gnade Unsers Allgeliebten, frommen Kö-
nigs, welcher als ein treuer, sorgender Vater das Wohl
aller seiner Unterthanen begründet und der Mit- und
Nachwelt unvergängliche Denkmäler seiner Liebe gesetzt
hat, begrüßte unsere Stadt den heutigen Tag als einen
Tag der reinsten Freude und des Segens, welcher un-
serm Vaterlande in einem dauernden Frieden ersproß.
Nachdem vor drei Jahren mit einer würdigen Feier
der Grundstein zu einem neuen Gebäude für das hie-
sige Königliche Gymnasium gelegt worden war, hatte
dasselbe in diesem Jahre seine Vollendung erhalten
und strahlte als ein würdiger Jugendtempel und als
eine Zierde unserer Stadt jedem Beschauer entgegen.
Heute sollte das herrliche Gebäude seine Weihe erhalten.
Sämmtliche Schüler hatten sich in dem frühern Lokale
versammelt und zogen Morgens 9¾ Uhr klassenweise
unter Anführung von Lehrern über den Flottwellsplatz

in das neue Gebäude ein. Um 10 Uhr betraten die Eltern so wie alle Freunde der Jugend zum ersten Male die schönen Hallen, in welchen von jetzt ab die Zöglinge des Gymnasiums in der Liebe zu ihrem allgemein verehrten Landesvater und des Preußen-Namens würdig erzogen werden sollen. Mit einem erhebenden Chorale, der von einem Lehrer des Gymnasiums zu diesem schönen Feste besonders gedichtet war, begann die Feier in der großen Aula, welche die herrlichste Aussicht auf die waldbekränzten Hügel darbietet, von denen uns die Nachbarstädte Mewe und Neuenburg freundlich begrüßen und an deren Fuße die Weichsel in einem gesegneten Thale dahinfließt, während im Vordergrunde die Stadt liegt und in ihr sich der ehrwürdige Dom erhebt, als wolle er die Schule daran mahnen, daß ohne Religion alles Wissen eitel sei. Nach dem Schlusse des Chorals übergab der Chef-Präsident der Königl. Regierung von Nordenflycht, Ritter mehrer hoher Orden, der hochverehrte Gönner der hiesigen, gelehrten Schule, mit einer sehr gehaltvollen Rede dem Lehrer-Kollegium des Königl. Gymnasiums das neue Gebäude und überreichte durch den Deichinspektor Ritter ꝛc. Schmid dem Direktor desselben Professor Dr. Lehmann einen Schlüssel als Symbol der Uebergabe. Darauf betrat der Direktor Lehmann die Katheder. Nach einer Einleitung, welche ein Gebet und den Ausdruck des tiefgefühlten Dankes enthielt, sprach er, begeistert von seinem Berufe, über die Worte:

Leb', um zu lernen!
Lern', um zu leben,

in der würdigsten Weise und schloß mit einer Anrede an die versammelten Schüler so wie an seine Amtsgenossen und mit einem kurzen Gebete. Nach ihm hielt der erste Primaner, von Vaterlandsliebe durchdrungen, eine lateinische Rede über das Thema: „de Borussiae inter omnes civitates praestantia“, worauf die beiden ersten Klassen des Gymnasiums einen Chorgesang sprachen, in welchem sie Preußens allseitige

Größe und des Königs Hoheit lobpriesen und, von den innigsten Gefühlen gegen Vaterland und König begeistert, ihre Vorsätze, des Vaterlandes werth zu werden, verkündeten. Zuletzt vollzog der Konsistorialrath Dr. Gieslow die religiöse Weihe, bei welcher er von dem Einfluß der Wissenschaftlichkeit auf die Religion bedeutsame Worte sprach. Und Alle stimmten freudigen und gerührten Herzens in den Schlußchoral, Gott für das Gute zu danken, welches er ihnen heute aufs Neue erwiesen hatte.

Zwei Stunden darauf vereinigten sich mehr als 150 Personen aus der Nähe und Ferne zu einem frohen Mahle. Der höchste Frohsinn belebte alle Anwesende und freudig stimmten sie in die Festgesänge ein, welche zu dieser Feier besonders gedichtet waren oder lauschten der Compositionen, welche die hiesige Liedertafel für diesen Tag neu geschaffen hatte. Der erste Toast wurde Unserm Allverehrten Könige, dem Vater seines Volkes, und seinem erhabenen Hause von dem Regierungs-Chef-Präsidenten von Nordenflycht unter dem Donner der Kanonen dargebracht; das zweite Lebehoch, von dem Ober-Landesgerichts-Chef-Präsidenten Fülleborn ausgebracht, galt dem Königl. Gymnasium; den dritten Toast brachte der Direktor Lehmann dem Präsidenten von Nordenflycht. An diese Toaste reihten sich viele andere, aus der Fülle des Herzens hervorgegangen, und erst spät am Abende, den viele bei dem herrlichen Wetter in dem neben dem Festlokale liegenden Garten genossen, löste sich die Gesellschaft auf.

So war der 4. Mai d. J. einer der schönsten Tage unserer Stadt. Gebe der allgütige Gott, daß alle Zöglinge des Gymnasiums würdig der Stätte, in welcher sie gebildet wurden, aus ihr hervorgehen und daß sie alle es dankbar erkennen, was Unser Allergnädigster König schon für ihre Jugend gethan hat. Gott segne den König! —

Am nächsten Tage wurde in dem nahegelegenen Gorken ein Schülerfest gefeiert, an welchem nicht allein

die Schüler und deren Angehörige so wie die Lehrer des Gymnasiums, sondern auch ein großer Theil des Publikums Theil nahmen. Auch dieses fröhliche Fest begünstigte der Himmel mit dem schönsten Frühlingswetter. —

Marienwerder, am 4. Mai 1838.

## IX.

## Der Wunderklee.

Im eben erschienenen Mai-Hefte des vaterländischen Archivs befindet sich S. 476. eine Anfrage über den Wunderklee, welche ich mir in folgender Art zu beantworten erlaube:

Der Wunderklee ist wahrscheinlich bloß durch eine Entdeckung oder Empfehlung des Dr. Porsch, welcher Pfarrer zu Taschendorf im Baierschen Rezatkreise ist, zu einer großen Berühmtheit gelangt. Dr. Porsch nennt diesen Klee Melilotus leucantha. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es derselbe Klee, den wir hier in Preußen Steinklee, Melilotenklee, melilotus vulgaris und officinalis nennen. Die Art (Species) mit weißer Blüthe wächst bei uns in Litthauen und in Preußen überall an den Wegen; das Vieh frißt sie nur jung; die Landleute nehmen die Pflanze in das Getränk für Schweine. Die Art mit gelben Blumen wächst gern in recht üppigem Lande z. B. in den Werdern der Nogat. — Sollte nun der Wunderklee eine ganz besondere Species sein?

Im Jahre 1828 ließen mehre Landwirthe des Elbinger Kreises eine Quantität Saamen, mehre Pfunde, aus der Gegend von Magdeburg kommen. Es sollte Saame von einem Hanfklee sein. Das Pfund kostete Einen Thaler. Mit einer kleinen Quantität machte ich selbst einen Versuch in Litthauen. Im zweiten Jahre wuchs dieser Klee 6 Fuß hoch, gab

ungewöhnlich große Stauden und vielen Saamen. Er war aber nichts anderes, als der gewöhnliche Melilotenklee. Der Saame im nächsten Jahre, auf dem Felde gesäet, wuchs so schlecht, daß er keinen Ertrag gab. Dieser Saame ist schwärzlich-grau, wenn er in der Hose oder Hülse steckt; wie er, darausgenommen aussieht, weiß ich nicht. Der Saame vom sogenannten Wunderklee ist gelb und hat mit rothem Kleesaamen oder mit Luzerne Aehnlichkeit. Er muß also enthülset sein. Die im April in einen Topf gesäeten Körner sind jetzt noch nicht aufgegangen. Um völlig ächten Saamen zu erhalten, habe ich durch einen Freund, welcher in die Nähe des Wohnorts des Dr. Porsch reiset, an Letztern geschrieben und um Mittheilung von Saamen gebeten.

Dr. Porsch hat eine Schrift herausgegeben: „Der Wunderklee. Eine Erzählung für Landleute". Erlangen 1837; nach welcher ein kleiner Landwirth, welcher in Gefahr war, sein Gut bald subhastirt zu sehen, von einem Fremden 3 Körner dieses Wunderklees erhielt und durch den Ertrag bald so wohlhabend wurde, daß er sein Gut ohne Schulden besaß.

Die Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Litthauen, „Georgine", hat im 1sten und 3ten Hefte dieses Jahrgangs von dem sogenannten Wunderklee nähere Nachricht gegeben, und besonders enthält der im 3ten Hefte befindliche Aufsatz genügenden Ausweis in Bezug auf die im Provinzial-Blatte S. 476. gestellten Fragen.

Unter den Litthauischen Herren Landwirthen machen in diesem Jahre Einige Versuche mit dieser Pflanze. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß der so ausgebreitete Ruf sich nicht bewähren und daß die Pflanze wohl eben so geschwinde in Vergessenheit oder Nichtbeachtung kommen wird, als sie allgemeinen Ruf erhalten hat. Ist sie wirklich etwas Ausgezeichnetes, so wird sich dieses im Sommer des Jahres 1839 ausweisen, da die Pflanze zweijährig ist.

In einer landwirthschaftlichen Zeitschrift: Neues und Nutzbares, herausgegeben von Weißenborn, welche seit mehren Jahren nicht mehr erscheint, war ein Aufsatz darüber, daß der Melilotenklee im Würtenbergschen häufig und mit Erfolg angebaut werde. Diese Zeitschrift ist mir aber gegenwärtig nicht zur Hand. Vielleicht ist der Wunderklee von dort hergekommen.

Den 12. Mai 1838.

Krause.

---

## X.

## Zwei Kapitel aus den Fahrten Don Quixote's II. im neunzehnten Jahrhundert.

Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
Thu' was du willst, nur habe nicht recht.
Goethe *)

Das Leben und Treiben der Menschen im Allgemeinen bietet so mannigfaltige Erscheinungen dar, gestaltet sich vor uns auf so vielfache Weise, daß es nicht leicht wird ein treffendes Bild zur Bezeichnung desselben aufzufinden. Mir erscheint es — wegen seines so reichhaltigen, verschiedenartigen Ideenstoffes — etwa wie eine originelle, mit schönen Kupfern, Stahlstichen, Holzschnitten ꝛc. versehene Zeitschrift, deren Inhalt sich auf alle Gebiete des Wissens erstreckt. — Schon manche Erheiterung und Belehrung habe ich dieser lebenden Zeitschrift zu verdanken; und wenn sie auch hin und wieder unangenehme Gefühle in mir erregte, so lasse ich mich dadurch nicht irre machen, sondern lese ruhig weiter. — Biographien, Gedichte, Novellen unter den drolligsten Titeln finde ich da, und doch sind jene selbst oft noch spaßhafter, als ihre Bezeichnung. Ich würde

*) Anmerk. des Herausgebers.

so manchen Artikel darin übergehen, wenn ich nicht von der Wahrheit dessen, was er besagt, schon im voraus hinlänglich überzeugt sein dürfte.

So belustigt mich nun schon seit lange eine Erzählung unter der kuriosen Betitelung: „Fahrten Don Quixote's II. im neunzehnten Jahrhundert", von der ich bereits sieben und dreißig Kapitel durchgelesen — (eine voluminöse Geschichte!) und doch hieß es unten — wie sonst — „wird fortgesetzt". Wie lang nun diese Erzählung werden wird, weiß der Himmel! Doch da sie so spaßhaft ist, will ich versuchen das Hauptsächlichste aus dem ersten und das ganze sieben und dreißigste Kapitel wiederzuerzählen, wie ich's gelesen.

## Erstes Kapitel.

Düster vor sich hinblickend, und in ernsten Betrachtungen versunken, saß eines Abends der edle Ritter Don Quixote II in seinem einsamen Stübchen, welches — durch das falbe Licht des Mondes nur spärlich erleuchtet — einen geisterhaften Dämmerschein darbot, und so dessen Bewohner in seinen philosophischen Raisonnements keineswegs störte, vielmehr ihn zum tiefern Denken nur immer heftiger spornte. — Kein Wunder, daß dieser endlich in ein Labyrinth von Gedanken gerieth, aus welchem nur der sichere Faden einer mitleidigen Ariadne ihn hätte retten können. Und wäre unser Ritter ein zweiter Theseus gewesen, so würde sich in seinem tragischen Falle sicher auch eine Ariadne für ihn gefunden haben. So aber konnte er auf solch eine Huldin keine Ansprüche machen, und hätte höchstens mit einer sanften Dulcinea vorlieb nehmen müssen; doch was sollte die ihm in seinem beklagenswerthen Zustande nützen? — Der Arme blieb also vorläufig noch, wo wir ihn gelassen — in seinem Labyrinthe — und würde gewiß auch schmählich darin umgekommen sein, hätte nicht endlich ein herzhafter Stoßseufzer — sich von der gepreßten Brust loswindend — die trüben Nebel vor ihm verscheucht, und seinem — durch die

Dunkel-

Dunkelheit fast verblendeten — Auge die Bahn gebrochen zu der Oeffnung seines Kerkers, welche aus weiter Ferne einen matten Lichtstrahl zu ihm hinübersandte, und den fast Verzweifelten wieder zu sich selbst brachte. Nun wußte er endlich, wo er war, sahe den ersehnten Ausweg vor sich; und aus Leibeskräften darauf losstürmend — keuchte er: „o du gute, alte Zeit! wo bist du doch geblieben mit deiner edlen Einfalt, deinen ungekünstelten Sitten! Warum wurde mir nicht das Glück zu Theil: an den wohlthätigen Strahlen deiner wärmeren Sonne mich zu erlaben! Du bist für deinen innigsten Verehrer nun unwiederbringlich dahin; und ich muß — (o verhängnißvolles Geschick!) die Thorheiten der jetzigen Welt mit ansehen, muß sie dulden!“ —

Noch hatte er den freundlich winkenden Ausweg nicht erreicht, war ihm aber um Vieles näher gekommen; die vorhin ihn umgebende Dunkelheit nahm immer mehr ab, und sein Muth wuchs, je heller es um ihn wurde. Er fuhr darum mit höherer Betonung fort:

„Doch muß ich sie denn dulden — muß?! Ich darf nicht müssen; ich will wollen! Muth- und kraftvoll will ich fortan gegen die schwammigen Auswüchse unserer Tage zu Felde ziehen, will all' die fatalen Neuerungen, welche ein elender Dünkel erzeugte, zu bekämpfen suchen, und sollte ich darüber auch als Opfer meiner hochsinnigen Bestrebungen verbluten!“

Nun war der Geängstete endlich im Freien, das Labyrinth war verschwunden, und unser Held sah' sich zu seinem freudigen Erstaunen auf eignem Grund und Boden. Hier bedurfte er einer langen Pause, um nur wieder zu Athem zu gelangen, der ihm bei seiner eben begonnenen, noch kurzen Fahrt schon ganz ausgegangen war; (der Ritter war beiläufig ein wenig engbrüstig) endlich hören wir ihn weiter:

„Neuerungen! — die Welt nennt sie in ihrer Verblendung „Verbesserungen“, — als ob das Neue über-

haupt gut sein könne! Ist dieses denn nicht immer unbequem, und kann wohl das Unbequeme gut genannt werden? O Thorheit über Thorheit!" Hier fiel sein Blick auf seinen alten Wams, mit welchem sich der Ritter bekleidet hatte, (ohne Zweifel — um nicht gegen die Consequenz zu verstoßen) er wurde weich. „Warum" — lächelte er — „bist du, alter Freund, mir so lieb; warum fühle ich mich in dir so wohl, so behaglich? und woher kommt es, daß dein jüngerer Genosse von mir gänzlich vernachläßigt wird? O gewiß, dein Alter nur macht dich mir so werth, so wie die Neuheit jenes ihn mir so verhaßt macht. Und so ist's ja in Allem. Das Neue ist und bleibt unbequem, also schlecht; das Alte allein ist bequem, mithin gut."

So setzte der sinnreiche Junker seine philosophischen Streifzüge ununterbrochen fort. Daß er dabei manchen Bock schoß, den ihn sein Eifer für eine Hyäne, oder allerwenigstens doch für einen Bären halten lassen, haben wir vorhin bereits bemerkt. Er wurde aber seinen Irrthum nie gewahr; ob daran die Hitze des Kampfes, oder sein von Natur schwaches Auge, oder beides zugleich Schuld gewesen sein mag, lasse ich ungesagt. Genug, der Ritter machte seinem großen Urahnen alle Ehre, obgleich zwischen beiden dennoch ein merklicher Unterschied stattfindet. Denn jener kämpfte — wie alle Welt weiß — nur gegen das Unritterliche seiner Zeit; unser Held dagegen gedachte die schiefen Richtungen des Geistes seiner Tage zu vertilgen; das konnte er auch nur mit geistigen Waffen. — Jener irrte auf Erden unstät umher, und ließ es sich auf seinen Tagesmärschen oft sauer werden; dieser irrt zwar auch, aber daheim, das Bequeme liebend.

Wollte wegen dieser Raritäten Jemand an der Echtheit des Sprößlings Don Quixote zweifeln, so wäre das sehr voreilig; es bedarf hier keines Stammbaums, da unser Ritter das Gepräge seines großen

Vorbildes unverkennbar an der Stirne trägt, so daß Jeder, der jenen nur einigermaßen gekannt, in diesem bei flüchtiger Begegnung gleich den würdigen Abkömmling des längst Geschiedenen sieht. — Die Aehnlichkeit Beider ist unleugbar. Wie Jener nämlich im blinden Eifer Windmühlen für herausfordernde Riesen, Stallknechte für Knappen und Kuhmägde für zarte Burgfräulein hielt, so sahe der Held dieser Erzählung oft in einer unschuldigen Eisenbahn — einen giftigen Drachen, die darauf rollenden Dampfwagen schienen ihm wüthende Ungeheuer. Edle Männer, welche an der Aufhebung des Sklavenhandels thätig arbeiteten, hielt er für wahre Unterdrücker der Freiheit; denn er meinte: wie kein Thal gedacht werden könne — ohne Voraussetzung der Berge, ebenso sei keine Freiheit denkbar (also auch nicht vorhanden) ohne die Fortbestehung der Sklaverei, — und wer letztere aufheben wolle, (schloß er weiter) sei ein Räuber der erstern.

Ich könnte noch erzählen, wie der tapfere Don einst eine unscheinbare Patent-Stahlfeder für einen vergifteten Dolch gehalten, und noch manches Andere; doch wir begreifen nun schon, was ihn zu seinen Irrthümern veranlaßte, — nichts weiter nämlich, als seine heftige Erbitterung gegen alles Neue. Diese war so groß, daß — hätte in seinem Alter sich noch ein neuer Zahn bei ihm eingestellt, etwa der Weisheitszahn, — er ihn ohne Zweifel auf der Stelle vertilgt haben würde. Einer solchen Thatsache aber wurde in der Chronik des Ritters nicht erwähnt, woraus sich wohl nicht unrichtig schließen ließe: daß der Weisheitszahn bei ihm bis dato noch ausgeblieben. —

Da das bisher Gesagte hoffentlich eine ziemlich genaue Charakterzeichnung des Gedachten — wenn auch nur in flüchtigen Umrissen liefert, so können wir nun füglich zur Hauptsache schreiten; und diese enthält

das sieben und dreißigste Kapitel.

Wir finden unsern Helden an einem kühlen Herbstmorgen in seinem Zimmer lärmend und tobend, als ob höllische Geister daraus zu vertreiben gewesen wären. Da aber solches Gesindel uns Sterblichen keine Visiten zu machen pflegt, so mußte es entweder im Kopfe des Ritters spuken, oder böse Buben wagten den Tapfern zu kränken. Ich vermuthete letzteres, und mein ganzes Mitleid für ihn wurde rege, obgleich ich sonst gerade sein Freund nicht war. Ich faßte daher den ernsten Entschluß dem Bedrängten beizustehen. — Nach genauer Prüfung aber fand sich's, daß keine Seele dem Tobenden ein Leid zufügte; auch nicht einmal eine Fliege hatte sich ihm auf die Nase gesetzt. Er war ganz allein.

Was in aller Welt! fehlte ihm denn? — — So fragte auch ich damals, und konnte lange nicht aus ihm klug werden. Später erfuhr ich die Gründe, welche ihn zu so heftigem Schnauben und Wüthen veranlaßt hatten, und da verdachte ich ihm denn seinen Aerger nicht mehr. Tausend Ursachen waren vorhanden, die die Gallenblase des Ritters bis zum Platzen erweiterten; nur ein Paar davon sind hinreichend sein Zürnen zu rechtfertigen.

Erstens hatte er die vorige Nacht schlecht geträumt. Das war überhaupt ein Generalübel bei dem Geplagten; seine Nächte setzten ihm oft eben so hart zu, als die Tage. Fürchterliche Träume quälten ihn häufig, in denen er nichts geringeres zu thun hatte, als mit gewissen Riesen, Drachen und sonstigen Ungeheuern zu kämpfen, und das Aergste dabei war dann immer seine theilweise Niederlage, — aus der gänzlichen rettete ihn gewöhnlich plötzliches Erwachen. Die unangenehme Empfindung aber, in welche ihn der Traum versetzt hatte, verließ ihn dann den folgenden Morgen noch nicht, sondern quälte ihn fort. So auch diesmal. — Das Schlimmste aber kam noch nach. Das eingebildete

Ungethüm, welches den Ritter nämlich im Traume erschreckt hatte, trat an diesem Tage in der Wirklichkeit vor ihn. Ein Glück für ihn, daß sich solches — wie bereits gemeldet — an einem kühlen Herbstmorgen ereignete. Die heftigen Wallungen des Bluts unseres Helden wurden nun doch durch die herbstliche Atmosphäre etwas gedämpft; die Sonnengluth eines Julitages hätte ihn in dem Falle ohne Zweifel getödtet.

Doch es ist Zeit, daß wir den diesmaligen Zankapfel des Ritters näher betrachten. Es war diese Frucht in einem Welttheile gereift, der schon durch seine spätere Entdeckung (also durch seine Neuheit) jenem verhaßt sein mußte. Der Gute kam nicht darauf, daß trotz dem die Geburt Amerikas um keine Sekunde später erfolgt sein könne, als die der andern Theile unserer mütterlichen Erde. Genug — er war jenen Regionen von Herzen abhold, und aus dem Grunde mogte ihm wohl — ohne weitere Prüfung — Alles zuwider sein, was sich dort zutrug. —

Nun hatten sich daselbst vor Kurzem einige Menschenfreunde, die jedoch der Ritter in seinem aristokratischen Hochmuthe Spießbürger schalt — vereinigt, um ihren unwissenden — und durch Unwissenheit moralisch erkrankten — Mitbrüdern eine factische, für sie höchst wichtige und beachtungswerthe Wahrheit aus der Chemie und eine eben so wichtige aus der Zoologie praktisch beizubringen. Es kam nämlich darauf an: sie zu überzeugen, daß eine sonst nützliche Pflanze dennoch ein zehrendes Gift enthalten könne, und dann: — daß *sie* selbst zu der edlen Gattung der Geschöpfe gehören, die man Menschen nennt. Ersteres *wollten* sie nicht wissen, das letztere war ihnen zum Theil auch unbekannt.

Kaum waren die verdienstvollen Bemühungen jener Männer dem Ritter zu Ohren gekommen, als er in ihnen auch schon eine neue Herausforderung zum Kampfe sah. Nur die unabsehbare Wasserfläche, welche

ihn von jenem fernen Welttheile trennte, verhinderte die sofortige Annahme der Herausforderung. — Aber sein „Ungethüm“ kam näher; es durchkroch einen großen Theil Europens, und hätte den brummigen Don beinahe unvorbereitet angetroffen, so wenig hatte dieser an das Vorrücken des Feindes geglaubt. Die „Unverschämtheit“ des letzteren reizte seine Empfindlichkeit aufs höchste, und verfolgte ihn sogar bis in seine Träume.

Wir kennen nun das Ungethüm, welches den Ritter in der erwähnten Nacht so geängstet hatte, und verdenken ihm seinen Aerger am darauf folgenden Morgen nicht mehr.

Doch nicht der Traum und dessen bittere Nachempfindung allein waren die Ursache seines Tobens; wir erinnern uns, daß das Schreckbild seiner Phantasie am Tage in der gräßlichsten Wirklichkeit vor ihn trat.

Der Alte hatte nämlich in der Zeitung — die er eifrig las — (wahrscheinlich um daraus seine Feinde, gegen welche zu kämpfen er den heroischen Entschluß gefaßt hatte, kennen zu lernen) unter andern Neuigkeiten auch die entdeckt: daß bereits auf heimathlichem Boden an verschiedenen Orten ähnliche „Spießbürger“ wie die in der neuen Welt zu gleichem Zwecke sich verbunden hatten. Dieser Anzeige war noch eine Aufforderung zur kräftigen Unterstützung jenes „guten Zweckes“ an alle „Wohlmeinenden“ beigefügt.

Das war zuviel für den Ritter! Zuerst der fatale Traum, und dann die noch fatalere Bedeutung! Daher sein Wüthen, — daher sein Toben. Doch damit ward nichts ausgerichtet; wollte er seinem frühern Vorsatze treu bleiben, so mußte nun rüstig ans Werk geschritten werden. Der tapfere Don Quixote traf demnach die nöthigen Vorkehrungen zum nahen Kampfe.

Eine Rosinante hatte er zwar nicht; die hätte ihm ohnehin auch nichts helfen können. Doch da ein Ritter ohne Roß nur ein schlechter Kämpfer ist, so mußte der Held diese Lüke durch ein Steckenpferd, das

sich eben so geduldig lenken ließ, als der hinkende Paßgänger seines großen Vorbildes — auszufüllen. — Auch hierin sehen wir die auffallende Aehnlichkeit der beiden namensverwandten Streiter. Wenn nämlich die allbekannte Rosinante jenes Veteranen mit Recht eine knöcherne genannt werden kann, so bemerken wir in dem Streitgaul unseres Ritters ein — höchst hölzernes Subject. — Dieses nun wurde von Gedachtem gravitätisch bestiegen, die Lanze mit kräftiger Faust ergriffen, und — wo sich nur eine Gelegenheit darbot — ein herzhafter Angriff gemacht auch Alles, was sich ihm feindlich entgegenstellte; und dazu gehörte Jeder, der dem edlen aquà vitae — zu Deutsch: aqua toffana den Untergang geschworen. War's ja doch sonst des Ritters heiligste Pflicht dem Unterdrückten, wo er ihn fand, beizustehen; und jetzt war unstreitig das bejammernswürdigste aller Unterdrückten — das „Lebenswasser“, welches unter solchen Umständen richtiger: Wasser des Todes genannt werden konnte. — Da nun der Ergrimmte sehr oft einige seiner gedachten Feinde zu Gesichte bekam, so unterließ er es dann nie glänzende Proben seiner Tapferkeit und Taktik abzulegen, von denen nur eine hier ihre Stelle finden mag.

Einst stieß ein ganzer Trupp von den Verfolgern seines Klienten — doch in der friedlichsten Gesinnung — auf den stets Kampfgerüsteten. Kaum hatte sie dieser wahrgenommen, als er mit bewundernswürdiger Gewandheit sich in den Sattel seines Steckenpferdes schwang, und mit eingelegter Lanze auf die sorglos Nahenden losstürmte.

„O ihr Thörichten!“ — rief er ihnen zu — „waget es doch nicht näher zu treten, wenn ihr ungeschlagen und mit heiler Haut davon kommen wollt! denn wisset, hier steht Jemand, der Muth und Kraft in sich fühlt, die unterdrückte Unschuld in Schutz zu nehmen, gegen ihre barbarischen Verfolger, und der auch eure unerhörten Pläne zu Wasser machen wird, wenn ihr

nicht augenblicklich von eurem Vorhaben absteht. Wahrlich, ihr gewahrt in eurer tollen Verblendung nicht das Unheil, welches ihr anstiftet. Ist seit Menschengedenken wohl jemals solcher Unfug getrieben worden?! Es wäre nöthig, daß ich meine schärfsten Waffen gegen euch gebrauchte, doch will ich versuchen durch ein friedliches, aber ernstes Wort euch in eure Schranken zurückzuweisen, obwohl es sonst nie meine Sache war den Frieden zu predigen, wo heißen Kampf die Pflicht mir gebot. — Höret mich an, und schämet euch!

Ist es nicht grausam: ein Etwas, eine unschuldige Substanz vertilgen zu wollen, die euch noch nie ein Leid zufügte? Oder hat jene euch so verhaßte Flüssigkeit sich jemals euern Aeckern und Wiesen verheerend genaht, — habt ihr auch nur ein Atom von euern Gütern durch sie verloren? Ihr schweigt? — Wenn es nun schon darum unedel, ja sogar grausam ist, eine Sache vertilgen zu wollen, die nie gefahrbringend für euch war, so handelt ihr noch um so viel unedler und grausamer, als ihr dadurch euern ärmern Mitmenschen ein unumgänglich nöthiges Lebensbedürfniß raubt, ihnen, die ihre Kräfte Jahr aus — Jahr ein euch opfern müssen! Ja, ihr raubt jenen etwas, das durch nichts wieder ersetzt werden kann. —

Und — abgesehen davon — wie bedeutend ist der Schaden, den ihr durch eure Vertilgungswuth, wenn diese ihren Zweck erreichte, — Denen zufügen würdet, die mit großer Mühe und Sorgfalt das zu präpariren sich angelegen sein lassen, was ihr zu vernichten trachtet, und denen die Production des geisterwärmenden Wassers ein bedeutender Erwerbszweig ist. — Wie Viele von diesen würden einen nicht geringen Verlust an ihren Einkünften erleiden, wenn ihr eure Absicht erreichtet. — Was — um's Himmels Willen! kann euch dazu veranlassen? Unterbrecht mich nicht! Ich weiß, was ihr dagegen sagen wollt, weiß, daß ihr —

(o der Verblendung!) ein Werk der allgemeinen Menschenliebe zu thun gedenket; und da meint ihr, müsse der Reichere gern etwas von seiner Habe opfern, müsse mit Freuden einen Vortheil fahren lassen, wenn er dadurch zum Wohle der ärmern Mitmenschen beitragen könne. — Aber wie sehr irrt ihr da! Nach dieser thörichten Ansicht müßten wir ja noch lieber unsere ganze Habe mit jenen theilen, und demnach würde dann eine völlige Gleichheit der Güter und somit auch der Rechte eintreten. Das aber widerspricht ja jeder bürgerlichen und gesetzlichen Ordnung, widerspricht der gesunden Vernunft. — Nein! Jeder ist sich selbst der Nächste! das ist mein goldner Wahlspruch. O wäre er auch der eure!

Und was ist's denn nun, das durch euer tolles Treiben verbessert werden soll? Was wollt ihr dadurch Gutes schaffen? Nicht wahr, ihr meint: die edle Flüssigkeit, welche die Welt mit dem profanen Worte „Schnaps" belegt, sei dem gemeinen Manne ein geisttödtendes Gift? Nun — und was denn weiter? — Ich sage d e n n o c h, daß ihr Unrecht thut, dieses „Gift" vertilgen zu wollen. Ich sag's nicht nur, ich werde es auch beweisen. —

Ist's denn nicht zu unser Aller Bestem, wenn der Verstand des gemeinen Mannes in einen mehr oder weniger undurchdringlichen Nebel gehüllt ist? Wollt ihr denn zu euerm Selbstverderben den euch unentbehrlichen Arbeiter immer mehr aufklären, damit er endlich s i c h, seine Würde und Rechte fühle! Geschähe das, dann Wehe euch! Ist's denn nicht schon genug zu beklagen, daß die Jugend in den Schulen geistig heraufgeschraubt wird — mit einer Schnelligkeit, die an das Wachsthum der Treibhauspflanzen erinnert! Schon dämmert ein Morgen bei der aufkeimenden Generation der arbeitenden Klasse, schon beginnen Einzelne ihre Menschenwürde zu fühlen, — und ihr Verblendeten seht darin nicht das herannahende Gewitter,

welches über kurz oder lang seine Blitze auf euch herabschleudern wird, wenn ihr fortfahrt mit euren thörichten Neuerungen! Begreift ihr denn nicht, daß der Pöbel unter solchen Umständen zuletzt in eure Karten gucken wird, und daß ihr alsdann das Spiel verlieren müßt?

O so kehrt denn zurück von euerm Irrwege! Oeffnet endlich die Augen, und ihr werdet gewahren, wie ihr eure sicherste Waffe gegen die unheildrohende Aufklärung wegzuwerfen im Begriffe waret. Diese Waffe ist eben der Schnaps; er allein nur ist im Stande jener mächtige Schranken zu setzen, und die Köpfe wieder zu umnebeln, welche sich einiger Klarheit zu erfreuen eben anfingen. Er tödtet den aufstrebenden Geist, und wird dadurch euer Schutzgeist. — Was thut's auch, — bleiben euch doch noch die Arme und Beine, welche für euch arbeiten. —

Darum laßt denn den an sich unschädlichen Spiritus immerhin das Gegengift eines andern gefährlichern sein, da ihr nun hoffentlich begriffen habt, wie nützlich er euch dadurch wird.

Oder meint ihr, er zehre ebenso an dem Marke des Körpers, wie er den Geist aufreibt? — Auch dann noch behaupte ich, daß er als ein wahres aqua vitae für euch sich legitimire, und ein sicheres Präservativ gegen alle Uebervölkerung sei.

Wo würde noch Raum für euch Schwache bleiben, wenn nicht der unermüdlich wirkende Schnaps täglich seine Opfer forderte und dem Tode, als ein wackerer Gehilfe tüchtig in die Hände arbeitete? Wahrlich! der alte, biedere Sensenmann darf nun auf seinen Lorbeeren ruhen, seitdem sein thätiger Adjunct Spiritus dessen größere Geschäfte fast allein besorgt. — Ich kann mir den guten Freund Hain sehr wohl vorstellen, wie er — auf seine Sense gestützt — still lächelnd dem jungen, für ihn so thätigen Freunde zuschaut, ihm unaufhörlich Beifall winkend. Und ihr

werdet doch nicht dieses Lächeln von dem Gesichte eures gestrengen Gläubigers verscheuchen wollen, dadurch, daß ihr ihm seine Opfer zu entreißen trachtet! Ihr würdet da nur ein gefährlich Spiel spielen, und ehe ihr euch recht umschautet — wäre die Partie aus, und ihr hättet verloren!

Nun ich lese es auf euern Gesichtern (fuhr er fort) daß ihr gescheut geworden, und es war wohl auch nichts Anderes zu erwarten. Bei so ungleichen Waffen mußte mir der Sieg nur zu leicht werden. So kehret denn heim, — vernünftiger, als ihr gekommen, und gebraucht eure Waffen hinfort nicht mehr gegen, sondern für die Wirksamkeit des starken Geistes Schnaps. —"

So sprach der Eiferer. Aber die letzten Worte trafen ganz andere Ohren, als die, gegen welche eigentlich sein heftiger Angriff gerichtet gewesen. Diese hatten sich längst mit einem Achselzucken — ohne von dem erhitzten Kämpfer bemerkt zu werden — davongemacht, da sie bald in ihrem Gegner den Ritter von der traurigen Gestalt erkannt hatten.

Aber Andere waren herbei gekommen, und — gingen zum Theil entweder gleichgiltig vorüber, weil ihnen die Sache zu uninteressant schien, — oder hielten — gefesselt durch das Feuer des Gegners — Stich, ließen sich besiegen, und wurden somit die Sancho Pansen des größten fahrenden Ritters unserer Zeit.

[L]

## XI.

## Erfahrungen in der Bienenzucht.

Von F. Heydenreich in Tilsit.

---

Im October- und November-Hefte des vorigen Jahrganges gab ich eine kurze Uebersicht der Nuttschen Bienenzucht und versprach Erfahrungen in derselben aus dieser Gegend bekannt zu machen. In dieser kurzen Zeit können nun wohl keine sichern gemacht worden sein, doch kann ich nicht unterlassen auf etwas aufmerksam zu machen, das ich in diesem Winter recht schmerzhaft erfahren mußte. Ich erhielt den 1. August v. J. einen recht starken Schwarm von meinem Nachbar, einem eifrigen Bienenwirthe nach alter Art, zum Geschenk. Zwar sind solche späte Schwärme immer mißlich durch den Winter zu bringen und man thut daher wohl, sie entweder mit früheren zu vereinigen, oder zum Hauptstock zurückzubringen. Doch mir war es um neue Erfahrungen zu thun, und so ließ ich ihn in den Hauptstock eines vereinfachten Nuttschen Kastens einfangen. Schon am folgenden Morgen begann er seine Arbeit, und es gewährte meinen Kindern und manchem andern Freunde der Natur ungemeines Vergnügen die rastlose Thätigkeit der kleinen Thierchen durch das Fenster zu beobachten. Bald reihete sich eine Wabe an die andere und in acht Tagen waren schon mehre neben dem Fenster bis zum Bodenbrette herabgestiegen. Jede auch die kleinste Fuge, war bald mit Klebwachs verschlossen und der zwei Zoll breite Eingang durch eben solches in drei Abtheilungen getheilt, bei welchen früh und spät Wachen standen um jeden Feind und Räuber abzuhalten. Obgleich auch bald etwas Honig in den obern Zellen sichtbar wurde, so konnte ich im Herbste noch nicht den hinreichenden Bedarf vermuthen und fing daher zeitig an zu füttern. Da ich anfangs Bedenken trug, den obern Deckel zu

öffnen, um die daran hängenden Waben nicht zu beschädigen, auch den Hauptstock nicht vom Bodenbrette abheben wollte, um nicht die verklebten Fugen wieder zu öffnen; so stellte ich das Futter in einen Flügel und öffnete den Schieber. Ein neues interessantes Schauspiel stellte sich da unsern beobachtenden Blicken dar! Die von Sturm und Regen im Stock zurückgehaltenen Bienen stürzten mit Ungestüm in den Flügel und verzehrten begierig den Honig, der ihnen auf einem Zwiebacke dargereicht war, ja, auch einen Theil des Zwiebacks mit. Einige schienen ein Opfer ihrer ungezügelten Begierde geworden zu sein; sie lagen am Morgen todt im Flügel. Einige Zeit nachher, nachdem es kälter geworden war, kamen die Bienen nicht mehr in den Flügel, und der Honig blieb unberührt; sie hatten sich alle oben zwischen die Waben zurückgezogen. Da blieb mir nichts übrig, als den obern Deckel zu öffnen und ein mit Honig gefülltes Glas, das mit einem dünnen leinenen Läppchen bebunden war, drüber zu stülpen. Es wurden dadurch wohl einige mit Honig gefüllte Zellen zerrissen, doch blieben die Waben zusammen, und die Bienen zehrten nun eben so begierig als zuvor die ihnen so bequem dargebotene willkommene Speise. Dies währte bis Ende October, den 1. November ließ ich den Stock, in Ermangelung eines Bienenhauses, in ein finsteres Gartenstübchen bringen und, bewogen durch Nutt's und anderer Bienenschriftsteller Urtheil: daß die Bienen im Winter erstarren und nicht fressen, stellte ich das Füttern ein. Im Januar hörte ich noch ein munteres Summen im Stocke; im Februar war alles still und als ich im März den Kasten aufhob — alles todt!

Aus dieser unangenehmen Erfahrung ziehe ich folgende Regeln für die Behandlung der Bienen im Winter:

1) **Man nehme keinen späten noch kleinen Schwarm**, denn dieser verbringt die Zeit der Honigtracht mit Einrichtung der neuen Wohnung und

mit Aufbau der Zellen. Daher er keinen Wintervorrath eintragen kann. Hat man einen solchen doch aufgenommen und durchs Gewicht gefunden, daß er nicht wenigstens 12 Pfund Honig hat:

2) so füttre man ihn, nicht blos reichlich im Herbste, sondern auch im Winter; denn die Bienen erstarren nicht, bedürfen daher auch im Winter der Nahrung.

3) Man füttere von oben durch den abgehobenen Deckel; und damit der Zellenbau nicht durch das Abheben zerstört werde, so schlage man sogleich um den Deckel ein dünnes leinenes Läppchen, an welchem dann die Zellen von den Bienen angebaut werden. Dann darf man nur den Futterhonig in die Vertiefung hineingießen und mit einem Brettchen bedecken.

Für das beste Winterquartier der Nuttschen Bienenkasten halte ich ein dunkeles kaltes Gemach. Wer daher kein Bienenhaus hat, wird wohl thun, die Bienen beim Eintritt des Frostes in ein solches zu bringen und sie darin bis zur gelindern Witterung zu lassen. Die Korbbienen können aber auf ihrem Stande bleiben, leiden aber wie in diesem Jahre doch auch sehr durch Frost und Sturm, daher ein wohlverschlossenes Bienenhaus auch für diese nothwendig ist.

Mehre Landwirthe haben sich hier unter meiner Aufsicht den vereinfachten Nuttschen Bienenstock machen lassen; er kostet mit dem Oelanstrich 3½ Thlr.; auch bin ich bereit noch anderweitige Bestellungen ausführen zu lassen; doch bitte ich um frühzeitige Anmeldungen und Beifügung des Betrages. Es darf hier übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß in der Mark einerseits eine überaus große Theilnahme für diese neue Behandlungsart stattfindet, da nach der Anzeige des Hrn. Mechanikus Amuel, er allein im verflossenen Jahre 370 Nuttsche Kasten (à 7 Thlr.) hat ausführen lassen und im Winter noch 800 Bestellungen für diesen Sommer

empfangen hat. Anderseits haben sich auch viele Gegner dieser Nuttschen Kasten gefunden, unter andern der Prediger Beneke zu Schönerlinde bei Berlin, dessen Anzeige (in Nr. 78. der Beilage) für diejenigen, welche die Spenersche Zeitung nicht lesen, hier, ohne allen Bemerkungen noch folgen möge:

## Die Bienen.

Es ist mir nicht möglich, alle Briefe, die über die Bienen an mich ergehen, zumal Anfängern, zu beantworten. Meine Aufgabe ist: die Wissenschaft zu befördern und zu vervollkommnen; — die pomphaft angekündigten Nuttschen Kasten, (197½ Pfund Honig von einem Volke) hölzern und kältend, unbeholfen und kostbar, überall berstend und Raum fressend, als ganz unvollkommen darzustellen, darum, weil der Kasten zur jährlichen Rekrutirung der Korbbienenzucht zugleich neben sich bedarf, also gleich ist Zwei, alle Vollkommenheit aber gleich Eins ist; für tausende von Bienenvätern nicht blos zu theuer (7 Thlr. noch ohne Thermometer und Glocke) sondern auch widernatürlich und uneinträglich, wie sich denn auch niemand zu den drei darüber von der ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam ausgestellten Prämien gemeldet hat, noch jemals melden wird und kann — dem Vaterland ferner viele Tausende von Thalern für Honig und Wachs ins Ausland zu ersparen; die Drathschneiderei und Honigmatscherei und dadurch bewirkte Räuberei, zu beseitigen; durch eine hochwichtige Entdeckung, welche ich im vorigen Herbst gemacht habe, (wenn von einem glücklichen Erfolg sie gekrönt wird) das Schwärmen nach Belieben zu gestatten und zu verhindern; die Stöcke schnell zu vermehren, und überdies, zumal in Honigreichen Jahren, als Zugabe einen Nebengewinn des köstlichsten Kappenhonigs zu erzielen, und so das meinige beizutragen, die Bienenzucht auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, das künstlichste, bewunderungswürdigste und zugleich

räthselhafteste Geschöpf in der ganzen Natur vom jammervollen Schwefeltode zu erretten, und darzuthun, daß die Mutterbiene (unschicklich Königin genannt, da sie nichts regiert, sondern regiert wird), und die Drohnen und die Arbeitsbienen, alle drei, aus einerlei Eiern entstehen, und ihre Geschlechtsverschiedenheit blos durch den verschiedenen Bau der Zellen, und besten, besseren und schlechteren Futterbrei bewirkt wird; daß die geschlechtslosen Drohnen nicht männlichen Geschlechts, sondern nur einzig und allein zum Brüten bestimmt sind, daß die Mutter ohne alle Befruchtung, gleich den Wasserpolypen, fruchtbare Eier lege, und die Bienenwelt also eine Welt der Wunder sei. Ueber dieses und anderes Mehr werde ich im Laufe dieses Sommers ein Paar Bogen drucken lassen, begleitet von einer Kupfertafel, die Form meiner Ganz- und Halbkörbe und Kappen zu versinnlichen. Gut Ding aber will Weile haben.

---

### Druckfehler im April-Heft:

S. 362. Z. 6 von unten lies: leeren statt langen.

### Druckfehler im Mai-Heft:

S. 441. Z. 12, von unten lies: Gurlt statt Gnelt.

---



